Vom Kriege

Carl von Clausewitz, Wilhelm von ...

Vom Kriege

Carl von Clausewitz, Wilhelm von ...

Vom Kriege

Carl von Clausewitz, Wilhelm von ...

Militärische Klassiker

des In- und Auslandes.

Mit Einleitungen und Erläuterungen

von

W. v. Scherff,
Oberst und Kommandeur 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 29,

v. Boguslawski,
Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 1. Westpreuss. Grenadier-Regiment Nr. 6,

v. Taysen,
Oberstlieutenant im Grofsen Generalstabe,

Frh. v. d. Goltz,
Major im Grofsen Generalstabe,

und Anderen,

herausgegeben

von

G. v. Marées,
Oberstlieutenant im Neben-Etat des Grofsen Generalstabes.

Berlin, 1883.
Richard Wilhelmi.
W. Unter den Linden 21.

Vom Kriege.

Hinterlassenes Werk des Generals

Carl von Clausewitz.

II

Erläutert

durch

W. von Scherff,
Oberst und Regiments-Kommandeur.

Zweite Stereotyp-Auflage.

Berlin, 1883.
Richard Wilhelmi.
W. Unter den Linden 21.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vom Kriege.

Inhalts-Verzeichniss.

(Die mit einem Sternchen bezeichneten Abschnitte sind vom Oberst v. Scherff verfaſst.)

Erstes Buch.

Ueber die Natur des Krieges.

Zweites Buch.

Ueber die Theorie des Krieges.

Drittes Buch.

Von der Strategie überhaupt.

Viertes Buch.

Das Gefecht.

Fünftes Buch.

Die Streitkräfte.

Sechstes Buch.

Vertheidigung.

Skizzen zum siebenten Buch.

Der Angriff.

Skizzen zum achten Buch.

Kriegsplan.

Anhang.

Zur Einführung.

Carl von Clausewitz' hinterlassene acht Bücher „Vom Kriege“ sind die Frucht einer zwölfjährigen Arbeit!

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, dafs in diesem langen Zeitraume wohl nur wenig Wochen dahingegangen sein mögen, in welchen der unermüdlich strebsame und mit Vorliebe gerade an diesen Untersuchungen hängende Autor nicht mindestens die geistige Hand an sein Werk gelegt hätte.

Trotzdem sind die drei Bände vom Kriege ein Torso geblieben, eine „unförmliche Gedankenmasse“, eine „Sammlung von Werkstücken“, wie der General sie selbst bezeichnet, der nur allein das erste Kapitel des ersten Buches als „vollendet“ gelten lassen will.

Zwei Ursachen drängen sich auf dafür, dafs dem so ist; dafür, ist man versucht zu sagen, dafs dem so sein und bleiben mufste, so gewesen sein würde, auch wenn dem Autor aber- und abermals zwölf Jahre zur Fortsetzung seines Werkes vergönnt gewesen wären.

Er selbst spricht gelegentlich der Entstehungsgeschichte des Buches von seiner „Natur“, welche ihn stets zum Entwickeln und Systematisiren getrieben habe und endlich völlig mit ihm „durchgegangen“ sei.

Eine solche Natur, ausgerüstet mit der Schärfe des geistigen Blickes und der Unerbittlichkeit der Logik eines Clausewitz ist nicht gemacht, ein Werk, wie das unternommene, zu einem „Abschlusse“ zu bringen. Nie und nimmer würde gerade dieser Geist „sich selbst genügt haben“, immer und immer wieder würde sein durch die Weiterarbeit neu geschärftes Auge neue Seiten an seinem Thema entdeckt, sein unermüdlicher Schaffensdrang neue Bausteine, neue Kapitel zum Werk herangetragen, alte zu immer lichterer Klarheit herausgearbeitet haben.

Ergeht es doch im Grunde einem Jeden so, welcher dieses unendliche Arbeitsfeld betritt, dessen Dimensionen mit dem Vorschreiten nur zu wachsen scheinen: am letzten aber wäre eine Clausewitz-Natur dazu angethan gewesen, selbstbefriedigt an einer Stelle Halt zu machen oder auch nur selbstbewufst sich eine bestimmte Grenze zu setzen, ehe sie das ganze Gebiet vom Kriege erforscht und erschlossen zu haben, geglaubt hätte.

Damit aber ist der zweite Grund berührt, warum das Werk vom Kriege ist, wie es ist; warum der Bau eine offene Säulenhalle geblieben wäre, auch wenn es dem Baumeister vergönnt gewesen sein würde, unsere Tage zu erleben.

Vor der Unerschöpflichkeit des Stoffes hätte auch dieser bedeutendste Forscher nicht nur unserer, sondern schlechthin bis heute aller Kriegsliteratur sich beugen müssen, denn es ist dem Menschen nicht gegeben, ewig zu leben, ewig zu wirken: der Krieg aber, wie dieser Geist ihn erfassen wollte, ist ewig wie die Natur, ewig wie die Geschichte!

Der General hat diese Allgewalt des Stoffes empfunden, wenn er in der Fülle schaffender Kraft von seinem frühen Tode spricht, der ihn vor der Vollendung seiner Arbeit abberufen könne!

So liegt denn dieses Werk vor uns als eine Reihe von Säulenblöcken, die uns zunächst nur die Fluchtlinie der stolzen Halle erkennen lassen, welche sein Geist den Epigonen zu bauen gedachte.

Verschieden nach Geschmack, Neigung, Zeit und vielleicht auch Laune sind diese Blöcke von der Hand des Meisters mehr oder weniger ihrem Zwecke vorgearbeitet. Da und dort steht schon die eine oder andere Säule in majestätischer Gröfse fertig aufgerichtet, nur um es doppelt und dreifach beklagen zu lassen, dafs der unerbittliche Tod uns ihre Zahl so eng begrenzt hat. An anderen sind kaum die ersten Lineamente erkennbar und der Beschauer steht sinnend davor, was der Künstler wohl aus ihnen gemacht haben würde; von wieder anderen räumt er selbst es ein, dafs die Form, in welcher er sie uns hinterlassen, ihm für den Gesammtbau nicht gepafst, dafs er selbst „den Ausweg anders“ gesucht haben würde.

Inmitten von Kapiteln von bewunderungswürdigster Klarheit und Vollendung stöfst der Leser auf freilich immer geistvolle, aber doch oft absolut veraltete Abhandlungen, die der Verfasser unzweifelhaft selbst beiseite geworfen hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, unsere Kriege zu erleben. Manches wieder ist rein polemisch, erklärlich nur durch die Zeit, in welcher es entstanden; was durch die Keulenschläge dieses Geistes an Vorurtheilen und Verschrobenheiten zertrümmert worden, ist heutzutage so vollständig „überwundener Standpunkt“, dafs man sich kaum noch die Mühe zu erklären vermag, die ein Clausewitz sich damit geben konnte und mufste. Vieles, was bereits begonnen oder schon in andere Form gegossen war, scheint ganz verloren zu sein: Rückbezüge des Generals in späteren Kapiteln auf frühere, decken sich nicht mit seinen Angaben, bei Hinweisen auf späteres ist nicht einmal in den „Skizzen“ auch nur die bezügliche Ueberschrift zu finden u. s. f.

Das alles mufs zunächst wissen, wer sich in das Buch vom Kriege vertieft. Anderes kommt hinzu, das Studium gerade dieses Werkes zu einem „eigenartigen“ zu gestalten.

Das Werk vom Kriege ist bestimmt, das Ganze vom Kriege zu umfassen, und in dem ersten Satze des ersten Kapitels ersten Buches betont der Autor die Nothwendigkeit, „mit einem Blick auf das Wesen des Ganzen anzufangen“. Diesen Ausblick eröffnet uns das nach des Verfassers Ansicht „allein vollendete“ erste Kapitel und was es uns schauen läfst, ist schlechthin die breitangeleg-

teste Basis für die Betrachtung des Krieges, welche je ein Kriegsautor sich zum Ausgangspunkte gewählt hat und auf lange hin wird wählen dürfen.

Es mag hier ganz dahingestellt bleiben, ob gegenüber der Unendlichkeit des Stoffes eine „Selbstbeschränkung" in der Behandlung kriegerischer Dinge möglich und gerechtfertigt ist, wie Clausewitzsche Vorgänger und Nachfolger sie üben zu müssen geglaubt haben, indem sie den Krieg, um mit Clausewitz zu reden, nur „rein kriegerisch" betrachten wollten; der General selbst schliefst die Möglichkeit solcher Beschränkung nicht nur nicht aus, sondern tritt sogar denen entschieden entgegen, die da meinen, dafs eine Kriegs theorie (selbst wie er sie auffafst!) deshalb eine Unmöglichkeit sei, weil nur von Dingen die Rede, „die kein stehendes Gesetz umfassen könne".

Thatsache ist, dafs dieser Autor so ziemlich als der Einzige den Krieg nicht „lediglich kriegerisch" behandelt und dafs dieser Umstand das Studium seines Buches zu einem so eigenartigen machen mufs, wie oben behauptet.

Ausgehend von dem Standpunkte, dafs der Krieg nichts ist, als die mit anderen Mitteln fortgesetzte Staatspolitik, gelangt der General zu jener Doppelartigkeit des Krieges, welche eben die „Eigenart" seiner Behandlungsweise bildet.

In seiner „Nachricht" betont er ganz ausdrücklich, dafs bei der beabsichtigten Umarbeitung der ersten sechs (wohl sieben!) Bücher diese „doppelte Art des Krieges" überall „noch schärfer im Auge behalten" werden müsse; wie das denn auch in dem bewunderungswürdig schönen Fragment des achten Buches „Vom Kriegsplan", welches er selbst sich für diese Umarbeitung zum Muster zu nehmen gedacht hat, mit aller Schärfe durchgeführt ist[1]).

Als diese doppelte Art des Krieges anerkennt der General einmal diejenige, „wo Niederwerfen des Feindes" der Zweck ist und dann die andere, „wo man blofs an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will"; er selbst bezeichnet aber doch jene erste Art allein als den „absoluten oder wirklichen" Krieg, schon damit die Angängigkeit einer wissenschaftlichen Beschäftigung nur mit dieser Art einräumend.

Man könnte im Gegensatze zu diesem absoluten die andere Art des Krieges vielleicht als den „historisch-gewordenen" Krieg charakterisiren, denn allerdings die Geschichte zeigt ihn uns öfter so, als anders, und rechtfertigt den Ausspruch des Generals, dafs diese Art die „gewöhnlichere" der Kriegführung gewesen sei. Sein Zusatz, dafs sie es „vielleicht wieder werden würde", hat sich aber in den jüngst verflossenen Perioden — vielleicht Dank ihm — annoch nicht bewahrheitet!

Eine Untersuchung, wie weit das allgemeine Wehrthum einen solchen Rückschlag überhaupt stets mehr oder weniger verhindern mufs — wäre eines Clausewitz würdig, der unstreitig der erste unter den Kriegsautoren „die Allgewalt des absoluten Krieges" mit einer vor ihm unbekannten Wissenschaftlich-

---

[1]) Die in der „Nachricht" (1827!) erwähnte Absicht einer Umarbeitung des achten Buches, von dem erst mehrere Kapitel „entworfen" seien, die nicht einmal „als wahre Materialien" betrachtet werden könnten, ist offenbar später in Bezug auf die überhaupt nur vorhandenen neun ersten Kapitel dieses Buches wirklich durchgeführt!

keit zu behandeln und die Spinnengewebe „systemmachender Theoretiker" so gründlich zu zerreifsen verstanden hat, dafs man schier sagen kann: unsere modernen Kriege sind ebenso sehr in „seinem", wie in dem vorbildlichen „Napoleonischen" Geiste geführt worden!

Nun reifen aber gerade auf dem Boden des Gegensatzes dieser Doppelart unstreitig die herrlichsten Früchte Clausewitzscher Gedankenfülle: jene für alle Zeiten mustergültigen Untersuchungen psychologischer Natur, um es mit einem Worte auszudrücken, welche dem Buche vom Kriege einen so eigenartigen Stempel aufdrücken, aber auch seine so eigenartige — Gefahr ausmachen, wenn „wissenschaftlich sein wollender" Unverstand oder „wissenschaftlich scheinen wollende" Bequemlichkeit sich „Clausewitzens" bemächtigen!

Wer sich mit Clausewitz in das Gebiet jener incommensurablen Gröfsen vertieft, den überkommt nur allzu leicht das Gefühl, dafs gegenüber diesen unfafsbaren Potenzen mit ihrem so unendlich schwer wiegenden Einflusse im „praktischen" Kriege doch alles „eitel", jede Theorie nur eine „thörichte Danaidenarbeit" sei!

Dem gegenüber ist es nützlich, sich der Zeit zu erinnern in welcher, und der Menschen, gegen welche zum grofsen Theil der General geschrieben! Sein eiserner Geistesbesen hat mit „Alltäglichkeiten, Gemeinsprüchen und Salbadereien" aufzuräumen gehabt, und so ist's natürlich, dafs er sich vor allem derjenigen Ruthen bedienen mufste, die da am wirksamsten fegen. Mehr als eine Seite seiner Deduktionen aber rechtfertigt die Vermuthung, dafs heutzutage, wo Dank seiner Tempelreinigung diese Art von Theoretikern so ziemlich verschwunden ist, seine anders geflochtene Geifsel auch ihre systemlosen und im blauen Dunst verlorenen Gegenfüfsler zu treffen verstanden hätte.

Man mufs sich ferner vergegenwärtigen, dafs das Buch, soweit es mehr oder weniger fertige Werkstücke bietet, fast lediglich die strategische Seite (auch in dem vierten Buche: Vom Gefecht!) der Sache und noch dazu in jenem weitgefafstesten Sinne behandelt, in welchem der General unter „Strategie" im Grunde immer nur die „mit eigenartigen Mitteln wirkende" (fortgesetzte) Politik versteht. Wo ja in seinen Abhandlungen von taktischen Dingen die Rede ist, verweist er sie mit der oft wiederkehrenden Wendung „doch das gehört in die Taktik" in eine andere Gedankenreihe, die zu verfolgen ihm vorläufig ziemlich fern gelegen zu haben scheint. Der „Taktik" aber räumt er selbst „viel weniger Schwierigkeiten für eine Theorie" ein, wie der Strategie, und wer auch diesen letzteren Begriff enger fafst als Clausewitz, kann wohl auch für ihn noch eine gewisse Möglichkeit einer Theorie in Anspruch nehmen, die nicht — lediglich „Betrachtung" zu sein braucht!

Bewufst oder unbewufst mufs freilich jede Theorie auf der Clausewitzschen Basis stehen, denn sie ist, wie wir oben sagten, schlechthin die breitangelegteste, und wer sie verläfst, stürzt entweder ins bodenlose der absoluten Negation oder verduftet ins endlose — der Phrase!

Trotzdem oder vielleicht richtiger gesagt, gerade dieses seines Charakters wegen aber ist das Clausewitzsche Buch am allerwenigsten, was man im gewöhnlichen Leben ein Lehrbuch nennt: und wer sich im engeren Wortsinn „belehren" will über den Krieg, der läfst es am Besten unaufgeschlagen.

Höchstens könnte man es ein Lehrbuch für „angehende Feldherrn", kaum eines für angehende kommandirende Generäle nennen — erfahrungsmäfsig bringen nur derartige Schüler ihre eigene Grammatik meist schon mit!

Andererseits mufs man aber doch wieder sagen, dafs wer den Krieg kennen lernen will aus Worten und Schriften anderer Kriegslehrer, der wird den wahren Nutzen aus ihren Theorien erst schöpfen können, wenn er (abermals bewufst oder unbewufst) im Clausewitzschen Geiste an jene zielbeschränkteren Untersuchungen herangeht.

So wird das Feldherrnbuch doch auch wieder recht eigentlich ein Lieutenantsbuch, wenn auch freilich erst für „gereiftere Köpfe", die da verstehen, dafs was eine Theorie zu bringen vermag, nur gerade so weit Werth hat, als es „durch eignes Nachdenken selbst erworbenes Eigenthum" geworden ist.

Je weniger im „Clausewitz" von dem steht, was der junge strebsame Offizier gern lernen möchte, um so mehr steht von dem darin, was man nicht lehren kann! und erst durch diesen Vergleich wird man sich des realen Werthes dessen bewufst, was man von Schulen und Akademien mit nach Hause gebracht hat!

In diesem Sinne ist Clausewitz einem Ritter und Humboldt vergleichbar, in deren Geiste man Geographie studiren soll, aus deren Werken man aber niemals Geographie wird lernen können; und darum, so wenig als der Kosmos, so wenig ist das Buch vom Kriege — ein Buch für Anfänger!

An dieser Thatsache werden auch Resumés, kommentarische und vergleichende Bemerkungen nichts ändern. So soll, was im Nachfolgenden in dieser Richtung geboten wird, auch nur dazu mitwirken, allenfalls die Uebersicht über das mehr oder weniger fertig gestellte Geistesmaterial zu erleichtern, vor allem aber zu eigener Geistesarbeit durch Hinweise auf verwandte Gedankenreihen, sei es im Buche selbst oder bei anderen, anzuregen und dadurch mitzuwirken, dafs

Clausewitz selbst, im Clausewitzschen Geiste

studirt und nicht dieser freieste Denker auf dem Gebiete der Kriegstheorie zum Schreckgespenst und stets fertigen Popanz gegen alle Theorie überhaupt mifsbraucht werde!

Mit Recht bewundert, nicht nur von uns, denen er angehört, sondern von der ganzen gebildeten Welt als „erster Kriegsphilosoph", steht Clausewitz da, ein unerreichtes, vielleicht unerreichbares Muster seiner Art der Behandlung des grofsen Krieges. Aber es wäre ein falscher Kultus, den man mit diesem hochbegnadeten und doch so unendlich bescheidenen und zurückhaltenden Manne treiben würde, wollte man mit ihm und durch ihn nun den Kreis der Kriegstheoretiker für geschlossen, das weite Feld der Untersuchungen für ein für allemal bestellt erklären; wollte man ihn, den Vorkämpfer auf dem Gebiet freier Forschung, zu einem Musterblatte stempeln, das nur noch mit mehr oder weniger Geschick kopirt werden könne.

Wahrlich nicht darum hat der General seine Arbeiten bis nach seinem Tode zurückgehalten, damit solcher Fetischdienst mit ihnen getrieben werde.

Gröfseres hat er erstrebt, gröfseres hat er erreicht! Ein Bahnbrecher mag er heifsen, denn er ist's gewesen in dem wüsten Eismeer der Unwissen-

schaftlichkeit früherer Zeiten; ein Vorbild haben seine Schriften gegeben und sie sollen es bleiben; in ihren Geist soll sich vertiefen, wer da glaubt, ihn erfassen zu können. Dieser Geist aber ist ein belebender, kein ertödtender Hauch, der den Mehlthau der Unfruchtbarkeit über die folgenden Generationen ausgestreut hätte, also dafs sie erstarren müfsten in dem einmal Gegebenen!

Es ist eine merkwürdige, aber doch wieder leicht erklärliche Thatsache, dafs das Clausewitz-Studium, welches in den letzten Decennien vor unseren grofsen Kriegen seinen Höhepunkt überschritten zu haben schien, jetzt nach denselben wieder so entschieden in den Vordergrund getreten ist und — hoffen wir es zum Besten der Armee — mehr und mehr in den Vordergrund treten wird. Die Erklärung aber wird am ehesten wohl darin gefunden werden dürfen, dafs Clausewitz wie kein anderer vor oder nach ihm „die blutige Energie“ des Krieges gepredigt hat, welche die jüngstverflossenen Ereignisse dem entwöhnten Auge aufs neue wieder vorgeführt.

Diese Predigt ist es, welche vor allem hindurch klingt aus den Fragmenten vom Krieg, die daneben in noch so manchen anderen Weisen ertönen; das ist der grofse Satz, der uns seine Lehren wieder so nahe führt und hinter dem gar manches Andere versinkt.

An diese Predigt, an diesen Satz müssen die Kommentare anknüpfen, wenn sie zu wahrem Segen für das Studium vom Kriege mitwirken sollen; diese Wahrheit ans Licht zu fördern auch da, wo sie scheinbar — oder auch vielleicht wirklich einmal im Drange anders gearteter Gedanken verschüttet ist, das mufs die Aufgabe sein einer hilfsbereiten Hand, welche den jungen Kriegsmann einzuführen hat in die grofse Welt Clausewitzscher Anschauungen!

In diesem Sinne mufs aufgefafst werden, was hier zu bieten versucht worden ist und werden wird; in dieser Absicht sind die „Rückblicke“ geschrieben, welche möglichst nur mit Clausewitz' eigenen Worten die ersten Abschnitte seines Buches resümiren; in diesem Geiste sollen die „Schlufsbemerkungen“ zu einzelnen Unterabtheilungen des Werkes den Leser zu Vergleichen anregen, denen ihrerseits vorzuarbeiten die eigentlichen „Anmerkungen“ zum Text bestimmt sind.

Metz im Januar 1880.

W. von Scherff.

Vorrede zur ersten Auflage.

Es wird mit Recht befremden, dafs eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalt, wie das vorliegende, mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen, hoffe ich durch die einfache Erzählung dessen, was mich dazu veranlafste, jeden Schein einer Anmafsung von mir zu entfernen.

Das Werk, dem diese Zeilen vorangehen sollen, hat meinen unaussprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entrissenen Mann während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ausschliefsend beschäftigt. Es zu vollenden, war sein sehnlichster Wunsch; aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Welt mitzutheilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von diesem Vorsatz abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühl eines frühen Todes, zur Antwort: Du sollst es herausgeben. Diese Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Thränen entlockten, so wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernsthafte Bedeutung beizulegen) sind es nun, die es mir nach der Ansicht meiner Freunde zur Pflicht machen, den hinterlassenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen voranzuschicken; und wenn man auch hierüber verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch das Gefühl gewifs nicht mifsdeuten, das mich veranlafst hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch so untergeordnete Auftreten der Art so sehr erschwert.

Es versteht sich von selbst, dafs ich dabei auch nicht die entfernteste Absicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin eines Werkes zu betrachten, das weit über meinem Horizont liegt. Nur als eine theilnehmende Begleiterin will ich demselben bei seinem Eintritt in die Welt zur Seite stehn. Diese Stelle darf ich wohl in Anspruch nehmen, da mir auch bei seiner Entstehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unsere glückselige Ehe gekannt hat und weifs, wie wir Alles mit einander theilten, nicht allein Freude und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens: der wird begreifen, dafs eine Arbeit dieser Art meinen geliebten Mann nicht beschäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu sein. Es kann also auch niemand so wie ich Zeugnifs geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er sich ihr widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, so wie von der Art und dem Zeitpunkt

ihres Entstehens. Sein so reich begabter Geist hatte von früher Jugend an das Bedürfnifs nach Licht und Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete, und die von so grofser Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind. Scharnhorst hatte ihn zuerst auf die richtige Bahn geführt, und seine im Jahre 1810 erfolgte Anstellung als Lehrer bei der allgemeinen Kriegsschule, so wie die Ehre, die ihm in derselben Zeit zu Theil wurde, Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen den ersten militärischen Unterricht zu ertheilen, waren ihm neue Veranlassungen, seinen Forschungen und Bestrebungen diese Richtung zu geben, so wie dasjenige niederzuschreiben, worüber er mit sich selbst aufs Reine gekommen war. Ein Aufsatz, mit welchem er im Jahre 1812 den Unterricht Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen schlofs, enthält schon die Keime seiner folgenden Werke. Aber erst im Jahre 1816 in Coblenz fing er wieder an, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und die Früchte zu sammeln, welche die reichen Erfahrungen von vier so gewichtigen Kriegsjahren in ihm zur Reife gebracht hatten. Er schrieb seine Ansichten zuerst in kurzen, unter einander nur lose verbundenen Aufsätzen nieder. Der nachfolgende, der sich ohne Datum unter seinen Papieren fand, scheint auch aus jener früheren Zeit herzustammen.

„Durch die hier niedergeschriebenen Sätze sind nach meiner Meinung die Hauptsachen, welche die sogenannte Strategie ausmachen, berührt. Ich sah sie noch als blofse Materialien an und war ziemlich so weit gekommen, sie zu einem Ganzen zu verschmelzen.

„Es sind nämlich diese Materialien ohne vorher gemachten Plan entstanden. Meine Absicht war anfangs: ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang über die wichtigsten Punkte dieses Gegenstandes dasjenige in ganz kurzen, präcisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel vor. Ich dachte mir, solche kurze, sentenzreiche Kapitel, die ich anfangs nur Körner nennen wollte, würden den geistreichen Menschen anziehen eben so sehr durch das, was weiter aus ihnen entwickelt werden konnte, als durch das, was sie selbst feststellten; es schwebte mir also ein geistreicher, schon mit der Sache bekannter Leser vor. Allein meine Natur, die mich immer zum Entwickeln und Systematisiren treibt, hat sich am Ende auch hier wieder hervorgearbeitet. Eine Zeit lang vermochte ich es über mich, aus den Abhandlungen, welche ich über einzelne Gegenstände schrieb, weil sie mir dadurch selbst erst recht klar und sicher werden sollten, nur die wichtigsten Resultate herauszuheben und also den Geist in ein kleineres Volumen zu konzentriren; später aber ist meine Eigenthümlichkeit völlig mit mir durchgegangen, ich habe entwickelt, was ich gekonnt habe, und mir denn natürlich dabei einen mit dem Gegenstand noch nicht bekannten Leser gedacht.

„Je mehr ich fortgearbeitet, je mehr ich mich dem Geiste der Untersuchung hingegeben habe, um so mehr bin ich auch auf das System zurückgeführt, und so sind denn nach und nach Kapitel eingeschaltet worden.

„Meine letzte Absicht war nun, alles noch einmal durchzugehen, in den früheren Aufsätzen manches mehr zu motiviren, in den späteren vielleicht manche Analyse in ein Resultat zusammenzuziehen und so ein erträgliches Ganze daraus zu machen, welches einen kleinen Oktavband bildete. Aber auch dabei wollte ich durchaus alles Gewöhnliche, was sich von selbst versteht, hundertmal gesagt, allgemein angenommen ist, vermeiden; denn mein Ehrgeiz war, ein Buch zu schreiben, das nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre, und das derjenige, welcher sich für den Gegenstand interessirt, allenfalls mehr als einmal in die Hand nehmen könnte."

In Coblenz, wo er viele Dienstgeschäfte hatte, konnte er seinen Privatarbeiten nur abgebrochene Stunden widmen; erst durch seine im Jahre 1818 erfolgte Ernennung zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule in Berlin gewann er die Mufse, seinem Werk eine weitere Ausdehnung zu geben und es auch durch die Geschichte der neueren Kriege zu bereichern. Diese Mufse söhnte ihn auch mit seiner neuen Bestimmung aus, die ihm in anderer Hinsicht wohl nicht ganz genügen konnte, da nach der einmal bestehenden Einrichtung der Kriegsschule der wissenschaftliche Theil der Anstalt nicht unter dem Direktor steht, sondern von einer besonderen Studien-Kommission geleitet wird. So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen, egoistischen Ehrgeiz war, so fühlte er doch das Bedürfnifs, wahrhaft nützlich zu sein und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im thätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dies Bedürfnifs Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschlufs, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, dafs kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntnifs, keine Spur irgend einer egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer grofsen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war.

So arbeitete er eifrig fort, bis er im Frühjahr 1830 zur Artillerie versetzt, und seine Thätigkeit nun auf eine ganz andere Weise, und zwar in so hohem Grade in Anspruch genommen wurde, dafs er, wenigstens fürs erste, allen schriftstellerischen Arbeiten entsagen mufste. Er ordnete seine Papiere, versiegelte die einzelnen Pakete, versah sie mit Aufschriften und nahm einen wehmüthigen Abschied von dieser ihm so lieb gewordenen Beschäftigung. Er wurde im August desselben Jahres nach Breslau versetzt, wo er die zweite Artillerie-Inspektion erhielt, aber schon im Dezember wieder nach Berlin zurückberufen und als Chef des Generalstabes bei dem Feldmarschall Grafen von Gneisenau (für die Dauer des demselben verliehenen Oberkommandos) angestellt. Im März 1831 begleitete er seinen verehrten Feldherrn nach Posen. Als er nach dem schmerzlichsten Verlust im November von dort nach Breslau zurückkehrte, erheiterte ihn die Hoffnung, sein Werk wieder vornehmen und vielleicht im Laufe des Winters vollenden zu können. Gott hatte es anders gewollt; er war am 7. November nach Breslau zurück-

gekehrt, am 16. war er nicht mehr, und die von seiner Hand versiegelten Pakete wurden erst nach seinem Tode eröffnet! —

Dieser Nachlaſs ist es nun, der in den folgenden Bänden mitgetheilt wird, und zwar ganz so, wie er sich vorfand, ohne daſs ein Wort hinzugefügt oder gestrichen worden wäre. Dennoch war bei der Herausgabe desselben vieles zu thun, zu ordnen und zu berathen, und ich bin mehreren treuen Freunden für den mir hierbei geleisteten Beistand den herzlichsten Dank schuldig, namentlich dem Herrn Major O'Etzel, der die Korrektur des Drucks, so wie die Anfertigung der Karten, welche den historischen Theil des Werkes begleiten sollen, gütigst übernommen hat. Ich darf auch wohl meinen geliebten Bruder hier nennen, der meine Stütze war in der Stunde des Unglücks, und der sich auch um diesen Nachlaſs in so vieler Hinsicht verdient gemacht hat. Er hat unter anderm bei dem sorgfältigen Durchlesen und Ordnen desselben die angefangene Umarbeitung gefunden, welche mein geliebter Mann in der im Jahre 1827 geschriebenen und weiter unten folgenden Nachricht als eine beabsichtigte Arbeit erwähnt, und hat sie an den Stellen des ersten Buches, für welche sie bestimmt war (denn weiter reichte sie nicht), eingeschaltet.

Noch vielen andern Freunden möchte ich danken für den mir ertheilten Rath, für die mir erwiesene Theilnahme und Freundschaft, aber wenn ich sie auch nicht alle nennen kann, werden sie doch gewiſs an meiner innigsten Dankbarkeit nicht zweifeln. Diese ist um so gröſser, je fester ich überzeugt bin, daſs alles, was sie für mich thaten, nicht allein um meinetwillen geschah, sondern dem Freunde galt, den ihnen Gott so früh entrissen hat.

War ich ein und zwanzig Jahre lang hochbeglückt an der Hand eines solchen Mannes, so bin ich es auch noch ungeachtet meines unersetzlichen Verlustes durch den Schatz meiner Erinnerungen und meiner Hoffnungen, durch das reiche Vermächtniſs von Theilnahme und Freundschaft, das ich dem geliebten Verstorbenen verdanke, durch das erhebende Gefühl, seinen seltenen Werth so allgemein und so ehrenvoll anerkannt zu sehn.

Das Vertrauen, mit welchem ein edles Fürstenpaar mich zu sich rief, ist eine neue Wohlthat, für die ich Gott zu danken habe, da es mir einen ehrenvollen Beruf eröffnet, dem ich mich freudig widme. Möchte dieser Beruf gesegnet sein, und möchte der theure kleine Prinz, der in diesem Augenblick meiner Obhut anvertraut ist, einst dieses Buch lesen und durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen!

Geschrieben im Marmor-Palais bei Potsdam,
den 30. Juni 1832.

Marie von Clausewitz,
geborene **Gräfin Brühl,**
Oberhofmeisterin Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm.

Nachricht[1]).

„Ich betrachte die ersten sechs Bücher, welche sich schon ins Reine geschrieben finden, nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll. Bei dieser Umarbeitung wird die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten werden, und dadurch werden alle Ideen einen schärferen Sinn, eine bestimmte Richtung, eine nähere Anwendung bekommen. Diese doppelte Art des Krieges ist nämlich diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, dafs man ihn politisch vernichten, oder blofs wehrlos machen und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will, — und diejenige, wo man blofs an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, sei es, um sie zu behalten, oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen. Die Uebergänge von einer Art in die andere müssen freilich bestehen bleiben, aber die ganz verschiedene Natur beider Bestrebungen mufs überall durchgreifen und das Unverträgliche von einander sondern.

„Aufser diesem faktisch bestehenden Unterschied in den Kriegen mufs noch der ebenfalls praktisch nothwendige Gesichtspunkt ausdrücklich und genau festgestellt werden, dafs der Krieg nichts ist, als die fortgesetzte Staatspolitik mit andern Mitteln. Dieser Gesichtspunkt wird, überall festgehalten, viel mehr Einheit in die Betrachtung bringen, und es wird sich alles leichter aus einander wirren. Obgleich dieser Gesichtspunkt hauptsächlich erst im achten Buche seine Anwendung finden wird, so mufs er doch schon im ersten Buche vollständig entwickelt werden und auch bei der Umarbeitung der ersten sechs Bücher mitwirken. Durch eine solche Umarbeitung werden die ersten sechs Bücher manche Schlacke los werden, manche Spalte und Kluft wird sich zusammenziehen, und manche Allgemeinheit wird in bestimmtere Gedanken und Formen übergehen können.

„Das siebente Buch: Vom Angriff, wozu die Skizzen der einzelnen Kapitel bereits entworfen sind, ist als ein Reflex des sechsten Buches zu betrachten und soll sogleich nach den eben angegebenen bestimmteren Gesichtspunkten

[1]) Siehe Vorrede S. X.

bearbeitet werden, so dafs es keiner neuen Umarbeitung bedürfen wird, sondern vielmehr bei der Umarbeitung der ersten sechs Bücher als Norm dienen kann.

„Zum achten Buch: Vom Kriegsplan, d. h. überhaupt von der Einrichtung eines ganzen Krieges, finden sich mehrere Kapitel entworfen, die aber nicht einmal als wahre Materialien betrachtet werden können, sondern ein blofses rohes Durcharbeiten durch die Masse sind, um in der Arbeit selbst erst recht gewahr zu werden, worauf es ankommt. Diesen Zweck haben sie erfüllt, und ich denke nach Beendigung des siebenten Buches gleich zur Ausarbeitung des achten zu schreiten, wo dann hauptsächlich die beiden oben angegebenen Gesichtspunkte geltend gemacht werden und Alles vereinfachen, aber auch zugleich vergeistigen sollen. Ich hoffe in diesem Buche manchen Faltenkniff in den Köpfen der Strategen und Staatsmänner auszubügeln, und wenigstens überall zu zeigen, um was es sich handelt, und was bei einem Kriege eigentlich in Betracht zu ziehen ist.

„Bin ich nun durch die Ausarbeitung dieses achten Buches mit meinen Ideen ins Klare gekommen, und haben die grofsen Lineamente des Krieges sich gehörig festgestellt, so wird es mir dann um so leichter werden, diesen Geist in die ersten sechs Bücher überzutragen und jene Lineamente auch hier überall durchschimmern zu lassen. Also erst alsdann werde ich die Umarbeitung der ersten sechs Bücher vornehmen.

„Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, weil unaufhörlichen Mifsverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird; denn in diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, indem er die Feder ergreift, eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für eben so unzweifelhaft, als dafs zweimal zwei vier ist. Wollte er sich die Mühe geben, wie ich, Jahre lang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein.

„Aber trotz dieser unvollendeten Gestalt glaube ich doch, dafs ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser in den ersten sechs Büchern die Früchte eines mehrjährigen Nachdenkens und eifrigen Studiums des Krieges nicht verkennen und vielleicht darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte.

Berlin, den 10. Juli 1827.“

Aufser dieser Nachricht fand sich noch in dem Nachlasse folgender unvollendete Aufsatz, der, wie es scheint, von sehr neuem Datum ist.

„Das Manuskript über die Führung des grofsen Krieges, welches man nach meinem Tode finden wird, kann, so wie es da ist, nur als eine Sammlung von Werkstücken betrachtet werden, aus denen eine Theorie des grofsen Krieges aufgebaut werden sollte. Das Meiste hat mich noch nicht befriedigt, und das sechste Buch ist als ein blofser Versuch zu betrachten; ich würde es ganz umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht haben.

Allein die Hauptlineamente, welche man in diesen Materialien herrschen sieht, halte ich für die richtigen in der Ansicht vom Kriege; sie sind die Frucht eines vielseitigen Nachdenkens mit beständiger Richtung gegen das praktische Leben, in beständiger Erinnerung dessen, was die Erfahrung und der Umgang mit ausgezeichneten Soldaten mich gelehrt hatten.

„Das siebente Buch sollte den Angriff enthalten, wovon die Gegenstände flüchtig hingeworfen sind; das achte den Kriegsplan, worin ich die politische und menschliche Seite des Krieges noch besonders aufgefaſst haben würde.

„Das erste Kapitel des ersten Buches ist das einzige, das ich als vollendet betrachte, es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen, die Richtung anzugeben, die ich überall halten wollte.

„Die Theorie des groſsen Krieges oder die sogenannte Strategie hat auſserordentliche Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, daſs sehr wenig Menschen von den einzelnen Gegenständen deutliche, d. h. bis auf das Nothwendige in beständigem Zusammenhange zurückgeführte Vorstellungen haben. Beim Handeln folgen die meisten einem bloſsen Takt des Urtheils, der mehr oder weniger gut trifft, je nachdem mehr oder weniger Genie in ihnen ist.

„So haben alle groſsen Feldherren gehandelt, und darin lag zum Theil ihre Gröſse und ihr Genie, daſs sie mit diesem Takt immer das Rechte trafen. So wird es auch für das Handeln immer bleiben; und dieser Takt reicht dazu vollkommen hin. Aber wenn es darauf ankommt, nicht selbst zu handeln, sondern in einer Berathung Andere zu überzeugen, dann kommt es auf klare Vorstellungen, auf das Nachweisen des inneren Zusammenhanges an; und weil die Ausbildung in diesem Stück noch so wenig vorgeschritten ist, so sind die meisten Berathungen ein fundamentloses Hin- und Herreden, wobei entweder Jeder seine Meinung behält, oder ein bloſses Abkommen aus gegenseitiger Rücksicht zu einem Mittelwege führt, der eigentlich ohne allen Werth ist.

„Die klaren Vorstellungen in diesen Dingen sind also nicht unnütz; auſserdem hat der menschliche Geist nun einmal ganz allgemein die Richtung auf Klarheit und das Bedürfniſs, überall in einem nothwendigen Zusammenhang zu stehen.

„Die groſsen Schwierigkeiten, welche ein solcher philosophischer Aufbau der Kriegskunst hat, und die vielen sehr schlechten Versuche, welche darin gemacht sind, hat die meisten Leute dahin gebracht, zu sagen: Es ist eine solche Theorie nicht möglich, denn es ist von Dingen die Rede, die kein stehendes Gesetz umfassen kann. Wir würden in diese Meinung einstimmen und jeden Versuch einer Theorie aufgeben, wenn sich nicht eine ganze Anzahl von Sätzen ohne Schwierigkeit ganz evident machen lieſse, z. B. daſs die Vertheidigung die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere mit dem positiven Zweck ist, — daſs die groſsen Erfolge die kleinen mitbestimmen, — daſs man also die strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückführen kann, — daſs eine Demonstration eine schwächere Kraftverwendung ist, als ein wirklicher Angriff, daſs sie also besonders bedingt sein muſs, — daſs der Sieg nicht bloſs in der Eroberung des Schlachtfeldes, sondern in der Zerstörung der physischen

und moralischen Streitkraft besteht, und dafs diese meistens erst im Verfolgen der gewonnenen Schlacht erreicht wird, — dafs der Erfolg immer am gröfsten ist, wo man den Sieg erfochten hat, dafs also das Ueberspringen von einer Linie und Richtung auf die andere nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden kann, — dafs die Berechtigung zum Umgehen nur von der Ueberlegenheit überhaupt, oder von der Ueberlegenheit der eignen Verbindungs- und Rückzugslinie über die des Gegners entstehen kann, — dafs Flankenstellungen also auch durch dieselben Verhältnisse bedingt werden, — dafs sich jeder Angriff im Vorgehen schwächt."

Vorrede des Verfassers.

Dafs der Begriff des Wissenschaftlichen nicht allein oder hauptsächlich im System und seinem fertigen Lehrgebäude besteht, bedarf heutigen Tages keiner Auseinandersetzung. — System ist in dieser Darstellung auf der Oberfläche gar nicht zu finden, und statt eines fertigen Lehrgebäudes sind es nichts als Werkstücke.

Die wissenschaftliche Form liegt in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen. Nirgends ist der philosophischen Konsequenz ausgewichen; wo sie aber in einem gar zu dünnen Faden ausläuft, hat der Verfasser es vorgezogen, ihn abzureifsen und an die entsprechenden Erscheinungen der Erfahrung wieder anzuknüpfen: denn so wie manche Pflanzen nur Früchte tragen, wenn sie nicht zu hoch in den Stengel schiefsen, so müssen in praktischen Künsten die theoretischen Blätter und Blumen nicht zu hoch getrieben, sondern der Erfahrung, ihrem eigenthümlichen Boden, nahe gehalten werden.

Unstreitig wäre es ein Fehler, aus den chemischen Bestandtheilen des Weizenkorns die Gestalt der Aehre erforschen zu wollen, die es treibt, da man nur aufs Feld zu gehen braucht, um die Aehren fertig zu sehen. Untersuchung und Beobachtung, Philosophie und Erfahrung dürfen nie einander verachten, noch ausschliefsen; sie leisten einander gegenseitige Bürgschaft. Die Sätze dieses Buches stützen sich daher mit dem kurzen Gewölbe ihrer innern Nothwendigkeit entweder auf die Erfahrung oder auf den Begriff des Krieges selbst als einen äufsern Punkt und entbehren also der Widerlagen nicht [1]).

Es ist vielleicht nicht unmöglich, eine systematische Theorie des Krieges voll Geist und Gehalt zu schreiben, unsere bisherigen aber sind weit davon entfernt. Ihres unwissenschaftlichen Geistes gar nicht zu gedenken, strotzen

[1]) Dafs dies bei vielen militärischen Schriftstellern, besonders solchen, die den Krieg selbst wissenschaftlich behandeln wollten, nicht der Fall ist, beweisen die vielen Beispiele, wo in ihrem Raisonnement das pro et contra sich gegenseitig so verschlingen, dafs nicht einmal wie bei den beiden Löwen die Schwänze übrig bleiben.

sie in dem Streben nach dem Zusammenhang und der Vollständigkeit des Systems von Alltäglichkeiten, Gemeinsprüchen und Salbadereien aller Art. Will man ein treffendes Bild davon, so lese man Lichtenbergs Auszug aus einer Feuerverordnung:

„Wenn ein Haus brennt, so mufs man vor allen Dingen die rechte Wand des zur linken stehenden Hauses, und hingegen die linke Wand des zur rechten stehenden Hauses zu decken suchen; denn wenn man zum Exempel die linke Wand des zur linken stehenden Hauses decken wollte, so liegt ja die rechte Wand des Hauses der linken Wand zur rechten, und folglich, da das Feuer auch dieser Wand und der rechten Wand zur rechten liegt (denn wir haben ja angenommen, dafs das Haus dem Feuer zur linken liege), so liegt die rechte Wand dem Feuer näher als die linke, und die rechte Wand des Hauses könnte abbrennen, wenn sie nicht gedeckt würde, ehe das Feuer an die linke, die gedeckt wird, käme; folglich könnte etwas abbrennen, das man nicht deckt, und zwar eher, als etwas anderes abbrennen würde, auch wenn man es nicht decket; folglich mufs man dieses lassen und jenes decken. Um sich die Sache zu imprimiren, darf man nur merken: wenn das Haus dem Feuer zur rechten liegt, so ist es die linke Wand, und liegt das Haus zur linken, so ist es die rechte Wand.“

Um mit solchen Gemeinsprüchen den Leser von Geist nicht zurückzuschrecken und das wenige Gute durch den wässrigen Aufgufs unschmackhaft zu machen, hat der Verfasser es vorgezogen, was vieljähriges Nachdenken über den Krieg, der Umgang mit gescheiten Leuten, die den Krieg kannten, und manche eigene Erfahrung in ihm hervorriefen und feststellten, in kleinen Körnern gediegenen Metalls zu geben. So sind die äusserlich nur schwach verbundenen Kapitel dieses Buches entstanden, denen es doch hoffentlich nicht an innerem Zusammenhange fehlt. Vielleicht erscheint bald ein gröfserer Kopf, der statt dieser einzelnen Körner das Ganze in einem Gufs gediegenen Metalls ohne Schlacken giebt. —

ERSTES BUCH.
Ueber die Natur des Krieges.

Erstes Kapitel.
Was ist der Krieg?

1. Einleitung.

Wir denken die einzelnen Elemente unseres Gegenstandes, dann die einzelnen Theile oder Glieder desselben, und zuletzt das Ganze in seinem innern Zusammenhange zu betrachten, also vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Aber es ist hier mehr als irgendwo nöthig, mit einem Blick auf das Wesen des Ganzen anzufangen, weil hier mehr als irgendwo mit dem Theile auch zugleich immer das Ganze gedacht werden mufs.

2. Definition.

Wir wollen hier nicht erst in eine schwerfällige publizistische Definition des Krieges hineinsteigen, sondern uns an das Element desselben halten, an den Zweikampf. Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. Wollen wir uns die Unzahl der einzelnen Zweikämpfe, aus denen er besteht, als Einheit denken, so thun wir besser, uns zwei Ringende vorzustellen. Jeder sucht den andern durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein nächster Zweck ist, den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem fernen Widerstand unfähig zu machen.

Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unsers Willens zu zwingen.

Die Gewalt rüstet sich mit den Erfindungen der Künste und Wissenschaften aus, um der Gewalt zu begegnen. Unmerkliche, kaum nennenswerthe Beschränkungen, die sie sich selbst setzt unter dem Namen völkerrechtlicher Sitte, begleiten sie, ohne ihre Kraft wesentlich zu schwächen. Gewalt, d. h. die physische Gewalt (denn eine moralische giebt es aufser dem Begriffe des Staates und Gesetzes nicht) ist also das Mittel; dem Feinde unseren Willen aufzudringen, der Zweck. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen, und dies ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den

Zweck[1]) und verdrängt ihn gewissermaſsen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.

3. Aeuſserste Anwendung der Gewalt.

Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zu viel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muſs man doch diesen Irrthum zerstören; denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrthümer, welche aus Gutmüthigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschliesst, so muſs der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Uebergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht thut. Dadurch giebt er dem andern das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum Aeuſsersten, ohne daſs es andere Schranken gäbe als diejenigen der inwohnenden Gegengewichte.

So muſs man die Sache ansehen, und es ist ein unnützes, selbst verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur desselben auſser Acht zu lassen.

Sind die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend als die der ungebildeten, so liegt das in dem gesellschaftlichen Zustande, sowohl der Staaten in sich, als unter einander. Aus diesem Zustande und seinen Verhältnissen geht der Krieg hervor, durch ihn wird er bedingt, eingeengt, ermäſsigt: aber diese Dinge gehören ihm nicht selbst an, sind ihm nur ein gegebenes, und nie kann in die Philosophie des Krieges[2]) selbst ein Prinzip der Ermäſsigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen.

Der Kampf zwischen Menschen besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Elementen: dem feindseligen Gefühl und der feindseligen Absicht. Wir haben das letztere dieser beiden Elemente zum Merkmal unserer Definition gewählt, weil es das allgemeinere ist. Man kann sich auch die roheste, an Instinkt grenzende Leidenschaft des Hasses nicht ohne feindliche Absicht denken, dagegen giebt es viele feindselige Absichten, die von gar keiner, oder wenigstens von keiner vorherrschenden Feindschaft der Gefühle begleitet sind. Bei rohen Völkern herrschen die dem Gemüth, bei gebildeten die dem Verstande angehörenden Absichten vor; allein dieser Unterschied liegt nicht in dem Wesen von Roheit und Bildung selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen, Einrichtungen u. s. w.; er ist also nicht nothwendig in jedem einzelnen Fall, sondern er beherrscht nur die Mehrheit der Fälle;

---

[1]) Schon hier also unterscheidet Clausewitz den politischen vom rein kriegerischen Zweck, mit dem sich fast ausnahmslos alle anderen Kriegsautoren allein befassen, denen das Wehrlosmachen des Gegners der Kriegszweck an und für sich, d. h. unbekümmert um die Gründe, warum das geschehen soll, ist.

[2]) Hier also des „wirklichen oder absoluten" Krieges!

mit einem Wort: auch die gebildetsten Völker können gegen einander leidenschaftlich entbrennen [5]).

Man sieht hieraus, wie unwahr man sein würde, wenn man den Krieg der gebildeten auf einen bloſsen Verstandesakt der Regierungen zurückführen und ihn sich immer mehr als von aller Leidenschaft loslassend denken wollte, so daſs er zuletzt die physischen Massen der Streitkräfte nicht wirklich mehr brauchte, sondern nur ihre Verhältnisse — eine Art Algebra des Handelns.

Die Theorie fing schon an, sich in dieser Richtung zu bewegen, als die Erscheinungen der letzten Kriege sie eines Bessern belehrten. Ist der Krieg ein Akt der Gewalt, so gehört er nothwendig auch dem Gemüth an. Geht er nicht von diesem aus, so führt er doch mehr oder weniger auf dasselbe zurück, und dieses Mehr oder Weniger hängt nicht von dem Grade der Bildung, sondern von der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen ab.

Finden wir also, daſs gebildete Völker den Gefangenen nicht den Tod geben, Stadt und Land nicht zerstören, so geschieht dies, weil sich die Intelligenz mehr in ihre Kriegführung mischt, und sie wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt gelehrt hat, als diese rohen Aeuſserungen des Instinkts.

Die Erfindung des Pulvers, die immer weiter gehende Ausbildung des Feuergewehrs zeigen schon hinreichend, daſs die in dem Begriff des Krieges liegende Tendenz zur Vernichtung des Gegners auch faktisch durch die zunehmende Bildung keineswegs gestört oder abgelenkt worden ist.

Wir wiederholen also unsern Satz: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt und es giebt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so giebt Jeder dem Anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum Aeuſsersten führen muſs. Dies ist die erste Wechselwirkung und das erste Aeuſserste, auf das wir stoſsen.

(Erste Wechselwirkung.)

4. Das Ziel ist, den Feind wehrlos zu machen.

Wir haben gesagt, den Feind wehrlos zu machen, sei das Ziel des kriegerischen Akts, und wir wollen nun zeigen, daſs dies wenigstens in der theoretischen Vorstellung nothwendig ist.

Wenn der Gegner unsern Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachtheiliger ist als das Opfer, welches wir von ihm fordern; die Nachtheile dieser Lage dürfen aber natürlich, wenigstens dem

---

[5]) Erfahrungsmäſsig erzeugt die feindliche Absicht spätestens von dem Momente, wo sie zur auch noch so unbedeutenden feindseligen Handlung übergeht, das feindselige Gefühl auch da, wo es vielleicht vorher noch nicht vorhanden war. Je mehr der Krieg statt reiner Regierungs- (Kabinets-) zur Volkssache wird, desto mehr muſs sich diese Erfahrung bewahrheiten und darin liegt ein von Clausewitz im ganzen noch zu wenig beachtetes, weil in seiner wahren Bedeutung damals noch gar nicht erkennbares Schwergewicht — der „allgemeinen Wehrpflicht“!

Anscheine nach, nicht vorübergehend sein, sonst würde der Gegner den besseren Zeitpunkt abwarten und nicht nachgeben. Jede Veränderung dieser Lage, welche durch die fortgesetzte kriegerische Thätigkeit hervorgebracht wird, mufs also zu einer noch nachtheiligeren führen, wenigstens in der Vorstellung. Die schlimmste Lage, in die ein Kriegführender kommen kann, ist diejenige gänzlicher Wehrlosigkeit. Soll also der Gegner zur Erfüllung unseres Willens durch den kriegerischen Akt gezwungen werden, so müssen wir ihn entweder faktisch wehrlos machen, oder in einen Zustand versetzen, dafs er nach Wahrscheinlichkeit damit bedroht sei. Hieraus folgt, dafs die Entwaffnung oder das Niederwerfen des Feindes, wie man es nennen will, immer das Ziel des kriegerischen Aktes sein mufs.

Nun ist der Krieg nicht das Wirken einer lebendigen Kraft auf eine todte Masse, sondern weil ein absolutes Dulden kein Kriegführen sein würde, so ist er immer der Stofs zweier lebendigen Kräfte gegen einander, und was wir von dem letzten Ziel der kriegerischen Handlung gesagt haben, mufs von beiden Theilen gedacht werden. Hier ist also wieder Wechselwirkung. So lange ich den Gegner nicht niedergeworfen habe, mufs ich fürchten, dafs er mich niederwirft, ich bin also nicht mehr Herr meiner selbst, sondern er giebt mir das Gesetz, wie ich es ihm gebe. Dies ist die zweite Wechselwirkung, die zum zweiten Aeufsersten führt.

(Zweite Wechselwirkung.)

5. Aeufserste Anstrengung der Kräfte.

Wollen wir den Gegner niederwerfen, so müssen wir unsere Anstrengung nach seiner Widerstandskraft abmessen; diese drückt sich durch ein Produkt aus, dessen Faktoren sich nicht trennen lassen, nämlich: die Gröfse der vorhandenen Mittel und die Stärke der Willenskraft.

Die Gröfse der vorhandenen Mittel würde sich bestimmen lassen, da sie (wiewohl doch nicht ganz) auf Zahlen beruht; aber die Stärke der Willenskraft läfst sich viel weniger bestimmen und nur etwa nach der Stärke des Motivs schätzen. Gesetzt, wir bekämen auf diese Weise eine erträgliche Wahrscheinlichkeit für die Widerstandskraft des Gegners, so können wir danach unsere Anstrengungen abmessen, und diese entweder so grofs machen, dafs sie überwiegen, oder, im Fall dazu unser Vermögen nicht hinreicht, so grofs wie möglich. Aber dasselbe thut der Gegner; also neue gegenseitige Steigerung, die in der blofsen Vorstellung wieder das Bestreben zum Aeufsersten haben mufs. Dies ist die dritte Wechselwirkung und ein drittes Aeufserstes, auf das wir stofsen.

(Dritte Wechselwirkung.)

6. Modifikationen in der Wirklichkeit.

So findet in dem abstrakten Gebiet des blofsen Begriffs der überlegende Verstand nirgends Ruhe, bis er an dem Aeufsersten angelangt ist, weil er es mit einem Aeufsersten zu thun hat, mit einem Konflikt von Kräften, die sich selbst überlassen sind, und die keinen andern Gesetzen folgen, als ihren

innern[4]. Wollten wir also aus dem blofsen Begriffe des Krieges einen absoluten Punkt für das Ziel, welches wir aussetzen, und für die Mittel, welche wir anwenden sollen, ableiten: so würden wir bei den beständigen Wechselwirkungen in Extreme gerathen, die nichts als ein Spiel der Vorstellungen wären, hervorgebracht durch einen kaum sichtbaren Faden logischer Spitzfindigkeit. Wenn man, fest an dem Absoluten haltend, alle Schwierigkeiten mit einem Federstrich umgehen und mit logischer Strenge dabei beharren wollte, dafs man sich jederzeit auf das Aeufserste gefafst machen und jedesmal die äufserste Anstrengung daran setzen müsse, so würde ein solcher Federstrich ein blofses Büchergesetz sein und keins für die wirkliche Welt[5].

Gesetzt auch, jenes Aeufserste der Anstrengungen wäre ein Absolutes, das leicht gefunden werden könnte, so mufs man doch gestehen, dafs der menschliche Geist sich dieser logischen Träumerei schwerlich unterordnen würde. Es würde in manchen Fällen ein unnützer Kraftaufwand entstehen, welcher in andern Grundsätzen der Regierungskunst ein Gegengewicht finden müfste; eine Anstrengung des Willens würde erfordert werden, die mit dem vorgesetzten Zweck nicht im Gleichgewicht stände und also nicht ins Leben gerufen werden könnte, denn der menschliche Wille erhält seine Stärke nie durch logische Spitzfindigkeiten.

Anders aber gestaltet sich alles, wenn wir aus der Abstraktion in die Wirklichkeit übergehen. Dort mufste alles dem Optimismus unterworfen bleiben, und wir mufsten uns den Einen wie den Andern denken nicht blofs nach dem Vollkommenen strebend, sondern auch es erreichend. Wird dies jemals in der Wirklichkeit auch so sein? Es würde so sein, wenn:

1. der Krieg ein ganz isolirter Akt wäre, der urplötzlich entstände und nicht mit dem früheren Staatsleben zusammenhinge,
2. wenn er aus einer einzigen, oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen bestände,
3. wenn er eine in sich vollendete Entscheidung enthielte, und nicht der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül schon auf ihn zurückwirkte.

7. Der Krieg ist nie ein isolirter Akt.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist jeder der beiden Gegner dem anderen keine abstrakte Person, auch nicht für denjenigen Faktor im Widerstandsprodukt, der nicht auf äufseren Dingen beruht, nämlich den Willen. Dieser Wille ist kein ganz Unbekanntes; er thut sich kund für das, was er morgen sein wird, in dem, was er heute war. Der Krieg entsteht nicht urplötzlich; seine Verbreitung ist nicht das Werk eines Augenblicks; es kann also jeder der beiden Gegner den andern grofsentheils schon aus dem beurtheilen, was er ist, was er thut, nicht nach dem, was er, streng genommen, sein und

---

[4]) Es erscheint vielleicht nicht unnütz, darauf hinzuweisen, dafs hier also solche „innere“ Gesetze ausdrücklich anerkannt werden.

[5]) Und dennoch ist in unseren Zeiten die Erfüllung dieses „Büchergesetzes“ mehrfach in vollem Ernste versucht worden. (Amerikanischer Bürgerkrieg, Frankreich 1870/71.)

thun müfste. Nun bleibt aber der Mensch mit seiner unvollkommenen Organisation immer hinter der Linie des Absolut-Besten zurück, und so werden diese von beiden Seiten in Wirksamkeit tretende Mängel ein ermäfsigendes Prinzip [6]).

8. Er besteht nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer.

Der zweite Punkt giebt uns zu folgenden Betrachtungen Veranlassung.

Wäre die Entscheidung im Kriege eine einzige oder eine Reihe gleichzeitiger, so müfsten natürlich alle Vorbereitungen zu derselben die Tendenz zum Aeufsersten bekommen; denn ein Versäumnifs liefse sich auf keine Weise wieder einbringen, es würden also aus der wirklichen Welt höchstens die Vorbereitungen des Gegners, so weit sie uns bekannt sind, einen Mafsstab für uns abgeben können, und alles Uebrige fiele wieder der Abstraktion anheim. Besteht aber die Entscheidung aus mehreren successiven Akten, so kann natürlich der vorhergehende mit allen seinen Erscheinungen am nachfolgenden ein Mafs werden, und auf diese Weise tritt auch hier die wirkliche Welt an die Stelle des Abstrakten und ermäfsigt so das Bestreben nach dem Aeufsersten.

Nun würde aber jeder Krieg nothwendig in einer einzigen Entscheidung oder in einer Reihe gleichzeitiger enthalten sein müssen, wenn die zum Kampf bestimmten Mittel alle zugleich aufgeboten würden oder sich aufbieten liefsen; denn da eine nachtheilige Entscheidung die Mittel nothwendig vermindert, so kann, wenn sie in der ersten alle angewendet worden sind, eine zweite eigentlich nicht mehr gedacht werden. Alle kriegerischen Akte, die nachfolgen könnten, gehörten dem ersten wesentlich zu und bildeten eigentlich nur seine Dauer.

Allein wir haben gesehen, dafs schon bei den Vorbereitungen zum Kriege die wirkliche Welt an die Stelle des blofsen Begriffs, ein wirkliches Mafs an die Stelle einer äufsersten Voraussetzung tritt; also schon darum werden beide Gegner in ihrer Wechselwirkung hinter der Linie einer äufsersten Anstrengung zurückbleiben, und also nicht sogleich alle Kräfte aufgeboten werden [7]).

Aber es liegt auch in der Natur dieser Kräfte und ihrer Anwendung, dafs sie nicht alle zugleich in Wirksamkeit treten können. Diese Kräfte

---

[6]) Trotzdem wird man gut thun, sich diesem ermäfsigenden Prinzipe nicht allzu fest anzuvertrauen! Der Gegner, den man beim Kriegsausbruch noch allenfalls „beurtheilen" kann, verändert sich erfahrungsmäfsig zuweilen im Laufe des Krieges. An Stelle der Staatsgewalt, mit der man ursprünglich zu thun hatte, tritt leicht die revolutionäre Gewalt, die morgen eine andere ist, als jene heute war. Ein kommunales Frankreich, ein nihilistisches Rufsland sind andere Gegner, als ihre „gemäfsigt republikanischen oder kaiserlichen" Regierungen. Wahr bleibt freilich auch dann, dafs sie — und oft gerade sehr stark — hinter dem „Absolut-Besten" zurückbleiben werden.

[7]) Weil sie nicht aufgeboten werden können (s. vorher) und hierin liegt wohl der eigentliche Schwerpunkt für die thatsächliche Abschwächung des abstrakt Aeufsersten.

sind: die eigentlichen Streitkräfte, das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung, und die Bundesgenossen[8]).

Das Land mit seiner Oberfläche und Bevölkerung macht nämlich, aufserdem dafs es der Quell aller eigentlichen Streitkräfte ist, auch noch für sich einen integrirenden Theil der im Kriege wirksamen Gröfsen aus, und zwar nur mit dem Theile, der zum Kriegstheater gehört oder einen merklichen Einflufs auf dasselbe hat.

Nun kann man wohl alle beweglichen Streitkräfte gleichzeitig wirken lassen, aber nicht alle Festungen, Ströme, Gebirge, Einwohner u. s. w., kurz nicht das ganze Land, wenn dieses nicht so klein ist, dafs es von dem ersten Akt des Krieges ganz umfafst wird. Ferner ist die Mitwirkung der Bundesgenossenschaft nicht von dem Willen der Kriegführenden abhängig, und es liegt in der Natur der Staatenverhältnisse, dafs sie häufig erst später eintritt oder sich verstärkt zur Herstellung des verlorenen Gleichgewichts..

Dafs dieser Theil der Widerstandskräfte, welche nicht sogleich in Wirksamkeit gesetzt werden können, in manchen Fällen einen viel gröfseren Theil des Ganzen ausmacht, als man auf den ersten Blick glauben sollte, und dafs dadurch selbst da, wo die erste Entscheidung mit einer grofsen Gewalt gegeben, und also das Gleichgewicht der Kräfte sehr gestört worden ist, dieses doch wieder hergestellt werden kann, wird in der Folge näher entwickelt werden. Hier genügt es uns, zu zeigen, dafs der Natur des Krieges eine vollkommene Vereinigung der Kräfte in der Zeit entgegen ist. Nun könnte dies an und für sich kein Grund sein, die Steigerung der Anstrengungen für die erste Entscheidung zu ermäfsigen, weil eine ungünstige Entscheidung immer ein Nachtheil ist, dem man sich nicht absichtlich aussetzen wird, und weil die erste Entscheidung, wenn sie auch nicht die einzige bleibt, doch um so mehr Einflufs auf die folgenden haben wird, je gröfser sie gewesen ist; allein die Möglichkeit einer späteren Entscheidung macht, dafs der menschliche Geist sich in seiner Scheu vor allzugrofsen Anstrengungen dahinein flüchtet, also bei der ersten Entscheidung die Kräfte nicht in dem Mafs sammelt und anstrengt, wie sonst geschehen sein würde. Was jeder der beiden Gegner aus Schwäche unterlässt, wird für den andern ein wahrer objektiver Grund der Ermäfsigung, und so wird durch diese Wechselwirkung wieder das Streben nach dem Aeufsersten auf ein bestimmtes Mafs der Anstrengung zurückgeführt[9]).

9. Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes.

Endlich ist selbst die Totalentscheidung eines ganzen Krieges nicht immer für eine absolute anzusehen, sondern der erliegende Staat sieht darin oft nur ein vorübergehendes Uebel, für welches in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten noch eine Abhilfe gewonnen werden kann. Wie sehr auch dies

---

[8]) Wohl auch besonders der ursprünglich Neutralen.

[9]) Diese Schlufsfolgerungen beweisen recht schlagend, dafs es sich hier nur um eine Betrachtung des „historischen", nicht um eine Theorie oder Lehre des „absoluten" Krieges handelt.

die Gewaltsamkeit der Spannung und die Heftigkeit der Kraftanstrengung mäfsigen mufs, versteht sich von selbst[10]).

10. Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des Aeufsersten und Absoluten der Begriffe.

Auf diese Weise wird dem ganzen kriegerischen Akt das strenge Gesetz der nach dem Aeufsersten getriebenen Kräfte genommen. Wird das Aeufserste nicht mehr gefürchtet und nicht mehr gesucht, so bleibt dem Urtheil überlassen, statt seiner die Grenzen für die Anstrengungen festzustellen, und dies kann nur aus den Daten, welche die Erscheinungen der wirklichen Welt darbieten, nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen geschehen. Sind die beiden Gegner nicht mehr blofse Begriffe, sondern individuelle Staaten und Regierungen, ist der Krieg nicht mehr ein idealer, sondern ein sich eigenthümlich gestaltender Verlauf der Handlung: so wird das wirklich Vorhandene die Daten abgeben für das Unbekannte, zu Erwartende, das gefunden werden soll.

Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Theile nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen auf das Handeln des andern schliefsen und danach das seinige bestimmen[11]).

11. Nun tritt der politische Zweck wieder hervor.

Hier drängt sich nun von selbst ein Gegenstand von neuem in die Betrachtung, den wir (s. Nr. 2) daraus entfernt hatten: es ist der politische Zweck des Krieges. Das Gesetz des Aeufsersten, die Absicht, den Gegner wehrlos zu machen, ihn niederzuwerfen, hatte diesen Zweck bisher gewissermafsen verschlungen. So wie dieses Gesetz in seiner Kraft nachläfst, diese Absicht von ihrem Ziel zurücktritt, mufs der politische Zweck des Krieges wieder hervortreten. Ist die ganze Betrachtung ein Wahrscheinlichkeits-Kalkül, aus bestimmten Personen und Verhältnissen hervorgehend, so mufs der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv ein sehr wesentlicher Faktor in diesem Produkt werden. Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, dafs seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unsrigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Werth sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein.

So wird also der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Mafs sein, sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden mufs, als für die Anstrengungen, die erforderlich sind. Aber es wird dies nicht an und für sich sein können, sondern, weil wir es mit wirklichen Dingen zu thun haben und nicht mit blofsen Begriffen, so wird er es in Beziehung auf die beiderseitigen Staaten sein. Ein und derselbe politische

---

[10]) S. Anm. 9 vorige Seite.
[11]) Aber wehe — wer sich dabei irrt!

Zweck kann bei verschiedenen Völkern, oder selbst bei einem und demselben Volk, zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen. Wir können also den politischen Zweck nur so als das Mafs gelten lassen, indem wir uns ihn in Einwirkung auf die Massen denken, die er bewegen soll, so dafs also die Natur dieser Massen in Betracht kommt. Dafs dadurch das Resultat ein ganz anderes werden kann, jenachdem sich in den Massen Verstärkungs- oder Schwächungs-Prinzipe für die Handlung finden, ist leicht einzusehen. Es können in zwei Völkern und Staaten sich solche Spannungen, eine solche Summe feindseliger Elemente finden, dafs ein an sich sehr geringes politisches Motiv des Krieges eine weit über seine Natur hinausgehende Wirkung, eine wahre Explosion hervorbringen kann.

Dies gilt für die Anstrengungen, welche der politische Zweck in beiden Staaten hervorrufen, und für das Ziel, welches er der kriegerischen Handlung stecken soll. Zuweilen wird er selbst dieses Ziel sein können, z. B. die Eroberung einer gewissen Provinz. Zuweilen wird der politische Zweck selbst sich nicht dazu eignen[12]), das Ziel der kriegerischen Handlung abzugeben, dann mufs ein solches genommen werden, welches als ein Aequivalent für ihn gelten und beim Frieden ihn vertreten kann. Aber auch hierbei ist immer die Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der wirkenden Staaten vorausgesetzt. Es giebt Verhältnisse, wo das Aequivalent viel gröfser sein mufs, als der politische Zweck, wenn dieser damit errungen werden soll. Der politische Zweck wird als Mafs um so mehr vorherrschen und selbst entscheiden, je gleichgültiger sich die Massen verhalten, je geringer die Spannungen sind, die auch aufserdem in beiden Staaten und ihren Verhältnissen sich finden, und so giebt es Fälle, wo er fast allein entscheidet.

Ist nun das Ziel des kriegerischen Aktes ein Aequivalent für den politischen Zweck, so wird er im Allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr dieser Zweck vorherrscht; und so erklärt es sich, wie ohne inneren Widerspruch es Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, von dem Vernichtungskriege hinab bis zur blofsen bewaffneten Beobachtung. Dies führt uns aber zu einer Frage anderer Art, die wir noch zu entwickeln und zu beantworten haben[13]).

12. Ein Stillstand im kriegerischen Akt ist dadurch noch nicht erklärt.

Wie unbedeutend auch die politischen Forderungen beider Gegner sein mögen, wie schwach die aufgebotenen Mittel, wie gering das Ziel, welches sie dem kriegerischen Akte stecken — kann dieser Akt je einen Augenblick still stehen? Dies ist eine in das Wesen der Sache tief eindringende Frage.

Jede Handlung braucht zu ihrer Vollziehung eine gewisse Zeit, die wir ihre Dauer nennen. Diese kann grösser oder kleiner sein, je nachdem der Handelnde mehr oder weniger Eile hineinlegt.

---

[12]) Wenn man z. B. die Opiumeinfuhr erzwingen oder das Prestige bewahren will!

[13]) Hier stehen wir also am Ausgangspunkte der das ganze Buch durchziehenden „Doppelart des Krieges“.

Um dieses Mehr oder Weniger wollen wir uns hier nicht bekümmern. Jeder macht die Sache auf seine Weise; der Langsame aber macht sie nicht darum langsamer, weil er mehr Zeit darauf verwenden will, sondern weil er seiner Natur nach mehr Zeit braucht und sie bei gröfserer Eile weniger gut machen würde. Diese Zeit hängt also von inneren Gründen ab und gehört zur eigentlichen Dauer der Handlung.

Lassen wir nun im Kriege einer jeden Handlung diese ihre Dauer, so müssen wir, wenigstens auf den ersten Blick, annehmen, dafs jeder Zeitaufwand aufser dieser Dauer, d. h. jeder Stillstand im kriegerischen Akt widersinnig erscheint. Wir müssen immer dabei nicht vergessen, dafs nicht von dem Fortschreiten des einen oder andern der beiden Gegner, sondern von dem Fortschreiten des ganzen kriegerischen Aktes die Rede ist.

13. Es giebt nur einen Grund, welcher das Handeln aufhalten kann, und dieser scheint immer nur auf einer Seite sein zu können.

Haben beide Theile sich zum Kampf gerüstet, so mufs ein feindseliges Prinzip sie dazu vermocht haben; so lange sie nun gerüstet bleiben, d. h. nicht Frieden schliefsen, mufs dieses Prinzip vorhanden sein, und es kann bei jedem der beiden Gegner nur unter einer einzigen Bedingung ruhen, nämlich, dafs er einen günstigeren Zeitpunkt des Handelns abwarten will. Nun scheint es auf den ersten Blick, dafs diese Bedingung immer nur auf einer Seite vorhanden sein könne, weil sie eo ipso auf der anderen zum Gegentheil wird. Hat der eine das Interesse des Handelns, so mufs der andere das Interesse des Abwartens haben.

Ein völliges Gleichgewicht der Kräfte kann einen Stillstand nicht hervorbringen, denn bei einem solchen müfste derjenige, welcher den positiven Zweck hat (der Angreifende), der Vorschreitende bleiben.

Wollte man sich aber das Gleichgewicht so denken, dafs Derjenige, welcher den positiven Zweck, also das stärkere Motiv hat, zugleich über die geringeren Kräfte gebietet, so dafs die Gleichung aus dem Produkt von Motiv und Kräften entstände, so müfste man immer noch sagen: wenn für diesen Zustand des Gleichgewichts keine Veränderung vorherzusehen ist, so müssen beide Theile Frieden machen; ist sie aber vorherzusehen, so wird sie nur dem Einen günstig sein und dadurch also der Andere zum Handeln bewogen werden müssen. Wir sehen, dafs der Begriff des Gleichgewichts den Stillstand nicht erklären kann, sondern dafs es doch wieder auf das Abwarten eines günstigeren Augenblicks hinausläuft. Gesetzt also, von zwei Staaten habe der eine einen positiven Zweck: er will eine Provinz des Gegners erobern, um sie beim Frieden geltend zu machen. Nach dieser Eroberung ist sein politischer Zweck erfüllt, das Bedürfnifs des Handelns hört auf, für ihn tritt Ruhe ein. Will der Gegner sich auch bei diesem Erfolg beruhigen, so mufs er Frieden schliefsen, will er dies nicht, so mufs er handeln; nun läfst sich denken, dafs er in vier Wochen mehr dazu organisirt sein wird, er hat also einen hinlänglichen Grund, das Handeln zu verschieben.

Aber von dem Augenblick an, so scheint es, fällt die logische Verpflich-

tung des Handelns dem Gegner zu, damit dem Besiegten nicht Zeit gelassen werde, sich zum Handeln auszurüsten. Es versteht sich, daſs hierbei eine vollkommene Einsicht des Falles von beiden Seiten vorausgesetzt wird.

14. Dadurch würde eine Kontinuität in das kriegerische Handeln kommen, die alles wieder steigerte.

Wäre diese Kontinuität des kriegerischen Aktes wirklich vorhanden, so würde durch sie wieder Alles zum Aeuſsersten getrieben werden; denn abgesehen davon, daſs eine solche rastlose Thätigkeit die Gemüthskräfte mehr entflammen und dem ganzen einen höheren Grad von Leidenschaft, eine gröſsere Elementarkraft geben würde, so würde auch durch die Kontinuität des Handelns eine strengere Folge, eine ungestörtere Kausal-Verbindung entstehen, und damit jede einzelne Handlung bedeutender und also gefahrvoller werden.

Aber wir wissen, daſs die kriegerische Handlung selten oder nie diese Kontinuität hat, und daſs es eine Menge von Kriegen giebt, wo das Handeln bei weitem den geringsten Theil der angewendeten Zeit einnimmt, und der Stillstand den ganzen übrigen. Dies kann unmöglich immer eine Anomalie, und der Stillstand im kriegerischen Akt muſs möglich, d. h. kein Widerspruch in sich sein. Daſs, und wie es so ist, wollen wir jetzt zeigen.

15. Hier wird also ein Prinzip der Polarität in Anspruch genommen.

Indem wir das Interesse des einen Feldherrn immer in entgegengesetzter Gröſse bei dem andern gedacht haben, haben wir eine wahre Polarität angenommen. Wir behalten uns vor, diesem Prinzip in der Folge ein eigenes Kapitel zu widmen, müssen aber hier Folgendes darüber sagen.

Das Prinzip der Polarität ist nur gültig, wenn diese an einem und demselben Gegenstande gedacht wird, wo die positive Gröſse und ihr Gegensatz, die negative, sich genau vernichten. In einer Schlacht will jeder der beiden Theile siegen; das ist wahre Polarität, denn der Sieg des einen vernichtet den des andern. Wenn aber von zwei verschiedenen Dingen die Rede ist, die eine gemeinschaftliche Beziehung auſser sich haben, so haben nicht diese Dinge, sondern ihre Beziehungen die Polarität.

16. Angriff und Vertheidigung sind Dinge von verschiedener Art und von ungleicher Stärke, die Polarität kann also nicht auf sie angewendet werden.

Gäbe es nur eine Form des Krieges, nämlich den Anfall des Gegners, also keine Vertheidigung, oder mit andern Worten: unterschiede sich der Angriff von der Vertheidigung bloſs durch das positive Motiv, welches jener hat und diese entbehrt, der Kampf wäre aber immer ein und derselbe: so würde in diesem Kampfe jeder Vortheil des einen immer ein eben so groſser Nachtheil des andern sein, und es wäre Polarität vorhanden.

Allein die kriegerische Thätigkeit zerfällt in zwei Formen: Angriff und Vertheidigung, die, wie wir in der Folge sächlich darthun werden, sehr ver-

schieden und von ungleicher Stärke sind. Die Polarität liegt also in dem, worauf sich beide beziehen, in der Entscheidung, aber nicht im Angriff und der Vertheidigung selbst. Will der eine Feldherr die Entscheidung später, so mufs der andere sie früher wollen, aber freilich nur bei derselben Form des Kampfes. Hat A das Interesse, seinen Gegner nicht jetzt, sondern vier Wochen später anzugreifen, so hat B das Interesse, nicht vier Wochen später, sondern jetzt von ihm angegriffen zu werden. Dies ist der unmittelbare Gegensatz; daraus folgt aber nicht, dafs B das Interesse hätte, A jetzt gleich anzugreifen, was offenbar etwas ganz davon Verschiedenes ist.

17. Die Wirkung der Polarität wird oft durch die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff vernichtet, und so erklärt sich der Stillstand des kriegerischen Aktes.

Ist die Form der Vertheidigung stärker als die des Angriffs, wie wir in der Folge zeigen werden, so frägt es sich, ob der Vortheil der späteren Entscheidung bei dem einen so grofs ist, wie der Vortheil der Vertheidigung bei dem Andern [14]); wo das nicht ist, da kann er auch nicht vermittelst seines Gegensatzes diesen aufwiegen und so auf das Fortschreiten des kriegerischen Aktes wirken. Wir sehen also, dafs die anregende Kraft, welche die Polarität der Interessen hat, sich in dem Unterschiede der Stärke von Angriff und Vertheidigung verlieren [15]) und dadurch unwirksam werden kann.

Wenn also derjenige, für welchen die Gegenwart günstig ist, zu schwach ist, um den Vortheil der Vertheidigung entbehren zu können, so mufs er sich gefallen lassen, der ungünstigeren Zukunft entgegen zu gehen; denn es kann immer noch besser sein, sich in dieser ungünstigen Zukunft vertheidigend zu schlagen, als jetzt angreifend, oder als Frieden zu schliefsen. Da nun nach unserer Ueberzeugung die Ueberlegenheit der Vertheidigung (richtig verstanden) sehr grofs, und viel gröfser ist, als man sich beim ersten Anblick denkt: so erklärt sich daraus ein sehr grofser Theil der Stillstands-Perioden, welche

---

[14] und [15]) So standen sich Mitte November 1870 der Prinz Friedrich Carl und Aurelle de Paladines vor Orleans gegenüber, jener den Vortheil der „späteren Entscheidung“, dieser den „der Vertheidigung“ suchend. Immerhin möchte man zwischen den Worten „Vertheidigung“ und „verlieren“ die Einschaltung des auch in der Ueberschrift gebrauchten Wortes „oft“ hier auch im Texte wünschen. Um in dem oben gewählten Beispiel Clausewitz' zu bleiben, wird doch gewöhnlich das Interesse A's zu „warten“, das Interesse B's „ihn anzugreifen“ erzeugen müssen; wie denn der Prinz Friedrich Carl damals auch sehr wesentlich auf dieses Gegeninteresse spekulirt und (wenn auch gegen Aurelles Absicht) sich darin nicht verrechnet hat (Beaume la Rolande und Loigny). Die „Gunst der Gegenwart“ sich entschlüpfen zu lassen, weil man den „Vortheil der Vertheidigung nicht entbehren“ zu können glaubt, dürfte allzu oft diesem Vortheile mehr zutrauen heissen, als er zu halten vermag, wenn einmal die „ungünstigere Zukunft“ wirklich Gegenwart geworden ist. Nur die „Unmöglichkeit“ wird solches Verfahren begründen dürfen; es wird dann aber auch „später“ bei der Vertheidigung nicht viel mehr herauskommen, als „reines Leiden“. Uns will scheinen, dafs der Hauptgrund für die Thatsache und die Berechtigung eines Stillstandes im kriegerischen Akte in den Motiven des folgenden Passus 18 zu finden ist.

im Kriege vorkommen, ohne dafs man genöthigt ist, dabei auf einen innern Widerspruch zu schliefsen. Je schwächer die Motive des Handelns sind, um so mehr werden ihrer von diesem Unterschiede von Angriff und Vertheidigung verschlungen und neutralisirt werden, um so häufiger also wird der kriegerische Akt innehalten, wie die Erfahrung dies auch lehrt.

18. Ein zweiter Grund liegt in der unvollkommenen Einsicht des Falles.

Aber es giebt noch einen andern Grund, welcher den kriegerischen Akt zum Stehen bringen kann, nämlich die unvollkommene Einsicht des Falles. Jeder Feldherr übersieht nur seine eigene Lage genau, die des Gegners nur nach ungewissen Nachrichten; er kann sich also in seinem Urtheil darüber irren und infolge dieses Irrthums glauben, das Handeln sei am Gegner, wenn es eigentlich an ihm ist. Dieser Mangel an Einsicht könnte nun zwar eben so oft ein unzeitiges Handeln, als ein unzeitiges Innehalten veranlassen, und würde also an sich nicht mehr zur Verzögerung als zur Beschleunigung des kriegerischen Aktes beitragen; aber immer wird er als eine der natürlichen Ursachen betrachtet werden müssen, welche den kriegerischen Akt ohne inneren Widerspruch zum Stehen bringen können. Wenn man aber bedenkt, dafs man immer viel mehr geneigt und veranlafst ist, die Stärke seines Gegners zu hoch, als sie zu gering zu schätzen, weil es so in der menschlichen Natur liegt, so wird man auch zugeben, dafs die unvollkommene Einsicht des Falles im Allgemeinen sehr dazu beitragen mufs, die kriegerische Handlung aufzuhalten und das Prinzip derselben zu ermäfsigen.

Die Möglichkeit eines Stillstandes führt eine neue Ermäfsigung in den kriegerischen Akt, indem sie denselben gewissermafsen mit Zeit verdünnt, die Gefahr in ihrem Schritte hemmt und die Mittel zur Herstellung eines verlorenen Gleichgewichts vermehrt. Je gröfser die Spannungen sind, aus denen der Krieg hervorgegangen, je gröfser also seine Energie ist, um so kürzer werden diese Stillstands-Perioden sein, je schwächer das kriegerische Prinzip ist, um so länger; denn die stärkeren Motive vermehren die Willenskraft, und diese ist, wie wir wissen, jedesmal ein Faktor, ein Produkt der Kräfte.

19. Der häufige Stillstand im kriegerischen Akt entfernt den Krieg noch mehr vom Absoluten, macht ihn noch mehr zum Wahrscheinlichkeitskalkül.

Je langsamer aber der kriegerische Akt abläuft, je häufiger und länger er zum Stehen kömmt, um so eher wird es möglich, einen Irrthum gut zu machen, um so dreister wird also der Handelnde in seinen Voraussetzungen, um so eher wird er damit hinter der Linie des Aeufsersten zurückbleiben und alles auf Wahrscheinlichkeit und Vermuthungen bauen. Was also die Natur des konkreten Falles schon an sich erfordert, einen Wahrscheinlichkeitskalkül nach den gegebenen Verhältnissen, dazu läfst der mehr oder weniger langsame Verlauf des kriegerischen Aktes mehr oder weniger Zeit.

20. Es fehlt also nur noch der Zufall, um ihn zum Spiel zu machen, und dessen entbehrt er am wenigsten.

Wir sehen hieraus, wie sehr die objektive Natur des Krieges ihn zu einem Wahrscheinlichkeitskalkül macht; nun bedarf es nur noch eines einzigen Elementes, um ihn zum Spiel zu machen, und dieses Elementes entbehrt er gewifs nicht: es ist der Zufall. Es giebt keine menschliche Thätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände, als der Krieg. Mit dem Zufall aber nimmt das Ungefähr, und mit ihm das Glück einen grofsen Platz im Kriege ein.

21. Wie durch seine objektive Natur, so wird der Krieg auch durch die subjektive zum Spiel.

Werfen wir nun einen Blick auf die subjektive Natur des Krieges, d. h. auf diejenigen Kräfte, mit welchen er geführt werden mufs, so mufs er uns noch mehr als Spiel erscheinen. Das Element, in welchem die kriegerische Thätigkeit sich bewegt, ist Gefahr; welche aber ist in der Gefahr die vornehmste aller Seelenkräfte? der Muth. Nun kann zwar Muth sich wohl mit kluger Berechnung vertragen, aber sie sind doch Dinge von verschiedener Art, gehören verschiedenen Seiten der Seele an; dagegen sind Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit nur Aeufserungen des Muthes, und alle diese Richtungen der Seele suchen das Ungefähr, weil es ihr Element ist.

Wir sehen also, wie von Hause aus das Absolute, das sogenannte Mathematische, in den Berechnungen der Kriegskunst nirgends einen festen Grund findet, und dafs gleich von vorn herein ein Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück hineinkömmt, welches in allen grofsen und kleinen Fäden seines Gewebes fortläuft und von allen Zweigen des menschlichen Thuns den Krieg dem Kartenspiel am nächsten stellt.

22. Wie dies dem menschlichen Geiste im Allgemeinen am meisten zusagt.

Obgleich sich unser Verstand immer zur Klarheit und Gewifsheit hingedrängt fühlt, so fühlt sich doch unser Geist oft von der Ungewifsheit angezogen. Statt sich mit dem Verstande auf dem engen Pfade philosophischer Untersuchung und logischer Schlufsfolgen durchzuwinden, um, seiner selbst sich kaum bewufst, in Räumen anzukommen, wo er sich fremd fühlt, und wo ihn alle bekannten Gegenstände zu verlassen scheinen, weilt er lieber mit der Einbildungskraft im Reiche der Zufälle und des Glücks. Statt jener dürftigen Nothwendigkeit schwelgt er hier im Reichthum von Möglichkeiten; begeistert davon, beflügelt sich der Muth, und so wird Wagnifs und Gefahr das Element, in welches er sich wirft, wie der muthige Schwimmer in den Strom.

Soll die Theorie ihn hier verlassen, sich in absoluten Schlüssen und Regeln selbstgefällig fortbewegen? dann ist sie unnütz fürs Leben. Die Theorie soll auch das Menschliche berücksichtigen, auch dem Muthe, der Kühnheit, selbst der Verwegenheit soll sie ihren Platz gönnen[16]). Die Kriegs-

---

[16]) Diesen Platz haben nur allzu oft die „Systemmacher“ jenen moralischen

kunst hat es mit lebendigen und mit moralischen Kräften zu thun; daraus folgt, dafs sie nirgends das Absolute und Gewisse erreichen kann; es bleibt also überall dem Ungefähr ein Spielraum, und zwar eben so grofs bei dem Gröfsten, wie bei dem Kleinsten. Wie dieses Ungefähr auf der einen Seite steht, mufs Muth und Selbstvertrauen auf die andere treten und die Lücke ausfüllen. So grofs, wie diese sind, so grofs darf der Spielraum für jenes werden. Muth und Selbstvertrauen sind also dem Kriege ganz wesentliche Prinzipe; die Theorie soll folglich nur solche Gesetze aufstellen, in welchen sich jene nothwendigen und edelsten der kriegerischen Tugenden in allen ihren Graden und Veränderungen frei bewegen können. Auch im Wagen giebt es noch eine Klugheit, und eben so gut eine Vorsicht, nur dafs sie nach einem andern Münzfufs berechnet sind.

23. **Aber der Krieg bleibt doch immer ein ernsthaftes Mittel für einen ernsthaften Zweck. Nähere Bestimmungen desselben.**

So ist der Krieg, so der Feldherr, der ihn führt, so die Theorie, die ihn regelt. Aber der Krieg ist kein Zeitvertreib, keine blofse Lust am Wagen und Gelingen, kein Werk einer freien Begeisterung; er ist ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck. Alles, was er von jenem Farbenspiel des Glückes an sich trägt, was er von den Schwingungen der Leidenschaften, des Muthes, der Phantasie, der Begeisterung in sich aufnimmt, sind nur Eigenthümlichkeiten dieses Mittels.

Der Krieg einer Gemeinschaft — ganzer Völker, und namentlich gebildeter Völker — geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt. Wäre er nun ein vollkommener, ungestörter, eine absolute Aeufserung der Gewalt, wie wir ihn uns aus seinem blofsen Begriff ableiten mufsten: so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen und nur seinen eigenen Gesetzen folgen, so wie eine Mine, die sich entladet, keiner andern Richtung und Leitung mehr fähig ist, als die man ihr durch vorbereitende Einrichtungen gegeben. So hat man sich die Sache bisher auch wirklich gedacht, so oft ein Mangel an Harmonie zwischen der Politik und Kriegführung zu theoretischen Unterscheidungen der Art geführt hat. Allein so ist es nicht, und diese Vorstellung ist eine grundfalsche. Der Krieg der wirklichen Welt ist, wie wir gesehen haben, kein solches Aeufserstes, das seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, sondern er ist das Wirken von Kräften, die nicht vollkommen gleichartig und gleichmäfsig sich entwickeln, sondern die jetzt hinreichend aufschwellen, um den Widerstand zu überwinden, den die Trägheit und die Friktion ihr entgegenstellen, ein anderes Mal aber zu schwach sind, um eine Wirkung zu äufsern;

Gröfsen nicht gegönnt und ihre Theorien sind deshalb todtgeborene Kinder geblieben; dafs es aber auch „vom Kriege“ eine lebendige Theorie geben kann, räumt Clausewitz hier nicht nur ein, sondern giebt auch später noch oft genug den Beweis, dafs er keineswegs ein Protektor jener „allgemeinen Phrasenmacher“ ist, als welchen sich dieselben ihn so gerne aneignen mögen.

so ist er gewissermaſsen ein Pulsiren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend, mit andern Worten: mehr oder weniger schnell ans Ziel führend, immer aber lange genug dauernd, um auch noch in seinem Verlauf Einfluſs darauf zu gestatten, damit ihm diese oder jene Richtung gegeben werden könne, kurz, um dem Willen einer leitenden Intelligenz unterworfen zu bleiben. Bedenken wir nun, daſs der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daſs dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung[17]) bleibt. Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber; er muſs sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muſs. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluſs auf ihn ausüben, so weit es die Natur der in ihm explodirenden Kräfte zuläſst.

24. Der Krieg ist eine bloſse Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln.

So sehen wir also, daſs der Krieg nicht bloſs ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht sich bloſs auf die eigenthümliche Natur seiner Mittel. Daſs die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muſs dies doch immer nur als eine Modifikation derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.

25. Verschiedenartigkeit der Kriege.

Je groſsartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elementes, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik giebt, um so mehr muſs also der Krieg von seiner

---

[17]) d. h. „auf jenes politische Ziel hin;“ nicht, wie man vielleicht miſsverständlich aus dem Worte „Leitung“ schlieſsen könnte, bei der „Anwendung seiner Mittel“, von denen Clausewitz im folgenden Absatz 24 ausdrücklich sagt, daſs, was sich auf ihre eigenthümliche Natur bezöge, dasjenige sei, was dem Kriege — jetzt im Gegensatze zur Politik — „eigenthümlich“ bleibe.

natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden [18]).

Wir müssen aber hier, damit der Leser nicht falsche Vorstellungen unterlege, bemerken, dafs mit dieser natürlichen Tendenz des Krieges nur die philosophische, die eigentlich logische gemeint ist, und keineswegs die Tendenz der wirklich im Konflikt begriffenen Kräfte, so dafs man sich z. B. darunter alle Gemüthskräfte und Leidenschaften der Kämpfenden denken sollte. Zwar könnten in manchen Fällen auch diese in solchem Mafse angeregt sein, dafs sie mit Mühe in dem politischen Wege zurückgehalten werden könnten; in den meisten Fällen aber wird solcher Widerspruch nicht entstehen, weil durch das Dasein so starker Bestrebungen auch ein grofsartiger, damit zusammenstimmender Plan bedingt sein wird. Wo dieser Plan nur auf Kleines gerichtet ist, da wird auch das Streben der Gemüthskräfte in der Masse so gering sein, dafs diese Masse immer eher eines Anstofses, als einer Zurückhaltung bedürfen wird.

26. Sie können alle als politische Handlungen betrachtet werden.

Wenn es also, um zur Hauptsache zurückzukehren, auch wahr ist, dafs bei der einen Art von Krieg die Politik ganz zu verschwinden scheint, während sie bei der andern Art sehr bestimmt hervortritt, so kann man doch behaupten, dafs die eine so politisch sei wie die andere; denn betrachtet man die Politik als die Intelligenz des personifizirten Staates, so mufs unter allen Konstellationen, die ihr Kalkül aufzufassen hat, doch auch diejenige begriffen sein können, wo die Natur aller Verhältnisse einen Krieg der ersten Art bedingt [19]). Nur insofern man unter Politik nicht eine allgemeine Einsicht, sondern den konventionellen Begriff einer der Gewalt abgewendeten, behutsamen, verschlagenen, auch unredlichen Klugheit versteht, könnte die letzte Art des Krieges ihr mehr angehören als die erstere.

27. Folgen dieser Ansicht für das Verständnifs der Kriegsgeschichte und für die Grundlagen der Theorie.

Wir sehen also erstens, dafs wir uns den Krieg unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken haben; und nur mit dieser Vorstellungsart ist es möglich nicht mit der sämmtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu gerathen. Sie allein schliefst das grofse Buch zu verständiger Einsicht auf. — Zweitens zeigt uns eben diese

---

[18]) Hier entwickelt Clausewitz am klarsten den Unterschied seiner Behandlungsweise des Krieges und derjenigen aller andern Kriegstheoretiker, die eben alle den Krieg nur „kriegerisch" behandeln.

[19]) Umgekehrt wird man aber auch sagen dürfen, dafs eine Theorie, welche den Krieg in seiner absolutesten Gestalt erfafst und behandelt, alle diejenigen Konstellationen mit einbegreift, welche eine aus politischen Gründen modifizirte Anwendung der Kriegsmittel wünschenswerth oder nothwendig erscheinen lassen kann.

Ansicht, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive und der Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, sein müssen.

Der erste, der großsartigste, der entschiedenste Akt des Urtheils nun, welchen der Staatsmann und Feldherr ausübt, ist der, daſs er den Krieg, welchen er unternimmt, in dieser Beziehung richtig erkenne, ihn nicht für etwas nehme oder zu etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein kann. Dies ist also die erste, umfassendste aller strategischen Fragen; wir werden sie in der Folge, beim Kriegsplan, näher in Betracht ziehen.

Hier begnügen wir uns, den Gegenstand bis auf diesen Punkt geführt und dadurch den Hauptgesichtspunkt festgestellt zu haben, aus welchem der Krieg und seine Theorie betrachtet werden müssen.[20]).

28. Resultat für die Theorie.

Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesammterscheinungen nach in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elements, dem Haſs und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelenthätigkeit machen, und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeugs, durch welche er dem bloſsen Verstande anheimfällt.

Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet. Die Leidenschaften, welche im Kriege entbrennen sollen, müssen schon in den Völkern vorhanden sein; der Umfang, welchen das Spiel des Muthes und Talents im Reiche der Wahrscheinlichkeiten des Zufalls bekommen wird, hängt von der Eigenthümlichkeit des Feldherrn und des Heeres ab, die politischen Zwecke aber gehören der Regierung allein an.

Diese drei Tendenzen, die als eben so viele verschiedene Gesetzgebungen erscheinen, sind tief in der Natur des Gegenstandes begründet und zugleich von veränderlicher Gröſse. Eine Theorie, welche eine derselben unberücksichtigt lassen oder zwischen ihnen ein willkürliches Verhältniſs feststellen wollte, würde augenblicklich mit der Wirklichkeit in solchen Widerspruch gerathen, daſs sie schon dadurch allein wie vernichtet betrachtet werden müſste.

Die Aufgabe ist also, daſs sich die Theorie zwischen diesen drei Tendenzen wie zwischen drei Anziehungspunkten schwebend erhalte.

Auf welchem Wege dieser schwierigen Aufgabe noch am ersten genügt werden könne, wollen wir in dem Buche von der Theorie des Krieges untersuchen. In jedem Fall wird die hier geschehene Feststellung des Begriffs vom Kriege der erste Lichtstrahl, der für uns in den Fundamentalbau der Theorie fällt, der zuerst die groſsen Massen sondern und sie uns unterscheiden lassen wird.

---

[20]) Schalten wir ein: „vom Standpunkte des Feldherrn aus“.

Rückblick auf das erste Kapitel.

Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.

Gewalt ist das Mittel; dem Feinde unseren Willen aufzudringen aber der Zweck des Krieges. Um diesen Zweck zu erreichen, mufs man den Gegner wehrlos machen, und das ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung.

Dieser Natur des Krieges entsprechend, würde es sonach keine Grenze für die Anwendung der Gewalt, keine Grenze für die Niederwerfung (Wehrlosmachung, Vernichtung) des Gegners und keine Grenze für das Kraftaufgebot zu diesem Zwecke geben.

Dieses Aeufserste im Kriege wird in der Wirklichkeit modifizirt dadurch, dafs der Krieg kein isolirter Akt ist, sondern stets mit dem seitherigen Staatsleben der sich Bekriegenden zusammenhängt; dadurch, dafs er nicht aus einem einzigen Schlage ohne Dauer besteht, weil die wirkenden Kräfte (Streitmittel, Land und Bundesgenossen) nicht alle gleichzeitig zur Geltung und Entladung kommen können, und endlich, weil er mit seinem Resultat nie etwas Absolutes, Unabänderliches ist.

Damit treten die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens an die Stelle des Aeufsersten und Absoluten der Begriffe und das Urtheil kann nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen die Grenze für die zu machenden Anstrengungen feststellen.

Dabei tritt dann der politische Zweck des Krieges in den Vordergrund.

Immerhin dürfte trotzdem die kriegerische Handlung doch eigentlich keinen Stillstand kennen, da in Beziehung auf Fortgang und Stillstand der Handlung stets eine Polarität der Interessen obzuwalten scheint, welche mindestens den einen der beiden Gegner zum Handeln antreiben müfste.

Die Wirkung dieser Polarität wird aber einmal durch den Gegensatz von Angriff und Vertheidigung und die (zunächst als bestehend hinzunehmende) überlegene Stärke dieser über die erstere Form, fernerhin dann aber auch sehr oft durch die unvollkommene Einsicht in den Fall (seitens desjenigen, an welchem das Handeln wäre) gemäfsigt. Es erklärt sich dadurch sowohl die thatsächliche Erscheinung, als die Berechtigung auch eines Stillstandes im kriegerischen Akte.

Die Möglichkeit und wachsende Häufigkeit dieses Stillstandes erleichtert wiederum die Anstellung jenes Wahrscheinlichkeitskalküls im Kriege, und kommt schliefslich noch der Zufall dazu, so macht er im Verbande mit dieser in der objektiven Natur des Krieges begründeten Wahrscheinlichkeitsrechnung, denselben — zum Spiel.

Wie durch seine objektive, so wird aber auch durch seine subjektive Natur der Krieg zum Spiel, weil in dem Elemente der Gefahr, in welchem diejenigen Kräfte sich bewegen müssen, mit welchen er geführt wird, der Muth die vornehmst Seeleneigenschaft ist und dieser Muth in seinen verschiedenen Aeufserungen des Wagens, der Kühnheit, der Verwegenheit sich mit Vorliebe das Ungefähr zum Tummelplatze sucht.

Trotz alledem aber bleibt doch der Krieg ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck und von diesem, seinem politischen Zwecke ausgehend, mufs diesem Motive auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung (auf jenes Ziel hin) zugestanden werden.

Daraus entwickelt sich dann jene Verschiedenartigkeit der Kriege, welche uns die Geschichte zeigt und welche den Krieg in seiner Gesammterscheinung als zusammengesetzt erweist: aus dem blinden Naturtrieb seiner auf Hafs und Feindschaft basirten Gewaltsamkeit; aus der freien Seelenthätigkeit, zu welchem das Spiel der Wahrscheinlichkeiten und der Zufall ihn machen, und aus dem Verstandesakte eines politischen Werkzeuges.

Zweites Kapitel.

Zweck und Mittel im Kriege.

Nachdem wir im vorigen Kapitel die zusammengesetzte und veränderliche Natur des Krieges kennen gelernt haben, wollen wir uns damit beschäftigen, zu untersuchen, welchen Einflufs dies auf Zweck und Mittel im Kriege hat.

Fragen wir zuerst nach dem Ziel, auf welches der ganze Krieg gerichtet werden mufs, um für den politischen Zweck das rechte Mittel zu sein, so werden wir dasselbe eben so veränderlich finden, als der politische Zweck und die eigenthümlichen Verhältnisse des Krieges es sind.

Halten wir uns zuvörderst wieder an den reinen Begriff des Krieges, so müssen wir sagen, dafs der politische Zweck desselben eigentlich aufser seinem Gebiete liege; denn wenn der Krieg ein Akt der Gewalt ist, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, so müfste es immer und ganz allein darauf ankommen, den Gegner niederzuwerfen, d. h. ihn wehrlos zu machen. Wir wollen zuerst diesen aus dem Begriff entwickelten Zweck, dem gleichwohl in der Wirklichkeit eine Menge von Fällen sehr nahe kommen[1], in dieser Wirklichkeit betrachten.

Wir werden in der Folge beim Kriegsplan näher untersuchen, was es heifst, einen Staat wehrlos machen, müssen aber hier gleich drei Dinge unterscheiden, die als drei allgemeine Objekte alles Uebrige in sich fassen. Es ist die Streitkraft, das Land und der Wille des Feindes.

Die Streitkraft mufs vernichtet, d. h. in einen solchen Zustand versetzt werden, dafs sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann. Wir erklären hierbei, dafs wir in der Folge unter dem Ausdruck „Vernichtung der feindlichen Streitkraft" nur dies verstehen werden.

Das Land mufs erobert werden, denn aus dem Lande könnte sich eine neue Streitkraft bilden.

Ist aber auch beides geschehen, so kann der Krieg, d. h. die feindliche Spannung und Wirkung feindseliger Kräfte, nicht als beendet angesehen

---

[1]) Dieses „gleichwohl sehr nahe kommen" ist charakteristisch für die ganze Auffassungsweise.

werden, so lange der Wille des Feindes nicht auch bezwungen ist, d. h. seine Regierung und seine Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung vermocht sind; denn es kann sich, während wir im vollen Besitze des Landes sind, der Kampf in seinem Innern, oder auch durch Beistand seiner Bundesgenossen von neuem entzünden [2]). Freilich kann dies auch nach dem Frieden geschehen, aber dies beweist weiter nichts, als daſs nicht jeder Krieg eine vollkommene Entscheidung und Erledigung in sich trägt. Aber selbst wenn dies der Fall ist, so ersterben doch im Friedensschluſs selbst jedesmal eine Menge Funken, die im Stillen fortgeglüht hätten, und die Spannungen lassen nach, weil alle dem Frieden zugewandten Gemüther, deren es in jedem Volk und unter allen Verhältnissen immer eine groſse Anzahl giebt, sich aus der Richtung des Widerstandes ganz abwenden. Wie dem übrigens auch sei, immer muſs man mit dem Frieden den Zweck als erreicht und das Geschäft des Krieges als beendigt ansehen.

Da von jenen drei Gegenständen die Streitkraft zur Beschützung des Landes bestimmt ist, so ist die natürliche Ordnung, daſs diese zuerst vernichtet, dann das Land erobert, und durch diese beiden Erfolge, so wie durch den Zustand, in welchem wir uns dann noch befinden, der Gegner zum Frieden vermocht werde. Gewöhnlich geschieht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft nach und nach, und in eben dem Maſse folgt ihr auf dem Fuſse die Eroberung des Landes. Beide pflegen dabei in Wechselwirkung zu treten, indem der Verlust der Provinzen auf die Schwächung der Streitkräfte zurückwirkt. Diese Ordnung ist aber keineswegs nothwendig, und deswegen findet sie auch nicht immer statt. Es kann sich die feindliche Streitmacht, noch ehe sie merklich geschwächt worden ist, an die entgegengesetzten Grenzen des Landes, auch ganz ins Ausland zurückziehen. In diesem Falle wird also der gröſste Theil des Landes, oder auch das ganze erobert.

Aber dieser Zweck des abstrakten Krieges, dieses letzte Mittel zur Erreichung des politischen Zwecks, in dem sich alle andern zusammenfinden sollen: das Wehrlosmachen des Gegners, ist in der Wirklichkeit keineswegs allgemein vorhanden, ist nicht die nothwendige Bedingung zum Frieden, und kann also auf keine Weise in der Theorie als ein Gesetz aufgestellt werden [3]). Es giebt eine zahllose Menge von Friedensschlüssen, die erfolgt sind, ehe einer der beiden Theile als wehrlos angesehen werden konnte, ja ehe das Gleichgewicht auch nur merklich gestört war. Noch mehr, wenn wir auf die konkreten Fälle sehen, so müssen wir uns sagen, daſs in einer ganzen Klasse derselben das Niederwerfen des Gegners ein unnützes Spiel der Vorstellungen sein würde: wenn nämlich der Gegner bedeutend mächtiger ist.

---

[2]) Bis zu diesem Moment ruht aber zunächst der kriegerische Krieg, dessen Absicht der Wehrlosmachung sich eben nur auf die greifbaren Objekte: Streitkraft und Land wirksam erweisen kann.

[3]) Für die Theorie des kriegerischen Krieges ist es schlechthin das Fundamentalgesetz. Darin liegt wieder der Unterschied der Auffassung, ohne dessen unausgesetzte Gegenwärtighaltung der Leser sich allzu leicht vollständig verirren würde.

Die Ursache, warum der aus dem Begriff des Krieges entwickelte Zweck nicht allgemein auf den wirklichen Krieg paſst, liegt in der Verschiedenheit beider, mit welcher wir uns im vorigen Kapitel beschäftigt haben. Wäre er, wie ihn der bloſse Begriff giebt, so würde ein Krieg zwischen Staaten von merklich ungleichen Kräften als ein Absurdum erscheinen, also unmöglich sein[4]); die Ungleichheit der physischen Kräfte dürfte höchstens so groſs sein, daſs sie durch die moralischen ausgeglichen werden könnte, und das würde in Europa bei unserm heutigen gesellschaftlichen Zustande nicht weit reichen. Wenn wir also Kriege zwischen Staaten von sehr ungleicher Macht haben stattfinden sehen: so ist es der Fall, weil der Krieg in der Wirklichkeit sich von seinem ursprünglichen Begriff oft sehr weit entfernt.

Es sind zwei Dinge, welche in der Wirklichkeit als Motiv zum Frieden an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstande treten können. Das erste ist die Unwahrscheinlichkeit, das zweite ein zu groſser Preis des Erfolges.

Da, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, der ganze Krieg von dem strengen Gesetz innerer Nothwendigkeit loslassen und sich der Wahrscheinlichkeitsberechnung anheimgeben muſs, und da dies immer um so mehr der Fall ist, je mehr er sich den Verhältnissen nach, aus denen er hervorgegangen ist, dazu eignet, je geringer die Motive und die Spannungen sind: so ist es auch begreiflich, wie aus dieser Wahrscheinlichkeitsberechnung das Motiv zum Frieden selbst entstehen kann. Es braucht also der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Theils ausgekämpft zu werden, und man kann denken, daſs bei sehr schwachen Motiven und Spannungen eine leichte, kaum angedeutete Wahrscheinlichkeit schon hinreicht, denjenigen, gegen welchen sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen. Wäre nun der Andere im Voraus davon überzeugt, so ist es ja natürlich, daſs er nur nach dieser Wahrscheinlichkeit streben, nicht erst den Umweg eines gänzlichen Niederwerfens des Feindes suchen und machen wird.

Noch allgemeiner wirkt die Beachtung des Kraftaufwandes, welcher schon erforderlich gewesen ist und noch sein wird, auf den Entschluſs zum Frieden. Da der Krieg kein Akt blinder Leidenschaft ist, sondern der politische Zweck darin vorwaltet, so muſs der Werth, den dieser hat, die Gröſse der Aufopferungen bestimmen, mit welchen wir ihn erkaufen wollen. Dies wird nicht bloſs der Fall sein bei ihrem Umfang, sondern auch bei ihrer Dauer. Sobald also der Kraftaufwand so groſs wird, daſs der Werth des politischen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, so muſs dieser aufgegeben werden, und der Friede die Folge davon sein.

---

[4]) Er ist es von dem Augenblicke an, wo dem merklich Stärkeren die Absicht des Niederwerfens innewohnt, der gegenüber dem merklich Schwächeren nur die Hülfe von „Bundesgenossen" bleibt, welche ein Gleichgewicht der Kräfte herstellen sollen. Nur solche Hoffnung berechtigt den merklich Schwächeren zum Krieg, ohne sie wäre der Krieg für ihn Selbstmord, d. i. politisch „ein Absurdum". Dänemark hatte im Jahre 1864 sicherlich den Krieg gegen Preuſsen und Oesterreich zunächst nur in dieser Hoffnung aufgenommen; aber die Natur seines Insel-Landes (s. oben) lieſs auch die Ungleichheit der Kräfte minder schroff erscheinen, als es auf den ersten Blick aussieht.

Man sieht also, dafs in den Kriegen, wo der Eine den Andern nicht ganz wehrlos machen kann, die Motive zum Frieden in beiden Theilen steigen und fallen werden nach der Wahrscheinlichkeit der ferneren Erfolge und des erforderlichen Kraftaufwandes. Wenn diese Motive in beiden Theilen gleich stark wären, so würden sie sich in der Mitte ihrer politischen Differenz treffen; was sie in dem Einen an Stärke zunehmen, dürfen sie in dem Andern schwächer sein; wenn ihre Summe nur hinreicht, so wird der Friede zu Stande kommen, natürlich aber mehr zum Besten Dessen ausfallen, der die schwächsten Motive dazu hatte.

Wir übergehen hier absichtlich noch den Unterschied, den die positive und negative Natur des politischen Zwecks im Handeln nothwendig hervorbringen mufs; denn wenn dieser auch, wie wir in der Folge zeigen werden, von der höchsten Wichtigkeit ist, so müssen wir uns doch hier auf einem noch allgemeineren Standpunkt erhalten, weil die ursprünglichen politischen Absichten im Laufe des Krieges sehr wechseln und zuletzt ganz andere werden können, eben weil sie durch die Erfolge und durch die wahrscheinlichen Ergebnisse mit bestimmt werden[5]).

Es entsteht nun die Frage, wie man auf die Wahrscheinlichkeit der Erfolge wirken kann. Zuerst natürlich durch dieselben Gegenstände, welche auch zum Niederwerfen des Gegners führen: die Vernichtung seiner Streitkräfte und die Eroberung seiner Provinzen; aber beide sind darum nicht genau dieselben, welche sie bei jenem Zweck sein würden. Wenn wir die feindliche Streitkraft angreifen, so ist es etwas ganz Anderes, ob wir dem ersten Schlage eine Reihe anderer folgen lassen wollen, bis zuletzt alles zertrümmert ist, oder ob wir uns mit einem Siege begnügen wollen, um das Gefühl der Sicherheit beim Gegner zu brechen, ihm das Gefühl unserer Ueberlegenheit zu geben, und ihm also für die Zukunft Besorgnisse einzuflöfsen. Wollen wir das, so werden wir an die Vernichtung seiner Streitkräfte nur so viel setzen, als dazu hinreichend ist. Eben so ist die Eroberung von Provinzen eine andere Mafsregel, wenn es nicht auf das Niederwerfen des Gegners abgesehen ist. In jenem Falle wäre die Vernichtung seiner Streitkraft die eigentlich wirksame Handlung, und das Einnehmen der Provinzen nur die Folge davon; sie einzunehmen, ehe die Streitkraft zusammengeworfen ist, wäre immer nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Dagegen ist, wenn wir es nicht auf das Niederwerfen der feindlichen Streitkraft absehen und wenn wir überzeugt sind, dafs der Feind den Weg der blutigen Entscheidung selbst nicht sucht, sondern fürchtet, das Einnehmen einer schwach oder gar nicht vertheidigten Provinz schon an sich ein Vortheil, und ist dieser Vortheil grofs genug, um den Gegner für den allgemeinen Erfolg besorgt zu machen, so ist er auch als ein naher Weg zum Frieden zu betrachten.

Nun kommen wir aber noch auf ein eigenthümliches Mittel, auf die

---

[5]) Dieses Zugeständnifs, dafs die Erfolge des kriegerischen Krieges sehr wesentlich auf die Zwecke des politischen Krieges reagiren können, ist von hoher Wichtigkeit und beweist hier die reale Bedeutung jener Art der Kriegführung.

Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu wirken, ohne die feindliche Streitkraft niederzuwerfen, nämlich auf solche Unternehmungen, die eine unmittelbare politische Beziehung haben. Giebt es Unternehmungen, die vorzugsweise geeignet sind, Bündnisse unsers Gegners zu trennen oder unwirksam zu machen, uns neue Bundesgenossen zu erwerben, politische Funktionen zu unserm Besten aufzuregen u. s. w.: so ist leicht begreiflich, wie dies die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehr steigern und ein viel kürzerer Weg zum Ziele werden kann, als das Niederwerfen der feindlichen Streitkräfte.

Die zweite Frage ist, welches die Mittel sind, auf den feindlichen Kraftaufwand, d. h. auf die Preiserhöhung zu wirken.

Der Kraftaufwand des Gegners liegt in dem Verbrauch seiner Streitkräfte, also in der Zerstörung derselben von unsrer Seite, in dem Verlust von Provinzen, also in der Eroberung derselben durch uns.

Dafs diese beiden Gegenstände wegen der verschiedenen Bedeutung auch hier nicht allemal mit der gleichnamigen bei einem andern Zweck zusammenfallen, wird sich bei näherer Betrachtung von selbst ergeben. Dafs die Unterschiede meistens nur gering sein werden, darf uns nicht irre machen, denn in der Wirklichkeit entscheiden oft bei schwachen Motiven die feinsten Nüancen für die eine oder andere Modalität der Kraftanwendung. Uns kömmt es hier nur darauf an, zu zeigen, dafs unter Voraussetzung gewisser Bedingungen andere Wege zum Ziele möglich, kein innerer Widerspruch, kein Absurdum, auch nicht einmal Fehler sind.

Aufser diesen beiden Gegenständen giebt es nun noch drei eigenthümliche Wege, die unmittelbar darauf gerichtet sind, den Kraftaufwand des Gegners zu steigern. Der erste ist die Invasion, d. h. die Einnahme feindlicher Provinzen, nicht mit der Absicht, sie zu behalten, sondern um Kriegssteuern darin zu erheben, oder sie gar zu verwüsten. Der unmittelbare Zweck ist hier weder die Eroberung des feindlichen Landes, noch das Niederwerfen seiner Streitkraft, sondern blofs ganz allgemein der feindliche Schaden. Der zweite Weg ist, unsre Unternehmungen vorzugsweise auf solche Gegenstände zu richten, die den feindlichen Schaden vergröfsern. Es ist nichts leichter, als sich zwei verschiedene Richtungen unsrer Streitkraft zu denken, von denen die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt, den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede ist und sein kann, einträglicher ist. Wie man zu sagen gewohnt ist, würde man die erste für die mehr militärische, die andere mehr für eine politische halten. Wenn man sich aber auf den höchsten Standpunkt stellt, so ist eine so militärisch wie die andere[6]), und jede nur zweckmäfsig, wenn sie zu den gegebenen Bedingungen pafst. Der dritte Weg, an Umfang der ihm zugehörigen Fälle bei weitem der wichtigste, ist das Ermüden des Gegners. Wir wählen diesen Ausdruck nicht blofs, um das Objekt mit einem Worte zu bezeichnen, sondern weil er

---

[6]) Eben so gewifs wie oben (Absatz 26 des ersten Kapitels) die eine Verfahrungsweise so „politisch" wie die andere genannt worden ist (Anm. 19).

die Sache ganz ausdrückt und nicht so bildlich ist, als es auf den ersten Blick scheint. In dem Begriff des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens.

Wollen wir nun den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten, so müssen wir uns mit so kleinen Zwecken als möglich begnügen, denn es liegt in der Natur der Sache, dafs ein grofser Zweck mehr Kraftaufwand erfordert, als ein kleiner; der kleinste Zweck aber, den wir uns vorsetzen können, ist der reine Widerstand, d. h. der Kampf ohne eine positive Absicht. Bei diesem werden also unsere Mittel verhältnismäfsig am gröfsten sein, und also das Resultat am meisten gesichert. Wie weit kann nun diese Negativität gehen? Offenbar nicht bis zur absoluten Passivität, denn ein blofses Leiden wäre kein Kampf mehr; der Widerstand aber ist eine Thätigkeit, und durch diese sollen so viele von des Feindes Kräften zerstört werden, dafs er seine Absicht aufgeben mufs. Nur das wollen wir bei jedem einzelnen Akt, und darin besteht die negative Natur unserer Absicht.

Unstreitig ist diese negative Absicht in ihrem einzelnen Akt nicht so wirksam, wie eine in gleicher Richtung liegende positive sein würde, vorausgesetzt, dafs sie gelinge; aber darin liegt eben der Unterschied, dafs jene eher gelingt, also mehr Sicherheit giebt; was ihr nun an Wirksamkeit im einzelnen Akt abgeht, mufs sie durch die Zeit, also durch die Dauer des Kampfes wieder einbringen, und so ist denn diese negative Absicht, welche das Prinzip des reinen Widerstandes ausmacht, auch das natürliche Mittel, den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, das ist: ihn zu ermüden.

Hier liegt der Ursprung des das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden Unterschiedes von Angriff und Vertheidigung. Wir können aber diesen Weg hier nicht weiter verfolgen, sondern begnügen uns zu sagen, dafs aus dieser negativen Absicht selbst alle die Vortheile, und so alle die stärkeren Formen des Kampfes abgeleitet werden können, die ihr zur Seite stehen, und in welcher sich also dieses philosophisch-dynamische Gesetz, das zwischen Gröfse und Sicherheit des Erfolges besteht, verwirklicht. Wir werden dies alles in der Folge betrachten.

Giebt also die negative Absicht, d. h. die Vereinigung aller Mittel im blofsen Widerstand, eine Ueberlegenheit im Kampf[7]: so wird, wenn diese so grofs ist, um ein etwaiges Uebergewicht des Gegners auszugleichen, die blofse Dauer des Kampfes hinreichen, um den Kraftaufwand beim Gegner nach und nach auf den Punkt zu bringen, dafs ihm der politische Zweck desselben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er den Kampf also aufgeben mufs. Man sieht also, dafs dieser Weg, die Ermüdung des Gegners, die grofse Anzahl von Fällen unter sich begreift, wo der Schwache dem Mächtigen widerstehen will.

Friedrich der Grofse wäre im siebenjährigen Kriege niemals im Stande

---

[7]) Was hier zunächst nur als Prämisse hingestellt, aber, wie sich später zeigen wird, von Clausewitz auch als Thatsache angenommen wird.

gewesen, die österreichische Monarchie niederzuwerfen, und hätte er es in dem Sinne eines Karl XII. versuchen wollen, er würde unfehlbar zu Grunde gegangen sein. Nachdem aber die talentvolle Anwendung einer weisen Oekonomie der Kräfte den gegen ihn verbündeten Mächten sieben Jahre lang gezeigt hatte, dafs der Kraftaufwand viel gröfser werde, als sie sich Anfangs vorgestellt hatten, beschlossen sie den Frieden.

Wir sehen also, dafs es im Kriege der Wege zum Ziele viele giebt, dafs nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Gegners gebunden ist, dafs Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, blofse Besetzung derselben, blofse Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöfse — alles Mittel sind, die, jedes für sich, zur Ueberwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigenthümlichkeit des Falles mehr von dem einen oder dem andern erwarten läfst. Wir können noch eine ganze Klasse von Zwecken als kürzere Wege zum Ziele hinzufügen, die wir Argumente ad hominem nennen könnten. In welchem Gebiete menschlichen Verkehrs kämen diese alle sächlichen Verhältnisse überspringenden Funken der persönlichen Beziehungen nicht vor, und im Kriege, wo die Persönlichkeit der Kämpfer, im Kabinet und im Felde, eine so grofse Rolle spielt, können sie wohl am wenigsten fehlen. Wir begnügen uns darauf hinzudeuten, weil es eine Pedanterie wäre, sie in Klassen bringen zu wollen. Mit diesen, kann man wohl sagen, wächst die Zahl der möglichen Wege zum Ziel bis ins Unendliche.

Um diese verschiedenen kürzeren Wege zum Ziel nicht unter ihrem Werth zu schätzen, sie entweder nur als seltene Ausnahmen gelten zu lassen, oder den Unterschied, den sie in der Kriegführung bedingen, für unwesentlich zu halten, mufs man sich nur der Mannigfaltigkeit der politischen Zwecke bewufst werden, die einen Krieg veranlassen können, oder mit einem Blick den Abstand messen, der zwischen einem Vernichtungskriege um das politische Dasein und einem Kriege stattfindet, den ein erzwungenes oder hinfällig gewordenes Bündnifs zur unangenehmen Pflicht macht. Zwischen beiden giebt es zahllose Abstufungen, die in der Wirklichkeit vorkommen. Mit eben dem Recht, mit welchem man eine dieser Abstufungen in der Theorie verwerfen wollte, könnte man sie alle verwerfen, d. h. die wirkliche Welt ganz aus den Augen setzen.

So ist es im Allgemeinen mit dem Ziele beschaffen, welches man im Kriege zu verfolgen hat; wenden wir uns jetzt zu den Mitteln.

Dieser Mittel giebt es nur ein einziges: es ist der Kampf. Wie mannigfaltig dieser auch gestaltet sei, wie weit er sich von der rohen Entledigung des Hasses und der Feindschaft im Faustkampfe entfernen möge, wie viel Dinge sich einschieben mögen, die nicht selbst Kampf sind: immer liegt es im Begriff des Krieges, dafs alle in ihm erscheinenden Wirkungen ursprünglich von Kampf ausgehen müssen.

Dafs dem auch in der gröfsten Mannigfaltigkeit und Zusammensetzung der Wirklichkeit immer so sei, dafür giebt es einen sehr einfachen Beweis. Alles, was im Kriege geschieht, geschieht durch Streitkräfte; wo aber Streit-

kräfte, d. i. bewaffnete Menschen, angewendet werden, da mufs nothwendig die Vorstellung des Kampfes zu Grunde liegen.

Es gehört also alles zur kriegerischen Thätigkeit, was sich auf die Streitkräfte bezieht, also alles, was zu ihrer Erzeugung, Erhaltung und Verwendung gehört.

Erzeugung und Erhaltung sind offenbar nur die Mittel, die Anwendung aber ist der Zweck.

Der Kampf im Kriege ist nicht ein Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen, sondern ein vielfach gegliedertes Ganze. In diesem grofsen Ganzen können wir Einheiten von zweierlei Art unterscheiden: die eine nach dem Subjekt, die andere nach dem Objekt bestimmt. In einem Heere reihet sich die Zahl der Kämpfer immer zu neuen Einheiten zusammen, die Glieder einer höheren Ordnung bilden. Es bildet also der Kampf eines jeden dieser Glieder auch eine mehr oder weniger hervortretende Einheit. Ferner bildet der Zweck des Kampfes, also sein Objekt, eine Einheit desselben.

Jede dieser Einheiten nun, die sich im Kampf unterscheiden, belegt man mit dem Namen eines Gefechts[8]).

Liegt aller Anwendung von Streitkräften die Vorstellung von Kampf zu Grunde, so ist auch die Verwendung der Streitkräfte überhaupt nichts als die Feststellung und Anordnung einer gewissen Anzahl von Gefechten.

Es bezieht sich also alle kriegerische Thätigkeit nothwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar, oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ifst, trinkt und marschirt, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten.

Endigen also im Gefecht alle Fäden kriegerischer Thätigkeit, so werden wir sie auch alle auffassen, indem wir die Anordnung der Gefechte bestimmen; nur von dieser Anordnung und ihrer Vollziehung gehen die Wirkungen aus, niemals unmittelbar von den ihnen vorhergehenden Bedingungen. Nun ist im Gefecht alle Thätigkeit auf die Vernichtung des Gegners oder vielmehr seiner Streitfähigkeit gerichtet, denn dies liegt in seinem Begriff; die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen.

Dieser Zweck kann ebenfalls die blofse Vernichtung der feindlichen Streit kraft sein, aber dies ist keineswegs nothwendig, sondern er kann auch etwas ganz Anderes sein. Sobald nämlich, wie wir das gezeigt haben, das Niederwerfen des Gegners nicht das einzige Mittel ist, den politischen Zweck zu erreichen, sobald es andere Gegenstände giebt, welche man als Ziel im Kriege verfolgen kann: so folgt von selbst, dafs diese Gegenstände der Zweck einzelner kriegerischer Akte werden können, und also auch der Zweck von Gefechten.

---

[8]) Man kann wohl füglich die sich auf das Subjekt beziehenden Einheiten: „Kampf", die sich auf das Objekt beziehenden: „Gefecht" nennen. Die nachfolgenden Clausewitzschen Deduktionen werden sich vielleicht unter Festhaltung einer Trennung jener beiden Begriffe noch schärfer in ihrer wahren Bedeutung erfassen lassen.

Aber selbst diejenigen Gefechte, welche als untergeordnete Glieder der Niederwerfung der feindlichen Streitkraft ganz eigentlich gewidmet sind, brauchen die Vernichtung derselben nicht gerade zu ihrem nächsten Zweck zu haben.

Wenn man an die mannigfaltige Gliederung einer grofsen Streitkraft denkt, an die Menge von Umständen, die bei ihrer Anwendung in Wirksamkeit kommen: so ist begreiflich, dafs auch der Kampf einer solchen Streitkraft eine mannigfache Gliederung, Unterordnung und Zusammensetzung bekommen mufs. Da können und müssen natürlich für die einzelnen Glieder eine Menge von Zwecken vorkommen, die nicht selbst Vernichtung feindlicher Streitkraft sind und dieselbe zwar in gesteigertem Mafse, aber nur mittelbar bewirken. Wenn ein Bataillon den Auftrag erhält, den Feind von einem Berge, einer Brücke u. s. w., zu vertreiben, so ist in der Regel der Besitz dieser Gegenstände der eigentliche Zweck, die Vernichtung der feindlichen Kräfte daselbst blofses Mittel oder Nebensache. Kann der Feind durch eine blofse Demonstration vertrieben werden, so ist der Zweck auch erreicht; aber dieser Berg, diese Brücke werden in der Regel nur genommen, um damit eine gesteigerte Vernichtung der feindlichen Streitkraft zu bewirken. Ist es schon so auf dem Schlachtfelde, so wird es noch vielmehr so auf dem ganzen Kriegstheater sein, wo nicht blofs ein Heer dem andern, sondern ein Staat, ein Volk, ein Land dem andern gegenüber steht. Hier mufs die Zahl möglicher Beziehungen und folglich der Kombinationen sehr vermehrt, die Mannigfaltigkeit der Anordnungen vergröfsert und durch die sich unterordnende Abstufung der Zwecke das Mittel von dem letzten Zwecke weiter entfernt werden.

Es ist also aus vielen Gründen möglich, dafs der Zweck eines Gefechts nicht die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, nämlich der uns gegenüberstehenden ist, sondern dafs diese blofs als Mittel erscheint. In allen diesen Fällen aber kommt es auch auf die Vollziehung dieser Vernichtung nicht mehr an, denn das Gefecht ist hier nichts als ein Abmesser der Kräfte, hat an sich keinen Werth, sondern nur den des Resultates, d. h. seiner Entscheidung.

Ein Abmessen der Kräfte kann aber in Fällen, wo sie sehr ungleich sind, schon durch das blofse Abschätzen erhalten werden. In solchen Fällen wird auch das Gefecht nicht stattfinden, sondern der Schwächere gleich nachgeben.

Ist der Zweck der Gefechte nicht immer die Vernichtung der in denselben begriffenen Streitkräfte, und kann ihr Zweck oft sogar erreicht werden, ohne dafs das Gefecht wirklich stattfindet, durch seine blofse Feststellung und die daraus hervorgehenden Verhältnisse: so wird es erklärlich, wie ganze Feldzüge mit grofser Thätigkeit geführt werden können, ohne dafs das faktische Gefecht darin eine namhafte Rolle spielt.

Dafs dem so sein kann, beweist die Kriegsgeschichte in hundert Beispielen. Wie viele von diesen Fällen die unblutige Entscheidung mit Recht gehabt haben, d. h. ohne inneren Widerspruch, und ob einige aus derselben entspringende Berühmtheiten die Kritik aushalten würden: das wollen wir

dahingestellt sein lassen, denn es ist uns nur darum zu thun, die Möglichkeit eines solchen kriegerischen Verlaufs zu zeigen.

Wir haben nur ein Mittel im Kriege, das Gefecht, das aber bei der Mannigfaltigkeit seiner Anwendung uns in alle die verschiedenen Wege hineinführt, welche die Mannigfaltigkeit der Zwecke zuläfst, so dafs wir nichts gewonnen zu haben scheinen; so ist es aber nicht, denn von dieser Einheit des Mittels geht ein Faden aus, der sich für die Betrachtung durch das ganze Gewebe kriegerischer Thätigkeit fortschlingt und es zusammenhält.

Wir haben aber die Vernichtung der feindlichen Streitkraft als einen der Zwecke betrachtet, die man im Kriege verfolgen kann, und es dahingestellt sein lassen, welche Wichtigkeit ihm unter den übrigen Zwecken gegeben werden solle. Im einzelnen Falle wird es von den Umständen abhängen, und für das Allgemeine haben wir seinen Werth unbestimmt gelassen; jetzt werden wir noch einmal darauf zurückgeführt, und wir werden einsehen lernen, welcher Werth ihm nothwendig zugestanden werden mufs.

Das Gefecht ist die einzige Wirksamkeit im Kriege; im Gefecht ist die Vernichtung der uns gegenüber stehenden Streitkraft das Mittel zum Zweck, ist es selbst da, wo das Gefecht nicht faktisch eintritt, weil jedenfalls der Entscheidung die Voraussetzung zu Grunde liegt, dafs diese Vernichtung als unzweifelhaft zu betrachten sei. Sonach ist also die Vernichtung der feindlichen Streitkraft die Grundlage aller kriegerischen Handlungen, der letzte Stützpunkt aller Kombinationen, die darauf wie der Bogen auf seinen Widerlagen ruhen. Es geschieht also alles Handeln unter der Voraussetzung, dafs, wenn die dabei zu Grunde liegende Entscheidung der Waffen wirklich eintreten sollte, sie eine günstige sei. Die Waffenentscheidung ist für alle grofsen und kleinen Operationen des Krieges, was die baare Zahlung für den Wechselhandel ist; wie entfernt diese Beziehungen auch sein, wie selten die Realisationen eintreten mögen, ganz können sie niemals fehlen.

Ist die Waffenentscheidung die Grundlage aller Kombinationen, so folgt, dafs der Gegner jede derselben durch eine glückliche Waffenentscheidung unwirksam machen kann, nicht nur wenn es die ist, auf welcher unsere Kombination unmittelbar beruht, sondern auch durch jede andere, wenn sie nur bedeutend genug ist; denn jede bedeutende Waffenentscheidung, d. i. Vernichtung feindlicher Streitkräfte, wirkt auf alle anderen vorliegenden zurück, weil sie sich wie ein flüssiges Element ins Niveau setzen.

So erscheint also die Vernichtung der feindlichen Streitkraft immer als das höher stehende, wirksamere Mittel, dem alle anderen weichen müssen.

Aber freilich können wir der Vernichtung feindlicher Streitkraft nur bei vorausgesetzter Gleichheit aller übrigen Bedingungen eine höhere Wirksamkeit zuschreiben. Es wäre also ein grofses Mifsverstehen, wenn man daraus den Schlufs ziehen wollte, ein blindes Draufgehen müsse über behutsame Geschicklichkeit immer den Sieg davontragen. Ein ungeschicktes Draufgehen würde zur Vernichtung der eigenen, nicht der feindlichen Streitkraft führen, und kann also von uns nicht gemeint sein. Die höhere Wirksamkeit gehört nicht dem W e g e, sondern dem Z i e l e an, und wir vergleichen nur die Wirkung des einen erreichten Zieles mit dem andern.

Wenn wir von Vernichtung der feindlichen Streitmacht sprechen, so müssen wir hier ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daſs uns nichts zwingt, diesen Begriff auf die bloſse physische Streitkraft zu beschränken, sondern vielmehr die moralische nothwendig darunter mitverstanden werden muſs, weil ja beide sich bis in die kleinsten Theile durchdringen, und deshalb gar nicht von einander zu trennen sind. Es ist aber gerade hier, wo wir uns auf die unvermeidliche Einwirkung berufen, die ein groſser Vernichtungsakt (ein groſser Sieg) auf alle übrigen Waffenentscheidungen hat, das moralische Element dasjenige, das am flüssigsten ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, und also am leichtesten sich über alle Glieder vertheilt. Dem überwiegenden Werth, welchen die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte vor allen anderen Mitteln hat, steht die Kostbarkeit und Gefahr dieses Mittels gegenüber, und nur um diese zu vermeiden, werden andere Wege eingeschlagen.

Daſs das Mittel kostbar sein muſs, ist an sich verständlich, denn der Aufwand eigener Streitkräfte ist bei übrigens gleichen Umständen immer gröſser, je mehr unsere Absicht auf die Vernichtung der feindlichen gerichtet ist.

Die Gefahr dieses Mittels liegt aber darin, daſs eben die gröſsere Wirksamkeit, welche wir suchen, im Fall des Nichtgelingens auf uns zurückfällt, also gröſsere Nachtheile zur Folge hat.

Die anderen Wege sind also weniger kostbar beim Gelingen und weniger gefährlich beim Miſslingen; aber es liegt hierin nothwendig die Bedingung, daſs sie es nur mit ihresgleichen zu thun haben, nämlich, daſs der Feind dieselben Wege geht; weil, wenn der Feind den Weg groſser Waffenentscheidung wählte, der unsrige sich eben dadurch gegen unsern Willen auch in einen solchen verwandeln würde. Es kommt also dann auf den Ausgang des Vernichtungsaktes an; nun ist aber klar, daſs wir, alle übrigen Umstände wieder gleich genommen, in diesem Akt im Nachtheil aller Verhältnisse sein müssen, weil wir unsere Absichten und unsere Mittel zum Theil auf andere Dinge gerichtet hatten, was der Feind nicht gethan hat. Zwei verschiedene Zwecke, deren einer nicht Theil des andern ist, schlieſsen einander aus, und es kann also eine Kraft, die für den einen verwendet wird, nicht zugleich dem andern dienen. Wenn also einer der beiden Kriegführenden entschlossen ist, den Weg groſser Waffenentscheidungen zu gehen, so hat er auch schon eine hohe Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, sobald er gewiſs ist, daſs der andere ihn nicht gehen, sondern ein anderes Ziel verfolgen will; und Jeder, der sich ein solches anderes Ziel vorsetzt, kann dies vernünftigerweise nur thun, insofern er von seinem Gegner voraussetzt, daſs er die groſsen Waffenentscheidungen ebenso wenig sucht.

Aber was wir hier von einer anderen Richtung der Absichten und Kräfte gesagt haben, bezieht sich nur auf die positiven Zwecke, welche man auſser der Vernichtung feindlicher Kräfte sich im Kriege noch vorsetzen kann, durchaus nicht auf den reinen Widerstand, der in der Absicht gewählt wird, die feindliche Kraft dadurch zu erschöpfen. Dem bloſsen Widerstande fehlt die positive Absicht, und mithin können bei demselben unsere Kräfte dadurch nicht auf andere Gegenstände geleitet, sondern nur bestimmt sein, die Absichten des Gegners zu vernichten.

Hier haben wir von der Vernichtung der feindlichen Streitkraft die negative Seite, nämlich die Erhaltung der eigenen, zu betrachten. Diese beiden Bestrebungen gehen stets mit einander, weil sie in Wechselwirkung stehen; sie sind integrirende Theile einer und derselben Absicht, und wir haben nur zu untersuchen, welche Wirkung entsteht, wenn die eine oder die andere das Uebergewicht hat. Das Bestreben nach Vernichtung der feindlichen Streitkräfte hat den positiven Zweck und führt zu positiven Erfolgen, deren letztes Ziel die Niederwerfung des Gegners sein würde. Das Erhalten der eigenen Streitkräfte hat den negativen Zweck, führt also zur Vernichtung der feindlichen Absicht, d. h. zum reinen Widerstande, dessen letztes Ziel nichts sein kann, als die Dauer der Handlung so zu verlängern, dafs der Gegner sich darin erschöpft.

Das Bestreben mit dem positiven Zweck ruft den Vernichtungsakt ins Leben, das Bestreben mit dem negativen wartet ihn ab.

Wie weit dieses Abwarten gehen soll und darf, werden wir bei der Lehre von Angriff und Vertheidigung, an deren Ursprung wir uns abermals befinden, näher angeben. Hier müssen wir uns begnügen, zu sagen, dafs das Abwarten kein absolutes Leiden werden darf, und dafs in dem damit verbundenen Handeln die Vernichtung der in dem Konflikt dieses Handelns begriffenen feindlichen Streitkraft eben so gut das Ziel sein kann, wie jeder andere Gegenstand. Es wäre also ein grofser Irrthum in den Grundvorstellungen, zu glauben, dafs das negative Bestreben dahin führen müsse, die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte nicht zum Zweck zu wählen, sondern eine unblutige Entscheidung vorzuziehen. Das Uebergewicht des negativen Bestrebens kann allerdings die Veranlassung dazu sein, aber dann geschieht es immer auf die Gefahr, ob dieser Weg der angemessene sei, was von ganz andern Bedingungen abhängt, die nicht in uns, sondern im Gegner liegen. Dieser andere, unblutige Weg kann also keineswegs als das natürliche Mittel betrachtet werden, um der überwundenen Sorge für die Erhaltung unserer Streitkräfte genug zu thun, vielmehr würden wir diese in Fällen, wo ein solcher Weg den Umständen nicht entspräche, dadurch vollkommen zu Grunde richten. Sehr viele Feldherren sind in diesen Irrthum verfallen und dadurch zu Grunde gegangen. Die einzige nothwendige Wirkung, welche das Uebergewicht des negativen Bestrebens hat, ist das Aufhalten der Entscheidung, so dafs der Handelnde sich gewissermafsen in das Abwarten der entscheidenden Augenblicke hineinflüchtet. Die Folge davon pflegt zu sein: das Zurückverlegen der Handlung in der Zeit und, insofern der Raum damit in Verbindung steht, auch im Raume, soweit es die Umstände gestatten. Ist der Augenblick, wie dies ohne überwiegenden Nachtheil nicht weiter geschehen könnte, gekommen: so mufs der Vortheil der Negative als erschöpft betrachtet werden, und nun tritt das Bestreben nach Vernichtung der feindlichen Streitkraft, welches nur durch ein Gegengewicht aufgehalten, aber nicht verdrängt war, unverändert hervor.

Wir haben also in unsern bisherigen Betrachtungen gesehen, dafs es im Kriege vielerlei Wege zum Ziele, d. h. zur Erlangung des politischen Zweckes, giebt, dafs aber das Gefecht das einzige Mittel ist, und dafs darum alles

unter einem höchsten Gesetze steht: unter der Waffenentscheidung; dafs, wo sie faktisch vom Gegner in Anspruch genommen wird, dieser Rekurs niemals versagt werden kann, dafs also der Kriegführende, welcher einen andern Weg gehen will, sicher sein mufs, dafs der Gegner diesen Rekurs nicht nehmen, oder seinen Prozefs an diesem höchsten Gerichtshofe verlieren werde, dafs also, mit einem Wort, die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende erscheint.

Was Kombinationen anderer Art im Kriege leisten können, werden wir erst in der Folge und natürlich nur nach und nach kennen lernen. Wir begnügen uns, hier im Allgemeinen ihre Möglichkeit als etwas auf die Abweichung der Wirklichkeit von dem Begriff, auf die individuellen Umstände Gerichtetes anzuerkennen. Aber wir dürfen nicht unterlassen, schon hier die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen[9]). Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne grofse Krisen und blutige Auflösungen, durch die eigenthümlichen Schwächen seines Gegners, im Felde und im Kabinet, sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motivirt sind und zum Erfolge berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, dafs er sich bewufst bleibe, nur Schleifwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann, dafs er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn Dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegen trete.

Die Resultate von dem, was der Krieg ist, wie Zweck und Mittel in ihm wirken, wie er sich von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit bald mehr, bald weniger entfernt, hin und her spielt, aber immer unter jenem strengen Begriff wie unter einem höchsten Gesetz steht: das alles müssen wir in unserer Vorstellung festhalten und müssen uns desselben bei jedem der folgenden Gegenstände wieder bewufst werden, wenn wir ihre wahren Beziehungen, ihre eigenthümliche Bedeutung richtig verstehen, und nicht unaufhörlich in die schreiendsten Widersprüche mit der Wirklichkeit, und zuletzt mit uns selbst gerathen wollen.

Rückblick auf das zweite Kapitel.

1. Das Ziel, auf welches der ganze Krieg gerichtet sein mufs, um für seinen politischen Zweck das rechte Mittel zu sein, würde nach dem reinen Begriff nur das Niederwerfen, das Wehrlosmachen des Gegners sein können.

Für dieses Ziel bieten sich drei Objekte: die Streitkräfte, das Land und der Wille des Feindes.

Die Streitkraft mufs vernichtet, das Land erobert werden; immerhin

---

[9]) Hier liegt also der Berührungspunkt, in welchem Clausewitz selbst auch die „anderen" Behandlungsweisen des Krieges (s. „Zur Einführung") als gerechtfertigt anerkennt.

braucht aber damit der Wille des Feindes noch nicht so weit gebrochen zu sein, um ihn zum Friedensschlufs zu veranlassen.

Nach der natürlichen Ordnung der Dinge mufs zuerst die Streitkraft vernichtet, dann das Land erobert und durch diese beiden Erfolge der Gegner zum Frieden vermocht werden.

Vernichtung der Streitkraft und Eroberung des Landes stehen aber in einer Wechselwirkung, vermöge deren diese natürliche Ordnung auch verändert werden kann; wie andererseits das Wehrlosmachen des Gegners in Wirklichkeit keineswegs immer die unumgänglich nothwendige Vorbedingung für den Friedensschlufs zu sein braucht.

Auch ohne dieses Wehrlosmachen kann nämlich entweder die Unwahrscheinlichkeit oder der zu hohe Preis des eigenen Erfolges ein Motiv zum Frieden werden und dieses Motiv also auch aus einer Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Bezug auf diese Fragen entspringen.

Auf die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges läfst sich zunächst allerdings nur durch dieselben Mittel wirken, welche auch zum Niederwerfen des Gegners führen; aber ihre Anwendung wird doch in den verschiedenen Fällen eine sehr verschiedene sein, und es kommt ferner hinzu, dafs es aufserdem gewisse Unternehmungen giebt, deren unmittelbare politische Beziehung unter Umständen einen eigenthümlichen und sehr viel kürzeren Weg zum Ziele bieten können, als das wirkliche Niederwerfen.

Auf die Preiserhöhung (den nothwendigen Kraftaufwand für den Erfolg) wirken gleichfalls zunächst auch nur jene Mittel der Zerstörung und Eroberung, wenngleich auch hier unter modifizirter Anwendung ein. Ferner giebt es aber dann noch drei andere Wege, welche unmittelbar darauf gerichtet sind, den Kraftaufwand des Gegners zu steigern, nämlich: die Invasion, welche feindliche Provinzen einnimmt, mit der Absicht, Kriegssteuern in denselben zu erheben u. dgl., nicht aber, um sie zu behalten; ferner andere ähnliche nur auf den Schaden des Feindes ausgehende Unternehmungen und endlich ganz besonders die Ermüdung des Gegners.

In dem Begriff des Ermüdens im Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens.

Um den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, mufs man sich mit den kleinsten Zwecken begnügen, welche naturgemäfs den geringsten eigenen Kraftaufwand erfordern. Der kleinste Zweck aber, den man sich stecken kann, ist der reine Widerstand, der Kampf ohne positive Absicht, welche Negativität aber selbstredend keine blofse Passivität sein darf.

Die negative Absicht ist bei einem einzelnen Akte stets gesicherter als die positive und was ihr an Wirksamkeit abgeht im Vergleich zu dieser (vorausgesetzt, dafs sie gelingt!), mufs sie durch die Zeit — die Dauer des Kampfes — einbringen, eine Bedingung, welche sie eben erfüllen kann, weil sie mehr Sicherheit des Gelingens bietet!

Hier liegt der Ursprung des, das ganze Gebiet des Krieges beherrschenden Unterschiedes zwischen Angriff und Vertheidigung, dem später näher zu treten ist.

Giebt nun die negative Absicht — die Vereinigung aller Mittel im blofsen Widerstande — eine Ueberlegenheit im Kampfe, so wird, wenn dieselbe so grofs ist, dafs sie das feindliche Uebergewicht auszugleichen vermag, die blofse Dauer des Kampfes hinreichen, den Kraftaufwand des Gegners nach und nach über dasjenige Mafs hinaus zu steigern, welches er an seinen politischen Zweck setzen kann und will.

Die Wege, um dieses Ziel zu erreichen, sind natürlich sehr verschiedenartig abgestuft, aber die Theorie (des Krieges, wie er ist!) darf doch diese Abstufungen nicht einfach verwerfen.

2. Das Mittel, um die aufgeführten verschiedenen Ziele zu erreichen, ist immer und immer nur: der Kampf.

Alles, was im Kriege geschieht, geschieht durch Streitkräfte und wo Streitkräfte — bewaffnete Menschen — zur Anwendung kommen, mufs nothwendiger Weise die Vorstellung von Kampf zu Grunde liegen.

Der Kampf im Kriege ist ein vielfältig gegliedertes Ganze, in welchem Einheiten von zweierlei Art zu unterscheiden sind.

Die einen — nach dem Subjekt — werden durch Zusammenfassung von Einzelstreitern zu Einheiten höherer Ordnungen oder zu selbständigen Gliedern gebildet, die anderen — nach dem Objekt — entstehen aus dem Kampfzweck.

Jede dieser Einheiten nun, die sich im Kampfe unterscheiden, belegt man mit dem Namen eines Gefechts und da danach alle Fäden kriegerischer Thätigkeit im Gefechte endigen, so werden sie auch alle in der Bestimmung der Anordnung der Gefechte — zusammengefafst!

Alle Thätigkeit im Gefecht ist auf die Vernichtung der Streitfähigkeit des Gegners gerichtet; diese Vernichtung ist also immer das Mittel, den Zweck des Gefechtes zu erreichen.

Dieser Zweck kann jene Vernichtung selbst sein; er kann sich aber auch zunächst auf andere Dinge richten, vermöge deren aber dann doch schliefslich eine gesteigerte Vernichtung der feindlichen Streitkraft bewirkt oder ermöglicht (event. auch nur angedroht) werden soll.

Diese Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist sonach doch immer der letzte Stützpunkt aller Kombinationen im Kriege; sie ist das höchststehende, wirksamste Mittel im Kriege, dem alle anderen weichen müssen, weil jeder wie auch geartete Erfolg durch eine glückliche Waffenentscheidung des Feindes immer wieder unwirksam gemacht werden kann.

Die Gefahr dieses Mittels liegt aber darin, dafs eben die gröfsere Wirksamkeit, welche es besitzt und welche wir suchen, im Falle des Nichtgelingens auf uns zurückfällt, also auch gröfsere Nachtheile zur Folge hat!

Dem positiven Zweck der Vernichtung gesellt sich deshalb immer auch die Rücksicht auf die Erhaltung der eigenen Streitkraft zu, und abermals ist damit ein Ausgangspunkt des Unterschiedes zwischen Angriff und Vertheidigung erreicht.

Das positive Bestreben des Angriffs ruft den Vernichtungsakt ins Leben, das negative der Vertheidigung wartet ihn ab. Wie weit dieses Abwarten gehen darf, ist wiederum erst später zu erörtern; abermals ist aber auch jetzt schon soviel

klar, dafs diese Negation niemals blofse Passivität — reines Leiden werden darf.

Für alle späteren Vorstellungen aber ist festzuhalten: dafs „die blutige Entladung der Krisis, der erstgeborene Sohn des Krieges" ist und dafs, wie sehr der Krieg sich auch von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit entfernen mag, er doch immer unter jenem höchsten Gesetze steht!

Drittes Kapitel.

Der kriegerische Genius.

Jede eigenthümliche Thätigkeit bedarf, wenn sie mit einer gewissen Virtuosität getrieben werden soll, eigenthümlicher Anlagen des Verstandes und des Gemüths. Wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch aufserordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen des Genius bezeichnet.

Wir wissen wohl, dafs dieses Wort nach Ausdehnung und Richtung in sehr verschiedenartigen Bedeutungen vorkommt, und dafs bei manchen dieser Bedeutungen es eine sehr schwere Aufgabe ist, das Wesen des Genius zu bezeichnen; aber da wir uns weder für einen Philosophen, noch für einen Grammatiker ausgeben, so wird es uns gestattet sein, bei einer im Sprachgebrauch üblichen Bedeutung stehen zu bleiben und unter Genie die für gewisse Thätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft zu verstehen.

Wir wollen bei dieser Fakultät und Würde des Geistes einige Augenblicke verweilen, um die Berechtigung näher nachzuweisen und den Inhalt des Begriffs näher kennen zu lernen. Aber wir können nicht bei dem durch ein sehr gesteigertes Talent graduirten, bei dem eigentlichen Genie stehen bleiben, denn dieser Begriff hat ja keine abgemessenen Grenzen, sondern wir müssen überhaupt jede gemeinschaftliche Richtung der Seelenkräfte auf kriegerische Thätigkeit in Betracht ziehen, die wir dann als das Wesen des kriegerischen Genius ansehen können. Wir sagen die „gemeinschaftlichen", denn darin besteht eben der kriegerische Genius, dafs er nicht eine einzelne dahin gerichtete Kraft, z. B. der Muth ist, während andere Kräfte des Verstandes und Gemüthes fehlen oder eine für den Krieg unbrauchbare Richtung haben: sondern dafs er ein harmonischer Verein der Kräfte ist[1]), wobei eine oder die andere vorherrschen, aber keine widerstreben darf.

Wenn jeder Kämpfende vom kriegerischen Genius mehr oder weniger beseelt sein sollte, so würden unsere Heere wohl sehr schwach sein; denn eben weil darunter eine eigenthümliche Richtung der Seelenkräfte verstanden wird, so kann sie da nur selten vorkommen, wo in einem Volke die

[1]) Die Schilderung dieses „harmonischen Vereins der Kräfte" und ihres Zusammenwirkens auf das kriegerische Endziel, die nun folgt, gehört mit zu dem Besten, was überhaupt über diese Seite der Sache geschrieben werden kann.

Seelenkräfte nach so vielen Seiten hin in Anspruch genommen und ausgebildet werden. Je weniger verschiedenartige Thätigkeiten ein Volk aber hat, je mehr die kriegerische bei demselben vorherrscht, um so mehr mufs sich auch der kriegerische Genius in demselben verbreitet finden. Dies bestimmt aber nur seinen Umfang, keineswegs seine Höhe, denn diese hängt von der allgemeinen geistigen Entwicklung des Volkes ab. Wenn wir ein rohes, kriegerisches Volk betrachten, so ist ein kriegerischer Geist unter den einzelnen viel gewöhnlicher als bei den gebildeten Völkern, denn bei jenen besitzt ihn fast jeder einzelne Krieger, während bei den gebildeten eine ganze Masse nur durch die Nothwendigkeit und keineswegs durch innern Trieb mit fortgerissen wird. Aber unter rohen Völkern findet man nie einen eigentlich grofsen Feldherrn, und äufserst selten, was man ein kriegerisches Genie nennen kann, weil dazu eine Entwicklung der Verstandeskräfte erforderlich ist, die ein rohes Volk nicht haben kann. Dafs auch gebildete Völker eine mehr oder weniger kriegerische Richtung und Entwicklung haben können, versteht sich von selbst, und je mehr dies der Fall ist, um so häufiger wird sich in ihrem Heere der kriegerische Geist auch in dem Einzelnen finden. Da dies nun mit dem höheren Grade desselben zusammentrifft, so gehen von solchen Völkern immer die glänzendsten kriegerischen Erscheinungen aus, wie Römer und Franzosen bewiesen haben. Die gröfsten Namen dieser und aller im Kriege einst berühmten Völker fallen aber immer erst in die Zeiten einer höheren Bildung.

Es läfst uns dies schon errathen, wie grofs der Antheil ist, welchen die Verstandeskräfte an dem höheren kriegerischen Genius haben. Wir wollen jetzt einen nähern Blick auf ihn werfen.

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Muth vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers.

Der Muth ist doppelter Art: einmal Muth gegen die persönliche Gefahr, und dann Muth gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem Richterstuhl irgend einer äufsern Macht, oder der innern, nämlich des Gewissens. Nur von dem erstern ist hier die Rede.

Der Muth gegen die persönliche Gefahr ist wieder doppelter Art: erstens kann er Gleichgültigkeit gegen die Gefahr sein, sei es, dafs sie aus dem Organismus des Individuums, oder aus Geringschätzung des Lebens, oder aus Gewohnheit hervorgehe, auf jeden Fall aber ist er als ein bleibender Zustand anzusehen.

Zweitens kann der Muth aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Fall ist der Muth nicht sowohl ein Zustand, als eine Gemüthsbewegung, ein Gefühl.

Es ist begreiflich, dafs beide Arten von verschiedener Wirkung sind. Die erste Art ist sicherer, weil sie, zur zweiten Natur geworden, den Menschen nie verläfst, die zweite führt oft weiter; der ersten gehört mehr die Standhaftigkeit, der zweiten mehr die Kühnheit an; die erste läfst den Verstand nüchterner, die zweite steigert ihn zuweilen, verblendet ihn aber auch oft. Beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Muthes.

Der Krieg ist das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden; um

dadurch nicht zu Grunde gerichtet zu werden, bedarf es einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, gleichgültig dagegen macht. Mit diesen Eigenschaften, unter der bloſsen Führung des gesunden Verstandes ist der Mensch schon ein tüchtiges Werkzeug für den Krieg, und diese Eigenschaften sind es, die wir bei rohen und halbkultivirten Völkern so allgemein verbreitet antreffen. Gehen wir in den Forderungen weiter, die der Krieg an seine Genossen macht, so treffen wir auf vorherrschende Verstandeskräfte. Der Krieg ist das Gebiet der Ungewiſsheit; drei Viertheile derjenigen Dinge, auf welche das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger groſsen Ungewiſsheit. Hier also zuerst wird ein feiner, durchdringender Verstand in Anspruch genommen, um mit dem Takte seines Urtheils die Wahrheit heraus zu fühlen.

Es mag ein gewöhnlicher Verstand diese Wahrheit einmal durch Zufall treffen, ein ungewöhnlicher Muth mag das Verfehlen ein andermal ausgleichen, aber die Mehrheit der Fälle, der Durchschnittserfolg wird den fehlenden Verstand immer an den Tag bringen.

Der Krieg ist das Gebiet des Zufalls. In keiner menschlichen Thätigkeit muſs diesem Fremdling ein solcher Spielraum gelassen werden, weil keine so nach allen Seiten hin in beständigem Kontakt mit ihm ist. Er vermehrt die Ungewiſsheit aller Umstände und stört den Gang der Ereignisse.

Jene Unsicherheit aller Nachrichten und Voraussetzungen, diese beständigen Einmischungen des Zufalls machen, daſs der Handelnde im Kriege die Dinge unaufhörlich anders findet, als er sie erwartet hatte, und es kann nicht fehlen, daſs dies auf seinen Plan, oder wenigstens auf die diesem Plane zugehörigen Vorstellungen Einfluſs hat. Ist dieser Einfluſs auch so groſs, die gefaſsten Vorsätze entschieden aufzuheben, so müssen doch in der Regel neue an ihre Stelle treten, für welche es dann oft in dem Augenblicke an Daten fehlt, weil im Laufe des Handelns die Umstände den Entschluſs meistens drängen und keine Zeit lassen, sich von neuem umzusehen, oft nicht einmal so viel, um reifliche Ueberlegungen anzustellen. Aber es ist viel gewöhnlicher, daſs die Berichtigung unserer Vorstellungen und die Kenntniſs eingetretener Zufälle nicht hinreicht, unsern Vorsatz ganz umzustoſsen, sondern nur ihn wankend zu machen. Die Kenntniſs der Umstände hat sich in uns vermehrt, aber die Ungewiſsheit ist dadurch nicht verringert, sondern gesteigert. Die Ursache hiervon ist, daſs man diese Erfahrungen nicht alle mit einem Mal macht, sondern nach und nach, weil unsere Entschlieſsungen nicht aufhören, davon bestürmt zu werden, und der Geist, wenn wir so sagen dürfen, immer unter den Waffen sein muſs.

Soll er nun diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so sind ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich, einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des innern Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Muth, diesem schwachen Lichte zu folgen. Der erstere ist bildlich*) mit dem französischen Ausdruck coup d'œil bezeichnet worden, der andere ist die **Entschlossenheit**.

---

*) Namentlich von Friedrich dem Groſsen in seiner Instruktion an die Generäle.

Weil die Gefechte im Kriege das sind, was zuerst und am meisten den Blick auf sich gezogen hat, in den Gefechten Zeit und Raum wichtige Elemente sind, und es in jener Periode noch mehr waren, wo die Reiterei mit ihren rapiden Entscheidungen die Hauptsache war: so ist der Begriff eines schnellen und treffenden Entschlusses zuerst aus der Schätzung jener beiden Dinge hervorgetreten und hat daher einen Ausdruck zur Bezeichnung bekommen, der nur auf richtiges Augenmafs geht. Viele Lehrer der Kriegskunst haben ihn daher auch mit dieser beschränkten Bedeutung definirt. Aber es ist nicht zu verkennen, dafs bald alle im Augenblick der Ausführung gefafsten treffenden Entschlüsse darunter verstanden worden sind, z. B. das Erkennen des wahren Angriffspunktes u. s. w. Es ist also nicht blofs das körperliche, sondern häufiger das geistige Auge, welches mit dem coup d'œil gemeint ist. Natürlich ist der Ausdruck wie die Sache immer mehr im Gebiete der Taktik zu Hause gewesen, doch kann sie auch in der Strategie nicht fehlen, insofern auch in ihr oft schnelle Entscheidungen erforderlich sind. Entkleidet man diesen Begriff von dem, was ihm der Ausdruck zu Bildliches und Beschränktes gegeben hat, so ist er nichts als das schnelle Treffen einer Wahrheit, die einem gewöhnlichen Blick des Geistes gar nicht sichtbar ist oder es erst nach langem Betrachten und Ueberlegen wird.

Die Entschlossenheit ist ein Akt des Muthes in dem einzelnen Fall, und wenn sie zum Charakterzug wird, eine Gewohnheit der Seele. Aber hier ist nicht der Muth gegen körperliche Gefahr, sondern der gegen die Verantwortung, also gewissermafsen gegen Seelengefahr gemeint. Man hat diesen oft courage d'esprit genannt, weil er aus dem Verstande entspringt, aber er ist darum kein Akt des Verstandes, sondern des Gemüths. Blofser Verstand ist noch kein Muth, denn wir sehen oft die gescheitesten Leute ohne Entschlufs. Der Verstand mufs also erst das Gefühl des Muthes erwecken, um von ihm gehalten und getragen zu werden, weil im Drange des Augenblicks Gefühle den Menschen stärker beherrschen als Gedanken.

Wir haben hier der Entschlossenheit diejenige Stelle angewiesen, wo sie bei nicht hinreichenden Motiven die Qualen der Zweifel, die Gefahren des Zauderns heben soll. Der nicht sehr gewissenhafte Sprachgebrauch belegt freilich auch die blofse Neigung zum Wagen, Dreistigkeit, Kühnheit, Verwegenheit mit diesem Namen. Wo aber hinreichende Motive in dem Menschen sind, sie mögen subjektiv oder objektiv, gültig oder falsch sein, ist kein Grund, von seiner Entschlossenheit zu reden, denn indem wir das thun, setzen wir uns an seine Stelle und legen Zweifel in die Wagschale, die er gar nicht gehabt hat.

Hier kann man nur von Kraft oder Schwäche sprechen. Wir sind nicht pedantisch genug, um mit dem Sprachgebrauch über diesen kleinen Mifsgriff zu rechten, sondern unsere Bemerkung soll blofs dienen, falsche Einwürfe zu entfernen.

Diese Entschlossenheit nun, welche einen zweifelhaften Zustand besiegt, kann nur durch Verstand hervorgerufen werden, und zwar durch eine ganz eigenthümliche Richtung desselben. Wir behaupten, dafs das blofse Beisammensein höherer Einsichten und nöthiger Gefühle immer noch nicht die Ent-

schlossenheit macht. Es giebt Leute, die den schönsten Blick des Geistes für die schwierigste Aufgabe besitzen, denen es auch nicht an Muth fehlt, vieles auf sich zu nehmen, und die in schwierigen Fällen doch nicht zum Entschlufs kommen können. Ihr Muth und ihre Einsicht stehen jedes einzeln, bieten sich nicht die Hand und bringen darum nicht die Entschlossenheit als ein Drittes hervor. Diese entsteht erst durch den Akt des Verstandes, der die Nothwendigkeit des Wagens zum Bewufstsein bringt und durch sie den Willen bestimmt. Diese ganze eigenthümliche Richtung des Verstandes, die jede andere Scheu im Menschen niederkämpft mit der Scheu vor dem Schwanken und Zaudern, ist es, welche in kräftigen Gemüthern die Entschlossenheit ausbildet; darum können Menschen mit wenig Verstand in unserm Sinne nicht entschlossen sein[3]). Sie können in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, aber dann thun sie es ohne Ueberlegung, und es können freilich Den, welcher unüberlegt handelt, keine Zweifel mit sich selbst entzweien. Ein solches Handeln kann auch hin und wieder das Rechte treffen, aber wir sagen hier wie oben: es ist der Durchschnittserfolg, welcher auf das Dasein des kriegerischen Genius deutet. Wem unsre Behauptung dennoch wunderlich vorkommt, weil er manchen entschlossenen Husarenoffizier kennt, der kein tiefer Denker ist; den müssen wir erinnern, dafs hier von einer eigenthümlichen Richtung des Verstandes, nicht von einer grofsen Meditationskraft die Rede ist.

Wir glauben also, dafs die Entschlossenheit einer eigenthümlichen Richtung des Verstandes ihr Dasein verdankt, und zwar einer, die mehr kräftigen als glänzenden Köpfen angehört; wir können diese Genealogie der Entschlossenheit noch dadurch belegen, dafs es eine grofse Zahl von Beispielen giebt, wo Männer, die in niedern Regionen die gröfste Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höhern verloren. Obgleich sie das Bedürfnifs haben, sich zu entschliefsen, so sehen sie doch die Gefahren ein, die in einem falschen Entschlufs liegen, und da sie mit den Dingen, die ihnen vorliegen, nicht vertraut sind, so verliert ihr Verstand seine ursprüngliche Kraft, und sie werden nur um so zaghafter, je mehr sie die Gefahr der Unentschlossenheit, in die sie gebannt sind, kennen, und je mehr sie gewohnt waren, frisch von der Faust weg zu handeln.

Bei dem coup d'œil und der Entschlossenheit liegt es uns ganz nahe, von der damit verwandten **Geistesgegenwart** zu reden, die in einem Gebiete des Unerwarteten, wie der Krieg es ist, eine grofse Rolle spielen mufs; denn sie ist ja nichts als eine gesteigerte Besiegung des Unerwarteten. Man bewundert die Geistesgegenwart in einer treffenden Antwort auf eine unerwartete Anrede, wie man sie bewundert in der schnell gefundenen Aushülfe bei plötzlicher Gefahr. Beide, diese Antwort und diese Aushülfe, brauchen nicht ungewöhnlich zu sein, wenn sie nur treffen; denn was nach

---

[3]) Vielleicht richtiger: „keine entschlossenen Führer im Kriege sein!“ Wenn der Verstand nur für die Situation ausreicht, so giebt es in jeder Sphäre „entschlossene“ Menschen. Das wird auch durch das Nachfolgende nicht aufgehoben, sondern eher bekräftigt.

reiflicher und ruhiger Ueberlegung nichts Ungewöhnliches, also in seinem Eindruck auf uns etwas Gleichgültiges wäre, kann als ein schneller Akt des Verstandes Vergnügen machen. Der Ausdruck Geistesgegenwart bezeichnet gewifs sehr passend die Nähe und Schnelligkeit der vom Verstande dargereichten Hülfe.

Ob diese herrliche Eigenschaft eines Menschen mehr der Eigenthümlichkeit seines Verstandes oder mehr dem Gleichgewicht seines Gemüthes zugeschrieben werden mufs, hängt von der Natur des Falles ab, wiewohl keines von beiden je ganz fehlen darf. Eine treffende Antwort ist mehr das Werk eines witzigen Kopfes, ein treffendes Mittel in plötzlicher Gefahr setzt vor allen Dingen Gleichgewicht des Gemüthes voraus.

Wenn wir nun einen Gesammtblick auf die vier Bestandtheile werfen, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt, auf die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewifsheit und den Zufall, so wird es leicht begreiflich, dafs eine grofse Kraft des Gemüthes und des Verstandes erforderlich ist, um in diesem erschwerenden Element mit Sicherheit und Erfolg vorzuschreiten, eine Kraft, die wir nach den verschiedenen Modifikationen, welche sie von den Umständen annimmt, als Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüths- und Charakterstärke in dem Munde der Erzähler und Berichterstatter kriegerischer Ereignisse finden. Man könnte alle diese Aeufserungen der Heldennatur als eine und dieselbe Kraft des Willens betrachten, die sich nach den Umständen modifizirt; aber so nahe diese Dinge mit einander verwandt sind, so sind sie doch nicht ein und dasselbe, und es ist in unserm Interesse, das Spiel der Seelenkräfte dabei wenigstens etwas genauer zu unterscheiden.

Zuerst gehört es wesentlich zur Deutlichkeit der Vorstellungen, zu sagen, dafs das Gewicht, die Last, der Widerstand, oder wie man es nennen will, was jene Kraft der Seele in dem Handelnden herausfordert, nur zum kleinsten Theil unmittelbar die feindliche Thätigkeit, der feindliche Widerstand, das feindliche Handeln ist. Unmittelbar hat die feindliche Thätigkeit auf den Handelnden zuerst nur für seine eigene Person Einwirkung, ohne seine Thätigkeit als Führer zu berühren. Wenn der Feind statt zwei Stunden vier Stunden widersteht, so befindet sich der Führer statt zwei Stunden vier Stunden in Gefahr; dies ist offenbar eine Gröfse, deren Bedeutung abnimmt, je höher der Führer steht; was will das sagen in der Rolle des Feldherrn — es ist nichts!

Zweitens wirkt der feindliche Widerstand unmittelbar auf den Führer durch den Verlust an Mitteln, der ihm bei einem längern Widerstande entsteht, und die Verantwortlichkeit, die damit verknüpft ist. Hier, durch diese sorgenvollen Betrachtungen, wird zuerst seine Willenskraft geprüft und herausgefordert. Aber wir behaupten, dafs dies bei weitem nicht die schwerste Last ist, die er zu tragen hat, denn er hat es nur mit sich selbst abzumachen. Alle übrigen Wirkungen des feindlichen Widerstandes aber sind auf die Kämpfenden gerichtet, die er anführt, und wirken durch diese auf ihn zurück.

So lange eine Truppe voll guten Muthes, mit Lust und Leichtigkeit

kämpft, ist selten eine Veranlassung da, grofse Willenskraft in der Verfolgung seiner Zwecke zu zeigen; sowie aber die Umstände schwierig werden – und das kann, wo Ausserordentliches geleistet werden soll, nie ausbleiben – so geht die Sache nicht mehr von selbst, wie mit einer gut eingeölten Maschine, sondern die Maschine selbst fängt an Widerstand zu leisten, und diesen zu überwinden, dazu gehört die grofse Willenskraft des Führers. Unter diesem Widerstande wird man sich nicht gerade Ungehorsam und Widerrede denken, wiewohl auch diese bei einzelnen Individuen häufig genug vorkommen; sondern es ist der Gesammteindruck aller ersterbenden physischen und moralischen Kräfte, es ist der herzzerreifsende Anblick der blutigen Opfer [4]), den der Führer in sich selbst zu bekämpfen hat und dann in allen Andern, die unmittelbar oder mittelbar ihre Eindrücke, ihre Empfindungen, Besorgnisse und Bestrebungen in ihn übergehen lassen. So wie die Kräfte in dem Einzelnen ersterben, diese nicht mehr vom eigenen Willen angeregt und getragen werden, lastet nach und nach die ganze Inertie der Masse auf dem Willen des Feldherrn; an der Glut in seiner Brust, an dem Lichte seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller Andern von Neuem entzünden; nur insoweit er dies vermag, insoweit gebietet er über die Masse und bleibt Herr derselben; so wie das aufhört, so wie sein eigener Muth nicht mehr stark genug ist, den Muth aller Andern wieder zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der thierischen Natur, die vor der Gefahr zurück weicht und die Schande nicht kennt. Dies sind die Gewichte, welche der Muth und die Seelenstärke des Führers im Kampfe zu überwinden haben, wenn er Ausgezeichnetes leisten will. Sie wachsen mit den Massen, und so müssen also die Kräfte auch zunehmen mit der Höhe der Stellen, wenn sie den Lasten angemessen bleiben sollen.

Die Energie des Handelns drückt die Stärke des Motivs aus, durch welches das Handeln hervorgerufen wird, das Motiv mag nun in einer Verstandesüberzeugung oder in einer Gemüthsregung seinen Grund haben. Die letztere darf aber schwerlich da fehlen, wo sich eine grofse Kraft zeigen soll.

Von allen grofsartigen Gefühlen, die die menschliche Brust in dem heifsen Drange des Kampfes erfüllen, ist, wir wollen es nur gestehen, keins so mächtig und konstant, wie der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, den die deutsche Sprache so ungerecht behandelt, indem sie ihn in „Ehrgeiz“ und „Ruhmsucht“ durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt. Freilich hat der Mifsbrauch dieser stolzen Sehnsucht gerade im Kriege die empörendsten Ungerechtigkeiten gegen das menschliche Geschlecht hervorbringen müssen; aber ihrem Ursprunge nach sind diese Empfindungen gewifs zu den edelsten der menschlichen Natur zu zählen, und im Kriege sind sie der eigentliche Lebenshauch, der dem ungeheuren Körper eine Seele giebt. Alle anderen Gefühle, wie viel allgemeiner sie auch werden können, oder wie viel höher manche auch zu stehen scheinen: Vaterlandsliebe, Ideeen-

---

[4]) und „der sich erfahrungsmäfsig immer lauter geltend machende Ruf nach Verstärkung!“

Fanatismus, Rache, Begeisterung jeder Art, sie machen den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde nicht entbehrlich. Jene Gefühle können den ganzen Haufen im Allgemeinen erregen und höher stimmen, geben aber dem Führer nicht das Verlangen, mehr zu wollen als die Gefährten, das ein wesentliches Bedürfnifs seiner Stelle ist, wenn er Vorzügliches darin leisten soll; sie machen nicht, wie der Ehrgeiz thut, den einzelnen kriegerischen Akt zum Eigenthum des Anführers, welches er dann auf die beste Weise zu nutzen strebt, wo er mit Anstrengung pflügt, mit Sorgfalt säet, um reichlich zu ernten. Diese Bestrebungen aller Anführer aber, von dem höchsten bis zum geringsten, diese Art von Industrie, dieser Wetteifer, dieser Sporn sind es vorzüglich, welche die Wirksamkeit eines Heeres beleben und erfolgreich machen. Und was nun ganz besonders den höchsten betrifft, so fragen wir: Hat es je einen grofsen Feldherrn ohne Ehrgeiz gegeben, oder ist eine solche Erscheinung auch nur denkbar?

Die Festigkeit bezeichnet den Widerstand des Willens in Bezug auf die Stärke eines einzelnen Stofses, die Standhaftigkeit in Bezug auf die Dauer. So nahe beide bei einander liegen, und so oft der eine Ausdruck für den andern gebraucht wird, so ist doch eine merkliche Verschiedenheit ihres Wesens nicht zu verkennen, insofern die Festigkeit gegen einen einzelnen heftigen Eindruck ihren Grund in der blofsen Stärke eines Gefühls haben kann, die Standhaftigkeit aber schon mehr von dem Verstande unterstützt sein will; denn mit der Dauer einer Thätigkeit nimmt die Planmäfsigkeit derselben zu, und aus dieser schöpft die Standhaftigkeit zum Theil ihre Kraft.

Wenden wir uns zur Gemüths- oder Seelenstärke, so ist die erste Frage, was wir darunter verstehen sollen.

Offenbar nicht die Heftigkeit der Gemüthsäufserungen, die Leidenschaftlichkeit, denn das wäre gegen allen Sprachgebrauch, sondern das Vermögen, auch bei den stärksten Anregungen, im Sturm der heftigsten Leidenschaft noch dem Verstande zu gehorchen. Sollte dies Vermögen blofs von der Kraft des Verstandes herrühren? Wir bezweifeln es. Zwar würde die Erscheinung, dafs es Menschen von ausgezeichnetem Verstande giebt, die sich nicht in ihrer Gewalt haben, noch nichts dagegen beweisen, denn man könnte sagen, dafs es einer eigenthümlichen, vielleicht einer mehr kräftigen als umfassenden Natur des Verstandes bedürfe. Aber wir glauben der Wahrheit doch näher zu sein, wenn wir annehmen, dafs die Kraft, sich auch in den Augenblicken der heftigsten Gemüthsbewegung dem Verstande noch zu unterwerfen, welche wir die Selbstbeherrschung nennen, in dem Gemüthe selbst ihren Sitz hat. Es ist nämlich ein anderes Gefühl, das in starken Gemüthern der aufgeregten Leidenschaft das Gleichgewicht hält, ohne sie zu vernichten, und durch dieses Gleichgewicht wird dem Verstande erst die Herrschaft gesichert. Dieses Gegengewicht ist nichts Anderes, als das Gefühl der Menschenwürde, dieser edelste Stolz, dieses innerste Seelenbedürfnifs, überall als ein mit Einsicht und Verstand begabtes Wesen zu wirken. Wir würden darum sagen: ein starkes Gemüth ist ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewicht kömmt.

Werfen wir einen Blick auf die Verschiedenartigkeit der Menschen in Beziehung auf das Gemüth, so finden wir erstens solche, die sehr wenig Regsamkeit besitzen, und die wir phlegmatisch oder indolent nennen.

Zweitens sehr Regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen.

Drittens sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind; endlich viertens solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewegung kommen, deren Gefühle aber eine grofse Gewalt annehmen und viel dauernder sind. Dies sind die Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften.

Dieser Unterschied der Gemüthskonstitution liegt wahrscheinlich dicht an der Grenze der körperlichen Kräfte, die sich in dem menschlichen Organismus regen, und gehört jener Amphibiennatur an, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der andern dem Geiste zugewendet scheint. Wir mit unsrer schwachen Philosophie haben in diesem dunkeln Felde nichts weiter zu suchen. Wichtig ist es uns aber, bei der Wirkung einen Augenblick zu verweilen, welche diese verschiedenen Naturen in der kriegerischen Thätigkeit haben, und zu sehen, inwiefern eine grofse Seelenstärke von ihnen zu erwarten ist.

Die indolenten Menschen können nicht leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden, aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäusserung fehlt. Es ist aber nicht zu verkennen, dafs solche Menschen eben wegen ihres beständigen Gleichgewichts im Kriege von einer gewissen einseitigen Tüchtigkeit sind. Es fehlt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon die Thätigkeit, aber sie verderben nicht leicht etwas.

Die Eigenthümlichkeit der zweiten Klasse ist, dafs sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von grofsen aber leicht erdrückt wird. Menschen dieser Art werden eine lebhafte Thätigkeit zeigen, einem einzelnen Unglücklichen zu helfen, aber von dem Unglück eines ganzen Volks nur traurig gestimmt, nicht zum Handeln angeregt werden.

Im Kriege wird es solchen Männern weder an Thätigkeit, noch an Gleichgewicht fehlen, aber etwas Grofses werden sie nicht vollbringen, es müfste denn sein, dafs in einem sehr kräftigen Verstande die Motive dazu vorhanden wären. Es ist aber selten, dafs sich mit solchen Gemüthern ein sehr starker, unabhängiger Verstand verbindet.

Die aufbrausenden, aufflammenden Gefühle sind an sich für das praktische Leben, und also auch für den Krieg nicht sehr geeignet. Sie haben zwar das Verdienst starker Antriebe, aber diese halten nicht vor. Wenn indessen in solchen Menschen die Regsamkeit die Richtung des Muthes und des Ehrgeizes hat, so wird sie im Kriege auf niedrigen Stellen oft sehr brauchbar aus dem blofsen Grunde, weil der kriegerische Akt, über den ein Führer der niedern Stufen zu gebieten hat, von viel kürzerer Dauer ist. Hier reicht oft ein einzelner muthiger Entschlufs, eine Aufwallung der Seelenkräfte hin. Ein kühner Anfall, ein kräftiges Hurrah ist das Werk weniger Minuten, ein

kühner Schlachtenkampf ist das Werk eines ganzen Tages, und ein Feldzug das Werk eines Jahres.

Bei der reifsenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüthes zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und dies ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. Aber es würde gegen die Erfahrung sein, zu behaupten, dafs sehr reizbare Gemüther niemals stark, d. h. auch in ihren stärksten Regungen im Gleichgewicht sein könnten. Warum sollte auch das Gefühl für die eigene Würde in ihnen nicht vorhanden sein, da sie in der Regel den edleren Naturen angehören. Dies Gefühl fehlt ihnen selten, es hat aber nicht Zeit, wirksam zu werden. Hinterher sind sie meist von Selbstbeschämung durchdrungen. Wenn Erziehung, Selbstbeobachtung und Lebenserfahrung sie früh oder spät das Mittel gelehrt haben, gegen sich selbst auf der Hut zu sein, um in Augenblicken lebhafter Anregung sich des in ihrer Brust ruhenden Gegengewichts noch bei Zeiten bewufst zu werden, so können auch sie einer grofsen Seelenstärke fähig sein.

Endlich sind die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können. Die Wirkung ihrer Gefühle gleicht der Bewegung grofser Massen, die, wenn auch langsamer, doch überwältigender ist.

Obgleich solche Menschen nicht so von ihren Gefühlen überfallen und zu ihrer eigenen Beschämung fortgerissen werden, wie die vorigen, so wäre es doch wieder gegen die Erfahrung, zu glauben, dafs sie das Gleichgewicht nicht verlieren und blinder Leidenschaft nicht unterwürfig werden könnten; dies wird vielmehr immer geschehen, sobald ihnen der edle Stolz der Selbstbeherrschung fehlt oder so oft er nicht stark genug ist. Wir sehen diese Erfahrung am häufigsten bei grofsartigen Männern roher Völker, wo die geringe Verstandesausbildung immer ein Vorherrschen der Leidenschaft begünstigt. Aber auch unter den gebildeten Völkern und in den gebildetsten Ständen derselben ist ja das Leben voll solcher Erscheinungen, wo Menschen durch gewaltsame Leidenschaften fortgerissen werden, wie im Mittelalter die auf Hirschen angeschmiedeten Wilddiebe durch das Gehölz.

Wir sagen es also noch einmal: Ein starkes Gemüth ist nicht ein solches, welches blofs starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so dafs trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht und Ueberzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist.

Mit dem Namen der Charakterstärke oder überhaupt des Charakters bezeichnet man das feste Halten an seiner Ueberzeugung, sie mag nun das Resultat fremder oder eigner Einsicht sein, und mag sie Grundsätzen, Ansichten, augenblicklichen Eingebungen, oder was immer für Ergebnissen des Verstandes angehören. Aber diese Festigkeit kann sich freilich nicht kund thun, wenn die Einsichten selbst häufigem Wechsel unterliegen. Dieser häufige Wechsel braucht nicht die Folge fremden Einflusses zu sein, sondern

er kann aus der eigenen fortwirkenden Thätigkeit des Verstandes hervorgehen, deutet dann aber freilich auf eine eigenthümliche Unsicherheit desselben. Offenbar wird man von einem Menschen, der seine Ansicht alle Augenblicke ändert, wie sehr dies auch aus ihm selbst hervorgehen mag, nicht sagen: er hat Charakter. Man bezeichnet also nur solche Menschen mit dieser Eigenschaft, deren Ueberzeugung sehr konstant ist, entweder weil sie tief begründet und klar, an sich zu einer Veränderung wenig geeignet ist, oder weil es, wie bei indolenten Menschen, an Verstandesthätigkeit und damit an dem Grunde zur Veränderung fehlt, oder endlich, weil ein ausdrücklicher Akt des Willens, aus einem gesetzgebenden Grundsatz des Verstandes entsprungen, den Wechsel der Meinungen bis auf einen gewissen Grad zurückweist.

Nun liegen im Kriege in den zahlreichen und starken Eindrücken, welche das Gemüth erhält, und in der Unsicherheit alles Wissens und aller Einsicht mehr Veranlassungen, den Menschen von seiner angefangenen Bahn abzudrängen, ihn an sich und Andern irre zu machen, als dies in irgend einer andern menschlichen Thätigkeit vorkommt.

Der herzzerreifsende Anblick von Gefahren und Leiden läfst das Gefühl leicht ein Uebergewicht über die Verstandesüberzeugung gewinnen, und in dem Dämmerlicht aller Erscheinungen ist eine tiefe, klare Einsicht so schwer, dafs der Wechsel derselben begreiflicher und verzeihlicher wird. Es ist immer nur ein Ahnen und Herausfühlen der Wahrheit, nach welchem gehandelt werden mufs. Darum ist nirgends die Meinungsverschiedenheit so grofs als im Kriege, und der Strom der Eindrücke gegen die eigene Ueberzeugung hört nie auf. Selbst das gröfste Phlegma des Verstandes kann kaum dagegen schützen, weil die Eindrücke zu stark und lebhaft und immer zugleich gegen das Gemüth mit gerichtet sind.

Nur die allgemeinen Grundsätze und Ansichten, welche das Handeln von einem höhern Standpunkt aus leiten, können die Frucht einer klaren und tiefen Einsicht sein, und an ihnen liegt, so zu sagen, die Meinung über den vorliegenden individuellen Fall gewissermafsen vor Anker. Aber das Halten an diesen Resultaten eines früheren Nachdenkens gegen den Strom der Meinungen und Erscheinungen, welchen die Gegenwart herbeiführt, ist eben die Schwierigkeit. Zwischen dem individuellen Fall und dem Grundsatz ist oft ein weiter Raum, der sich nicht immer an einer sichtbaren Kette von Schlüssen durchziehen läfst, und wo ein gewisser Glaube an sich selbst nothwendig ist, und ein gewisser Skeptizismus wohlthätig. Hier hilft oft nichts Anderes als ein gesetzgebender Grundsatz, der, aufser das Denken selbst gestellt, dasselbe beherrscht; es ist der Grundsatz, bei allen zweifelhaften Fällen bei seiner ersten Meinung zu beharren, und nicht eher zu weichen, bis eine klare Ueberzeugung dazu zwingt. Man mufs stark sein in dem Glauben an die bessere Wahrheit wohlgeprüfter Grundsätze[5]), und bei der Lebhaftigkeit der augenblicklichen Erscheinungen nicht vergessen, dafs ihre Wahrheit von einem

---

[5]) Diese „Grundsätze“ müssen also vorhanden und dazu an der Hand einer „rationellen Theorie“ erworben sein!

geringeren Gepräge ist. Durch dieses Vorrecht, welches wir in zweifelhaften Fällen unsrer frühern Ueberzeugung geben, durch dieses Beharren bei derselben gewinnt das Handeln diejenige Stätigkeit und Folge, die man Charakter nennt.

Wie sehr das Gleichgewicht des Gemüths die Charakterstärke befördert, ist leicht einzusehen, daher auch Menschen von grofser Seelenstärke meistens viel Charakter haben.

Die Charakterstärke führt uns zu einer Abart derselben, dem Eigensinn.

Sehr schwer ist es oft, im konkreten Falle zu sagen, wo jene aufhört und dieser anfängt, dagegen scheint es nicht schwer, den Unterschied im Begriffe festzustellen.

Eigensinn ist kein Fehler des Verstandes; wir bezeichnen damit das Widerstreben gegen bessere Einsicht, und dieses kann nicht ohne Widerspruch in den Verstand als das Vermögen der Einsicht gesetzt werden. Der Eigensinn ist ein Fehler des Gemüths. Diese Unbeugsamkeit des Willens, diese Reizbarkeit gegen fremde Einrede haben ihren Grund nur in einer besonderen Art von Selbstsucht, welche höher als alles Andere das Vergnügen stellt, über sich und Andere nur mit eigener Geistesthätigkeit zu gebieten. Wir würden es eine Art von Eitelkeit nennen, wenn es nicht allerdings etwas Besseres wäre; der Eitelkeit genügt der Schein, der Eigensinn aber beruht auf dem Vergnügen an der Sache.

Wir sagen also: die Charakterstärke wird zum Eigensinn, sobald das Widerstreben gegen fremde Einsicht nicht aus besserer Ueberzeugung, nicht aus Vertrauen auf einen höhern Grundsatz, sondern aus einem widerstrebenden Gefühl entsteht. Wenn diese Definition uns auch, wie wir schon eingeräumt haben, praktisch wenig hilft, so wird sie doch verhindern, den Eigensinn für eine blofse Steigerung der Charakterstärke zu halten, während er etwas wesentlich davon Verschiedenes ist, das derselben zwar zur Seite liegt und an sie grenzt, aber so wenig ihre Steigerung ist, dafs es sogar sehr eigensinnige Menschen giebt, die wegen Mangel an Verstand wenig Charakterstärke haben.

Nachdem wir in diesen Virtuositäten eines ausgezeichneten Führers im Kriege diejenigen Eigenschaften kennen gelernt haben, in welchen Gemüth und Verstand zusammenwirken, kommen wir jetzt zu einer Eigenthümlichkeit der kriegerischen Thätigkeit, welche vielleicht als die stärkste betrachtet werden kann, wenn es auch nicht die wichtigste ist, und die ohne Beziehung auf die Gemüthskräfte blofs das Geistesvermögen in Anspruch nimmt. Es ist die Beziehung, in welcher der Krieg zu Gegend und Boden steht.

Diese Beziehung ist erstens ganz unausgesetzt vorhanden, sodafs man sich einen kriegerischen Akt unsrer gebildeten Heere gar nicht anders, als in einem bestimmten Raume vorgehend, denken kann; sie ist zweitens von der entscheidendsten Wichtigkeit, weil sie die Wirkungen aller Kräfte modifizirt, zuweilen total verändert; drittens führt sie auf der einen Seite oft zu den kleinsten Zügen der Oertlichkeit, während sie auf der andern die weitesten Räume umfafst.

Auf diese Weise giebt die Beziehung, welche der Krieg zu Gegend und

Boden hat, seiner Thätigkeit eine hohe Eigenthümlichkeit. Wenn wir an die andern menschlichen Thätigkeiten denken, die eine Beziehung zu jenem Gegenstande haben, an Garten- und Landbau, an Häuser- und Wasserbauten, an Bergbau, an Jägerei und Forstbetrieb, so sind alle auf sehr mäfsige Räume beschränkt, welche sie bald mit genügender Genauigkeit erforschen können. Der Führer im Kriege aber mufs das Werk seiner Thätigkeit einem mitwirkenden Raume übergeben, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kömmt. Zwar ist der Gegner im Allgemeinen in demselben Fall, aber erstlich ist die gemeinschaftliche Schwierigkeit doch immer eine solche, und es wird Der, welcher ihrer durch Talent und Uebung Herr wird, einen grofsen Vortheil auf seiner Seite haben, zweitens findet diese Gleichheit der Schwierigkeit nur im Allgemeinen statt, keineswegs in dem einzelnen Fall, wo gewöhnlich einer der beiden Kämpfenden (der Vertheidiger) viel mehr von der Oertlichkeit weifs, als der andere.

Diese höchst eigenthümliche Schwierigkeit mufs eine eigenthümliche Geistesanlage besiegen, welche, mit einem zu beschränkten Ausdruck der Ortssinn*) genannt wird. Es ist das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige geometrische Vorstellung zu machen, und als Folge davon sich in ihr jedesmal leicht zurecht zu finden. Offenbar ist dies ein Akt der Phantasie. Zwar geschieht das Auffassen dabei theils durch das körperliche Auge, theils durch den Verstand, der mit seinen aus Wissenschaft und Erfahrung geschöpften Einsichten das Fehlende ergänzt und aus den Bruchstücken des körperlichen Blicks ein Ganzes macht; aber dafs dies Ganze nun lebhaft vor die Seele trete, ein Bild, eine innerlich gezeichnete Karte werde, dafs dies Bild bleibend sei, die einzelnen Züge nicht immer wieder auseinanderfallen, das vermag nur die Geisteskraft zu bewirken, die wir Phantasie nennen. Wenn ein genialer Dichter oder Maler sich verletzt fühlt, dafs wir seiner Göttin eine solche Wirksamkeit zumuthen, wenn er die Achseln zuckt, dafs ein findiger Jägerbursche darum eine ausgezeichnete Phantasie haben solle, so wollen wir gern einräumen, dafs nur von einer sehr beschränkten Anwendung, von einem wahren Sklavendienst derselben die Rede ist. Aber wie wenig dies auch sei, es mufs doch von dieser Naturkraft entnommen werden, denn wenn sie ganz abgeht, dann wird es schwer werden, sich die Dinge in ihrem Formenzusammenhange bis zur Anschauung deutlich vorzustellen. Dafs ein gutes Gedächtnifs dabei sehr zu Hülfe komme, räumen wir gern ein; ob aber das Gedächtnifs dann als eine eigene Seelenkraft anzunehmen ist, oder ob es eben in jenem Vorstellungsvermögen liegt, das

*) Immerhin kann man Beispiele bedeutender Feldherrn aufführen, die verzweifelt wenig Ortssinn gehabt haben. Die „eigenthümliche Geistesanlage" erscheint mir je weiter nach unten, um so unentbehrlicher: für den Feldherrn ist sie nebensächlicher als für den Patrouille reitenden Gefreiten! für den Divisionskommandeur entbehrlicher als für den zugführenden Lieutenant in der Schützenkette! Der „grofse Krieg" ist heutzutage fast unabhängig von diesen Beziehungen auf „Gegend und Boden"!

Gedächtnifs für diese Dinge besser zu fixiren, müssen wir um so mehr unausgemacht lassen, als es überhaupt schwer scheint, diese beiden Seelenkräfte in manchen Beziehungen getrennt zu denken.

Dafs Uebung und Verstandeseinsicht dabei sehr viel thun, ist nicht zu leugnen. Puisegur, der berühmte Generalquartiermeister des berühmten Luxemburg, sagt, dafs er sich Anfangs in diesem Punkt wenig zugetraut, weil er bemerkt, dafs, wenn er die Parole weit zu holen gehabt, er jedesmal den Weg verfehlt habe.

Es ist natürlich, dafs auch die Anwendungen dieses Talents sich nach oben hin erweitern. Müssen der Husar und Jäger bei Führung einer Patrouille in Weg und Steg sich leicht finden, und bedarf es dafür immer nur weniger Kennzeichen, einer beschränkten Auffassungs- und Vorstellungsgabe, so mufs der Feldherr sich bis zu den allgemeinen geographischen Gegenständen einer Provinz und eines Landes erheben, den Zug der Strafsen, Ströme und Gebirge immer lebhaft vor Augen haben, ohne darum den beschränkten Ortssinn entbehren zu können. Zwar sind ihm für die allgemeinen Gegenstände Nachrichten aller Art, Karten, Bücher, Memoiren, und für die Einzelnheiten der Beistand seiner Umgebungen eine grofse Hülfe, aber gewifs ist es dennoch, dafs ein grofses Talent in schneller und klarer Auffassung der Gegend seinem ganzen Handeln einen leichtern und festern Schritt verleiht, ihn vor einer gewissen innern Unbehülflichkeit schützt und weniger abhängig von Andern macht.

Ist diese Fähigkeit der Phantasie zuzuschreiben, so ist dies auch fast der einzige Dienst, welchen die kriegerische Thätigkeit von dieser ausgelassenen Göttin fordert, die ihr übrigens eher verderblich als nützlich ist. —

Wir glauben hiemit diejenigen Aeusserungen der Geistes- und Seelenkräfte in Betracht gezogen zu haben, welche durch die kriegerische Thätigkeit der menschlichen Natur abgefordert werden. Ueberall erscheint der Verstand als eine wesentlich mitwirkende Kraft, und so wird es denn begreiflich, wie das in seinen Erscheinungen so einfache, wenig zusammengesetzte kriegerische Wirken von Leuten ohne ausgezeichnete Verstandeskräfte nicht auf eine ausgezeichnete Art geleistet werden kann.

Hat man diese Ansicht gewonnen, so ist man nicht mehr genöthigt, das Umgehen einer feindlichen Stellung, eine an sich so natürliche, tausendmal dagewesene Sache, und hundert ähnliche für das Werk grofser Geistesanstrengung zu halten.

Freilich ist man gewöhnt, den einfachen, tüchtigen Soldaten als einen Gegensatz zu denken zu den meditativen, oder erfindungs- oder ideeenreichen Köpfen und den in Bildungsschmuck aller Art glänzenden Geistern; auch ist dieser Gegensatz keineswegs ohne Realität, aber er beweist nur nicht, dafs die Tüchtigkeit des Soldaten blofs in seinem Muthe bestehe, und dafs es nicht auch einer gewissen eigenthümlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit des Kopfes bedürfe, um nur das zu sein, was man einen guten Degen nennt. Wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, dafs nichts gewöhnlicher ist als Beispiele von Männern, die ihre Thätigkeit verlieren, sobald sie zu höheren Stellen gelangen, denen ihre Einsichten nicht mehr gewachsen sind; wir müssen aber

auch immer wieder daran erinnern, dafs wir von vorzüglichen Leistungen reden, von solchen, die Ruf in der Art von Thätigkeit geben, der sie angehören. Es bildet daher jede Stufe des Befehls im Kriege ihre eigene Schicht von erforderlichen Geisteskräften, von Ruhm und Ehre.

Eine sehr grofse Kluft liegt zwischen einem Feldherrn, d. h. einem entweder an der Spitze eines ganzen Krieges oder eines Kriegstheaters stehenden General, und der nächsten Befehlshaberstufe unter ihm, aus dem einfachen Grunde, weil dieser einer viel nähern Leitung und Aufsicht unterworfen ist, folglich der eigenen Geistesthätigkeit einen viel kleineren Kreis läfst. Dies hat denn veranlafst, dafs die gewöhnliche Meinung eine ausgezeichnete Verstandesthätigkeit nur in dieser höchsten Stelle sieht und bis dahin mit dem gemeinen Verstande auszureichen glaubt; ja man ist nicht abgeneigt, in einem unter den Waffen ergrauten Unterfeldherrn, den seine einseitige Thätigkeit zu einer unverkennbaren Geistesarmuth geführt hat, ein gewisses Verdummen zu erblicken, und bei aller Verehrung für seinen Muth über seine Einfalt zu lächeln. Es ist nicht unser Vorsatz, diesen braven Leuten ein besseres Loos zu erkämpfen; dies würde nichts zu ihrer Wirksamkeit und wenig zu ihrem Glück beitragen, sondern wir wollen nur die Sachen zeigen, wie sie sind, und vor dem Irrthum warnen, dafs im Kriege ein blofser Bravo ohne Verstand Vorzügliches leisten könne.

Wenn wir schon in den niedrigsten Führerstellen für Den, welcher ausgezeichnet sein soll, auch ausgezeichnete Geisteskräfte fordern und diese mit jeder Stufe steigern, so folgt daraus von selbst, dafs wir eine ganz andere Ansicht von den Leuten haben, welche die zweiten Stellen in einem Heere mit Ruhm bekleiden, und ihre scheinbare Einfalt neben dem Polyhistor, dem federthätigen Geschäftsmann, dem konferirenden Staatsmann soll uns nicht irre machen an der ausgezeichneten Natur ihres werkthätigen Verstandes. Freilich geschieht es zuweilen, dafs Männer den Ruhm, welchen sie sich in niedrigen Stellen erworben haben, in die höhern mit hinüberbringen, ohne ihn wirklich dort zu verdienen; werden sie nun in diesen nicht viel gebraucht, kommen sie also nicht in die Gefahr, sich Blöfsen zu geben, so unterscheidet das Urtheil nicht so genau, welche Art von Ruf ihnen zukömmt, und so tragen solche Männer oft dazu bei, dafs man einen geringen Begriff von der Persönlichkeit fafst, die in gewissen Stellen noch zu glänzen vermag.

Es gehört also von unten herauf zu den ausgezeichneten Leistungen im Kriege ein eigenthümlicher Genius. Mit dem Namen des eigentlichen Genius pflegt aber die Geschichte und das Urtheil der Nachwelt nur diejenigen Geister zu belegen, die in den ersten, d. h. in den Feldherrnstellen geglänzt haben. Die Ursache ist, dafs hier allerdings die Forderungen an Verstand und Geist sehr gesteigert werden.

Um einen ganzen Krieg oder seine gröfsten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine grofse Einsicht in die höhern Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann[7]).

---

[7]) Es ist auffallend, dafs Clausewitz hier nicht auf den wichtigen Punkt

Man giebt Karl XII. nicht den Namen eines grofsen Genies, weil er die Wirksamkeit seiner Waffen nicht einer höheren Einsicht und Weisheit zu unterwerfen, nicht damit zu einem glänzenden Ziele zu gelangen wufste; man giebt ihn nicht Heinrich IV., weil er nicht lange genug gelebt hat, um mit seiner kriegerischen Wirksamkeit die Verhältnisse mehrerer Staaten zu berühren und in dieser höhern Region sich zu versuchen, wo ein edles Gefühl und ritterliches Wesen nicht so viel über den Gegner vermögen, wie bei der Besiegung innern Widerstandes.

Um fühlen zu lassen, was hier alles mit einem Blick umfafst und richtig getroffen sein will, verweisen wir auf unser erstes Kapitel. Wir sagen: der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören das Erstere zu sein; er umfafst mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewufst, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen.

Da hier die Mannigfaltigkeit und die unbestimmte Grenze aller Beziehungen eine grofse Menge von Gröfsen in die Betrachtung bringen, da die meisten dieser Gröfsen nur nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen geschätzt werden können: so würde, wenn der Handelnde dies alles nicht mit dem Blick eines die Wahrheit überall ahnenden Geistes träfe, eine Verwickelung von Betrachtungen und Rücksichten entstehen, aus denen sich das Urtheil gar nicht mehr herausfinden könnte. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, dafs viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalküls bilden würden, der Kräfte eines Newton und Euler nicht unwürdig.

Was hier von höhern Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urtheil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halb dunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen, und an denen er sich erschöpfen würde. Aber diese höhere Geistesthätigkeit, dieser Blick des Genies, würde doch nicht zur historischen Erscheinung werden, wenn die Gemüths- und Charaktereigenschaften, von denen wir gehandelt haben, ihn nicht unterstützten.

Das blofse Motiv der Wahrheit ist in dem Menschen nur äusserst schwach, und darum immer ein grofser Unterschied zwischen dem Erkennen und Wollen, zwischen dem Wissen und Können. Den stärksten Anlafs zum Handeln bekömmt der Mensch immer durch Gefühle, und den kräftigsten Nachhalt, wenn man uns den Ausdruck gestatten will, durch jene Legirungen von Gemüth und Verstand, die wir in der Entschlossenheit, Festigkeit, Standhaftigkeit und Charakterstärke kennen gelernt haben.

Wenn übrigens diese erhöhte Geistes- und Gemüthsthätigkeit des Feldherrn sich nicht in dem Totalerfolg seines Wirkens kundthäte und nur auf Treue und Glauben angenommen würde, so würde sie nur selten zur historischen Erscheinung werden.

---

aufmerksam macht, dafs deshalb eigentlich „das Staatsoberhaupt auch der Oberfeldherr im Kriege" sein mufs, wo die Dinge sich in ihrer Vollendung abspielen sollen.

Was von dem Gange der kriegerischen Ereignisse bekannt wird, ist gewöhnlich sehr einfach, sieht einander sehr ähnlich, und Niemand, der sich an die bloſse Erzählung hält, sieht von den Schwierigkeiten, die dabei überwunden wurden, etwas ein. Nur hin und wieder kömmt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten, oder bei Gelegenheit einer besondern historischen Forschung, die sich auf ein Ereigniſs gerichtet hat, ein Theil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden. Die meisten Ueberlegungen und Geisteskämpfe, welche einer bedeutenden Ausführung vorhergehen, werden absichtlich verborgen, weil sie politische Interessen berühren, oder gerathen zufällig in Vergessenheit, weil man sie als bloſse Gerüste betrachtet, die nach Vollendung des Baues weggenommen werden müssen.

Wollen wir nun endlich noch, ohne uns an eine nähere Bestimmung der höhern Seelenkräfte zu wagen, einen Unterschied in der Verstandeskraft selbst gelten lassen nach gewohnten Vorstellungen, wie sie sich in der Sprache fixirt haben, und uns dann fragen, welche Art von Verstand dem kriegerischen Genius am nächsten angehört? so wird uns sowohl der Blick auf den Gegenstand als auf die Erfahrung sagen, daſs es mehr die prüfenden als die schaffenden, mehr die umfassenden als die einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heiſsen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unsrer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unsres Vaterlandes anvertrauen möchten.

Rückblick auf das dritte Kapitel.

Jede eigenthümliche Thätigkeit verlangt, wenn sie mit einer gewissen Virtuosität betrieben werden soll, eigenthümlicher Anlagen des Verstandes und Gemüthes; wo diese in einem hohen Grade ausgezeichnet sind und sich durch auſserordentliche Leistungen darstellen, wird der Geist, dem sie angehören, mit dem Namen Genius bezeichnet oder mit andern Worten: unter Genie versteht man eine für gewisse Thätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft.

Der kriegerische Genius ist ein harmonischer Verein derjenigen Seelenkräfte des Verstandes und Gemüthes, in deren gemeinschaftlicher Richtung auf kriegerische Thätigkeit zwar diese oder jene Seite vorherrschen, keine aber ihr geradezu widerstreben kann und darf.

Der kriegerische Genius im höchsten Sinne kann nicht dem Heer, sondern wird ausnahmslos nur dem Feldherrn angehören, er entwickelt sich aber immer erst bei Völkern von einer gewissen Bildungsstufe und kann bei rohen Völkern nur dem Umfange, niemals der Höhe nach, verbreitet sein.

Da der Krieg das Gebiet der Gefahr, so ist der Muth die erste Eigenschaft des Kriegers.

Dieser Muth tritt zu Tage als Muth gegen die persönliche Gefahr, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es aus Geringschätzung des Lebens, sei es endlich aus Gewohnheit und wird dann als ein bleibender Zustand angesehen werden können, oder aber er geht aus positiven Motiven, Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung hervor und ist dann weniger ein Zustand, als vielmehr eine Gemüthsbewegung, ein Gefühl.

Jener ist sicherer, dieser weitführender, jener tritt mehr als Standhaftigkeit,

dieser mehr als Kühnheit in die Erscheinung; ihre Vereinigung ist die vollkommenste Art von Muth.

Anderer Art ist der Muth gegen die Verantwortlichkeit, sei es vor dem eigenen Gewissen, sei es vor dem Richterstuhl einer äufseren Macht; auch er ist weniger ein Akt des Verstandes, als des Gemüthes.

Der Krieg ist ferner das Gebiet körperlicher Anstrengungen und Leiden und so bedarf er einer gewissen Kraft des Körpers und der Seele, die, angeboren oder eingeübt, dagegen stählt.

Der Krieg ist endlich das Gebiet der Ungewifsheit und erhebt damit nicht unbedeutende Anforderungen an die Verstandeskräfte, um mit dem Takte des gereiften Urtheils die Wahrheit herauszufühlen; Kräfte die um so unerläfslicher sind, als der Krieg auch das Gebiet des Zufalles ist.

Der Geist, der diesen beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen soll, bedarf des sogenannten coup d'oeil, der auch im gesteigerten Dunkel noch Spuren inneren Lichtes behält, und der Entschlossenheit, diesem Lichte, zu folgen.

Beiden nahe verwandt ist die Geistesgegenwart, ebenso sehr ein Produkt des Verstandes, wie des Gemüthes. Weiterhin bedarf es aber dann noch jener je nach den verschiedenen Modifikationen als Energie, Festigkeit, Charakterstärke gerühmten, jedesmal aber nothwendiger Weise grofsen Kräfte des Gemüthes und Verstandes, um in dem vierfach durch die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewifsheit und den Zufall erschwerten Elemente sich mit Sicherheit und Erfolg bewegen zu können.

Die Last, das Gewicht, der Widerstand, welche jene Kräfte der Seele im Handelnden herausfordern, sind dazu meist weniger Erzeugnisse der feindlichen Thätigkeit, als Produkte der auf eigener Seite erhaltenen Eindrücke.

Sie wachsen mit den Massen und so müssen die Kräfte zunehmen mit der Höhe der Stellen, welche der Einzelne einnimmt.

Verschiedengestaltig wie die Temperamente ist die Widerstandskraft des Menschen gegen diese Einwirkungen; von allen grofsartigen Gefühlen aber, welche die Menschenbrust im heifsen Drange des Kampfes bewegen, ist keiner mächtiger oder konstanter, als der Seelendurst nach Ruhm und Ehre, ohne welchen ein grofser Feldherr schlechthin undenkbar wäre.

Vom Feldherrn abwärts aber bildet jede Stufe des Befehls im Kriege eine eigene Schicht, mit eigenem Erfordernifs an Geisteskräften und mit eigenem Mafs an Ruhm und Ehre.

Die Details dieses Gesammtbildes entwickeln die ferneren Kapitel bis zum Schlufs des ersten Buches!

Viertes Kapitel.

Von der Gefahr im Kriege.

Gewöhnlich macht man sich, ehe man sie kennen gelernt hat, eine Vorstellung davon, die eher anziehend als zurückschreckend ist. Im Rausche der Begeisterung sturmschritts auf den Feind eindringen — wer zählt da die

Kugeln und die Fallenden! — die Augen wenig Momente zugedrückt, sich dem kalten Tode entgegen zu werfen, ungewifs, ob wir oder Andere ihm entrinnen werden — und dies alles dicht am goldenen Ziel des Sieges, dicht vor der labenden Frucht, nach welcher der Ehrgeiz durstet — kann das schwer sein? Es wird nicht schwer sein und noch weniger wird es so scheinen. Aber solcher Momente, die dennoch nicht das Werk eines einzigen Pulsschlages sind, wie sie gedacht werden, sondern wie arzeneiliche Mischungen mit Zeit verdünnt und verdorben genossen werden müssen — solcher Momente, sagen wir, giebt es nur wenige.

Begleiten wir den Neuling auf das Schlachtfeld. Wenn wir uns demselben nähern, so wechselt der immer deutlicher werdende Donner des Geschützes endlich mit dem Heulen der Kugeln, welches nun die Aufmerksamkeit des Unerfahrenen auf sich zieht. Kugeln fangen an nahe vor und hinter uns einzuschlagen. Wir eilen zu dem Hügel, auf welchem der kommandirende General mit seinem zahlreichen Gefolge hält. Hier wird das nahe Einschlagen der Kanonenkugeln, das Zerspringen der Granaten schon so häufig, dafs der Ernst des Lebens sich durch das jugendliche Phantasiebild hindurchdrängt. Plötzlich stürzt ein Bekannter — es schlägt eine Granate in den Haufen und bringt einige unwillkürliche Bewegungen hervor — man fängt an zu fühlen, dafs man nicht mehr völlig ruhig und gesammelt ist; auch der Bravste wird wenigstens etwas zerstreut. — Jetzt einen Schritt in die Schlacht hinein, die vor uns tobt, fast noch wie ein Schauspiel, zum nächsten Divisionsgeneral; hier folgt Kugel auf Kugel und der Lärm des eigenen Geschützes mehrt die Zerstreuung. — Vom Divisions- zum Brigadegeneral — Dieser, von anerkannter Tapferkeit, hält vorsichtig hinter einem Hügel, einem Hause oder hinter Bäumen; — ein sicherer Exponent der steigenden Gefahr — Kartätschen rasseln in Dächern und Feldern, Kanonenkugeln sausen in allen Richtungen an und über uns weg, und schon stellt sich ein häufiges Pfeifen der Flintenkugeln ein; — noch ein Schritt zu den Truppen, zu der im Stunden langen Feuergefecht mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit ausharrenden Infanterie; hier ist die Luft erfüllt von zischenden Kugeln, die ihre Nähe bald durch den kurzen, scharfen Laut verkünden, mit welchem sie Zoll weit an Ohr, Kopf und Seele vorüber fliegen. Zum Ueberflufs schlägt das Mitleiden über den Anblick der Verstümmelten und Hinstürzenden mit Jammerschlägen an unser klopfendes Herz.

Keine dieser verschiedenen Dichtigkeitsschichten der Gefahr wird ein Neuling berühren, ohne zu fühlen, dafs das Licht der Gedanken sich hier durch andere Mittel bewege und in andern Strahlen gebrochen werde, als bei der spekulativen Thätigkeit; ja es müfste Der ein sehr aufserordentlicher Mensch sein, der bei diesen ersten Eindrücken nicht die Fähigkeit zu einem augenblicklichen Entschlufs verlöre. Es ist wahr, die Gewohnheit stumpft diese Eindrücke sehr bald ab; nach einer halben Stunde fangen wir an, gleichgültiger gegen alles zu werden, was uns umgiebt, der Eine mehr, der Andere weniger; aber bis zur völligen Unbefangenheit und zur natürlichen Elasticität der Seele bringt ein gewöhnlicher Mensch es immer nicht — und so mag man denn erkennen, dafs mit Gewöhnlichem hier wieder nicht aus-

zureichen ist, was um so wahrer wird, je größer der Wirkungskreis ist, der ausgefüllt werden soll. Enthusiastische, stoische, angeborene Bravour, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, viel von alledem muſs da sein[1]), wenn nicht alle Wirkung in diesem erschwerenden Mittel hinter dem Maſs zurückbleiben soll, welches auf dem Zimmer als ein gewöhnliches erscheinen mag.

Die Gefahr im Kriege gehört zur Friktion desselben, eine richtige Vorstellung davon ist zur Wahrheit der Erkenntniſs nothwendig, und darum ist ihrer hier Erwähnung geschehen.

Fünftes Kapitel.

Von der körperlichen Anstrengung im Kriege.

Wenn Niemand ein Urtheil über kriegerische Ereignisse anders fällen dürfte, als in dem Augenblick, wo er von Frost erstarrt oder vor Hitze und Durst verschmachtend, von Mangel und Müdigkeit niedergedrückt ist: so würden wir zwar noch weniger Urtheile haben, die objektiv richtig wären, aber sie würden es wenigstens subjektiv sein, d. h. sie würden das Verhältniſs des Urtheilenden zum Gegenstande genau in sich enthalten. Man erkennt dies schon, wenn man sieht, wie billig herabstimmend, ja schlaff und klein das Urtheil Derjenigen über die Resultate schlimmer Fälle ist, welche Augenzeugen waren, besonders so lange sie sich mitten darin befanden. Dies sei unsere Anschauung, ein Maſs des Einflusses, den die körperliche Anstrengung übt, und der Rücksicht, die sie beim Urtheil verdient.

Unter die vielen Dinge im Kriege, für deren Gebrauch keine Polizeitaxe ein Maſs festsetzen kann, gehört hauptsächlich die körperliche Anstrengung. Vorausgesetzt, daſs sie nicht verschwendet wird, ist sie ein Koefficient aller Kräfte, und Niemand kann genau sagen, wie weit sie getrieben werden darf. Das Merkwürdige aber ist, daſs, sowie nur ein starker Arm des Schützen die Sehne des Bogens schärfer spannen kann, so ist auch nur von einem starken Geiste zu erwarten, daſs er im Kriege die Kräfte seines Heeres höher spannen werde. Denn ein Anderes ist es, wenn in Folge groſser Unglücksfälle ein Heer, von Gefahren umgeben, sich wie niederstürzendes Gemäuer in Trümmer auflöst und seine Rettung nur in der höchsten Anstrengung seiner körperlichen Kräfte finden kann — ein Anderes, wenn ein siegreiches Heer, allein von stolzen Empfindungen fortgezogen, von seinem Feldherrn nach freier Willkür geleitet wird. Dieselbe Anstrengung, die dort höchstens Mitleid erregen könnte, müſste uns hier Bewunderung einflöſsen, weil sie viel schwerer zu erhalten war.

Es tritt also hiermit für das ungeübte Auge einer der Gegenstände aus

---

[1]) Sollte nicht Ehr- und Pflichtgefühl hier an erster Stelle genannt werden müssen, dieses soldatische Geschwisterpaar, dessen starker Arm wohl die festeste Stütze bietet!?

Licht, die den Bewegungen des Geistes gleichsam im Dunkeln Fesseln anlegen und die Kräfte der Seele im Geheimen verzehren.

Obgleich hier eigentlich nur die Rede ist von der Anstrengung, die der Feldherr vom Heere, der Führer von seinen Untergebenen fordert, also von dem Muth, sie zu begehren, von der Kunst, sie zu erhalten: so darf doch die körperliche Anstrengung des Führers und des Feldherrn selbst nicht übergangen werden; wir müssen, nachdem wir die Analyse des Krieges ehrlich bis zu diesem Punkt getrieben haben, auch das Gewicht dieser zurückgebliebenen Schlacken in Betracht ziehen.

Von der körperlichen Anstrengung ist hier hauptsächlich deshalb die Rede, weil sie wie die Gefahr zu den tiefsten Ursachen der Friktion gehört, und weil ihr unbestimmtes Mafs sie der Natur elastischer Körper ähnlich macht, deren Reibung sich bekanntlich schwer berechnen läfst.

Dafs mit diesen Betrachtungen, mit diesem Ermessen der erschwerenden Bedingungen des Krieges, kein Mifsbrauch gemacht werde, dazu hat die Natur unserem Urtheil einen leitenden Führer in unserer Empfindungsweise gegeben. So wie ein Einzelner sich auf seine persönliche Unvollkommenheit nicht mit Vortheil berufen wird, wenn er beschimpft und gemifshandelt ist, wohl aber dann, wenn er die Beschimpfung glücklich abwies oder glänzend rächte, so wird kein Feldherr und kein Heer den Eindruck einer schimpflichen Niederlage verbessern durch Darstellung der Gefahr, Noth und Anstrengung, die den Glanz eines Sieges unendlich erhöhen würden. So verbietet uns eine anscheinende Billigkeit, zu der unser Urtheil geneigt sein würde, unser Gefühl, welches aber nur ein höheres Urtheil ist.

Sechstes Kapitel.
Nachrichten im Kriege.

Mit dem Worte „Nachrichten“ bezeichnen wir die ganze Kenntnifs, welche man von dem Feinde und seinem Lande hat, also die Grundlage aller eigenen Ideeen und Handlungen. Man betrachte einmal die Natur dieser Grundlage, ihre Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit, und man wird bald das Gefühl haben, wie gefährlich das Gebäude des Krieges ist, wie leicht es zusammenstürzen und uns unter seinen Trümmern begraben kann. — Denn dafs man nur sichern Nachrichten trauen solle, dafs man das Mifstrauen nie von sich lassen müsse, steht wohl in allen Büchern, ist aber ein elender Büchertrost und gehört zu der Weisheit, zu welcher System- und Kompendienschreiber in Ermangelung von etwas Besserem ihre Zuflucht nehmen.

Ein grofser Theil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch gröfserer ist falsch und bei weitem der gröfste einer ziemlichen Ungewifsheit unterworfen. Was man man hier vom Offizier fordern kann, ist ein gewisses Unterscheiden, das nur Sach- und Menschenkenntnifs und Urtheil geben können. Das Gesetz des Wahrscheinlichen mufs ihn leiten. Diese Schwierigkeit ist nicht unbedeutend bei den ersten Ent-

würfen, die auf dem Zimmer und noch aufser der eigentlichen Kriegssphäre gemacht werden, aber unendlich gröfser ist sie da, wo im Getümmel des Krieges selbst eine Nachricht die andere drängt; ein Glück noch, wenn sie, einander widersprechend, ein gewisses Gleichgewicht erzeugen und die Kritik selbst herausfordern. Viel schlimmer für den Nichtgeprüften, wenn ihm der Zufall diesen Dienst nicht erweist, sondern eine Nachricht die andere unterstützt, bestätigt, vergröfsert, das Bild mit immer neuen Farben ausmalt, bis die Nothwendigkeit uns in fliegender Eile den Entschlufs abgedrängt hat, der — bald als Thorheit erkannt wird, sowie alle jene Nachrichten als Lügen, Uebertreibungen, Irrthümer u. s. w. Mit kurzen Worten: die meisten Nachrichten sind falsch und die Furchtsamkeit der Menschen wird zur neuen Kraft der Lüge und Unwahrheit. In der Regel ist Jeder geneigt, das Schlimme eher zu glauben als das Gute; Jeder ist geneigt, das Schlimme etwas zu vergröfsern, und die Gefährlichkeiten, welche auf diese Weise berichtet werden, obgleich sie wie die Wellen des Meeres in sich selbst zusammensinken, kehren doch wie jene ohne sichtbare Veranlassung immer von Neuem zurück. Fest im Vertrauen auf sein besseres inneres Wissen mufs der Führer dastehen wie der Fels, an dem die Welle sich bricht. Die Rolle ist nicht leicht; wer nicht von Natur mit leichtem Blute begabt oder durch kriegerische Erfahrungen geübt und im Urtheil gestärkt ist, mag es sich eine Regel sein lassen, sich gewaltsam, d. h. gegen das innere Niveau seiner eigenen Ueberzeugung, von der Seite der Befürchtungen ab auf die Seite der Hoffnungen hinzuneigen; er wird nur dadurch das wahre Gleichgewicht erhalten können. Diese Schwierigkeit, richtig zu sehen, welche eine der allergröfsten Friktionen im Kriege ausmacht, läfst die Dinge ganz anders erscheinen, als man sie gedacht hat. Der Eindruck der Sinne ist stärker als die Vorstellungen des überlegenden Kalküls, und dies geht so weit, dafs wohl noch nie eine einigermafsen wichtige Unternehmung ausgeführt worden ist, wo der Befehlshaber nicht in den ersten Momenten der Ausführung neue Zweifel bei sich zu besiegen gehabt hätte. Gewöhnliche Menschen, die fremden Eingebungen folgen, werden daher meistens an Ort und Stelle unschlüssig, sie glauben die Umstände anders gefunden zu haben, als sie solche vorausgesetzt hatten, und zwar um so mehr, da sie auch hier sich wieder fremden Eingebungen überlassen. Aber auch Der, welcher selbst entwarf und jetzt mit eigenen Augen sieht, wird leicht an seiner vorigen Meinung irre. Festes Vertrauen zu sich selbst mufs ihn gegen den scheinbaren Drang des Augenblickes waffnen; seine frühere Ueberzeugung wird sich bei der Entwicklung bewähren, wenn die vorderen Coulissen, welche das Schicksal in die Kriegsscenen einschiebt, mit ihren dick aufgetragenen Gestalten der Gefahr weggezogen, und der Horizont erweitert ist. — Dies ist eine der grofsen Klüfte zwischen Entwerfen und Ausführen[1].

[1]) Die beste Brücke über diese, wie über die durch den Eindruck der Gefahr gerissene Kluft ist sicherlich eine auf eine rationelle Theorie basirte „Gewohnheitsmäfsigkeit“ des Handelns, auf welcher der Vorzug kriegsgeübter Führer und Heere beruht!

Siebentes Kapitel.
Friktion im Kriege.

So lange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die aufserordentlichen Geisteskräfte zu thun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Kombinationen so unbedeutend, dafs in Vergleich damit uns die einfachste Aufgabe der höhern Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponirt. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird alles begreiflich, und doch ist es äufserst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Faktor zu nennen.

Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich Niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. Man denke sich einen Reisenden, der zwei Stationen am Ende seiner Tagereise noch gegen Abend zurückzulegen denkt; vier bis fünf Stunden mit Postpferden auf der Chaussee; es ist nichts. Nun kömmt er auf der vorletzten Station an, findet keine oder schlechte Pferde, dann eine bergige Gegend, verdorbene Wege; es wird finstere Nacht, und er ist froh, die nächste Station nach vielen Mühseligkeiten erreicht zu haben und eine dürftige Unterkunft dort zu finden. So stimmt sich im Kriege durch den Einflufs unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können, alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziel. Ein mächtiger, eiserner Wille überwindet diese Friktion, er zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Maschine mit. Wir werden noch oft auf das Resultat kommen. Wie ein Obelisk, auf den zu die Hauptstrafsen eines Ortes geführt sind, steht, in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.

Friktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet. Die militärische Maschine: die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, dafs kein Theil davon aus einem Stücke ist, dafs alles aus Individuen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält. Theoretisch klingt es ganz gut: der Chef des Bataillons ist verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehls, und da das Bataillon durch die Disziplin zu einem Stück zusammengeleimt ist, der Chef aber ein Mann von anerkanntem Eifer sein mufs, so dreht sich der Balken um einen eisernen Zapfen mit wenig Friktion. So aber ist es in der Wirklichkeit nicht, und alles, was die Vorstellung Uebertriebenes und Unwahres hat, zeigt sich im Kriege auf der Stelle. Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menschen zusammengesetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendste im Stande ist, einen Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäfsigkeit zu bewirken. Die Gefahren, welche der Krieg mit sich bringt, die

körperlichen Anstrengungen, die er fordert, steigern das Uebel so sehr, dafs sie als die beträchtlichsten Ursachen desselben angesehen werden müssen.

Diese entsetzliche Friktion, die sich nicht wie in der Mechanik auf wenige Punkte konzentriren läfst, ist deswegen überall im Kontakt mit dem Zufall, und bringt dann Erscheinungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen, eben weil sie zum grofsen Theil dem Zufall angehören. Ein solcher Zufall ist z. B. das Wetter. Hier verhindert der Nebel, dafs der Feind zu gehöriger Zeit entdeckt wird, dafs ein Geschütz zur rechten Zeit schiefst, dafs eine Meldung den kommandirenden Offizier findet; dort der Regen, dafs ein Bataillon ankommt, dafs ein anderes zur rechten Zeit kommt, weil es statt drei vielleicht acht Stunden marschiren mufste, dafs die Kavallerie wirksam einhauen kann, weil sie im tiefen Boden stecken bleibt u. s. w.

Diese paar Detailzüge nur zur Deutlichkeit, und damit Verfasser und Leser zusammen bei der Sache bleiben, denn sonst liefsen sich von solchen Schwierigkeiten ganze Bände voll schreiben. Um dies zu vermeiden, und doch einen deutlichen Begriff von dem Heere kleiner Schwierigkeiten hervorzubringen, mit welchen man im Kriege kämpft, möchten wir uns in Bildern erschöpfen, wenn wir nicht zu ermüden befürchteten. Aber ein Paar werden uns auch Diejenigen noch zu gut halten, die uns längst verstanden haben.

Das Handeln im Kriege ist eine Bewegung in erschwerendem Mittel. So wenig man im Stande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das blofse Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu thun, so wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäfsigen halten. Daher kommt es, dafs der richtige Theoretiker wie ein Schwimmmeister erscheint, der Bewegungen, die fürs Wasser nöthig sind, auf dem Trockenen üben läfst, die Denen grotesk und übertrieben vorkommen, die nicht an das Wasser denken; daher kommt es aber auch, dafs Theoretiker, die selbst nie untergetaucht haben oder von ihren Erfahrungen nichts Allgemeines zu abstrahiren wissen, unpraktisch und selbst abgeschmackt sind, weil sie nur das lehren, was ein Jeder kann — gehen[1]).

Ferner: jeder Krieg ist reich an individuellen Erscheinungen, mithin ist jeder ein unbefahrenes Meer voll Klippen, die der Geist des Feldherrn ahnen kann, die aber sein Auge nie gesehen hat und die er nun in dunkler Nacht umschiffen soll. Erhebt sich noch ein widriger Wind, d. h. erklärt sich noch irgend ein grofser Zufall gegen ihn, so ist die höchste Kunst, Geistesgegenwart und Anstrengung da nöthig, wo dem Entfernten alles von selbst zu gehen scheint. Die Kenntnifs dieser Friktion ist ein Haupttheil der oft gerühmten Kriegserfahrung, welche von einem guten General gefordert wird. Freilich ist derjenige nicht der beste, der die gröfste Vorstellung davon hat, dem sie am meisten imponirt (dies giebt jene Klasse von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General mufs sie kennen, um sie zu überwinden, wo dies möglich ist, und um nicht eine Präzision in den Wirkungen zu erwarten, die eben wegen dieser Friktion

---

[1]) Immerhin ist es im Kriege schon etwas und zwar etwas keineswegs so ganz Selbstverständliches — „gehen zu können"!

nicht möglich ist. — Man wird sie übrigens theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Uebung des Urtheils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal in einem Felde voll unendlich kleiner und mannigfaltiger Gegenstände nöthiger ist, als in grofsen, entscheidenden Fällen, wo man mit sich und Andern Konzilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urtheils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läfst: so wird nur der kriegserfahrene Offizier bei grofsen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Uebung kommt ihm der Gedanke von selbst: das Eine geht, das Andere nicht. Er wird also nicht leicht in den Fall kommen, sich eine Blöfse zu geben, was im Kriege, wenn es häufig geschieht, die Grundfeste des Vertrauens erschüttert und äufserst gefährlich ist.

Die Friktion, oder was hier so genannt ist, ist es also, welche das scheinbar Leichte schwer macht. Wir werden in der Folge noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und es wird dann auch klar werden, dafs aufser Erfahrung und einem starken Willen noch manche andere seltene Eigenschaften des Geistes zum ausgezeichneten Feldherrn erforderlich sind.

Achtes Kapitel.

Schlufsbemerkungen zum ersten Buch.

Wir haben mit der Gefahr, den körperlichen Anstrengungen, den Nachrichten und der Friktion diejenigen Gegenstände genannt, welche sich als Elemente in der Atmosphäre des Krieges zusammenfinden und dieselbe zu einem erschwerenden Mittel für alle Thätigkeit machen. Sie lassen sich also in ihren hindernden Wirkungen wieder unter dem Gesammtbegriff einer allgemeinen Friktion zusammenfassen. — Giebt es nun kein milderndes Oel für diese Reibung? — Nur eins, und dieses eine steht dem Feldherrn und dem Kriegsheer nicht nach Willkür zu Gebote: es ist die Kriegsgewohnheit des Heeres.

Gewohnheit stärkt den Körper in grofsen Anstrengungen, die Seele in grofsen Gefahren, das Urtheil gegen den ersten Eindruck. Ueberall wird durch sie eine kostbare Besonnenheit gewonnen, welche vom Husaren und Schützen bis zum Divisionsgeneral hinaufreicht und dem Feldherrn das Handeln erleichtert.

Wie das menschliche Auge im finstern Zimmer seine Pupille erweitert, das wenige vorhandene Licht einsaugt, nach und nach die Dinge nothdürftig unterscheidet, und zuletzt ganz gut Bescheid weifs: so der geübte Soldat im Kriege, während dem Neulinge nur die stockfinstere Nacht entgegentritt.

Kriegsgewohnheit kann kein Feldherr seinem Heere geben, und schwach ist der Ersatz, den Friedensübungen gewähren; schwach im Vergleich mit der wirklichen Kriegserfahrung, aber nicht im Vergleich mit einem Heere, bei welchem auch diese Uebungen nur auf mechanische Kunstfertigkeiten gerichtet

sind. Die Uebungen des Friedens so einzurichten, dafs ein Theil jener Friktionsgegenstände darin vorkomme, das Urtheil, die Umsicht, selbst die Entschlossenheit der einzelnen Führer geübt werde, ist von viel gröfserem Werth, als Diejenigen glauben, welche den Gegenstand nicht aus Erfahrung kennen. Es ist unendlich wichtig, dafs der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen des Krieges, die ihn beim ersten Mal in Verwunderung und Verlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum ersten Mal sehe; sind sie ihm früher nur ein einziges Mal vorgekommen, so ist er schon halb damit vertraut. Das bezieht sich selbst auf körperliche Anstrengungen. Sie müssen geübt werden, weniger, dafs sich die Natur, als dafs sich der Verstand daran gewöhne. Im Kriege ist der neue Soldat sehr geneigt, ungewöhnliche Anstrengungen für Folgen grofser Fehler, Irrungen und Verlegenheiten in der Führung des Ganzen zu halten und dadurch doppelt niedergedrückt zu werden. Dies wird nicht geschehen, wenn er bei Friedensübungen darauf vorbereitet wird.

Ein anderes, weniger umfassendes, aber doch höchst wichtiges Mittel, die Kriegsgewohnheit im Frieden zu gewinnen, ist das Heranziehen kriegserfahrener Offiziere anderer Heere. Selten ist in Europa überall Frieden, und nie geht der Krieg in den anderen Welttheilen aus. Ein Staat, der lange im Frieden ist, sollte also stets suchen, von diesen Kriegsschauplätzen sich einzelne Offiziere, aber freilich nur solche, die gut gedient haben, zu verschaffen, oder von den seinigen einige dahin zu schicken, damit sie den Krieg kennen lernen.

Wie gering auch die Anzahl solcher Offiziere zur Masse eines Heeres erscheinen möge, so ist doch ihr Einflufs sehr fühlbar. Ihre Erfahrungen, die Richtung ihres Geistes, die Ausbildung des Charakters wirken auf ihre Untergebenen und Kameraden, und aufserdem sind sie auch dann, wenn sie nicht an die Spitze eines Wirkungskreises gestellt werden können, als der Gegend kundige Männer zu betrachten, die man in vielen einzelnen Fällen befragen kann[1]).

[1]) Zu den Hülfsmitteln, um die „Kriegsgewohnheit“ im Frieden einigermafsen zu ersetzen, müssen noch Kriegsspiel, Generalstabsreisen und vor allem — die Applikation gerechnet werden, die freilich alle, um wahren Nutzen zu bringen, von „kriegserfahrenen“ Offizieren geleitet werden müfsten!

ZWEITES BUCH.
Ueber die Theorie des Krieges.

Erstes Kapitel.
Eintheilung der Kriegskunst.

Krieg in seiner eigentlichen Bedeutung ist Kampf; denn Kampf ist allein das wirksame Prinzip in der mannigfaltigen Thätigkeit, die man in der weiteren Bedeutung Krieg nennt. Kampf aber ist ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren. Dafs man die geistigen nicht ausschliefsen darf, versteht sich von selbst, denn der Zustand der Seele hat ja den entschiedensten Einflufs auf die kriegerischen Kräfte.

Das Bedürfnifs des Kampfes hat den Menschen früh zu eigenen Erfindungen geführt, um sich die Vortheile in demselben zuzuwenden; dadurch ist der Kampf sehr verändert worden; wie er aber auch beschaffen sein mag, sein Begriff wird dadurch nicht verändert, und er ist es, der den Krieg ausmacht.

Die Erfindungen sind zunächst Waffen und Ausrüstungen der einzelnen Kämpfenden gewesen. Diese müssen geschaffen und eingeübt werden, ehe der Krieg beginnt; sie werden nach der Natur des Kampfes eingerichtet, erhalten also von ihm das Gesetz; aber offenbar ist die Thätigkeit, welche sich damit beschäftigt, eine andere als der Kampf selbst; sie ist nur die Vorbereitung zum Kampf, nicht die Führung desselben. Dafs Bewaffnung und Ausrüstung nicht wesentlich zum Begriff des Kampfes gehören, ist klar, denn blofses Ringen ist auch Kämpfen.

Der Kampf hat die Einrichtung der Waffen und der Ausrüstung bestimmt, und diese modifiziren den Kampf; es ist also Wechselwirkung zwischen beiden.

Aber der Kampf selbst bleibt darum doch eine ganz eigenthümliche Thätigkeit, und das um so mehr, als er sich in einem ganz eigenthümlichen Elemente, nämlich in dem Elemente der Gefahr bewegt.

Ist also je irgendwo eine Trennung verschiedenartiger Thätigkeiten nothwendig, so ist es hier; und wir brauchen, um die praktische Wichtigkeit dieses Gedankens durchschauen zu lassen, nur leise daran zu erinnern, wie

oft persönliche Tüchtigkeit in dem einen Felde als die unbrauchbarste Pedanterie in dem andern erschienen ist.

Es ist auch keineswegs schwer, in der Betrachtung die eine Thätigkeit von der andern zu trennen, wenn man die bewaffnete und ausgerüstete Streitkraft als gegebene Mittel betrachtet, von denen man, um sie zweckmäfsig zu gebrauchen, nichts zu kennen braucht als ihre Hauptresultate.

Die Kriegskunst im eigentlichen Sinne wird also die Kunst sein, sich der gegebenen Mittel im Kampfe zu bedienen, und wir können sie nicht besser als mit dem Namen der Kriegführung bezeichnen. Dagegen werden allerdings zur Kriegskunst im weiteren Sinne auch alle Thätigkeiten gehören, die um des Krieges willen da sind, also die ganze Schöpfung der Streitkräfte, d. i. Aushebung, Bewaffnung, Ausrüstung und Uebung.

Es ist für die Realität einer Theorie höchst wesentlich, diese beiden Thätigkeiten zu trennen [1]), denn es ist leicht einzusehen, dafs, wenn jede Kriegskunst mit der Einrichtung der Streitkräfte anfangen und diese für die Kriegführung, sowie sie dieselben angegeben, bedingen wollte, sie nur auf die wenigen Fälle anwendbar sein könnte, wo die vorhandenen Streitkräfte dem gerade entsprächen. Will man dagegen eine Theorie haben, die für die grofse Mehrheit der Fälle geeignet, für keinen aber ganz unbrauchbar sei: so mufs sie auf die grofse Mehrheit der gewöhnlichen Streitmittel, und bei diesen auch nur auf die wesentlichsten Resultate gebaut sein.

Die Kriegführung ist also die Anordnung und Führung des Kampfes. Wäre dieser Kampf ein einzelner Akt, so würde kein Grund zu einer weiteren Eintheilung sein; allein der Kampf besteht aus einer mehr oder weniger grofsen Zahl einzelner in sich geschlossener Akte, die wir Gefechte nennen, wie wir das im ersten Kapitel des ersten Buchs gezeigt haben, und die neue Einheiten bilden. Daraus entspringt nun die ganz verschiedene Thätigkeit, diese einzelnen Gefechte in sich anzuordnen und zu führen, und sie unter sich zum Zweck des Krieges zu verbinden. Das Eine ist die Taktik [2]), das Andere die Strategie genannt worden.

Die Eintheilung in Taktik und Strategie ist jetzt im Gebrauch fast allgemein, und Jeder weifs ziemlich bestimmt, wohin er ein einzelnes Faktum stellen soll, ohne dafs er sich des Eintheilungsgrundes klar bewufst ist. Wo aber solche Eintheilungen im Gebrauch dunkel befolgt werden, müssen sie einen tiefen Grund für sich haben. Diesen Grund haben wir aufgesucht, und wir können sagen, dafs es eben der Gebrauch der Majorität ist, der uns zu ihm geführt hat. Dagegen müssen wir die von einzelnen Schriftstellern versuchten willkürlichen, nicht aus der Natur der Sache genommenen Feststellungen des Begriffs als nicht im Gebrauch vorhanden betrachten.

Es ist also nach unserer Eintheilung die Taktik die Lehre vom Ge-

---

[1]) In die „Lehre vom Heerwesen" und in die „Lehre von der Truppenverwendung".

[2]) In der „Taktik" läfst sich aber wiederum die „Anordnung des einzelnen geschlossenen Aktes" (als Kampf im engern Sinne), von ihrer „Verbindung unter einander" (als Gefecht) unterscheiden.

brauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges.

Wie sich der Begriff des einzelnen oder selbständigen Gefechtes näher bestimmt, an welche Bedingungen diese Einheit gebunden ist, werden wir erst ganz deutlich machen können, wenn wir das Gefecht näher betrachten; jetzt müssen wir uns begnügen zu sagen, dafs in Beziehung auf den Raum, also bei gleichzeitigen Gefechten, die Einheit gerade so weit reicht, wie der persönliche Befehl, in Beziehung auf die Zeit aber, also bei Gefechten, die einander nahe folgen, so weit bis die Krisis, welche jedes Gefecht hat, ganz vorüber ist[3]).

Dafs hier zweifelhafte Fälle vorkommen können, nämlich solche, wo mehrere Gefechte auch allenfalls als ein einziges betrachtet werden können, wird unsrem Eintheilungsgrunde nicht zum Vorwurf gereichen, denn das hat er mit allen Eintheilungsgründen wirklicher Dinge gemein, deren Verschiedenheit immer durch abstufende Uebergänge vermittelt sind. Es kann also allerdings einzelne Thätigkeitsakte geben, die eben so gut, und zwar ohne Veränderung des Gesichtspunktes, zur Strategie als zur Taktik zu zählen sind, z. B. sehr ausgedehnte Stellungen, die Postirungen ähnlich werden, die Anordnung mancher Flufsübergänge u. s. w.

Unsere Eintheilung trifft und erschöpft nur den Gebrauch der Streitkräfte. Nun giebt es aber im Kriege eine Menge von Thätigkeiten, die ihm dienen, aber von ihm doch verschieden, ihm bald näher verwandt, bald fremdartiger sind. Diese Thätigkeiten alle beziehen sich auf die Erhaltung der Streitkräfte. So wie die Schaffung und Ausbildung dem Gebrauche vorhergeht, so bleibt ihre Erhaltung demselben zur Seite und ist eine nothwendige Bedingung. Genau betrachtet aber sind alle Thätigkeiten, die sich darauf beziehen, immer als Vorbereitungen zum Kampfe zu betrachten, nur freilich als solche, die der Handlung sehr nahe liegen, so dafs sie den kriegerischen Akt mit durchziehen und mit dem Gebrauch abwechselnd vorkommen. Man hat also ein Recht, sie wie die andern vorbereitenden Thätigkeiten von der Kriegskunst im engern Sinne, von der eigentlichen Kriegführung, auszuschliefsen, und man ist dazu genöthigt, wenn man die Hauptaufgabe jeder Theorie, die Trennung des Ungleichartigen, erfüllen will. Wer wollte die ganze Litanei der Verpflegung und Administration zur eigentlichen Kriegführung zählen, da sie mit dem Gebrauche der Truppen zwar in beständiger Wechselwirkung steht, aber etwas wesentlich davon Verschiedenes ist.

Wir haben in unsrem dritten Kapitel[4]) des ersten Buches gesagt, dafs, indem der Kampf oder das Gefecht als die einzige unmittelbar wirksame Thätigkeit bestimmt wird, die Fäden aller andern, weil sie sich in ihm endigen, mit aufgenommen werden. Hiermit haben wir ausdrücken wollen,

---

[3]) In diesem Satze finden sich — durch die Zerlegung in die Raum- und in die Zeitfrage — neue Anhaltspunkte für die Trennung in Kampf und Gefecht.

[4]) Es mufs heifsen: „zweiten Kapitels des ersten Buches“.

dafs allen andern dadurch der Zweck gestellt wird, welchen sie nun nach ihren eigenthümlichen Gesetzen zu erreichen suchen. Hier müssen wir uns über diesen Gegenstand näher auslassen.

Die Gegenstände der noch aufser dem Gefecht vorhandenen Thätigkeiten sind sehr verschiedener Natur.

Der eine Theil gehört in einer Beziehung noch dem Kampfe selbst an, ist identisch mit demselben, während er in einer andern der Erhaltung der Streitkräfte dient. Der andere Theil gehört blofs der Erhaltung an und hat nur wegen der Wechselwirkung mit seinen Resultaten einen bedingenden Einflufs auf den Kampf.

Die Gegenstände, welche in einer Beziehung noch dem Kampfe selbst angehören, sind Märsche, Läger und Quartiere, denn sie begreifen eben so viele verschiedene Zustände der Truppen, und wo Truppen gedacht werden, mufs immer die Idee des Gefechts vorhanden sein [5]).

Die andern, welche nur der Erhaltung angehören, sind Ernährung, Krankenpflege, Waffen- und Ausrüstungsersatz.

Die Märsche sind mit dem Gebrauch der Truppen ganz identisch. Der Marsch im Gefecht, gewöhnlich Evolution genannt, ist zwar noch nicht eigentlicher Waffengebrauch, aber er ist so innig und nothwendig damit verbunden, dafs er einen integrirenden Theil dessen ausmacht, was wir Gefecht nennen. Der Marsch aufser dem Gefecht ist aber nichts als die Ausführung der strategischen Bestimmung. Durch diese wird gesagt, wann, wo und mit welcher Streitkraft ein Gefecht geliefert werden soll, und dies zur Ausführung zu bringen, ist der Marsch das einzige Mittel.

Der Marsch aufser dem Gefecht ist also ein strategisches Instrument, aber darum nicht blofs ein Gegenstand der Strategie, sondern weil die Streitkraft, die ihn ausführt, in jedem Augenblick ein mögliches Gefecht konstituirt, so steht auch seine Ausführung unter taktischen und strategischen Gesetzen. Wenn wir einer Kolonne den Weg diesseits des Flusses oder Gebirgsarmes vorschreiben, so ist das eine strategische Bestimmung, denn es liegt darin die Absicht, dem Gegner, wenn während des Marsches ein Gefecht nöthig werden sollte, dasselbe lieber diesseits als jenseits anzubieten.

Wenn aber eine Kolonne, statt im Thale der Strafse zu folgen, auf dem sie begleitenden Höhenrücken fortzieht, oder sich der Bequemlichkeit des Marsches wegen in mehrere kleine Kolonnen spaltet: so sind das taktische

---

[5]) Diese „Zustände" sind aber gerade Zustände der „Nichtkampffähigkeit" und bedingen deshalb die eigenthümlichen Mafsregeln der „Sicherung". Märsche, Quartiere, Läger und die hier nicht aufgeführten Sicherungsmafsregeln stehen allerdings „mit dem Gebrauche der Truppen in beständiger Wechselwirkung" (vergl. den vorstehend mit den Worten: „Unsere Eintheilung trifft u. s. w." beginnenden Satz des Textes), sind aber doch auch „etwas wesentlich davon Verschiedenes". Sollte es nicht auch ihnen gegenüber als „eine Hauptaufgabe der Theorie" angesehen werden dürfen, „die Trennung des Ungleichartigen" noch einen Schritt weiter zu führen und „Marschiren (mit Lagern) und „Sichern" dem eigentlichen „Schlagen" als selbständige Funktionen gegenüberzustellen?

Bestimmungen, denn sie beziehen sich auf die Art, wie wir in vorkommendem Gefecht unsere Streitkräfte brauchen wollen[6]).

Die innere Ordnung des Marsches hat eine konstante Beziehung zur Gefechtsbereitschaft, ist also taktischer Natur, denn sie ist ja nichts Anderes, als die erste, vorläufige Disposition zu dem Gefechte, welches vorkommen könnte.

Da der Marsch das Instrument ist, durch welches die Strategie ihre wirksamen Prinzipe, die Gefechte, vertheilt, diese aber oft blofs mit ihrem Resultate, und nicht mit ihrem faktischen Verlauf eintreten: so hat es nicht fehlen können, dafs man in der Betrachtung oft das Instrument an die Stelle des wirksamen Prinzips gesetzt hat. So spricht man von entscheidenden, gelehrten Märschen, und meint diejenigen Gefechtskombinationen, zu denen sie geführt haben. Diese Substitution der Vorstellungen ist zu natürlich, und die Kürze des Ausdrucks zu wünschenswerth, um sie zu verdrängen, aber immer ist es nur eine zusammengeschobene Vorstellungsreihe, bei der man nicht versäumen darf sich das Gehörige zu denken, wenn man nicht auf Abwege gerathen will.

Ein solcher Abweg ist es, wenn den strategischen Kombinationen eine von den taktischen Erfolgen unabhängige Kraft zugeschrieben wird. Man kombinirt Märsche und Manöver, erreicht seinen Zweck, und es ist von keinem Gefecht dabei die Rede, woraus man schliefst, dafs es Mittel giebt, den Feind auch ohne Gefecht zu überwinden. Wir werden erst in der Folge die ganze folgenreiche Gröfse dieses Irrthums[7]) zeigen können.

Aber wenn gleich der Marsch vollkommen als ein integrirender Theil des Kampfes betrachtet werden kann: so giebt es doch auch in ihm schon gewisse Beziehungen, die nicht dazu gehören, also weder taktisch, noch strategisch sind. Dazu gehören alle Einrichtungen, die blofs zur Bequemlichkeit der Truppen dienen, die Ausführung von Brücken- und Wegebau, u. s. w.; dies sind blofs Bedingungen, sie können unter manchen Umständen dem Gebrauche der Truppen sehr nahe treten und sich fast mit demselben identifiziren, wie der Bau einer Brücke unter den Augen des Feindes; aber an sich sind es immer fremdartige Thätigkeiten, deren Theorie nicht in die Theorie der Kriegführung gehört.

Läger, worunter wir jede versammelte, also schlagfertige Aufstellung der Truppen begreifen, im Gegensatze zu den Quartieren, sind ein Zustand der Ruhe, also der Erholung, aber sie sind auch zugleich die strategische Feststellung eines Gefechtes an der Stelle, wo sie genommen werden; durch

---

[6]) Die Unterschiede, ob wir „diesseits oder jenseits des Gebirgsarmes" oder ob wir „auf der Höhe oder im Thal" marschiren wollen, begründen wohl kaum ein durchgreifendes Merkmal, dort von „Strategie", hier von „Taktik" reden zu können. Ein „Marsch" ist aber, wie Clausewitz selbst sagt, eben so sehr etwas „strategisches, wie taktisches" und doch, wie der folgende Passus zeigt, auch weder keins von beiden; so dafs man eben theoretisch besser thun wird, ihn als etwas „Besonderes" zu behandeln: ein eigenartiges Mittel für die Zwecke der Strategie sowohl als der Taktik.

[7]) Der jetzt — wesentlich Dank Clausewitz! — wohl „zu den glücklich überwundenen" gehört.

die Art aber, wie sie genommen werden, enthalten sie schon die Grundlinie des Gefechtes, eine Bedingung, von der jedes Vertheidigungsgefecht ausgeht; sie sind also wesentliche Theile der Strategie und Taktik.

Quartiere vertreten zu besserer Erquickung der Truppen die Stelle der Läger, sie sind also wie jene der Lage und Ausdehnung nach strategische, der auf die Gefechtsbereitschaft gerichteten innern Einrichtung nach taktische Gegenstände.

Der Zweck der Läger und Quartiere ist freilich neben der Erholung der Truppen gewöhnlich auch noch ein anderer, z. B. die Deckung einer Gegend, die Behauptung einer Stellung; aber er kann sehr wohl bloſs der erstere sein. Wir erinnern uns, daſs die Zwecke, welche die Strategie verfolgt, eine sehr groſse Mannichfaltigkeit haben können, denn alles, was als ein Vortheil erscheint, kann der Zweck eines Gefechts sein, und die Erhaltung des Instruments, mit dem man den Krieg führt, muſs nothwendig sehr häufig der Zweck ihrer einzelnen Kombinationen werden.

Wenn also in einem solchen Falle die Strategie der bloſsen Erhaltung der Truppen dient: so befinden wir uns dadurch nicht etwa in einem fremden Felde, sondern wir sind immer beim Gebrauche der Streitkraft, weil jede Aufstellung derselben auf irgend einem Punkte des Kriegstheaters ein solcher ist.

Wenn aber die Erhaltung der Truppen in Lägern und Quartieren Thätigkeiten hervorruft, die kein Gebrauch der Streitkräfte sind, wie der Bau der Hütten, das Aufschlagen der Zelte, der Verpflegungs- und Reinlichkeitsdienst in Lager und Quartier: so gehört das weder zur Strategie, noch zur Taktik.

Selbst Verschanzungen, deren Lage und Einrichtung ganz offenbar ein Theil der Gefechtsdisposition sind, also taktische Gegenstände, gehören doch hinsichtlich der Ausführung ihres Baues nicht zur Theorie der Kriegführung, sondern die dahin gehörigen Kenntnisse und Fertigkeiten müssen der ausgebildeten Streitkraft schon inwohnen; die Gefechtslehre setzt sie voraus.

Unter den Gegenständen, welche der bloſsen Erhaltung der Streitkraft angehören, weil keiner ihrer Theile sich mit dem Gefecht identifizirt, steht die Ernährung der Truppen demselben noch am nächsten, weil sie fast täglich und für jedes Individuum thätig sein muſs. So geschieht es, daſs sie den kriegerischen Akt in seinen strategischen Bestandtheilen ganz durchdringt. Wir sagen: in seinen strategischen Bestandtheilen, weil innerhalb des einzelnen Gefechts die Ernährung der Truppen höchst selten einen den Plan modifizirenden Einfluſs haben wird, wenn gleich der Fall doch auch denkbar genug bleibt. Die meiste Wechselwirkung wird also zwischen der Strategie und der Sorge für den Unterhalt der Streitkräfte eintreten, und es ist nichts gewöhnlicher, als daſs die Rücksicht auf diesen Unterhalt[8]) die strategischen Hauptlineamente eines Feldzuges und Krieges mitbestimmt. Wie häufig und wie entscheidend diese Rücksichten auch sein mögen, der Unterhaltsbetrieb

---

[8]) Auf dieser Basis hat Willisen in seiner „Theorie vom groſsen Kriege" nicht ohne Geschick den Unterschied zwischen „Strategie und Taktik" aufgebaut.

der Truppen bleibt immer eine von dem Gebrauch derselben wesentlich verschiedene Thätigkeit, die nur mit ihren Resultaten auf denselben Einfluſs hat.

Viel entfernter stehen dem Gebrauch der Truppen die andern von uns genannten Gegenstände administrativer Thätigkeit. Die Krankenpflege, so höchst wichtig sie für das Wohl eines Heeres ist, trifft doch dasselbe immer nur in einem kleinen Theil seiner Individuen, und hat daher nur einen sehr schwachen und mittelbaren Einfluſs auf den Gebrauch der übrigen; die Ergänzung der Ausrüstungsgegenstände tritt, insofern sie nicht schon durch den Organismus der Streitkräfte eine ihnen inwohnende fortlaufende Thätigkeit hat, nur periodisch ein, und wird also auch bei den strategischen Entwürfen nur selten zur Sprache kommen.

Wir müssen uns aber hier vor einem Miſsverständniſs bewahren. Im einzelnen Fall können faktisch diese Gegenstände von entscheidender Wichtigkeit sein. Die Entfernung der Hospitäler und Munitionsvorräthe kann sehr füglich als der einzige Grund für sehr wichtige strategische Entscheidungen gedacht werden; das wollten wir weder in Abrede, noch in den Schatten stellen. Wir sprechen aber nicht von dem faktischen Verhältniſs des einzelnen Falles, sondern von dem Abstrakten der Theorie, und unsre Behauptung ist also, daſs ein solcher Einfluſs zu selten ist, um der Theorie der Krankenpflege und der Munitions- und Waffenergänzung eine Wichtigkeit für die Theorie des Kriegführens zu geben, es also der Mühe werth erscheinen zu lassen, die verschiedenen Wege und Systeme, welche jene Theorieen angeben möchten, mit ihren Resultaten in die Theorie des Kriegführens mit aufzunehmen, wie das mit der Ernährung der Truppen allerdings der Fall ist.

Werden wir uns jetzt des Resultates unserer Betrachtungen noch einmal deutlich bewuſst, so zerfallen die dem Kriege angehörigen Thätigkeiten in zwei Hauptabtheilungen: in solche, die nur Vorbereitungen zum Kriege sind, und in den Krieg selbst. Diese Eintheilung muſs denn auch die Theorie treffen.

Die Kenntnisse und Fertigkeiten der Vorbereitungen werden sich mit der Schaffung, Ausbildung und Erhaltung aller Streitkräfte beschäftigen. Welchen allgemeinen Namen man ihnen geben will, lassen wir dahin gestellt sein; aber man sieht, daſs Artillerie, Befestigungskunst, sogenannte Elementartaktik, die ganze Organisation und Administration der Streitkräfte und alle ähnlichen Dinge dahin gehören. Die Theorie des Krieges selbst aber beschäftigt sich mit dem Gebrauch dieser ausgebildeten Mittel für den Zweck des Krieges. Sie bedarf von den ersteren nur der Resultate, nämlich der Kenntniſs der von ihr übernommenen Mittel nach ihren Haupteigenschaften. Diese nennen wir Kriegskunst im engern Sinn, oder Theorie des Kriegführens, oder Theorie des Gebrauchs der Streitkräfte, was alles für uns dieselbe Sache bezeichnet.

Diese Theorie wird also das Gefecht abhandeln als den eigentlichen Kampf, die Märsche, Läger und Quartiere als Zustände, die mehr oder weniger damit identisch sind. Den Unterhalt der Truppen aber wird sie nicht wie eine ihr angehörige Thätigkeit, sondern seinen Resultaten nach wie andere gegebene Umstände in Betracht ziehen.

Diese Kriegskunst im engern Sinne zerfällt selbst wieder in Taktik und

Strategie. Jene beschäftigt sich mit der Gestalt des einzelnen Gefechts, diese mit seinem Gebrauch. Beide berühren die Zustände von Märschen, Lägern und Quartieren nur durch das Gefecht, und diese Gegenstände werden taktisch oder strategisch, je nachdem sie sich auf die Gestalt oder auf die Bedeutung des Gefechts beziehen.

Gewifs wird es viele Leser geben, die diese sorgfältige Unterscheidung von zwei einander so nahe liegenden Dingen wie Taktik und Strategie für sehr überflüssig halten, weil sie auf das Kriegführen selbst keinen unmittelbaren Einflufs hat. Freilich müfste man ein grofser Pedant sein, um von einer theoretischen Eintheilung die unmittelbaren Wirkungen auf dem Schlachtfelde zu suchen.

Das erste Geschäft einer jeden Theorie ist das Aufräumen der durcheinander geworfenen und, man kann wohl sagen, sehr in einander verworrenen Begriffe und Vorstellungen, und erst, wenn man sich über Namen und Begriffe verständigt hat[9]), darf man hoffen in der Betrachtung der Dinge mit Klarheit und Leichtigkeit vorzuschreiten, darf man gewifs sein, sich mit dem Leser immer auf demselben Standpunkt zu befinden. Taktik und Strategie sind zwei in Raum und Zeit sich einander durchdringende, aber doch wesentlich verschiedene Thätigkeiten, deren innere Gesetze und deren Verhältnifs zu einander schlechterdings nicht deutlich gedacht werden können, ohne ihren Begriff genau festzustellen.

Wem dies alles nichts ist, Der mufs entweder gar keine theoretische Betrachtung gestatten, oder seinem Verstande müssen die verworrenen und verwirrenden, auf keinen festen Standpunkt gestützten, zu keinem befriedigenden Resultat gelangenden, bald platten, bald phantastischen, bald in leeren Allgemeinheiten schwimmenden Vorstellungen noch nicht wehe gethan haben, die wir über die eigentliche Kriegführung deswegeu so oft hören und lesen müssen, weil noch selten ein Geist wissenschaftlicher Untersuchung auf diesem Gegenstande geruht hat.

Zweites Kapitel.

Ueber die Theorie des Krieges.

1. Zuerst verstand man unter „Kriegskunst" nur die Zubereitung der Streitkräfte.

Man hatte früher unter den Namen „Kriegskunst" oder „Kriegswissenschaft" immer nur die Gesammtheit derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten

---

[9]) Wir nehmen Akt von diesem Clausewitz'schen Ausspruch und empfehlen ihn allen denjenigen zur Beherzigung, welche da meinen, dafs man auch ohne die feste Grundlage solcher „Begriffsbestimmungen" zu einer Theorie des Krieges gelangen könne, oder auch solche Möglichkeit schlechthin verneinen und Alles nur auf die „Uebung" zurückführen wollen. Mindestens auf Clausewitz können sie sich dabei nicht berufen.

verstanden, welche sich mit den materiellen Dingen beschäftigen. Die Einrichtung und Zubereitung und der Gebrauch der Waffen, der Bau der Festungen und Schanzen, der Organismus des Heeres und der Mechanismus seiner Bewegungen waren die Gegenstände dieser Kenntnisse und Fertigkeiten, und sie führten alle zur Darstellung einer im Kriege brauchbaren Streitkraft. Hier hatte man es mit einem materiellen Stoff, mit einer einseitigen Thätigkeit zu thun, und es war im Grunde nichts, als eine sich nach und nach vom Handwerk zu einer verfeinerten mechanischen Kunst erhebende Thätigkeit. Dies alles verhielt sich zum Kampf selbst nicht viel anders, wie die Kunst des Schwertfegers zur Fechtkunst. Von dem Gebrauch im Augenblick der Gefahr und unter beständiger Wechselwirkung, von den eigentlichen Bewegungen des Geistes und Muthes in der ihnen vorgelegten Richtung war noch nicht die Rede.

2. In der Belagerungskunst kommt zuerst der Krieg selbst vor.

In der Belagerungskunst zuerst war etwas von der Führung des Kampfes selbst, von der Bewegung des Geistes, dem diese Materien übergeben sind, sichtbar, aber meistens nur insofern er sich in neuen materiellen Gegenständen schnell verkörperte, wie Approchen, Trancheen, Contreapprochen, Batterieen u. s. w., und jeden seiner Schritte durch ein solches Produkt bezeichnete; es war nur der Faden, dessen man bedurfte, um diese materiellen Schöpfungen daran anzureihen. Da sich bei dieser Art von Krieg der Geist fast nur in solchen Dingen ausspricht, so war der Sache damit ziemlich Genüge geschehen.

3. Dann streifte die Taktik bis dahin.

Später versuchte es die Taktik, in den Mechanismus ihrer Zusammenfügungen den Charakter einer allgemeinen, auf die Eigenthümlichkeiten des Instruments gebauten Disposition zu legen, welcher freilich schon auf das Schlachtfeld führt, aber nicht zu freier Geistesthätigkeit, sondern mit einem durch Formation und Schlachtordnung zu einem Automaten umgeschaffenen Heer, welches durch das bloſse Kommandowort angestoſsen, seine Thätigkeit wie ein Uhrwerk abwickeln sollte.

4. Das eigentliche Kriegführen kam nur gelegentlich inkognito vor.

Das eigentliche Kriegführen, der freie, d. h. den individuellsten Bedürfnissen angepaſste Gebrauch der zubereiteten Mittel, glaubte man, könne kein Gegenstand der Theorie sein, sondern dies müſste allein den natürlichen Anlagen überlassen bleiben. Nach und nach, wie der Krieg aus dem Faustkampf des Mittelalters in eine regelmäſsigere und zusammengesetztere Gestalt überging, drängten sich zwar auch über diesen Gegenstand dem menschlichen Geiste einzelne Betrachtungen auf, sie kamen aber meistens nur in Memoiren und Erzählungen beiläufig und gewissermaſsen inkognito vor.

5. Die Betrachtungen über Kriegsbegebenheiten führten das Bedürfnifs einer Theorie herbei.

Als diese Betrachtungen sich immer mehr häuften, die Geschichte immer mehr den kritischen Charakter annahm, entstand das lebhafte Bedürfnifs nach einem Anhalt von Grundsätzen und Regeln, damit der der Kriegsgeschichte so natürliche Kontrovers, der Kampf der Meinungen, zu irgend einem Ziel gebracht werden könne. Dieser Wirbel der Meinungen, der sich um keinen ersten Punkt und nach keinen fühlbaren Gesetzen drehte, mufste dem menschlichen Geiste eine widerwärtige Erscheinung sein.

6. Bestreben, eine positive Lehre aufzustellen.

Es entstand also das Bestreben, Grundsätze, Regeln oder gar Systeme für die Kriegführung anzugeben. Hiermit setzte man sich einen positiven Zweck, ohne die unendlichen Schwierigkeiten gehörig ins Auge gefafst zu haben, welche die Kriegführung in dieser Beziehung hat. Die Kriegführung verläuft sich, wie wir das gezeigt haben, fast nach allen Seiten hin in unbestimmte Grenzen; jedes System, jedes Lehrgebäude aber hat die beschränkende Natur einer Synthesis, und damit ist ein nie auszugleichender Widerspruch zwischen einer solchen Theorie und der Praxis gegeben.

7. Beschränkung auf materielle Gegenstände.

Die Theorieenschreiber fühlten die Schwierigkeit des Gegenstandes früh genug und glaubten sich berechtigt, ihr dadurch aus dem Wege zu treten, dafs sie ihre Grundsätze und Systeme wieder nur auf materielle Dinge und eine einseitige Thätigkeit richteten. Man wollte, wie in den Wissenschaften von der Kriegsvorbereitung, auf lauter gewisse und positive Resultate kommen, und also auch nur das in Betracht ziehen, was einer Berechnung unterworfen werden konnte.

8. Ueberlegenheit der Zahl.

Die Ueberlegenheit der Zahl war ein materieller Gegenstand, man wählte unter allen Faktoren im Produkt eines Sieges diesen heraus, weil man ihn durch Kombinationen von Zeit und Raum in eine mathematische Gesetzgebung bringen konnte. Von allen übrigen Umständen glaubte man abstrahiren zu können, indem man sich dieselben auf beiden Seiten gleich, und dadurch neutralisirt dachte. Dies wäre schon recht gewesen, wenn man es einstweilen hätte thun wollen, um diesen einen Faktor seinen Verhältnissen nach kennen zu lernen; aber es für immer zu thun, die Ueberlegenheit der Zahl für das einzige Gesetz zu halten und in der Formel: *in gewisser Zeit auf gewisse Punkte eine Ueberlegenheit hin zu bringen*, das ganze Geheimnifs der Kriegskunst zu sehen, war eine gegen die Macht des wirklichen Lebens ganz unhaltbare Beschränkung.

9. Unterhalt der Truppen.

Noch ein anderes materielles Element wurde in einer theoretischen Behandlung zu systematisiren versucht, indem man den Unterhalt der

Truppen, auf einen gewissen vorausgesetzten Organismus des Heeres gestützt, zum Hauptgesetzgeber der großen Kriegführung machte.

Man gelangte auf diese Weise freilich wieder zu bestimmten Zahlen, aber zu Zahlen, die auf einer Menge ganz willkürlicher Voraussetzungen beruhten und also in der Erfahrung nicht Stich halten konnten.

10. Basis.

Ein witziger Kopf versuchte eine ganze Menge von Umständen, zwischen denen auch sogar einige geistige Beziehungen mit unterliefen: die Ernährung des Heeres, die Ergänzung desselben und seiner Ausrüstungsmittel, die Sicherheit seiner Verbindung mit dem Vaterlande, endlich die Sicherheit seines Rückzugs, im Fall er nöthig würde, in einen einzigen Begriff, den der Basis, zusammenzufassen und zuerst diesen Begriff allen jenen einzelnen Beziehungen, dann aber wieder die Gröfse (Ausdehnung) der Basis ihr selbst und zuletzt den Winkel, welchen die Streitkraft mit dieser Basis macht, der Gröfse derselben zu substituiren; und dies alles blofs, um auf ein rein geometrisches Resultat zu kommen, welches ganz ohne Werth ist. Dies Letztere ist in der That nicht zu vermeiden, wenn man bedenkt, dafs keine jener Substitutionen gemacht werden konnte, ohne die Wahrheit zu verletzen, und einen Theil der Dinge auszulassen, die in dem frühern Begriff noch enthalten waren. Der Begriff der Basis ist der Strategie ein wirkliches Bedürfnifs, und es ist ein Verdienst, darauf gekommen zu sein; aber ein solcher Gebrauch desselben, wie wir ihn eben bezeichnet haben, ist vollkommen unzulässig und mufste zu ganz einseitigen Resultaten führen, die diesen Theoretiker sogar in eine ganz widersinnige Richtung fortgetrieben haben, nämlich zu der überlegenen Wirkung der umfassenden Form.

11. Innere Linien.

Als Reaktion gegen die falsche Richtung ist dann ein anderes geometrisches Prinzip, nämlich das der sogenannten innern Linien, auf den Thron gehoben worden. Obgleich dies Prinzip sich auf einen guten Grund stützt, auf die Wahrheit, dafs das Gefecht das einzige wirksame Mittel im Kriege ist: so ist es doch eben wegen seiner blofs geometrischen Natur nichts als eine neue Einseitigkeit, welche nimmermehr dahin gelangen konnte, das wirkliche Leben zu beherrschen.

12. Alle diese Versuche sind verwerflich.

Alle diese Theorieversuche sind nur in ihrem analytischen Theil als Fortschritte in dem Gebiet der Wahrheit zu betrachten, in dem synthetischen Theil aber, in ihren Vorschriften und Regeln, ganz unbrauchbar.

Sie streben nach bestimmten Gröfsen, während im Kriege alles unbestimmt ist, und der Kalkül mit lauter veränderlichen Gröfsen gemacht werden mufs.

Sie richten die Betrachtung nur auf materielle Gröfsen, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist.

Sie betrachten nur die einseitige Thätigkeit, während der Krieg eine beständige Wechselwirkung der gegenseitigen ist.

13. Sie schliefsen das Genie von der Regel aus.

Alles, was von solcher dürftigen Weisheit einer einzigen Betrachtung nicht erreicht werden konnte, lag aufser der wissenschaftlichen Einhegung, war das Feld des Genies, welches sich über die Regel erhebt.

Wehe dem Krieger, der zwischen diesem Bettelthum von Regeln herumkriechen sollte, die für das Genie zu schlecht sind, über die es sich vornehm hinwegsetzen, über die es sich auch allenfalls lustig machen kann! Was das Genie thut, mufs gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts Besseres thun, als zu zeigen, wie und warum es so ist.

Wehe der Theorie, die sich mit dem Geiste in Opposition setzt! sie kann diesen Widerspruch durch keine Demuth gut machen, und je demüthiger sie ist, um so mehr wird Spott und Verachtung sie aus dem wirklichen Leben verdrängen.

14. Schwierigkeit der Theorie, sobald geistige Gröfsen in Betracht kommen.

Jede Theorie wird von dem Augenblick an unendlich viel schwieriger, wo sie das Gebiet geistiger Gröfsen berührt. Baukunst und Malerei wissen genau, woran sie sind, so lange sie noch mit der Materie zu thun haben; über mechanische und optische Konstruktion ist kein Streit. So wie aber die geistigen Wirkungen ihrer Schöpfungen anfangen, so wie geistige Eindrücke oder Gefühle hervorgebracht werden sollen, verschwimmt die ganze Gesetzgebung in unbestimmte Ideen.

Die Arzneikunst ist meistens nur mit körperlichen Erscheinungen beschäftigt, sie hat es mit dem thierischen Organismus zu thun, der, ewigen Veränderungen unterworfen, in zwei Momenten nie genau derselbe ist; das macht ihre Aufgabe sehr schwierig und stellt das Urtheil des Arztes schon höher als sein Wissen; aber wie viel schwieriger ist der Fall, wenn eine geistige Wirkung hinzukömmt, und wie viel höher stellt man den Seelenarzt!

15. Die geistigen Gröfsen können im Kriege nicht ausgeschlossen werden.

Nun ist aber die kriegerische Thätigkeit nie gegen die blofse Materie gerichtet, sondern immer zugleich gegen die geistige Kraft, welche diese Materie belebt, und beide von einander zu trennen ist unmöglich.

Die geistigen Gröfsen aber sieht man nur mit dem innern Auge, und dieses ist in jedem Menschen anders, und oft bei demselben in verschiedenen Augenblicken verschieden.

Da die Gefahr das allgemeine Element ist, in dem sich im Kriege alles bewegt, so ist es auch vorzüglich der Muth, das Gefühl der eigenen Kraft, durch welches das Urtheil anders bestimmt wird. Es ist gewissermafsen die Krystalllinse, durch welche die Vorstellungen gehen, ehe sie den Verstand treffen.

Und doch kann man nicht zweifeln, dafs diese Dinge schon durch die blofse Erfahrung einen gewissen objektiven Werth bekommen müssen.

Jeder kennt die moralischen Wirkungen des Ueberfalls, des Seiten- und Rückenangriffs, Jeder schätzt den Muth des Gegners geringer, sobald er den Rücken gewandt hat, und wagt ganz anders beim Verfolgen als beim Verfolgtwerden. Jeder beurtheilt den Gegner nach dem Ruf seiner Talente, nach seinen Jahren und seiner Erfahrung und richtet sich darnach. Jeder wirft einen prüfenden Blick auf den Geist und die Stimmung seiner und der feindlichen Truppen. Alle diese und ähnliche Wirkungen im Gebiete der geistigen Natur haben sich in der Erfahrung erwiesen, sind immer wiedergekehrt und berechtigen dadurch, sie in ihrer Art als wirkliche Gröfsen gelten zu lassen. Und was sollte wohl aus einer Theorie werden, in der man sie unbeachtet lassen wollte?

Aber freilich ist die Erfahrung ein nothwendiger Stammbrief dieser Wahrheiten. Mit psychologischen und philosophischen Klügeleien soll sich aber keine Theorie, soll sich kein Feldherr befassen.

16. Hauptschwierigkeit der Theorie des Kriegführens.

Um die Schwierigkeit der Aufgabe, welche in einer Theorie der Kriegführung enthalten ist, deutlich zu übersehen und daraus den Charakter ableiten zu können, den eine solche Theorie haben mufs, müssen wir auf die Haupteigenthümlichkeiten, welche die Natur der kriegerischen Thätigkeit ausmachen, einen nähern Blick werfen.

17. Erste Eigenthümlichkeit: geistige Kräfte und Wirkungen.

[Das feindselige Gefühl.]

Die erste dieser Eigenthümlichkeiten besteht in den geistigen Kräften und Wirkungen.

Kampf ist ursprünglich die Aeufserung feindseliger Gefühle; es wird aber allerdings in unsern grofsen Kämpfen, die wir Krieg nennen, aus dem feindseligen Gefühl häufig nur eine feindselige Absicht, und es pflegt dem Einzelnen wenigstens kein feindseliges Gefühl gegen den Einzelnen beizuwohnen. Nichts desto weniger geht es nie ohne eine solche Gemüthsthätigkeit ab. Der Nationalhafs, an dem es auch bei unsern Kriegen selten fehlt, vertritt bei dem Einzelnen gegen den Einzelnen mehr oder weniger stark die individuelle Feindschaft. Wo aber auch dieser fehlt und Anfangs keine Erbitterung war, entzündet sich das feindselige Gefühl an dem Kampfe selbst, denn eine Gewaltsamkeit, die Jemand auf höhere Weisung an uns verübt, wird uns zur Vergeltung und Rache gegen ihn entflammen, früher noch, ehe wir es gegen die höhere Gewalt sein werden, die ihm gebietet so zu handeln. Dies ist menschlich, oder auch thierisch, wenn man will, aber es ist so. — Man ist in der Theorie sehr gewohnt, den Kampf wie ein abstraktes Abmessen der Kräfte ohne allen Antheil des Gemüths zu betrachten, und das ist einer der tausend Irrthümer, welche die Theorieen ganz absichtlich begehen, weil sie die Folgen davon nicht einsehen.

Aufser jener in der Natur des Kampfes selbst gegründeten Anregung

der Gemüthskräfte, giebt es noch andere, die nicht wesentlich dazu gehören, aber sich der Verwandtschaft wegen leicht damit verbinden, wie Ehrgeiz, Herrschsucht, Begeisterung jeder Art u. s. w.

18. Die Eindrücke der Gefahr.

[Der Muth.]

Endlich gebiert der Kampf das Element der Gefahr, in welchem sich alle kriegerischen Thätigkeiten, wie der Vogel in der Luft und der Fisch im Wasser, erhalten und bewegen müssen. Die Wirkungen der Gefahr gehen aber alle auf das Gemüth entweder unmittelbar, also instinktmäfsig, oder durch den Verstand über. Die erstere würde das Bestreben sein, sich ihr zu entziehen, und insofern dies nicht geschehen kann, Furcht und Angst. Wenn diese Wirkung nicht entsteht, so ist es der Muth, welcher jenem Instinkt das Gleichgewicht hält. Der Muth aber ist keineswegs ein Akt des Verstandes, sondern ebenfalls ein Gefühl, wie die Furcht; diese ist auf die physische Erhaltung, der Muth auf die moralische gerichtet. Der Muth ist ein edlerer Instinkt. Weil er aber das ist, so lässt er sich nicht wie ein lebloses Instrument gebrauchen, welches seine Wirkungen in genau vorgeschriebenem Mafse äufsert. Der Muth ist also kein blofses Gegengewicht der Gefahr, um diese in ihren Wirkungen zu neutralisiren, sondern eine eigenthümliche Gröfse.

19. Umfang des Einflusses, welchen die Gefahr übt.

Um aber den Einflufs der Gefahr auf die im Kriege Handelnden richtig zu würdigen, mufs man ihr Bereich nicht auf die physische Gefahr des Augenblicks beschränken. Sie beherrscht den Handelnden nicht blofs, indem sie ihn bedroht, sondern auch durch die Bedrohung aller ihm Anvertrauten; nicht blofs in dem Augenblick, wo sie wirklich vorhanden ist, sondern durch die Vorstellung auch in allen andern, die zu diesem Augenblick eine Beziehung haben; endlich nicht blofs unmittelbar durch sich selbst, sondern auch mittelbar durch die Verantwortlichkeit, die sie mit zehnfachem Gewicht auf dem Geist des Handelnden lasten läfst. Wer könnte eine grofse Schlacht anrathen oder beschliefsen, ohne dafs der Geist sich mehr oder weniger gespannt oder betroffen fühlte von der Gefahr und Verantwortlichkeit, die ein solcher grofser Entscheidungsakt in sich trägt! Man kann sagen, dafs das Handeln im Kriege, insofern es ein wirkliches Handeln, nicht ein blofses Dasein ist, nie ganz aus dem Bereich der Gefahr hinaustritt.

20. Andere Gemüthskräfte.

Wenn wir diese durch Feindschaft und Gefahr aufgeregten Gemüthskräfte als dem Kriege eigenthümlich betrachten, so schliefsen wir alle anderen den Menschen auf seinem Lebenswege begleitenden nicht davon aus; sie werden auch hier häufig genug Platz finden. Zwar darf man sagen, dafs manches kleinliche Spiel der Leidenschaften in diesem ernsten Dienst des Lebens zum Schweigen gebracht wird, doch gilt dies nur von den Handelnden der niedern Regionen, die, von einer Gefahr und Anstrengung zur andern fortgerissen, die übrigen Dinge des Lebens aus den Augen verlieren, sich der

Falschheit entwöhnen, weil der Tod sie nicht gelten läfst, und so zu jener soldatischen Einfachheit des Charakters kommen, die immer der beste Repräsentant des Kriegerstandes gewesen ist. In den höhern Regionen ist es anders, denn je höher Einer steht, um so mehr mufs er um sich sehen; da entstehen denn Interessen nach allen Seiten und ein mannigfaltiges Spiel der Leidenschaften, der guten und bösen. Neid und Edelsinn, Hochmuth und Bescheidenheit, Zorn und Rührung, alle können als wirksame Kräfte in dem grofsen Drama erscheinen.

21. Eigenthümlichkeit des Geistes.

Die Eigenthümlichkeiten des Geistes in dem Handelnden sind neben denen des Gemüths gleichfalls von einem hohen Einflufs. Andere Dinge darf man erwarten von einem phantastischen, überspannten, unreifen Kopf, als von einem kalten und kräftigen Verstande.

22. Aus der Mannigfaltigkeit der geistigen Individualität entspringt die Mannigfaltigkeit der Wege, die zum Ziele führen.

Diese grofse Mannigfaltigkeit in der geistigen Individualität, deren Einflufs man sich vorzüglich in den höhern Stellen denken mufs, weil er nach oben hin zunimmt, ist es vorzüglich, welche die von uns schon im ersten Buche ausgesprochene Mannigfaltigkeit der Wege zum Ziel hervorbringt und dem Spiel mit Wahrscheinlichkeit und Glück einen so ungleichen Antheil an den Begebenheiten zutheilt.

23. Zweite Eigenthümlichkeit: lebendige Reaktion.

Die zweite Eigenthümlichkeit im kriegerischen Handeln ist die lebendige Reaktion und die Wechselwirkung, welche aus derselben entspringt. Wir sprechen hier nicht von der Schwierigkeit, eine solche Reaktion zu berechnen, denn diese liegt schon in der erwähnten Schwierigkeit, die geistigen Kräfte als Gröfsen zu behandeln, sondern davon, dafs die Wechselwirkung ihrer Natur nach aller Planmäfsigkeit entgegenstrebt. Die Wirkung, welche irgend eine Mafsregel auf den Gegner hervorbringt, ist das Individuellste, was es unter allen Daten des Handelns giebt; jede Theorie aber mufs sich an Klassen von Erscheinungen halten, und niemals kann sie den eigentlichen individuellen Fall in sich aufnehmen; dieser bleibt überall dem Urtheil und Talent anheimgegeben. Es ist also natürlich, dafs in einem Handeln wie das kriegerische, welches so häufig in seinem auf allgemeine Umstände gebauten Plan durch unerwartete individuelle Erscheinungen gestört wird, überhaupt mehr dem Talent überlassen bleiben mufs, und von einer theoretischen Anweisung weniger Gebrauch gemacht werden kann, als in jedem anderen.

24. Dritte Eigenthümlichkeit: Ungewifsheit aller Daten.

Endlich ist die grofse Ungewifsheit aller Daten im Kriege eine eigenthümliche Schwierigkeit, weil alles Handeln gewissermafsen in einem blofsen Dämmerlicht verrichtet wird, das noch dazu nicht selten wie eine Nebel- oder Mondscheinbeleuchtung den Dingen einen übertriebenen Umfang, ein groteskes Ansehen giebt.

Was diese schwache Beleuchtung an vollkommener Einsicht entbehren läfst, mufs das Talent errathen, oder es mufs dem Glück überlassen bleiben. Es ist also wieder das Talent, oder gar die Gunst des Zufalls, welchen in Ermangelung einer objektiven Weisheit vertraut werden mufs.

25. Eine positive Lehre ist unmöglich.

Bei dieser Natur des Gegenstandes müssen wir uns sagen, dafs es eine reine Unmöglichkeit wäre, die Kriegskunst durch ein positives Lehrgebäude wie mit einem Gerüste versehen zu wollen, welches dem Handelnden überall einen äufsern Anhalt gewähren könnte. Der Handelnde würde sich in allen jenen Fällen, wo er auf sein Talent angewiesen ist, aufser diesem Lehrgebäude und mit ihm in Widerspruch befinden, und es würde, wie vielseitig dasselbe auch aufgefafst sein möchte, immer dieselbe Folge wieder eintreten, von der wir schon gesprochen haben: dafs das Talent und Genie aufser dem Gesetze handelt und die Theorie ein Gegensatz der Wirklichkeit wird.

26. Auswege für die Möglichkeit einer Theorie.

[Die Schwierigkeiten sind nicht überall gleich grofs.]

Aus dieser Schwierigkeit öffnen sich uns zwei Auswege.

Zuerst ist das, was wir von der Natur der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen gesagt haben, nicht auf dieselbe Weise von der Thätigkeit einer jeden Stelle zu verstehen. Nach unten hin wird der Muth persönlicher Aufopferung mehr in Anspruch genommen, aber für den Verstand und das Urtheil sind die Schwierigkeiten unendlich viel geringer. Das Feld der Erscheinungen ist viel geschlossener, Zwecke und Mittel sind in der Zahl beschränkter, die Daten bestimmter, meistens sogar in wirklichen Anschauungen enthalten. Je weiter wir aber hinaufsteigen, um so mehr nehmen die Schwierigkeiten zu, bis sie im obersten Feldherrn ihren höchsten Grad erreichen, so dafs bei ihm fast alles dem Genius überlassen bleiben mufs.

Aber auch nach einer sächlichen Eintheilung des Gegenstandes sind die Schwierigkeiten nicht überall dieselben, sondern sie nehmen ab, je mehr die Wirkungen sich in der materiellen Welt äufsern, und zu, je mehr sie in die geistige übergehen und zu Motiven werden, die den Willen bestimmen. Darum ist es leichter, die innere Ordnung, die Anlage und Führung eines Gefechts durch eine theoretische Gesetzgebung zu bestimmen, als den Gebrauch desselben. Dort ringen die physischen Waffen mit einander, und wenn auch der Geist darin nicht fehlen kann, so mufs doch der Materie ihr Recht gelassen werden. In der Wirkung der Gefechte aber, wo die materiellen Erfolge zu Motiven werden, hat man es nur mit der geistigen Natur zu thun. Mit einem Worte: die Taktik wird viel weniger Schwierigkeiten für eine Theorie bieten, als die Strategie.

27. Die Theorie soll eine Betrachtung und keine Lehre sein.

Der zweite Ausweg für die Möglichkeit einer Theorie ist der Gesichtspunkt, dafs sie nicht nothwendig eine positive Lehre, d. i. eine Anweisung zum Handeln zu sein braucht. Ueberall, wo eine Thätigkeit es gröfstentheils immer wieder mit denselben Dingen zu thun hat, mit denselben Zwecken und

Mitteln, wenn auch mit kleinen Veränderungen und einer noch so grofsen Mannigfaltigkeit von Kombinationen, müssen diese Dinge ein Gegenstand vernünftiger Betrachtung werden können. Eine solche Betrachtung aber ist eben der wesentlichste Theil jeder Theorie und hat auf diesen Namen ganz eigentlich Anspruch. Sie ist eine analytische Untersuchung des Gegenstandes, führt zu einer genauen Bekanntschaft und, wenn sie auf die Erfahrung, also in unsrem Fall auf die Kriegsgeschichte angewendet wird, zur Vertrautheit mit demselben. Je mehr sie diesen letzten Zweck erreicht, um so mehr geht sie aus der objektiven Gestalt eines Wissens in die subjektive eines Könnens über, und um so mehr wird sie sich also auch da wirksam zeigen, wo die Natur der Sache keine andere Entscheidung als die des Talents zuläfst; sie wird in ihm selbst wirksam werden. Untersucht die Theorie die Gegenstände, welche den Krieg ausmachen, unterscheidet sie schärfer, was auf den ersten Blick zusammen zu fliefsen scheint, giebt sie die Eigenschaften der Mittel vollständig an, zeigt sie die wahrscheinlichen Wirkungen derselben, bestimmt sie klar die Natur der Zwecke, trägt sie überall das Licht einer vorwiegend kritischen Betrachtung in das Feld des Krieges: so hat sie den Hauptgegenstand ihrer Aufgabe erfüllt. Sie wird dann Demjenigen ein Führer, der sich aus Büchern mit dem Kriege vertraut machen will, sie hellt ihm überall den Weg auf, erleichtert seine Schritte, erzieht sein Urtheil und bewahrt ihn vor Abwegen.

Wenn ein Sachverständiger sein halbes Leben darauf verwendet, einen dunklen Gegenstand überall aufzuklären, so wird er wohl weiter kommen, als Derjenige, welcher in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Dafs also nicht Jeder von Neuem aufzuräumen und sich durchzuarbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie vorhanden. Sie soll den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen, oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten; so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwickelung eines Jünglings lenkt und erleichtert, ohne ihn darum das ganze Leben hindurch am Gängelbande zu führen.

Bilden sich aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, von selbst Grundsätze und Regeln, schiefst die Wahrheit von selbst in diese Krystallform zusammen, so wird die Theorie diesem Naturgesetz des Geistes nicht widerstreben, sie wird vielmehr, wo der Bogen in einem solchen Schlufsstein endigt, diesen noch hervorheben; aber sie thut dies nur, um dem philosophischen Gesetz des Denkens zu genügen, um den Punkt deutlich zu machen, nach welchem die Linien alle hinlaufen, nicht um daraus eine algebraische Formel für das Schlachtfeld zu bilden: denn auch diese Grundsätze und Regeln sollen in dem denkenden Geiste mehr die Hauptlineamente seiner eingewohnten Bewegungen bestimmen, als ihm in der Ausführung den Weg gleich Mefsstangen bezeichnen.

28. Mit diesem Gesichtspunkt wird die Theorie möglich, und ihr Widerspruch mit der Praxis hört auf.

Mit diesem Gesichtspunkte wird die Möglichkeit einer befriedigenden, d. h. einer nützlichen und niemals mit der Wirklichkeit in Widerspruch

tretenden Theorie der Kriegführung gegeben, und es wird nur von der verständigen Behandlung abhängen, sie mit dem Handeln so zu befreunden, dafs der widersinnige Unterschied zwischen Theorie und Praxis ganz verschwinde, den oft eine unvernünftige Theorie hervorgerufen, womit sie sich von dem gesunden Menschenverstande losgesagt hat, den aber ebenso oft Beschränktheit des Geistes und Unwissenheit zum Vorwand gebraucht haben, um sich in der angebornen Ungeschicklichkeit recht gehen zu lassen.

29. Die Theorie betrachtet also die Natur der Zwecke und Mittel. Zweck und Mittel in der Taktik.

Die Theorie hat also die Natur der Mittel und Zwecke zu betrachten.

In der Taktik sind die Mittel die ausgebildeten Streitkräfte, welche den Kampf führen sollen. Der Zweck ist der Sieg. Wie dieser Begriff näher bestimmt werden kann, wird sich in der Folge, bei der Betrachtung des Gefechts, besser sagen lassen. Wir begnügen uns hier, den Abzug des Gegners vom Kampfplatze als das Zeichen des Sieges anzugeben. Vermittelst dieses Sieges erreicht die Strategie den Zweck, welchen sie dem Gefecht gegeben hat, und der seine eigentliche Bedeutung ausmacht. Diese Bedeutung hat auf die Natur des Sieges allerdings einigen Einflufs. Ein Sieg, welcher darauf gerichtet ist, die feindliche Streitkraft zu schwächen, ist etwas Anderes als einer, der uns blofs in den Besitz einer Stellung bringen soll. Es wird also die Bedeutung eines Gefechts auf die Anlage und Führung desselben einen merklichen Einflufs haben können, folglich auch ein Gegenstand der Betrachtung für die Taktik sein.

30. Umstände, welche die Anwendung der Mittel immer begleiten.

Da es gewisse Umstände giebt, welche das Gefecht immerwährend begleiten und mehr oder weniger Einflufs auf dasselbe haben, so müssen diese bei der Anwendung der Streitkräfte mit in Betracht gezogen werden.

Diese Umstände sind die Oertlichkeit (das Terrain), die Tageszeit und das Wetter.

31. Oertlichkeit.

Die Oertlichkeit, welche wir lieber in der Vorstellung von Gegend und Boden auflösen wollen, könnte streng genommen ohne Einflufs sein, wenn das Gefecht in einer vollkommenen und ganz unbebauten Ebene geliefert würde.

In Steppengegenden kommt der Fall wirklich vor, in den Gegenden des kultivirten Europas ist er fast eine eingebildete Vorstellung. Es ist also zwischen gebildeten Völkern kaum ein Gefecht ohne Einflufs von Gegend und Boden denkbar.

32. Tageszeit.

Die Tageszeit wirkt auf das Gefecht durch den Unterschied von Tag und Nacht, aber die Beziehungen reichen natürlich weiter als gerade bis an die Grenze beider, weil jedes Gefecht eine gewisse Dauer hat, und die grofsen

sogar eine Dauer von vielen Stunden. Für die Anlage einer grofsen Schlacht macht es einen wesentlichen Unterschied, ob sie am Morgen oder am Nachmittag anfängt. Indessen wird es allerdings eine Menge Gefechte geben, wo sich der Umstand der Tageszeit als ganz gleichgültig verhält, und in der Allgemeinheit der Fälle ist der Einflufs nur gering.

33. Wetter.

Noch seltener wird das Wetter von einem bestimmenden Einflufs, und meistens ist es nur der Nebel, durch den es eine Rolle spielt.

34. Zwecke und Mittel in der Strategie.

Die Strategie hat ursprünglich den Sieg, d. h. den taktischen Erfolg nur als Mittel, und in letzter Instanz die Gegenstände, welche unmittelbar zum Frieden führen sollen, zum Zweck. Die Anwendung ihres Mittels zu diesem Zweck ist gleichfalls von Umständen begleitet, die mehr oder weniger Einflufs darauf haben.

35. Umstände, welche die Anwendung der Mittel begleiten.

Diese Umstände sind Gegend und Boden, aber die erstere zugleich erweitert zu Land und Volk des ganzen Kriegstheaters; die Tageszeit, aber auch zugleich die Jahreszeit; endlich das Wetter, und zwar durch ungewöhnliche Erscheinungen desselben, grofsen Frost u. s. w.

36. Sie bilden neue Mittel.

Indem die Strategie diese Dinge mit dem Erfolg eines Gefechts in Verbindung bringt, giebt sie diesem Erfolge, und also dem Gefecht, eine besondere Bedeutung, setzt ihm einen besondern Zweck. Insofern aber dieser Zweck nicht der ist, welcher unmittelbar zum Frieden führen soll, also ein untergeordneter, ist er auch als Mittel zu betrachten, und wir können also als Mittel in der Strategie die Gefechtserfolge oder Siege in allen ihren verschiedenen Bedeutungen betrachten. Die Eroberung einer Stellung ist ein solcher auf das Terrain angewendete Gefechtserfolg. Aber nicht blofs die einzelnen Gefechte mit besonderen Zwecken sind als Mittel zu betrachten, sondern auch jede höhere Einsicht, welche sich in der Kombination der Gefechte durch die Richtung auf einen gemeinschaftlichen Zweck bilden möchte, ist als ein Mittel zu betrachten. Ein Winterfeldzug ist eine solche auf die Jahreszeit angewendete Kombination.

Es bleiben also als Zwecke nur diejenigen Gegenstände übrig, die als unmittelbar zum Frieden führend gedacht sind; alle diese Zwecke und Mittel untersucht die Theorie nach der Natur ihrer Wirkungen und ihrer gegenseitigen Beziehungen.

37. Die Strategie entnimmt die zu untersuchenden Mittel und Zwecke nur aus der Erfahrung.

Die erste Frage ist, wie sie zu einer erschöpfenden Aufzählung dieser Gegenstände gelangt. Sollte eine philosophische Untersuchung zu einem

nothwendigen Resultate führen, so würde sie sich in alle Schwierigkeiten verwickeln, welche die logische Nothwendigkeit von der Kriegführung und ihrer Theorie ausschliefsen. Sie wendet sich also an die Erfahrung und richtet ihre Betrachtung auf diejenigen Kombinationen, welche die Kriegsgeschichte schon aufzuweisen hat. Auf diese Weise wird sie freilich eine beschränkte Theorie sein, die nur auf Verhältnisse pafst, wie die Kriegsgeschichte sie darbietet. Aber diese Beschränkung ist ja auch schon darum unvermeidlich, weil die Theorie in jedem Falle das, was sie von den Dingen aussagt, entweder aus der Kriegsgeschichte abstrahirt, oder wenigstens mit ihr verglichen haben mufs. Uebrigens ist eine solche Beschränkung in jedem Fall mehr eine dem Begriff als der Sache nach.

Ein grofser Vortheil dieses Weges wird darin bestehen, dafs die Theorie sich nicht in Grübeleien, Spitzfindigkeiten und Hirngespinnste verlieren kann, sondern praktisch bleiben mufs.

38. Wie weit die Analyse der Mittel gehen mufs.

Eine andere Frage ist, wie weit die Theorie in ihrer Analyse der Mittel gehen soll. Offenbar nur so weit, als die abgesonderten Eigenschaften beim Gebrauch in Betracht kommen. Die Schufsweite und Wirkung der verschiedenen Waffen ist der Taktik höchst wichtig, ihre Konstruktion, obgleich jene Wirkungen aus derselben hervorgehen, höchst gleichgültig, denn der Kriegführung sind nicht Kohlen, Schwefel und Salpeter, Kupfer und Zinn gegeben, um daraus Pulver und Kanonen zu machen, sondern die fertigen Waffen mit ihrer Wirkung sind das Gegebene. Die Strategie macht Gebrauch von Karten, ohne sich um trigonometrische Messungen zu bekümmern; sie untersucht nicht, wie ein Land eingerichtet, ein Volk erzogen und regiert werden mufs, um die besten kriegerischen Erfolge zu geben, sondern sie nimmt diese Dinge, wie sie in der europäischen Staatengesellschaft angetroffen werden, und macht darauf aufmerksam, wo sehr verschiedene Zustände einen merklichen Einflufs auf den Krieg haben.

39. Grofse Vereinfachung des Wissens.

Dafs auf diese Weise für die Theorie die Zahl der Gegenstände sehr vereinfacht und das für die Kriegführung erforderliche Wissen sehr beschränkt wird, ist leicht einzusehen. Die sehr grofse Masse von Kenntnissen und Fertigkeiten, die der kriegerischen Thätigkeit im Allgemeinen dienen, und die nöthig werden, ehe ein ausgerüstetes Heer ins Feld rücken kann, drängen sich in wenige grofse Resultate zusammen, ehe sie dazu kommen, im Kriege den endlichen Zweck ihrer Thätigkeit zu erreichen, sowie die Gewässer des Landes sich in Ströme vereinigen, ehe sie ins Meer kommen. Nur diese sich unmittelbar ins Meer des Krieges ergiefsenden Thätigkeiten hat Derjenige kennen zu lernen, welcher sie leiten will.

40. Sie erklärt das schnelle Ausbilden grofser Feldherren, und warum ein Feldherr kein Gelehrter ist.

In der That ist dieses Resultat unserer Betrachtung ein so nothwendiges, dafs jedes andere uns mifstrauisch gegen ihre Richtigkeit machen müsste.

Nur so erklärt es sich, wie so oft Männer im Kriege, und zwar in den höheren Stellen, selbst als Feldherren, mit grofsem Erfolg aufgetreten sind, die früher eine ganz andere Richtung ihrer Thätigkeit hatten; ja wie überhaupt die ausgezeichneten Feldherren niemals aus der Klasse der vielwissenden oder gar gelehrten Offiziere hervorgegangen sind, sondern meistens ihrer ganzen Lage nach auf keine grofse Summe des Wissens eingerichtet sein konnten. Darum sind auch Diejenigen immer als lächerliche Pedanten verspottet worden, die für die Erziehung eines künftigen Feldherrn nöthig, oder auch nur nützlich hielten, mit der Kenntnifs aller Details anzufangen. Es läfst sich ohne grofse Mühe beweisen, dafs sie ihm schaden wird, weil der menschliche Geist durch die ihm mitgetheilten Kenntnisse und Ideenrichtungen erzogen wird. Nur das Grofse kann ihn grofsartig, das Kleine nur kleinlich machen, wenn er es nicht wie etwas ganz Fremdes ganz von sich stöfst.

41. Früherer Widerspruch.

Weil man diese Einfachheit des im Kriege erforderlichen Wissens nicht beachtet, sondern dieses Wissen immer mit dem ganzen Trofs dienender Kenntnisse und Fertigkeiten zusammengeworfen hat: so hat man auch den offenbaren Widerspruch, in welchen man mit den Erscheinungen der wirklichen Welt gerieth, nicht anders lösen können, als dafs man alles dem Genie zuschrieb, welches keiner Theorie bedarf, und für welches die Theorie nicht geschrieben sein sollte.

42. Man läugnete deshalb den Nutzen alles Wissens und schrieb alles der natürlichen Anlage zu.

Die Leute, bei denen der Mutterwitz die Oberhand behielt, fühlten wohl, welcher ungeheure Abstand immer noch zwischen einem Genie des höchsten Fluges und einem gelehrten Pedanten auszufüllen bliebe, und Diese kamen zu einer Art von Freigeisterei, indem sie allen Glauben an die Theorie von sich wiesen und das Kriegführen für eine natürliche Funktion des Menschen hielten, die er mehr oder weniger gut verrichte, nur jenachdem er mehr oder weniger Anlagen dazu mit auf die Welt gebracht habe. Es ist nicht zu läugnen, dafs Diese der Wahrheit näher standen, als Diejenigen, welche Werth auf ein falsches Wissen legten; indessen sieht man einer solchen Ansicht bald an, dafs sie nichts als ein übertriebener Ausdruck ist. Keine Thätigkeit des menschlichen Verstandes ist ohne einen gewissen Reichthum von Vorstellungen möglich, diese aber werden ihm, wenigstens dem gröfsten Theil nach, nicht angeboren, sondern erworben und machen sein Wissen aus. Es frägt sich also nur, welcher Art diese Vorstellungen sein sollen, und das glauben wir bestimmt zu haben, wenn wir sagen, dafs sie für den Krieg auf diejenigen Dinge gerichtet sein sollen, mit denen er im Kriege unmittelbar zu thun hat.

43. Das Wissen mufs sich nach der Stelle richten.

Innerhalb dieses Feldes der kriegerischen Thätigkeit selbst werden sie verschieden sein müssen je nach dem Stande, den der Führer einnimmt: auf

geringere und beschränktere Gegenstände gerichtet, wenn er niedriger, auf gröfsere und umfassendere, wenn er höher steht. Es giebt Feldherren, die an der Spitze eines Reiterregiments nicht geglänzt haben würden, und umgekehrt.

44. Das Wissen im Kriege ist sehr einfach, aber nicht zugleich sehr leicht.

Dadurch aber, dafs das Wissen im Kriege sehr einfach ist, nämlich auf so wenige Gegenstände gerichtet, und diese immer nur in ihren Endresultaten auffassend, dadurch wird das Können nicht zugleich sehr leicht. Welchen Schwierigkeiten das Handeln im Kriege überhaupt unterworfen ist, davon haben wir schon im ersten Buche gesprochen; wir übergehen hier diejenigen, die nur durch den Muth überwunden werden können, und behaupten, dafs auch die eigentliche Thätigkeit des Verstandes nur in den niedrigen Stellen einfach und leicht ist, mit den Stellen aber an Schwierigkeit steigt und in der höchsten Stelle, in der des Feldherrn, zu den schwierigsten gehört, die es für den menschlichen Geist giebt.

45. Wie das Wissen beschaffen sein mufs.

Der Feldherr braucht weder ein gelehrter Geschichtsforscher, noch Publizist zu sein, aber er mufs mit dem höhern Staatsleben vertraut sein, die eingewohnten Richtungen, die aufgeregten Interessen, die vorliegenden Fragen, die handelnden Personen kennen und richtig ansehen; er braucht kein feiner Menschenbeobachter, kein haarscharfer Zergliederer des menschlichen Charakters zu sein, aber er mufs den Charakter, die Denkungsart und Sitte, die eigenthümlichen Fehler und Vorzüge Derer kennen, denen er befehlen soll. Er braucht nichts von der Einrichtung eines Fuhrwerks, der Anspannung der Pferde eines Geschützes zu verstehen, aber er mufs den Marsch einer Kolonne seiner Dauer nach unter den verschiedenen Umständen richtig zu schätzen wissen. Alle diese Kenntnisse lassen sich nicht durch den Apparat wissenschaftlicher Formeln und Maschinerieen erzwingen, sondern sie erwerben sich nur, wenn in der Betrachtung der Dinge und im Leben ein treffendes Urtheil, wenn ein nach dieser Auffassung hin gerichtetes Talent thätig ist.

Das einer hochgestellten kriegerischen Thätigkeit nöthige Wissen zeichnet sich also dadurch aus, dafs es in der Betrachtung, also im Studium und Nachdenken nur durch ein eigenthümliches Talent erworben werden kann, das, wie die Biene den Honig aus der Blume, als ein geistiger Instinkt aus den Erscheinungen des Lebens nur den Geist zu ziehen versteht, und dafs es neben Betrachtung und Studium auch durch das Leben zu erwerben ist. Das Leben mit seiner reichen Belehrung wird niemals einen Newton oder Euler hervorbringen, wohl aber den höhern Kalkül eines Condé oder Friedrich.

Es ist also nicht nöthig, dafs man, um die Geisteswürde der kriegerischen Thätigkeit zu retten, seine Zuflucht nehme zur Unwahrheit und zu einfältiger Pedanterie. Es hat nie einen grofsen, ausgezeichneten Feldherrn beschränkten Geistes gegeben, aber sehr zahlreich sind die Fälle, wo Männer, die in

geringeren Stellen mit der höchsten Auszeichnung gedient hatten, in der höchsten unter der Mittelmäfsigkeit blieben, weil die Fähigkeiten ihres Geistes nicht zureichten. Dafs auch selbst unter den Feldherrnstellen wieder ein Unterschied gemacht werden kann nach dem Grade ihrer Machtvollkommenheit, versteht sich von selbst.

46. Das Wissen mufs ein Können werden.

Wir haben jetzt noch einer Bedingung zu gedenken, welche für das Wissen der Kriegführung dringender ist, als für irgend ein anderes: dafs es nämlich ganz in den Geist übergehen und fast ganz aufhören mufs etwas Objektives zu sein. Fast in allen andern Künsten und Thätigkeiten des Lebens kann der Handelnde von Wahrheiten Gebrauch machen, die er nur einmal kennen gelernt hat, in deren Geist und Sinn er nicht mehr lebt, und die er aus bestaubten Büchern hervorzieht. Selbst Wahrheiten, die er täglich unter Händen hat und gebraucht, können etwas ganz aufser ihm Befindliches bleiben. Wenn der Baumeister die Feder zur Hand nimmt, um die Stärke eines Widerlagers durch einen verwickelten Kalkül zu bestimmen, so ist die als Resultat gefundene Wahrheit keine Aeufserung seines eigenen Geistes. Er hat sich die Daten erst mit Mühe heraussuchen müssen, und diese dann einer Verstandesoperation überlassen, deren Gesetz er nicht erfunden hat, und deren Nothwendigkeit er sich zum Theil in dem Augenblicke nicht bewufst ist, sondern die er grofsentheils wie durch mechanische Handgriffe anwendet. So ist es aber im Kriege nie. Die geistige Reaktion, die ewig wechselnde Gestalt der Dinge macht, dafs der Handelnde den ganzen Geistesapparat seines Wissens in sich tragen, dafs er fähig sein mufs, überall und mit jedem Pulsschlag die erforderliche Entscheidung aus sich selbst zu geben. Das Wissen mufs sich also durch diese vollkommene Assimilation mit dem eigenen Geist und Leben in ein wahres Können verwandeln. Das ist der Grund, warum es bei den im Kriege ausgezeichneten Männern so leicht vorkommt, und alles dem natürlichen Talent zugeschrieben wird; wir sagen: dem natürlichen Talent, um es dadurch von dem durch Betrachtung und Studium erzogenen und ausgebildeten zu unterscheiden.

Wir glauben durch diese Betrachtung die Aufgabe einer Theorie der Kriegführung deutlich gemacht und die Art ihrer Lösung angedeutet zu haben.

Von den beiden Feldern, in welche wir das Kriegführen getheilt haben, der Taktik und Strategie, hat, wie wir schon bemerkten, die Theorie der letzteren unstreitig die gröfsern Schwierigkeiten, weil die erstere fast nur ein geschlossenes Feld der Gegenstände hat, die letztere aber sich nach der Seite der unmittelbar zum Frieden führenden Zwecke in ein unbestimmtes Gebiet von Möglichkeiten öffnet. Weil es aber hauptsächlich nur der Feldherr ist, welcher diese Zwecke ins Auge zu fassen hat, so ist auch vorzugsweise derjenige Theil der Strategie, in welchem er sich bewegt, dieser Schwierigkeit unterworfen.

Es wird also die Theorie in der Strategie, und besonders da, wo sie die höchsten Leistungen umfafst, noch viel mehr als in der Taktik bei der blofsen

Betrachtung der Dinge stehen bleiben und sich begnügen, dem Handelnden zu jener Einsicht der Dinge zu verhelfen, die, mit seinem Denken verschmolzen, seinen Gang leichter und sicherer macht, ihn nie zwingt von sich selbst zu scheiden, um einer objektiven Wahrheit gehorsam zu sein[1]).

Drittes Kapitel.

Kriegskunst oder Kriegswissenschaft.

1. Der Sprachgebrauch ist noch uneinig.

[Können und Wissen. Wissenschaft, wo bloſses Wissen, Kunst, wo Können der Zweck ist.]

Man scheint in der Wahl noch immer nicht entschieden zu sein und nicht recht zu wissen, aus welchen Gründen entschieden werden soll, so einfach die Sache auch ist. Wir haben schon anderswo gesagt, daſs Wissen etwas Anderes sei, als Können. Beides ist von einander so verschieden, daſs es nicht leicht verwechselt werden sollte. Das Können kann eigentlich in keinem Buche stehen, und so sollte Kunst auch nie der Titel eines Buches sein. Weil man sich aber einmal gewöhnt hat, die zur Uebung einer Kunst erforderlichen Kenntnisse (die einzeln völlige Wissenschaften sein können) unter dem Namen Kunsttheorie oder schlechtweg Kunst zusammenzufassen: so ist es konsequent diesen Eintheilungsgrund durchzuführen und alles Kunst zu nennen, wo ein hervorbringendes Können der Zweck ist, z. B. Baukunst; Wissenschaft, wo bloſses Wissen der Zweck ist: Mathematik, Astronomie. Dass in jeder Kunsttheorie einzelne vollkommene Wissenschaften vorkommen können, versteht sich also von selbst und darf uns nicht irre machen. Bemerkenswerth aber ist noch, dass es auch kein Wissen ganz ohne Kunst giebt; in der Mathematik z. B. ist das Rechnen und der Gebrauch der Algebra eine Kunst, aber hier ist noch lange die Gränze nicht. Die Ursache ist: so grob und fühlbar der Unterschied zwischen Wissen und Können in den zusammengesetzten Produkten der menschlichen Kenntnisse auch ist: so schwer sind beide in dem Menschen selbst bis zu einer völligen Theilung zu verfolgen.

2. Schwierigkeit, das Erkennen vom Urtheil zu sondern.

[Kriegskunst.]

Alles Denken ist ja Kunst. Wo der Logiker den Strich zieht, wo die

---

[1]) Das Kapitel über die Theorie des Krieges entwickelt mit einer bis jetzt noch unübertroffenen Klarheit und Bestimmtheit die Schwierigkeiten aber auch die Möglichkeit einer solchen Aufgabe; es weist jeder Seite mit vollendeter Unparteilichkeit ihren Antheil zu und bildet in dieser Vollkommenheit die Grundlage für die in unserer „Einführung“ aufgestellte Behauptung, daſs alle Theorie bewuſst oder unbewuſst auf Clausewitzscher Basis stehen und im Clausewitzschen Geiste benutzt werden müsse!

Vordersätze aufhören, die ein Resultat der Erkenntnifs sind, wo das Urtheil anfängt: da fängt die Kunst an. Aber nicht genug: selbst das Erkennen des Geistes ist ja schon wieder Urtheil und folglich Kunst, und am Ende auch wohl das Erkennen durch die Sinne. Mit einem Wort: wenn sich ein menschliches Wesen mit blofsem Erkenntnifsvermögen ohne Urtheil eben so wenig als umgekehrt denken läfst, so können auch Kunst und Wissen nie ganz rein von einander geschieden werden. Je mehr sich diese feinen Lichtelemente an den Aufsengestalten der Welt verkörpern, um so getrennter wird ihr Reich; und nun noch einmal: wo Schaffen und Hervorbringen der Zweck ist, da ist das Gebiet der Kunst; die Wissenschaft herrscht, wo Erforschen und Wissen das Ziel ist. — Nach alledem ergiebt sich von selbst, dafs es passender ist Kriegskunst, als Kriegswissenschaft zu sagen.

So viel hiervon, weil man diese Begriffe nicht entbehren kann. Nun aber treten wir mit der Behauptung auf, dafs der Krieg weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft sei in der eigentlichen Bedeutung, und dafs gerade dieser Anfangspunkt der Vorstellungen, von welchem man ausgegangen ist, in eine falsche Richtung geführt, eine unwillkürliche Gleichstellung des Krieges mit andern Künsten oder Wissenschaften und eine Menge unrichtiger Analogieen veranlafst hat.

Man hat dies schon früher gefühlt und deswegen behauptet, der Krieg sei ein Handwerk; damit war aber mehr verloren als gewonnen, denn ein Handwerk ist nur eine niedrigere Kunst und unterliegt als solche auch bestimmteren und engeren Gesetzen. In der That hat die Kriegskunst eine Zeit lang sich im Geiste des Handwerks bewegt, nämlich zur Zeit der Condottieri. Aber diese Richtung hatte sie nicht nach innern, sondern nach äufsern Gründen, und wie wenig sie in dieser Zeit naturgemäfs und befriedigend war, zeigt die Kriegsgeschichte.

3. Der Krieg ist ein Akt des menschlichen Verkehrs.

Wir sagen also: der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens[1]). Er ist ein Konflikt grosser Interessen, der sich blutig löst, und nur darin ist er von den andern verschieden. Besser als mit irgend einer Kunst liefse er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Thätigkeiten ist, und viel näher steht ihm die Politik, die ihrerseits wieder als eine Art von Handel in gröfserem Mafsstabe angesehen werden kann. Aufserdem ist sie der Schofs, in welchem sich der Krieg entwickelt; in ihr liegen die Lineamente desselben schon verborgen angedeutet, wie die Eigenschaften der lebenden Geschöpfe in ihren Keimen.

4. Unterschied.

Das Wesentliche des Unterschiedes[2]) besteht darin, dafs der Krieg keine

---

[1]) D. h. m. a. W.: Krieg ist — Leben, Ringen ums Dasein, wie der Handel und die Politik es auch sind!

[2]) „dieser Erklärung gegenüber dem Begriff Kunst."

Thätigkeit des Willens ist, die sich gegen einen todten Stoff äufsert wie die mechanischen Künste [3]), oder gegen einen lebendigen, aber doch leidenden, sich hingebenden Gegenstand, wie der menschliche Geist und das menschliche Gefühl bei den idealen Künsten: sondern gegen einen lebendigen, reagirenden. Wie wenig auf eine solche Thätigkeit der Gedanken-Schematismus der Künste und Wissenschaften pafst, springt in die Augen, und man begreift zugleich, wie das beständige Suchen und Streben nach Gesetzen, denen ähnlich, welche aus der todten Körperwelt entwickelt werden können, zu beständigen Irrthümern hat führen müssen. Und doch sind es gerade die mechanischen Künste, denen man die Kriegskunst hat nachbilden wollen. Bei den idealen verbot sich die Nachbildung von selbst, weil diese selbst der Gesetze und Regeln noch zu sehr entbehren, und die bisher versuchten immer wieder als unzulänglich und einseitig erkannt, von dem Strom der Meinungen, Gefühle und Sitten unaufhörlich untergraben und weggespült worden sind.

Ob ein solcher Konflikt des Lebendigen, wie er sich im Kriege bildet und löst, allgemeinen Gesetzen unterworfen bleibt, und ob diese eine nützliche Richtschnur des Handelns abgeben können, soll zum Theil in diesem Buche untersucht werden; aber so viel ist an sich klar, dafs dieser, wie jeder Gegenstand, der unser Begriffsvermögen nicht übersteigt, durch einen untersuchenden Geist aufgehellt und in seinem innern Zusammenhange mehr oder weniger deutlich gemacht werden kann, und das allein reicht schon hin, den Begriff der Theorie zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Methodismus.

Um uns über den Begriff der Methode und des Methodismus, welche im Kriege eine so grofse Rolle spielen, deutlich zu erklären, müssen wir uns erlauben einen flüchtigen Blick auf die logische Hierarchie zu werfen, durch welche wie durch konstituirte Behörden die Welt des Handelns beherrscht wird.

Gesetz, der allgemeinste, für Erkennen und Handeln gleich richtige Begriff, hat in seiner Wortbedeutung offenbar etwas Subjektives und Willkürliches und drückt doch gerade Dasjenige aus, wovon wir und die Dinge aufser uns abhängig sind. Gesetz, als ein Gegenstand der Erkenntnifs, ist das Verhältnifs der Dinge und ihrer Wirkungen zu einander; als Gegenstand des Willens ist es eine Bestimmung des Handelns und dann gleichbedeutend mit **Gebot** und **Verbot**.

Grundsatz ist gleichfalls ein solches Gesetz für das Handeln, aber

---

[3]) Wieder hat aber der Krieg offenbar sehr viel mehr „Mechanisches" an sich als Handel und Politik, die doch auch wieder nicht ohne Mechanik sind!

nicht in seiner formellen, definitiven Bedeutung, sondern es ist nur der Geist und der Sinn des Gesetzes, um da, wo die Mannichfaltigkeit der wirklichen Welt sich nicht unter die definitive Form eines Gesetzes fassen läfst, dem Urtheil mehr Freiheit in der Anwendung zu lassen. Da das Urtheil die Fälle, wo der Grundsatz nicht anzuwenden ist, bei sich selbst motiviren mufs, so wird er dadurch ein eigentlicher Anhalt oder Leitstern für den Handelnden.

Der Grundsatz ist objektiv, wenn er das Ergebnifs objektiver Wahrheit und folglich für alle Menschen gleich gültig ist; er ist subjektiv und wird dann gewöhnlich Maxime genannt, wenn sich subjektive Beziehungen in ihm finden, und er also nur für Den, welcher ihn sich macht, einen gewissen Werth hat.

Regel wird häufig in dem Sinn von Gesetz genommen, und ist dann mit Grundsatz gleichbedeutend, denn man sagt: keine Regel ohne Ausnahme; man sagt aber nicht: kein Gesetz ohne Ausnahme; ein Zeichen, dafs man sich bei der Regel eine freiere Anwendung vorbehält.

In einer andern Bedeutung wird Regel für Mittel gebraucht, eine tiefer liegende Wahrheit an einem einzelnen, näher liegenden Merkmal zu erkennen, um an dieses einzelne Merkmal das auf die ganze Wahrheit gehende Gesetz des Handelns zu knüpfen. Von der Art sind alle Spielregeln, alle abgekürzten Verfahrungsarten in der Mathematik u. s. w.

Vorschriften und Anweisungen sind eine solche Bestimmung des Handelns, durch welche eine Menge kleiner, den Weg näher bezeichnender Umstände mit berührt werden, die für allgemeine Gesetze zu zahlreich und unbedeutend sein würden.

Endlich ist Methode, Verfahrungsart, ein unter mehreren möglichen ausgewähltes, immer wiederkehrendes Verfahren, und Methodismus ist es, wenn statt durch allgemeine Grundsätze oder individuelle Vorschriften das Handeln durch Methoden bestimmt wird. Hierbei müssen nothwendigerweise die unter eine solche Methode gestellten Fälle in ihren wesentlichen Stücken als gleich vorausgesetzt werden; da sie dies nicht alle sein können, so kommt es darauf an, dafs es wenigstens so viele als möglich sind, mit andern Worten, dafs die Methode auf die wahrscheinlichsten Fälle berechnet ist. Der Methodismus ist also nicht auf bestimmte einzelne Prämissen, sondern auf die Durchschnittswahrscheinlichkeit der sich einander übertragenden Fälle gegründet und läuft darauf hinaus, eine Durchschnittswahrheit aufzustellen, deren beständige, gleichförmige Anwendung bald etwas von der Natur einer mechanischen Fertigkeit bekommt, die zuletzt das Rechte fast ohne Bewufstsein thut.

Der Begriff des Gesetzes in Beziehung auf das Erkennen kann für die Kriegführung füglich entbehrt werden, weil die zusammengesetzten Erscheinungen des Krieges nicht so regelmäfsig, und die regelmäfsigen nicht so zusammengesetzt sind, um mit diesem Begriff viel weiter zu reichen, als mit der einfachen Wahrheit. Wo aber die einfache Vorstellung und Rede hinreicht, wird die zusammengesetzte, potenzirte pretiös und pedantisch. Den Begriff des Gesetzes in Beziehung auf das Handeln aber kann die

Theorie der Kriegführung nicht gebrauchen, weil es in ihr bei dem Wechsel und der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen keine Bestimmung giebt, die allgemein genug wäre, um den Namen eines Gesetzes zu verdienen.

Grundsätze, Regeln, Vorschriften und Methoden aber sind für die Theorie der Kriegführung unentbehrliche Begriffe, insoweit sie zu positiven Lehren führt, weil in diesen die Wahrheit nur in solchen Krystallisationsformen anschiefsen kann.

Da die Taktik derjenige Theil der Kriegführung ist, in welchem die Theorie am meisten zur positiven Lehre gelangen kann, so werden jene Begriffe auch in ihr am häufigsten vorkommen.

Die Reiterei nicht ohne Noth gegen die Infanterie zu gebrauchen, die noch in Ordnung ist; die Schufswaffen nur zu brauchen, sobald sie anfangen eine sichere Wirksamkeit zu haben; im Gefecht die Kräfte so viel als möglich für das Ende aufzusparen: sind taktische Grundsätze. Alle diese Bestimmungen lassen sich nicht absolut auf jeden Fall anwenden, aber sie müssen dem Handelnden gegenwärtig sein, um den Nutzen der in ihnen enthaltenen Wahrheit nicht da zu verlieren, wo sie gelten kann.

Wenn man aus dem ungewöhnlichen Abkochen eines feindlichen Corps auf seinen Abmarsch schliefst, wenn das absichtliche Freistellen der Truppen im Gefecht auf einen Scheinangriff deutet: so wird diese Art, die Wahrheit zu erkennen, eine Regel genannt, weil man aus einem einzelnen sichtbaren Umstand auf die Absicht schliefst, welcher derselbe angehört.

Wenn es eine Regel ist, den Feind, sobald er anfängt im Gefecht seine Batterieen abzufahren, mit erneuerter Energie anzufallen: so wird an diese einzelne Erscheinung eine Bestimmung des Handelns geknüpft, welche auf den ganzen dadurch errathenen Zustand des Gegners gerichtet ist; nämlich, dafs er das Gefecht aufgeben will, seinen Abzug anfängt und während dieses Abzuges weder zum vollen Widerstand, noch wie auf dem Rückzug selbst zum hinlänglichen Ausweichen geeignet ist.

Vorschriften und Methoden bringen die den Krieg vorbereitenden Theorieen mit in die Kriegführung, insofern sie den ausgebildeten Streitkräften als thätige Prinzipe eingeimpft werden. Die sämmtlichen Formations-, Uebungs- und Felddienstreglements sind Vorschriften und Methoden; in den Uebungsreglements herrschen die ersteren, in den Felddienstreglements die letzteren vor. An diese Dinge knüpft sich die eigentliche Kriegführung an, sie übernimmt sie also als gegebene Verfahrungsarten, und als solche müssen sie in der Theorie der Kriegführung vorkommen.

Für die in dem Gebrauch dieser Kräfte frei gebliebenen Thätigkeiten aber können Vorschriften, d. h. bestimmte Anweisungen nicht vorkommen, eben weil sie den freien Gebrauch ausschliefsen. Methoden hingegen als eine allgemeine Ausführungsart vorkommender Aufgaben, die, wie wir gesagt haben, auf die Durchschnittswahrscheinlichkeit berechnet ist, als eine bis zur Anwendung durchgeführte Herrschaft der Grundsätze und Regeln, können allerdings in der Theorie der Kriegführung vorkommen, insofern sie nur nicht für etwas Anderes ausgegeben werden, als sie sind, nicht für absolute und nothwendige Konstruktionen des Handelns (Systeme), sondern für die

besten der allgemeinen Formen, welche an die Stelle der individuellen Entscheidung als kürzere Wege gesetzt und zur Wahl gestellt werden können.

Aber die häufige Anwendung der Methoden wird in der Kriegführung auch als höchst wesentlich und unvermeidlich erscheinen, wenn man bedenkt, wie vieles Handeln auf bloſse Voraussetzungen hin oder in völliger Ungewiſsheit geschieht, weil der Feind verhindert ist, alle Umstände kennen zu lernen, die auf unsre Anordnungen Einfluſs haben, oder weil nicht Zeit dazu ist, sodaſs, wenn man diese Umstände auch wirklich kennte, es schon wegen der Weitläufigkeit und der zu groſsen Zusammensetzungen unmöglich sein würde, alle Anordnungen danach abzumessen, daſs also unsere Einrichtungen immer auf eine gewisse Zahl von Möglichkeiten zugeschnitten sein müssen. Wenn man bedenkt, wie zahllos die kleinen Umstände sind, die einem individuellen Falle angehören, also mitberücksichtigt werden müſsten, und daſs es also kein anderes Mittel giebt, als sich die einen durch die andern übertragen zu denken und nur auf das Allgemeine und Wahrscheinliche seine Anordnungen zu bauen; wenn man endlich bedenkt, daſs bei der nach unten hin in beschleunigter Progression zunehmenden Zahl der Führer der wahren Einsicht und dem ausgebildeten Urtheil eines jeden um so weniger überlassen werden darf, je weiter das Handeln hinuntersteigt, und daſs man da, wo man keine anderen Einsichten voraussetzen darf, als die, welche die Dienstvorschrift und Erfahrung giebt, ihnen mit dem daran grenzenden Methodismus entgegenkommen muſs. Dieser wird ihrem Urtheil ein Anhalt und zugleich ein Hinderniſs für ausschweifende, ganz verkehrte Ansichten, die man in einem Gebiet vorzüglich zu fürchten hat, wo die Erfahrung so kostbar ist.

Auſser dieser Unentbehrlichkeit des Methodismus müssen wir auch einen positiven Vortheil desselben anerkennen. Es wird nämlich durch die Uebung seiner stets wiederkehrenden Formen Fertigkeit, Präzision und Sicherheit in der Führung der Truppen erreicht, welche die natürliche Friktion vermindert und die Maschine leichter gehen macht.

Die Methode wird also um so vielfältiger gebraucht, um so unentbehrlicher werden, je weiter die Thätigkeit hinuntersteigt, nach oben hin aber abnehmen, bis sie sich in den höchsten Stellen ganz verliert. Darum wird sie auch mehr in der Taktik, als in der Strategie zu Hause sein.

Der Krieg in seinen höchsten Bestimmungen besteht nicht aus einer unendlichen Menge kleiner Ereignisse, die in ihren Verschiedenheiten sich übertragen, und die also durch eine bessere oder schlechtere Methode besser oder schlechter beherrscht würden, sondern aus einzelnen groſsen, entscheidenden, die individuell behandelt sein wollen. Er ist nicht ein Feld voll Halme, die man ohne Rücksicht auf die Gestalt der einzelnen mit einer bessern oder schlechtern Sense besser oder schlechter mäht, sondern es sind groſse Bäume, an welche die Axt mit Ueberlegung, nach Beschaffenheit und Richtung eines jeden einzelnen Stammes angelegt sein will.

Wie weit die Zulässigkeit des Methodismus in der kriegerischen Thätigkeit hinaufreicht, bestimmt sich natürlich nicht eigentlich nach den Stellen, sondern nach den Sachen, und nur weil die höchsten Stellen die umfassendsten Gegenstände der Thätigkeit haben, werden sie davon weniger berührt.

Eine bleibende Schlachtordnung, eine bleibende Einrichtung der Avantgarden und Vorposten sind Methoden, durch welche der Feldherr nicht blos seinen Untergebenen, sondern auch sich selbst für gewisse Fälle die Hände bindet. Freilich können sie seine Erfindungen und von ihm nach Umständen eingerichtet sein; sie können aber auch, insofern sie auf die allgemeinen Eigenschaften der Truppen und Waffen gegründet sind, ein Gegenstand der Theorie sein. Dagegen würde jede Methode, durch welche Kriegs- oder Feldzugspläne beſtimmt und wie von einer Maschine fertig geliefert würden, unbedingt verwerflich sein.

So lange es keine erträgliche Theorie, d. h. keine verständige Betrachtung über die Kriegführung giebt, mufs der Methodismus auch in den höheren Thätigkeiten über die Gebühr um sich greifen, denn die Männer, welche diese Wirkungskreise ausfüllen, sind zum Theil nicht im Stande gewesen, sich durch Studien und höhere Lebensverhältnisse auszubilden; in die unpraktischen und widerspruchsvollen Räsonnements der Theorieen und Kritiken wissen sie sich nicht zu finden, ihr gesunder Menschenverstand stöfst sie von sich, und sie bringen also keine andere Einsicht mit, als die der Erfahrung; daher sie denn bei denjenigen Fällen, die einer freien, individuellen Behandlung fähig und bedürftig sind, auch gern die Mittel anwenden, die ihnen die Erfahrung giebt, d. h. eine Nachahmung der dem obersten Feldherrn eigenthümlichen Verfahrungsweise, wodurch denn von selbst ein Methodismus entsteht. Wenn wir Friedrichs des Grofsen Generale immer mit der sogenannten schiefen Schlachtordnung auftreten, die französischen Revolutionsgenerale immer das Umfassen in lang ausgedehnten Schlachtlinien anwenden, die Bonapartischen Unterfeldherren aber mit der blutigen Energie konzentrischer Massen hineinstürzen sehen, so erkennen wir in der Wiederkehr des Verfahrens offenbar eine angenommene Methode und sehen also, dafs der Methodismus bis zu den an das Höchste grenzenden Regionen hinaufreichen kann. Wird eine verbesserte Theorie das Studium der Kriegführung erleichtern, den Geist und das Urtheil der Männer erziehen, die sich zu den höheren Stellen hinaufschwingen, so wird auch der Methodismus nicht mehr so weit hinaufreichen, und derjenige, welcher als unentbehrlich zu betrachten ist, wird dann wenigstens aus der Theorie selbst geschöpft werden und nicht aus blofser Nachahmung entstehen. Wie vortrefflich auch ein grofser Feldherr die Dinge macht, immer ist in der Art, wie er sie macht, etwas Subjektives, und hat er eine bestimmte Manier, so ist ein guter Theil seiner Individualität in derselben enthalten, die dann nicht immer mit der Individualität Dessen stimmt, der diese Manier nachahmt.

Indessen wird es weder möglich, noch recht sein, den subjektiven Methodismus oder die Manier ganz aus der Kriegführung zu verbannen, man mufs ihn vielmehr als eine Aeufserung desjenigen Einflusses betrachten, den die Gesammtindividualität eines Krieges auf seine einzelnen Erscheinungen hat, und dem, wenn die Theorie ihn nicht hat vorhersehen und in ihre Betrachtungen mit aufnehmen können, nur so Genüge geschehen kann. Was ist natürlicher, als dafs der Revolutionskrieg seine eigenthümliche Weise hatte, die Dinge zu machen, und welche Theorie hätte die Eigenthümlichkeit mit-

aufzufassen vermocht? Das Uebel ist nur, dafs eine solche aus dem einzelnen Fall hervorgehende Manier sich selbst leicht überlebt, weil sie bleibt, während die Umstände sich unvermerkt ändern; das ist es, was die Theorie durch eine lichte und verständige Kritik verhindern soll. Als im Jahre 1806 die preufsischen Generale: Prinz Louis bei Saalfeld, Tauentzien auf dem Dornberge bei Jena, Grawert vor, und Rüchel hinter Kappeldorf, sämmtlich mit der schiefen Schlachtordnung Friedrichs des Grofsen sich in den offnen Schlund des Verderbens warfen, war es nicht blos eine Manier, die sich überlebt hatte, sondern die entschiedenste Geistesarmuth, zu der je der Methodismus geführt hat, wit welcher sie es zu Stande brachten, die Hohenlohische Armee zu Grunde zu richten, wie nie eine Armee auf dem Schlachtfelde selbst zu Grunde gerichtet worden ist [1]).

Fünftes Kapitel.

Kritik.

Die Einwirkung theoretischer Wahrheiten auf das praktische Leben geschieht immer mehr durch Kritik, als durch Lehre; denn da die Kritik eine Anwendung der theoretischen Wahrheit auf wirkliche Ereignisse ist, so bringt sie jene dem Leben nicht nur näher, sondern sie gewöhnt auch den Verstand mehr an diese Wahrheiten durch die beständige Wiederkehr ihrer Anwendungen. Wir halten es daher für nöthig, neben dem Gesichtspunkt für die Theorie den für die Kritik festzustellen.

Von der einfachen Erzählung eines geschichtlichen Ereignisses, welche die Dinge blos neben einander hinstellt und höchstens ihre nächsten Kausalverbindungen berührt, unterscheiden wir die kritische.

In dieser kritischen können drei verschiedene Thätigkeiten des Verstandes vorkommen.

Erstens, die geschichtliche Ausmittelung und Feststellung zweifelhafter Thatsachen. Sie ist die eigentliche Geschichtsforschung und hat mit der Theorie nichts gemein.

Zweitens, die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen. Dies ist die eigentliche kritische Forschung; sie ist der Theorie unentbehrlich, denn alles, was in der Theorie durch die Erfahrung festgestellt oder unterstützt oder auch nur erläutert werden soll, kann nur auf diesem Wege erledigt werden.

Drittens, die Prüfung der angewandten Mittel. Dies ist die eigentliche Kritik, in welcher Lob und Tadel enthalten ist. Hier ist es die

---

[1]) So bezieht sich auf den absolut nothwendigen „Methodismus", was Peucker von den Exercierreglements sagt: auch der Methodismus darf nur „der Niederschlag der jeweiligen taktischen Erfahrung" sein, und ist deshalb veränderlich — wie die Reglements!

Theorie, welche der Geschichte, oder vielmehr der aus ihr zu ziehenden Belehrung dient.

In diesen beiden letzten, eigentlich kritischen Theilen der geschichtlichen Betrachtung kommt alles darauf an, die Dinge bis in ihre letzten Elemente, d. h. bis zu unzweifelhaften Wahrheiten zu verfolgen und nicht, wie so sehr häufig geschieht, auf dem halben Wege, d. h. bei irgend einer willkürlichen Setzung oder Voraussetzung stehen zu bleiben.

Was die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft eine unüberwindliche äufsere Schwierigkeit, dafs man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnisse des Lebens kommt dieses so häufig vor, als im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden, und noch weniger die Motive, die von den Handelnden entweder absichtlich verhehlt werden oder, wenn sie sehr vorübergehend und zufällig waren, auch für die Geschichte verloren gehen können. Daher mufs die kritische Erzählung mit der geschichtlichen Forschung meistens Hand in Hand gehen, und doch bleibt oft ein solches Mifsverhältnifs zwischen Ursache und Wirkung, dafs sie nicht berechtigt ist, die Wirkungen als nothwendige Folgen aus den bekannten Ursachen zu betrachten. Hier müssen also nothwendig Lücken entstehen, d. h. geschichtliche Erfolge, die für die Belehrung nicht benutzt werden können. Alles, was die Theorie fordern kann, ist, dafs die Untersuchung entschieden bis zu dieser Lücke geführt werde und bei ihr alle Folgerungen einstelle. Ein wahres Uebel entsteht erst, wenn das Bekannte schlechterdings hinreichen soll, die Wirkungen zu erklären, ihm also eine falsche Wichtigkeit gegeben wird.

Aufser dieser Schwierigkeit hat die kritische Forschung darin noch eine sehr grofse innere, dafs die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen, und dafs es also nicht genügt, mit unbefangenem, redlichem Willen die Reihe der Ereignisse bis zu ihrem Anfange hinauf zu steigen, sondern dafs es dann noch darauf ankommt, einer jeden der vorhandenen Ursachen ihren Antheil zuzuweisen. Dies führt also zu einer näheren Untersuchung ihrer Natur, und so kann eine kritische Untersuchung in das eigentliche Feld der Theorie führen.

Die kritische Betrachtung, nämlich die Prüfung der Mittel, führt zu der Frage, welches die eigenthümlichen Wirkungen der angewendeten Mittel sind, und ob diese Wirkungen in der Absicht des Handelnden lagen.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Mittel führen zur Untersuchung ihrer Natur, d. h. wieder ins Feld der Theorie.

Wir haben gesehen, dafs in der Kritik alles darauf ankommt, bis zu unzweifelhaften Wahrheiten zu gelangen, also nicht bei willkürlichen Satzungen stehen zu bleiben, die für Andere nicht gültig sind, denen dann andere, vielleicht eben so willkürliche Behauptungen entgegen gestellt werden, so dafs des Hin- und Herräsonnirens kein Ende, das Ganze ohne Resultat, also ohne Belehrung ist.

Wir haben gesehen, dafs sowohl die Untersuchung der Ursachen, als die Prüfung der Mittel in das Feld der Theorie führt, d. h. in das Feld der allgemeinen Wahrheit, die nicht blos aus dem vorliegenden individuellen Falle

hervorgeht. Giebt es nun eine brauchbare Theorie, so wird die Betrachtung sich auf das, was in derselben ausgemacht ist, berufen und ihre Untersuchung da einstellen können. Wo es aber eine solche theoretische Wahrheit nicht giebt, wird die Untersuchung bis in die letzten Elemente fortgesetzt werden müssen. Kommt diese Nothwendigkeit oft vor, so mufs sie natürlich den Schriftsteller, wie man sich auszudrücken pflegt, von dem Hundertsten ins Tausendste führen; er bekommt dann alle Hände voll zu thun, und es ist fast nicht möglich, dafs er überall mit der erforderlichen Mufse verweile. Die Folge ist jedoch, dafs er, um seiner Betrachtung Grenzen zu setzen, bei willkürlichen Behauptungen stehen bleibt, die, wenn sie es auch wirklich für ihn nicht wären, es doch für die Anderen bleiben, weil sie sich nicht von selbst verstehen und unerwiesen sind.

Eine brauchbare Theorie ist also eine wesentliche Grundlage der Kritik, und es ist unmöglich, dafs diese im Allgemeinen auf den Punkt gelange, auf welchem sie hauptsächlich erst belehrend wird, nämlich dafs sie eine überzeugende Demonstration und sans replique sei, ohne den Beistand einer vernünftigen Theorie.

Aber es wäre eine träumerische Hoffnung, an die Möglichkeit einer Theorie zu glauben, die für jede abstrakte Wahrheit sorgte und es der Kritik nur überliefse, den Fall unter das passende Gesetz zu stellen; es wäre eine lächerliche Pedanterie, der Kritik vorzuschreiben, dafs sie an den Grenzen der heiligen Theorie jedesmal umdrehe. Derselbe Geist analytischer Untersuchung, welcher die Theorie schafft, soll auch das Geschäft der Kritik leiten, und es kann und mag also geschehen, dafs er oft in das Gebiet der Theorie hinüberschweift und sich diejenigen Punkte noch aufklärt, auf die es ihm besonders ankommt. Es kann vielmehr umgekehrt der Zweck der Kritik ganz verfehlt werden, wenn sie zu einer geistlosen Anwendung der Theorie wird. Alle positiven Ergebnisse der theoretischen Untersuchung, alle Grundsätze, Regeln und Methoden ermangeln der Allgemeinheit und absoluten Wahrheit um so mehr, je mehr sie zur positiven Lehre werden. Sie sind da, um sich beim Gebrauch anzubieten, und dem Urtheil mufs es immer überlassen bleiben, ob sie angemessen sind oder nicht. Solche Resultate der Theorie darf die Kritik nie als Gesetze und Normen zum Mafsstabe gebrauchen, sondern nur als das, was sie auch dem Handelnden sein sollen, als Anhalt für das Urtheil. Wenn es in der Taktik eine ausgemachte Sache ist, dafs in der allgemeinen Schlachtordnung die Reiterei nicht neben, sondern hinter das Fufsvolk gehört, so wäre es doch thöricht, jede davon abweichende Anordnung deshalb zu verdammen; die Kritik soll die Gründe der Abweichung untersuchen, und nur wenn diese unzureichend sind, hat sie ein Recht, sich auf die theoretische Feststellung zu berufen. Wenn es ferner in der Theorie ausgemacht ist, dafs ein getheilter Angriff die Wahrscheinlichkeit des Erfolges vermindert, so würde es eben so unvernünftig sein, überall, wo ein getheilter Angriff und schlechter Erfolg zusammentrafen, ohne weitere Untersuchung, ob es sich wirklich so verhält, den letzteren als die Folge des ersten zu betrachten, oder da, wo der getheilte Angriff einen guten Erfolg hatte, etwa daraus rückwärts auf die Unrichtigkeit jener theoretischen Be-

hauptung zu schliefsen. Beides soll der untersuchende Geist der Kritik nicht erlauben. Es stützt sich also die Kritik hauptsächlich auf die Resultate der analytischen Untersuchung in der Theorie; was hier schon ausgemacht ist, hat sie selbst nicht erst von Neuem festzustellen, und es wird dort ausgemacht, damit sie es festgestellt vorfinde.

Diese Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, welche Wirkung aus der Ursache hervorgegangen ist, und ob ein angewandtes Mittel seinem Zweck entsprochen habe, wird leicht sein, wenn Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel nahe bei einander liegen.

Wenn eine Armee überfallen wird und dadurch zu keinem ordnungsmäfsigen und verständigen Gebrauch ihrer Fakultäten kommt, so ist die Wirkung des Ueberfalles nicht zweifelhaft. — Wenn die Theorie ausgemacht hat, dafs ein umfassender Angriff in der Schlacht zu gröfserem, aber weniger gesichertem Erfolge führt, so frägt es sich, ob Der, welcher den umfassenden Angriff anwendet, sich vorzugsweise die Gröfse des Erfolges zum Ziel gesetzt hat; in diesem Fall ist das Mittel richtig gewählt. Hat er aber damit seinen Erfolg gewisser machen wollen, und war dieser nicht auf die individuellen Umstände, sondern auf die allgemeine Natur des umfassenden Angriffs gegründet, wie wohl hundertmal vorgekommen ist, so hat er die Natur jenes Mittels verkannt und einen Fehler begangen.

Hier ist das Geschäft der kriegerischen Untersuchung und Prüfung nicht schwer, und es wird jedesmal leicht sein, wo man sich auf die nächsten Wirkungen und Zwecke beschränkt. Man kann dies ganz nach Willkür thun, sobald man von dem Zusammenhange mit dem Ganzen abstrahiren und die Dinge nur in diesem Verhältnisse betrachten will.

Es steht aber im Kriege, wie überhaupt in der Welt, alles im Zusammenhange, was einem Ganzen angehört, und folglich mufs jede Ursache, wie klein sie auch sei, in ihren Wirkungen sich bis ans Ende des kriegerischen Aktes erstrecken und das Endresultat um ein wie geringes es auch sein möge modifiziren. Eben so mufs jedes Mittel bis zu dem letzten Zweck hinaufreichen.

Man kann also die Wirkungen einer Ursache so lange verfolgen, als die Erscheinungen noch des Beobachtens werth sind, und eben so kann man ein Mittel nicht blos für den nächsten Zweck prüfen, sondern auch diesen Zweck selbst als Mittel für den höhern, und so an der Kette der einander untergeordneten Zwecke hinaufsteigen, bis man auf einen trifft, der keiner Prüfung bedarf, weil seine Nothwendigkeit nicht zweifelhaft ist. In vielen Fällen, besonders wenn von grofsen, entscheidenden Mafsregeln die Rede ist, wird die Betrachtung bis zu dem letzten Zweck, bis zu dem, welcher unmittelbar den Frieden bereiten soll, hinaufreichen müssen.

Es ist klar, dafs man in diesem Hinaufsteigen mit jeder neuen Station, die man einnimmt, einen neuen Standpunkt für das Urtheil bekommt, so dafs dasselbe Mittel, welches auf dem einen Standpunkt als vortheilhaft erscheint, von dem nächst höheren aus betrachtet, verworfen werden mufs.

Das Forschen nach den Ursachen der Erscheinungen und das Prüfen der Mittel nach den Zwecken gehen bei der kritischen Betrachtung eines

Aktes immer Hand in Hand; denn das Forschen nach der Ursache bringt erst auf die Dinge, welche es verdienen, ein Gegenstand der Prüfung zu sein.

Dieses Verfolgen des Fadens hinauf und herunter ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden; denn je weiter von einer Begebenheit die Ursache, welche man aufsucht, entfernt liegt, um so mehr andere Ursachen sind zugleich mit ins Auge zu fassen und für den Antheil, welchen sie an den Begebenheiten gehabt haben mögen, abzufinden und auszuscheiden, weil jede Erscheinung, je höher sie steht, durch um so viel mehr einzelne Kräfte und Umstände bedingt wird. Wenn wir die Ursachen einer verlorenen Schlacht ausgemittelt haben, so haben wir freilich auch einen Theil der Ursachen der Folgen ausgemittelt, welche diese verlorene Schlacht für das Ganze hatte, aber nur einen Theil, denn es werden in das Endresultat nach den Umständen mehr oder weniger Wirkungen anderer Ursachen hineinströmen.

Eben diese Mannichfaltigkeit der Gegenstände entsteht bei der Prüfung der Mittel, je höher man den Standpunkt hinaufrückt; denn je höher die Zwecke liegen, um so gröfser ist die Zahl der Mittel, welche zu ihrer Erreichung angewendet werden. Der letzte Zweck des Krieges wird von allen Armeen gleichzeitig verfolgt, und es ist also nöthig, alles, was von diesem geschehen ist oder geschehen konnte, mit in die Betrachtung zu ziehen.

Man sieht wohl, dafs dies zuweilen in ein weites Feld der Betrachtung führen kann, in dem es leicht ist sich zu verwirren, und in welchem die Schwierigkeit obwaltet, dafs eine Menge von Voraussetzungen gemacht werden müssen über diejenigen Dinge, die sich nicht wirklich zugetragen haben, die aber wahrscheinlich waren und deshalb aus der Betrachtung schlechterdings nicht wegbleiben dürfen.

Als Bonaparte im März 1797 [2]) mit der italiänischen Armee gegen den Erzherzog Carl vom Tagliamento vordrang, geschah es in der Absicht, diesen Feldherrn zu einer Entscheidung zu zwingen, ehe noch Derselbe seine vom Rhein erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatte. Sieht man blos auf die nächste Entscheidung, so war das Mittel gut gewählt, und der Erfolg hat es bewiesen; denn der Erzherzog war noch so schwach, dafs er am Tagliamento nur den Versuch eines Widerstandes machte, und als er seinen Gegner zu stark und entschlossen sah, ihm den Kampfplatz und die Eingänge der norischen Alpen räumte. Was konnte nun Bonaparte mit diesem glücklichen Erfolg bezwecken? Selbst in das Herz der österreichischen Monarchie vorzudringen, den beiden Rheinarmeen unter Moreau und Hoche das Vordringen zu erleichtern und in nahe Verbindung mit ihnen zu treten. So sah Bonaparte die Sache an, und von diesem Gesichtspunkte aus hatte er Recht. Stellt sich nun aber die Kritik auf einen höheren Standpunkt, nämlich auf den des französischen Direktoriums, welches übersehen konnte und mufste, dafs der Feldzug am Rhein erst sechs Wochen später eröffnet werden würde: so kann man das Vordringen Bonapartes über die norischen Alpen nur als ein übertriebenes Wagstück betrachten; denn hatten die

[2]) Vergl. hiermit Hinterlassene Werke. Zweite Auflage. Bd. IV, S. 276 ff.

Oesterreicher in Steiermark vom Rhein her beträchtliche Reserven aufgestellt, mit welchen der Erzherzog über die italiänische Armee herfallen konnte, so war diese nicht allein zu Grunde gerichtet, sondern auch der ganze Feldzug verloren. Diese Betrachtung, die sich Bonapartes in der Gegend von Villach bemächtigte, hat ihn vermocht zu dem Waffenstillstand von Leoben so bereitwillig die Hand zu bieten.

Stellt sich die Kritik noch eine Stufe höher und weifs sie, dafs die Oesterreicher keine Reserve zwischen der Armee des Erzherzogs Carl und Wien hatten: so war durch das Vordringen der italiänischen Armee Wien bedroht.

Gesetzt, Bonaparte hätte diese Entblöfsung der Hauptstadt und diese entschiedene Ueberlegenheit, welche ihm auch in Steiermark über den Erzherzog blieb, gekannt, so würde sein Vorauseilen gegen das Herz des österreichischen Staates nicht mehr zwecklos gewesen sein, denn der Werth desselben hing nur von dem Werth ab, den die Oesterreicher auf die Erhaltung Wiens legten; wenn dieser so grofs war, dafs sie lieber die Friedensbedingungen eingingen, die Bonaparte ihnen anzubieten hatte, so war die Bedrohung Wiens als das letzte Ziel zu betrachten. Hätte dies Bonaparte aus irgend einem Grunde gewufst, so kann auch die Kritik dabei stehen bleiben; war es aber noch problematisch, so mufs die Kritik sich wieder zu einem höheren Standpunkt erheben und fragen, was entstanden sein würde, wenn die Oesterreicher Wien preisgegeben und sich weiter in die noch übrige grofse Masse ihrer Staaten zurückgezogen hätten. Diese Frage aber kann, wie leicht zu erachten ist, gar nicht mehr beantwortet werden, ohne die wahrscheinlichen Ereignisse zwischen den beiderseitigen Rheinarmeen in Betracht zu ziehen. Bei der entschiedenen Ueberlegenheit der Franzosen (130,000 Mann zu 80,000 Mann) würde der Erfolg an sich zwar wenig zweifelhaft gewesen sein, aber es entstand wieder die Frage, wozu das französische Direktorium diesen Erfolg benutzen würde, ob zu einer Verfolgung seiner Vortheile bis an die entgegengesetzten Grenzen der österreichischen Monarchie, also bis zur Zertrümmerung oder Niederwerfung dieser Macht, oder ob blos zur Eroberung eines bedeutenden Theils als Unterpfand des Friedens. Für beide Fälle ist das wahrscheinliche Resultat auszumitteln, um nach diesem erst die wahrscheinliche Wahl des französischen Direktoriums zu bestimmen. Gesetzt, das Resultat dieser Betrachtung fiele dahin aus, dafs für die gänzliche Niederwerfung des österreichischen Staates die französischen Streitkräfte viel zu schwach gewesen wären, so dafs der Versuch dazu ganz von selbst einen Umschwung der Dinge herbeigeführt hätte, und dafs selbst die Eroberung und Behauptung eines bedeutenden Theils die Franzosen in strategische Verhältnisse geführt hätte, denen ihre Kräfte wahrscheinlich nicht gewachsen waren: so mufste dieses Resultat Einflufs auf die Beurtheilung der Lage haben, in welcher sich die italiänische Armee befand, und dieselbe zu geringen Hoffnungen berechtigen. Und dies ist es unstreitig, was Bonaparte auch da, als er die hülflose Lage des Erzherzogs ganz übersehen konnte, vermocht hat den Frieden von Campo-Formio auf Bedingungen abzuschliefsen, die den Oesterreichern keine gröfseren Opfer auferlegten, als den Verlust von Pro-

vinzen, die sie auch nach dem glücklichsten Feldzuge nicht wieder erobert haben würden. Aber selbst auf diesen mäſsigen Frieden von Campo-Formio hätten die Franzosen nicht rechnen, und sie hätten ihn also nicht zum Zweck ihres kühnen Vorschreitens machen können, wenn nicht zwei Betrachtungen anzustellen gewesen wären; die erste besteht in der Frage, welchen Werth die Oesterreicher auf jedes der beiden Resultate gelegt haben würden, ob sie dieselben trotz der Wahrscheinlichkeit eines endlichen glücklichen Erfolges, welcher in beiden für sie lag, der Opfer werth gefunden haben würden, die mit ihnen, d. i. mit der Fortsetzung des Krieges, verbunden waren, und die sie durch einen Frieden auf nicht zu nachtheilige Bedingungen vermeiden konnten. Die zweite Betrachtung besteht in der andern Frage, ob die österreichische Regierung die letzten möglichen Erfolge ihres fortgesetzten Widerstandes gehörig erwägen und sich nicht von dem Eindruck der augenblicklichen Miſsverhältnisse zur Muthlosigkeit fortreiſsen lassen würde.

Die Betrachtung, welche den Gegenstand der ersten Frage bildet, ist nicht etwa eine müſsige Spitzfindigkeit, sondern von so entschiedenem praktischen Gewicht, daſs sie jedesmal vorkommt, wenn ein auf das Aeuſserste gerichteter Plan vorliegt, und sie ist es, welche die Ausführung solcher Pläne am häufigsten verhindert.

Die zweite Betrachtung ist eben so nothwendig, denn man führt den Krieg nicht mit einem abstrakten Gegner, sondern mit einem wirklichen, den man immer im Auge haben muſs. Und gewiſs hat dem kühnen Bonaparte dieser Gesichtspunkt nicht gefehlt, d. h. nicht das Vertrauen, welches er in den Schrecken setzte, der seinem Schwerte voranging. Dasselbe Vertrauen führte ihn im Jahre 1812 nach Moskau. Hier hat es ihn im Stich gelassen; der Schrecken hatte sich in den gigantischen Kämpfen schon etwas abgenutzt; im Jahre 1797 war er allerdings noch neu, und das Geheimniſs von der Stärke eines bis aufs Aeuſserste gerichteten Widerstandes noch unerfunden, aber nichts desto weniger würde ihn auch im Jahre 1797 seine Kühnheit zu einem negativen Resultat geführt haben, wenn er nicht, wie gesagt, im Vorgefühl davon den mäſsigen Frieden von Campo-Formio als Ausweg gewählt hätte.

Wir müssen diese Betrachtung hier abbrechen; sie wird hinreichen, um als Beispiel den weiten Umfang, die Mannichfaltigkeit und die Schwierigkeit zu zeigen, welche eine kritische Betrachtung bekommen kann, wenn man bis zu den letzten Zwecken hinaufsteigt, d. h. wenn man von Maſsregeln groſser und entscheidender Art spricht, die nothwendig bis so weit hinaufreichen müssen. Es wird aus derselben hervorgehen, daſs auſser der theoretischen Einsicht in den Gegenstand das natürliche Talent auch einen groſsen Einfluſs auf den Werth einer kritischen Betrachtung haben muſs, denn von diesem wird es hauptsächlich abhängen, das Licht in den Zusammenhang der Dinge zu tragen und von den zahllosen Verknüpfungen der Begebenheiten die wesentlichen zu unterscheiden.

Aber das Talent wird noch auf eine andere Art in Anspruch genommen. Die kritische Betrachtung ist nicht blos eine Prüfung der wirklich angewen-

deten Mittel, sondern aller möglichen, die also erst angegeben, d. h. erfunden werden müssen, und man kann ja überhaupt nie ein Mittel tadeln, wenn man nicht ein anderes als das bessere anzugeben weifs. Wie klein nun auch die Zahl der möglichen Kombinationen in den meisten Fällen sein mag, so ist doch nicht zu läugnen, dafs das Aufstellen der nicht gebrauchten keine blofse Analyse vorhandener Dinge, sondern eine selbstthätige Schöpfung ist, welche sich nicht vorschreiben läfst, sondern von der Fruchtbarkeit des Geistes abhängt.

Wir sind weit entfernt, das Feld grofser Genialität da zu sehen, wo sich alles auf sehr wenige praktisch mögliche und sehr einfache Kombinationen zurückführen läfst; wir finden es unbeschreiblich lächerlich, das Umgehen einer Stellung der Erfindung wegen als einen Zug grofser Genialität zu betrachten, wie so oft vorgekommen ist, aber nichts desto weniger ist dieser Akt schöpferischer Selbstthätigkeit nothwendig, und der Werth kritischer Betrachtung wird durch ihn wesentlich mitbestimmt.

Als Bonaparte am 30. Juli 1796 den Entschlufs fafste, die Belagerung Mantuas aufzuheben, um den zum Entsatz heranrückenden getrennten feindlichen Kolonnen mit vereinter Kraft entgegen zu gehen und sie einzeln zu schlagen, erschien dies als der sicherste Weg zu glänzenden Siegen. Diese Siege sind wirklich erfolgt und haben sich bei den späteren Entsatzversuchen mit demselben Mittel noch glänzender wiederholt. Man hört darüber nur eine Stimme, die der ungetheilten Bewunderung.

Gleichwohl konnte Bonaparte am 30. Juli diesen Weg nicht einschlagen, ohne den Gedanken an die Belagerung Mantuas ganz aufzugeben, weil es unmöglich war, den Belagerungstrain zu retten, und ein zweiter in diesem Feldzuge nicht zu beschaffen war. In der That verwandelte sich die Belagerung in eine blofse Einschliefsung, und der Platz, der bei fortgesetzter Belagerung sehr bald gefallen sein würde, widerstand trotz aller Siege Bonapartes im freien Felde noch sechs Monate.

Die Kritik hat dies als ein ganz unvermeidliches Uebel angesehen, weil sie keinen besseren Weg des Widerstandes anzugeben wufste. Der Widerstand gegen einen anrückenden Entsatz innerhalb einer Circumvallationslinie war so in Verruf und Verachtung gekommen, dafs dieses Mittel dem Auge ganz entrückt war. Gleichwohl hatte es zur Zeit Ludwigs XIV. so sehr oft seinen Zweck erfüllt, dafs es nur eine Modeansicht zu nennen ist, wenn es keinem Menschen einfiel, dafs es hundert Jahre später wenigstens mit in Betracht kommen könnte. Hätte man diese Möglichkeit gestattet, so würde die nähere Untersuchung der Verhältnisse ergeben haben, dafs 40,000 Mann der besten Infanterie von der Welt, welche Bonaparte in einer Circumvallationslinie vor Mantua aufstellen konnte, bei einer starken Verschanzung die 50,000 Oesterreicher, welche Wurmser zum Entsatz anführte, so wenig zu fürchten hatten, dafs diese schwerlich auch nur einen Versuch zum Angriff auf ihre Linien gemacht haben würden. Wir wollen uns hier auf keinen näheren Beweis dieser Behauptung einlassen, wir glauben aber genug gesagt zu haben, um diesem Mittel das Recht der Mitbewerbung zu verschaffen. Ob Bonaparte

im Handeln selbst an dieses Mittel gedacht hat, wollen wir nicht entscheiden; in seinen Memoiren und den übrigen gedruckten Quellen findet sich davon keine Spur; die ganze spätere Kritik hat nicht daran gedacht, weil der Blick sich von dieser Maſsregel ganz entwöhnt hatte. Das Verdienst, an dieses Mittel zu erinnern, ist nicht groſs, denn man braucht sich nur von der Anmaſsung einer Modeansicht loszumachen, um darauf zu kommen; aber es ist doch nothwendig, daſs man darauf komme, um es in Betracht zu ziehen und mit dem Mittel, welches Bonaparte anwendete, zu vergleichen. Wie das Resultat dieser Vergleichung auch ausfallen möge, die Kritik darf sie nicht versäumen.

Als Bonaparte im Februar 1814 von der Blücherschen Armee, nachdem er sie in den Gefechten von Etoges, Champ-Aubert, Montmirail u. s. w. besiegt hatte, ablieſs, um sich wieder gegen Schwarzenberg zu wenden, und dessen Corps bei Monterau und Mormant schlug: war Jedermann voll Bewunderung, weil Bonaparte gerade in diesem Hin- und Herwerfen seiner Hauptmacht einen glänzenden Gebrauch von dem Fehler machte, welcher in dem getrennten Vorgehen der Verbündeten lag; wenn ihn diese glänzenden Schläge nach allen Seiten hin nicht gerettet haben, so, meint man, war es wenigstens nicht seine Schuld. Niemand hat bis jetzt die Frage gethan, was der Erfolg gewesen sein würde, wenn er sich nicht von Blücher wieder gegen Schwarzenberg gewendet, sondern seine Stöſse ferner gegen Blücher gerichtet und Diesen bis an den Rhein verfolgt hätte. Wir halten uns überzeugt, daſs ein gänzlicher Umschwung des Feldzugs eingetreten, und die groſse Armee statt nach Paris zu gehen, über den Rhein zurückgekehrt wäre. Wir verlangen nicht, daſs man diese Ueberzeugung mit uns theile, aber daſs die Kritik diese Alternative mit zur Sprache bringen muſste, wird kein Sachverständiger bezweifeln, sobald sie einmal genannt ist.

Hier lag das zur Vergleichung zu stellende Mittel auch viel näher als im vorigen Fall; gleichwohl ist es versäumt worden, weil man einer einseitigen Richtung blind folgte und keine Unbefangenheit hatte.

Aus der Nothwendigkeit, für ein gemiſsbilligtes Mittel das bessere anzugeben, ist diejenige Art von Kritik entstanden, die fast allein gebraucht wird, nämlich sich mit der bloſsen Angabe des vermeintlich besseren Verfahrens zu begnügen und den eigentlichen Beweis schuldig zu bleiben. Die Folge ist, daſs nicht Jedermann überzeugt wird, daſs Andere es eben so machen, und daſs dann Streit entsteht, der ohne allen Anhalt für das Räsonnement ist. Die ganze Kriegsliteratur strotzt von diesen Dingen.

Der Beweis, den wir fordern, ist überall nöthig, wo der Vorzug des vorgeschlagenen Mittels nicht so evident ist, daſs er keinen Zweifel zuläſst, und er besteht darin, daſs jedes der beiden Mittel seiner Eigenthümlichkeit nach untersucht und mit dem Zweck verglichen werde. Hat man die Sache so auf einfache Wahrheiten zurückgeführt, so muſs der Streit endlich aufhören, oder er führt wenigstens zu neuen Resultaten, während bei der andern Art das pro und contra sich immer rein verzehren.

Wollten wir z. B. uns nicht damit begnügen und in dem von uns zu-

letzt aufgestellten Fall beweisen, dafs das unablässige Verfolgen Blüchers besser gewesen wäre, als das Umkehren gegen Schwarzenberg, so würden wir uns auf folgende einfache Wahrheiten stützen.

1. Im Allgemeinen ist es vortheilhafter, die Stöfse in einer Richtung fortzusetzen, als die Kraft hin- und herzuwerfen, weil dieses Hin- und Herwerfen Zeitverlust mit sich bringt, und weil da, wo die moralische Kraft schon durch bedeutende Verluste geschwächt ist, neue Erfolge leichter zu erhalten sind, man also auf diese Weise nicht einen Theil des erhaltenen Uebergewichts unbenutzt läfst.
2. Weil Blücher, obgleich schwächer als Schwarzenberg, doch wegen seines Unternehmungsgeistes der Bedeutendere war, in ihm also mehr der Schwerpunkt lag, der das Uebrige in seine Richtung mit fortreifst.
3. Weil die Verluste, die Blücher erlitten hatte, einer Niederlage gleich zu achten und dadurch ein solches Uebergewicht Bonapartes über ihn entstanden war, dafs der Rückzug bis an den Rhein kaum zweifelhaft sein konnte, weil sich auf dieser Linie keine namhaften Verstärkungen befanden.
4. Weil kein anderer möglicher Erfolg sich so furchtbar ausgenommen, sich der Phantasie in einer solchen Riesengestalt gezeigt haben würde, dies aber bei einem unentschlossenen, zaghaften Armeekommando, wie das Schwarzenbergsche notorisch war, als eine grofse Hauptsache angesehen werden mufste. Was der Kronprinz von Würtemberg bei Monterau, der Graf Wittgenstein bei Mormant eingebüfst, das mufste der Fürst Schwarzenberg ziemlich genau kennen; was hingegen Blücher auf seiner ganz abgesonderten und getrennten Linie von der Marne bis an den Rhein für Unglücksfälle erlebt hätte, würde ihm nur durch die Schneelawine des Gerüchts zugekommen sein. Die verzweiflungsvolle Richtung, welche Bonaparte Ende März auf Vitry nahm, um zu versuchen, was eine angedrohte strategische Umgehung für eine Wirkung auf die Verbündeten hervorbringen würde, war offenbar auf das Princip des Schreckens gegründet, aber unter ganz anderen Umständen, nachdem er bei Laon und Arcis gescheitert war, und Blücher sich mit 100,000 Mann bei Schwarzenberg befand.

Es wird freilich Leute geben, die durch diese Gründe nicht überzeugt werden, aber sie werden uns wenigstens nicht erwiedern können: „Indem Bonaparte durch sein Nachdringen gegen den Rhein die Basis Schwarzenbergs bedrohte, bedrohte Schwarzenberg Paris, also die Basis Bonapartes"; weil wir durch unsere Gründe oben beweisen wollten, dafs Schwarzenberg nicht daran gedacht haben würde, auf Paris zu marschiren.

In dem von uns berührten Beispiel aus dem Feldzuge von 1796 würden wir sagen: Bonaparte sah den Weg, welchen er einschlug, als den sichersten an, die Oesterreicher zu schlagen; wäre er das auch gewesen, so war doch der Zweck, welcher dadurch erreicht wurde, ein leerer Waffenruhm, der auf den Fall von Mantua kaum einen merklichen Einflufs haben konnte. Der Weg, welchen wir einschlagen wollten, war in unsren Augen viel sicherer,

um den Entsatz zu verhindern; aber wenn wir auch in dem Sinn des französischen Feldherrn ihn nicht dafür hielten, sondern die Sicherheit des Erfolges als geringer ansehen wollten, so würde die Frage darauf zurückgeführt sein, dafs in dem einen Falle ein mehr wahrscheinlicher, aber fast unbrauchbarer, also sehr geringer, in dem andern ein nicht ganz wahrscheinlicher, aber viel gröfserer Erfolg in die Wagschale zu legen war. Stellt man die Sache auf diese Weise, so hätte die Kühnheit sich für die zweite Lösung erklären müssen, was, die Sache oberflächlich betrachtet, gerade umgekehrt war. Bonaparte hatte gewifs nicht die weniger kühne Absicht, und es ist nicht zu bezweifeln, dafs er sich die Natur des Falles nicht bis zu dem Grade deutlich gemacht und die Folgen so, wie wir sie aus der Erfahrung kennen gelernt haben, übersehen hat.

Dafs die Kritik sich bei der Betrachtung der Mittel oft auf die Kriegsgeschichte berufen mufs, ist natürlich, denn in der Kriegskunst ist die Erfahrung mehr werth, als alle philosophische Wahrheit. Aber dieser geschichtliche Beweis hat freilich seine eigenen Bedingungen, die wir in einem besondern Kapitel erwähnen werden, und leider werden diese Bedingungen so selten erfüllt, dafs die historische Bezugnahme meistens nur dazu beiträgt, die Verwirrung der Begriffe noch gröfser zu machen.

Jetzt haben wir noch einen wichtigen Gegenstand zu betrachten, nämlich in wie weit es der Kritik gestattet oder selbst zur Pflicht gemacht ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Falles von ihrer bessern Uebersicht der Dinge und also auch von dem, was der Erfolg bewiesen hat, Gebrauch zu machen; oder wann und wo sie genöthigt ist, von diesen Dingen zu abstrahiren, um sich ganz genau in die Lage des Handelnden zu versetzen.

Wenn die Kritik Lob und Tadel über den Handelnden aussprechen will, so mufs sie allerdings suchen sich genau in seinen Standpunkt zu versetzen, d. h. alles zusammenstellen, was er gewufst, und was sein Handeln motivirt hat, dagegen von allem absehen, was der Handelnde nicht wissen konnte oder nicht wufste, also vor allen Dingen auch vom Erfolg. Allein das ist nur ein Ziel, nach dem man streben, das man aber nie ganz erreichen kann; denn niemals liegt der Stand der Dinge, von welchem eine Begebenheit ausgeht, genau so vor dem Auge der Kritik, wie er vor dem Auge des Handelnden lag. Eine Menge kleiner Umstände, die auf den Entschlufs Einflufs haben konnten, sind verloren gegangen, und manches subjektive Motiv ist nie zur Sprache gekommen. Die letzteren lernt man nur aus den Memoiren der Handelnden oder ihnen sehr vertrauter Personen kennen, und in solchen Memoiren werden die Dinge oft in einer sehr breiten Manier behandelt, auch wohl absichtlich nicht aufrichtig erzählt. Es mufs also der Kritik immer vieles abgehen, was dem Handelnden gegenwärtig war.

Von der andern Seite ist es noch schwerer, dafs sie von dem absehe, was sie zu viel weifs. Leicht ist dies nur in Beziehung auf alle zufälligen, d. h. in den Verhältnissen selbst nicht begründeten Umstände, die sich eingemischt haben, sehr schwer aber und nie vollkommen zu erreichen bei allen wesentlichen Dingen.

Sprechen wir zuerst von dem Erfolg. Ist er nicht aus zufälligen Dingen

hervorgegangen, so ist es fast unmöglich, dafs seine Kenntnifs nicht auf die Beurtheilung der Dinge Einflufs habe, aus denen er hervorgegangen, denn wir sehen ja diese Dinge in seinem Licht und lernen sie zum Theil erst durch ihn ganz kennen und würdigen. Die Kriegsgeschichte ist mit allen ihren Erscheinungen für die Kritik selbst eine Quelle der Belehrung, und es ist ja natürlich, dafs sie die Dinge mit eben dem Lichte beleuchtet, das ihr aus der Betrachtung des Ganzen geworden ist. Müfste sie also in manchen Fällen die Absicht haben, durchaus davon abzusehen, so würde ihr das doch nie vollkommen gelingen.

Aber so verhält es sich nicht blos mit dem Erfolg, also mit dem, was erst später eintritt, sondern auch mit dem schon Vorhandenen, also den Daten, welche das Handeln bestimmen. Die Kritik wird deren in den meisten Fällen mehr haben, als der Handelnde; nun sollte man glauben, es sei leicht, davon ganz abzusehen, und doch ist es nicht so. Die Kenntnifs der vorhergegangenen und gleichzeitigen Umstände beruht nämlich nicht blos auf bestimmten Nachrichten, sondern auf einer grofsen Zahl von Vermuthungen oder Voraussetzungen, ja es ist von den Nachrichten über nicht ganz zufällige Dinge fast keine, der nicht schon eine Voraussetzung oder Vermuthung vorausgegangen wäre, durch welche die gewisse Nachricht, wenn sie ausbleibt, vertreten wird. Nun ist es begreiflich, dafs die spätere Kritik, welche alle vorhergegangenen und gleichzeitigen Umstände faktisch kennt, dadurch nicht bestochen werden sollte, wenn sie sich fragt, was sie in dem Augenblick des Handelns von den nicht bekannten Umständen für wahrscheinlich gehalten haben würde. Wir behaupten, dafs hier eine vollkommene Abstraktion eben so unmöglich ist, wie bei dem Erfolg, und zwar aus denselben Gründen.

Wenn also die Kritik über einen einzelnen Akt des Handelns Lob oder Tadel aussprechen will, so wird es ihr immer nur bis auf einen gewissen Punkt gelingen, sich in die Stellung des Handelnden zu versetzen. In sehr vielen Fällen wird sie es bis auf einen für das praktische Bedürfnifs genügenden Grad können, in manchen Fällen aber durchaus nicht, und das mufs man nicht aus den Augen verlieren.

Aber es ist weder nothwendig, noch wünschenswerth, dafs die Kritik sich ganz mit dem Handelnden identifizire. Im Kriege, wie überhaupt im kunstfertigen Handeln, wird eine ausgebildete natürliche Anlage gefordert, die man Virtuosität nennt. Diese kann grofs und klein sein. In dem ersten Falle kann sie leicht die des Kritikers übersteigen; denn welcher Kritiker wollte behaupten, die Virtuosität eines Friedrich oder Bonaparte zu besitzen! Soll also die Kritik sich nicht jedes Ausspruchs über ein grofses Talent enthalten, so mufs es ihr gestattet sein, von dem Vortheile ihres gröfsern Horizontes Gebrauch zu machen. Die Kritik kann also einem grofsen Feldherrn die Lösung seiner Aufgabe nicht mit denselben Daten wie ein Rechenexempel nachrechnen, sondern sie mufs, was in der höheren Thätigkeit seines Genies gegründet war, erst durch den Erfolg, durch das sichere Zutreffen der Erscheinungen bewundernd erkennen und den wesentlichen Zusammenhang, den der Blick des Genies ahnte, erst faktisch kennen lernen.

Aber für jede, auch die kleinste Virtuosität ist es nöthig, dafs die Kritik

sich auf einem höheren Standpunkt befinde, damit sie, reich an objektiven Entscheidungsgründen, so wenig subjektiv als möglich sei, und ein beschränkter Geist des Kritikers sich nicht selbst zum Mafsstabe mache.

Diese höhere Stellung der Kritik, ihr Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache, hat auch an sich nichts, was unser Gefühl verletzt, sondern bekommt es erst dann, wenn der Kritiker sich persönlich hervordrängt und in einem Ton spricht, als wenn alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, sein eigenthümliches Talent wäre. So grob dieser Betrug ist, so spielt ihn die Eitelkeit doch leicht, und es ist natürlich, dafs er bei Andern Unwillen erregt. Noch öfter aber liegt eine solche persönliche Ueberhebung gar nicht in der Absicht des Kritikers, wird aber, wenn er sich nicht ausdrücklich dagegen verwahrt, von dem Leser dafür genommen, und da entsteht denn auf der Stelle die Klage über Mangel an Beurtheilungskraft.

Wenn also die Kritik einem Friedrich oder Bonaparte Fehler nachweist, so ist damit nicht gesagt, dafs Der, welcher die Kritik übt, sie nicht gemacht haben würde; er könnte sogar einräumen, dafs er in der Stelle dieser Feldherren viel gröfsere hätte machen können, sondern er kennt diese Fehler aus dem Zusammenhange der Dinge und fordert von der Sagacität des Handelnden, dafs er sie hätte sehen sollen.

Dies ist also ein Urtheil durch den Zusammenhang der Dinge und also auch durch den Erfolg. Aber es giebt noch einen ganz andern Eindruck des Erfolges auf dasselbe, nämlich wenn er ganz einfacherweise als Beweis für oder gegen die Richtigkeit einer Mafsregel gebraucht wird. Dieses kann man das Urtheil nach dem Erfolg nennen. Ein solches Urtheil nun scheint auf den ersten Anblick ganz unbedingt verwerflich, und doch ist es wieder nicht.

Als Bonaparte 1812 nach Moskau zog, kam alles darauf an, ob er durch die Eroberung dieser Hauptstadt und das, was vorhergegangen war, den Kaiser Alexander zum Frieden bewegen würde, wie er ihn 1807 nach der Schlacht bei Friedland, und den Kaiser Franz 1805 und 1809 nach den Schlachten von Austerlitz und Wagram dazu bewogen hatte; denn wenn er den Frieden in Moskau nicht erhielt, so blieb ihm nichts als das Umkehren, d. h. nichts als eine strategische Niederlage übrig. Wir wollen davon absehen, was Bonaparte gethan hatte, um nach Moskau zu kommen, und ob dabei nicht schon vieles, wodurch dem Kaiser Alexander der Entschlufs zum Frieden gegeben werden konnte, verfehlt war; wir wollen auch von den zerstörenden Umständen absehen, von denen der Rückzug begleitet war, und die ihre Ursache vielleicht schon in der Führung des ganzen Feldzuges hatten. Immer wird die Frage dieselbe bleiben; denn wie viel glänzender auch das Resultat des Feldzuges bis Moskau hätte sein können, es blieb doch immer ungewifs, ob der Kaiser Alexander durch dasselbe in den Frieden hineingeschreckt werden würde; und wenn der Rückzug auch keine solche Vernichtungsprinzipien in sich getragen hätte, er konnte nie etwas Anderes als eine grofse strategische Niederlage sein. Ging der Kaiser Alexander einen nachtheiligen Frieden ein, so gehörte der Feldzug von 1812 in die Reihe der

Feldzüge von Austerlitz, Friedland und Wagram. Aber auch diese Feldzüge hätten ohne den Frieden wahrscheinlich zu ähnlichen Katastrophen geführt. Welche Kraft, Geschicklichkeit und Weisheit also der Welteroberer auch angewendet haben mochte, diese letzte Frage an das Schicksal blieb überall dieselbe. Soll man nun die Feldzüge von 1805, 1807 und 1809 verwerfen und um des Feldzuges von 1812 wegen behaupten, sie seien alle ein Werk der Unklugheit, der Erfolg sei gegen die Natur der Dinge, und im Jahre 1812 habe sich endlich die strategische Gerechtigkeit gegen das blinde Glück Luft gemacht? Das wäre eine sehr gezwungene Ansicht, ein tyrannisches Urtheil, für welches man den Beweis bis zur Hälfte schuldig bleiben müfste, weil kein menschlicher Blick im Stande ist, den Faden des nothwendigen Zusammenhanges der Dinge bis zu dem Entschlufs der besiegten Fürsten zu verfolgen.

Noch weniger kann man sagen, der Feldzug von 1812 verdiente eben den Erfolg wie die andern, und, dafs er ihn nicht hatte, liege in etwas Ungehörigem, denn man wird die Standhaftigkeit Alexanders nicht als etwas Ungehöriges betrachten können.

Was ist natürlicher, als zu sagen: in den Jahren 1805, 1807 und 1809 hat Bonaparte seine Gegner richtig beurtheilt, im Jahre 1812 hat er sich geirrt; damals also hat er Recht gehabt, diesmal Unrecht, und zwar Beides, weil es der Erfolg so lehrt.

Alles Handeln im Kriege ist, wie wir schon gesagt haben, nur auf wahrscheinliche, nicht auf gewisse Erfolge gerichtet; was an der Gewifsheit fehlt, mufs überall dem Schicksal oder Glück, wie man es nennen will, überlassen bleiben. Freilich kann man fordern, dafs dies so wenig als möglich sei, aber nur in Beziehung auf den einzelnen Fall: nämlich, so wenig als in diesem einzelnen Fall möglich, nicht aber, dafs man den Fall, bei welchem die Ungewifsheit am geringsten ist, immer vorziehen müfste; das wäre ein ungeheurer Verstofs, wie das aus allen unsren theoretischen Ansichten hervorgehen wird. Es giebt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist.

In allem nun, was der Handelnde dem Schicksal überlassen mufs, scheint sein persönliches Verdienst ganz aufzuhören und also auch seine Verantwortlichkeit; nichts destoweniger können wir uns eines innern Beifalls nicht enthalten, so oft die Erwartung zutrifft, und wir fühlen, wenn sie fehlschlug, ein Mifsbehagen des Verstandes, und mehr soll das Urtheil von Recht und Unrecht auch nicht bedeuten, das wir aus dem blofsen Erfolg entnehmen, oder vielmehr das wir in ihm finden.

Aber es ist nicht zu verkennen, dafs das Wohlgefallen, welches unser Verstand am Zutreffen, das Mifsfallen, das er am Verfehlen hat, doch auf dem dunklen Gefühle beruht, dafs zwischen diesem dem Glück zugeschriebenen Erfolg und dem Genius des Handelnden ein feiner, dem Auge des Geistes unsichtbarer Zusammenhang bestehe, der uns in der Voraussetzung Vergnügen macht. Was diese Ansicht beweist, ist, dafs unser Antheil steigt, zu einem bestimmteren Gefühle wird, wenn das Treffen und Verfehlen sich bei demselben Handelnden oft wiederholt. So wird es begreiflich, wie das Glück im

Kriege eine viel edlere Natur annimmt, als das Glück im Spiel. Ueberall, wo ein glücklicher Krieger unsere Interessen nicht anderweitig verletzt, werden wir ihn mit Vergnügen auf seiner Bahn begleiten.

Die Kritik wird also, nachdem sie alles, was in das Gebiet menschlicher Berechnung und Ueberzeugung gehört, abgewogen hat, für den Theil, wo der tiefe, geheime Zusammenhang der Dinge sich nicht an sichtbaren Erscheinungen verkörpert, den Ausgang sprechen lassen, und diesen leisen Spruch einer höheren Gesetzgebung auf der einen Seite vor dem Tumult roher Meinungen schützen, indem sie zugleich von der andern Seite die plumpen Mifsbräuche zurückweist, die von dieser höchsten Instanz gemacht werden können.

Dieser Ausspruch des Erfolges mufs also überall erzeugen, was die menschliche Klugheit nicht ermitteln kann, und so werden es denn die geistigen Kräfte und Wirkungen hauptsächlich sein, für die er in Anspruch genommen wird, theils weil sie sich am wenigstens mit Zuverlässigkeit beurtheilen lassen, theils weil sie dem Willen selbst so nahe liegen, dafs sie ihn um so leichter bestimmen. Wo Furcht oder Muth den Entschlufs fortreifsen, da giebt es zwischen ihnen nichts Objektives mehr abzumachen und folglich nichts, wo Klugheit und Berechnung dem wahrscheinlichen Erfolge noch einmal begegnen könnten.

Jetzt müssen wir uns noch einige Betrachtungen über das Instrument der Kritik erlauben, nämlich über die Sprache, deren sie sich bedient, weil diese dem Handeln im Kriege gewissermafsen zur Seite bleibt; denn die prüfende Kritik ist ja nichts als die Ueberlegung, welche dem Handeln vorhergehen soll. Wir halten es darum für etwas höchst Wesentliches, dafs die Sprache der Kritik denselben Charakter habe, den das Ueberlegen im Kriege haben mufs; sonst würde sie aufhören praktisch zu sein und der Kritik keinen Eingang in das Leben verschaffen.

Wir haben in unserer Betrachtung über die Theorie der Kriegführung gesagt, dafs sie den Geist der Führer im Kriege erziehen, oder vielmehr bei seiner Erziehung leiten soll, dafs sie nicht bestimmt ist, ihn mit positiven Lehren und Systemen auszurüsten, die er wie Instrumente des Geistes gebrauchen könnte. Ist aber im Kriege zur Beurtheilung eines vorliegenden Falles niemals die Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien nothwendig, oder auch nur zulässig, tritt die Wahrheit da nicht in systematischer Gestalt auf, wird sie nicht mittelbar, sondern unmittelbar durch den natürlichen Blick des Geistes gefunden: so mufs es auch in der kritischen Betrachtung also sein.

Zwar haben wir gesehen, dafs sie überall, wo es zu weitläufig sein würde die Natur der Dinge festzustellen, sich auf die in der Theorie darüber ausgemachten Wahrheiten stützen mufs. Allein so wie im Kriege der Handelnde diesen theoretischen Wahrheiten mehr gehorcht, indem er ihren Geist in den seinigen aufgenommen hat, als indem er sie wie ein äufseres, steifes Gesetz betrachtet: so soll auch die Kritik sich ihrer nicht wie eines fremden Gesetzes oder einer algebraischen Formel bedienen, deren neue Wahrheit für die Anwendung gar nicht aufgeschlossen zu werden braucht, sondern sie soll

diese Wahrheit selbst immer durchleuchten lassen, indem sie nur die genauern und umständlichern Beweise der Theorie überläfst. So vermeidet sie eine geheimnifsvolle, dunkle Sprache und bewegt sich in einfacher Rede, in einer lichten, d. i. immer sichtbaren Vorstellungsreihe fort.

Freilich wird dies nicht immer vollkommen zu erreichen, aber es mufs das Streben der kritischen Darstellung sein. Sie mufs zusammengesetzte Formen der Erkenntnifs so wenig als möglich brauchen und nie sich der Konstruktion wissenschaftlicher Hülfslinien wie eines eigenen Wahrheitsapparates bedienen, sondern alles durch den natürlichen freien Blick des Geistes ausrichten.

Aber dieses fromme Bestreben, wenn wir uns den Ausdruck erlauben dürfen, ist leider bisher in den wenigsten kritischen Betrachtungen herrschend gewesen, die meisten sind vielmehr von einer gewissen Eitelkeit zum Ideenprunk fortgezogen worden.

Das erste Uebel, auf das wir häufig stofsen, ist eine unbehülfliche, ganz unzulässige Anwendung gewisser einseitiger Systeme als einer förmlichen Gesetzgebung. Aber es ist nie schwer, die Einseitigkeit eines solchen Systems zu zeigen, und das braucht man nur zu thun, um ein- für allemal seinen richterlichen Spruch verworfen zu haben. Man hat es hier mit einem bestimmten Gegenstande zu thun, und da die Zahl möglicher Systeme am Ende doch nur klein sein kann, so sind sie an sich auch nur das kleinere Uebel.

Viel gröfser ist der Nachtheil, der in dem Hofstaat von Terminologieen, Kunstausdrücken und Metaphern liegt, den die Systeme mit sich schleppen, und der wie loses Gesindel, wie der Trofs eines Heeres, von seinem Prinzipal loslassend, sich überall umhertreibt. Wer unter den Kritikern sich nicht zu einem ganzen System erhebt, entweder weil ihm keins gefällt, oder weil er nicht so weit gekommen ist, eins ganz kennen zu lernen, Der will wenigstens ein Stückchen davon gelegentlich wie ein Lineal anlegen, um zu zeigen, wie fehlerhaft der Gang des Feldherrn war. Die Meisten können gar nicht räsonniren, ohne ein solches Fragment wissenschaftlicher Kriegslehre hier und da als Stützpunkt zu brauchen. Die kleinsten dieser Fragmente, die in blofsen Kunstwörtern und Metaphern bestehen, sind oft nichts als Verschönerungsschnörkel der kritischen Erzählung. Nun liegt es in der Natur der Sache, dafs alle Terminologieen und Kunstausdrücke, welche einem Systeme angehören, ihre Richtigkeit, wenn sie dieselbe wirklich hatten, verlieren, sobald sie, herausgerissen aus demselben, wie allgemeine Axiome gebraucht werden sollen, oder wie kleine Wahrheitskrystalle, die mehr Beweiskraft haben, als die schlichte Rede.

So ist es denn gekommen, dafs unsere theoretischen und kritischen Bücher statt einer schlichten, einfachen Ueberlegung, bei welcher der Autor wenigstens immer weifs, was er sagt, und der Leser, was er liest, wimmelnd voll sind von diesen Terminologieen, die dunkle Kreuzpunkte bilden, an denen Leser und Autor von einander abkommen. Aber sie sind oft noch etwas viel Schlimmeres; sie sind oft hohle Schalen ohne Kern. Der Autor selbst weifs nicht mehr deutlich, was er dabei denkt, und beruhigt sich mit den dunk-

len Vorstellungen, die ihm bei der einfachen Rede selbst nicht genügen würden.

Ein drittes Uebel der Kritik ist der Mifsbrauch historischer Beispiele und das Prunken mit Belesenheit. Was die Geschichte der Kriegskunst ist, darüber haben wir uns schon ausgesprochen, und wir werden unsre Ansicht über Beispiele und über die Kriegsgeschichte überhaupt noch in besondern Kapiteln entwickeln. Ein Faktum, welches blos im Fluge berührt wird, kann zur Vertretung der entgegengesetztesten Ansichten gebraucht werden, und drei oder vier, die aus den entferntesten Zeiten oder Ländern, aus den ungleichartigsten Verhältnissen herbeigeschleppt und zusammen gehäuft werden, zerstreuen und verwirren das Urtheil meistens, ohne die mindeste Beweiskraft zu haben; denn wenn sie bei Lichte betrachtet werden, so ist es meistens nur Plunder, und die Absicht des Autors, mit Belesenheit zu prunken.

Was kann aber mit diesen dunklen, halbwahren, verworrenen, willkürlichen Vorstellungen für das praktische Leben gewonnen werden? So wenig, dafs die Theorie vielmehr dadurch, so lange sie besteht, ein wahrer Gegensatz der Praxis und nicht selten der Spott Derer geworden ist, denen im Felde eine grofse Tüchtigkeit nicht abzusprechen war.

So hätte es aber unmöglich sein können, wenn sie in einfacher Rede und natürlicher Betrachtung der Gegenstände, welche die Kriegführung ausmachen, dasjenige festzustellen gesucht hätte, was sich feststellen läfst, wenn sie ohne falsche Ansprüche und ungehörigen Pomp wissenschaftlicher Formen und historischer Zusammenstellungen dicht bei der Sache geblieben und mit Leuten, die im Felde durch den natürlichen Blick ihres Geistes die Dinge leiten sollen, Hand in Hand gegangen wäre.

Sechstes Kapitel.

Ueber Beispiele.

Historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaften die beste Beweiskraft. Mehr als irgendwo ist dies in der Kriegskunst der Fall. Der General Scharnhorst, welcher in seinem Taschenbuche über den eigentlichen Krieg am besten geschrieben hat, erklärt die historischen Beispiele für das Wichtigste in dieser Materie und er macht einen bewunderungswürdigen Gebrauch davon. Hätte er den Krieg, in welchem er fiel, überlebt, so würde der vierte Theil seiner umgearbeiteten Artillerie uns einen noch schönern Beweis gegeben haben, mit welchem Geist der Beobachtung und Belehrung er die Erfahrung durchdrang.

Aber ein solcher Gebrauch von historischen Beispielen wird nur selten von den theoretischen Schriftstellern gemacht; vielmehr ist die Art, wie sie

sich derselben bedienen, meistens nur geeignet, den Verstand nicht allein unbefriedigt zu lassen, sondern sogar zu verletzen. Wir halten es daher für wichtig, den rechten Gebrauch und den Mifsbrauch der Beispiele besonders ins Auge zu fassen.

Unstreitig gehören die der Kriegskunst zu Grunde liegenden Kenntnisse zu den Erfahrungswissenschaften; denn wenn sie auch gröfstentheils aus der Natur der Dinge hervorgehen, so mufs man doch diese Natur selbst meistens erst durch die Erfahrung kennen lernen; aufserdem aber wird die Anwendung durch so viele Umstände modifizirt, dafs die Wirkungen nie aus der blofsen Natur des Mittels vollständig erkannt werden können.

Die Wirkung des Pulvers, dieses grofsen Agens für unsre kriegerische Thätigkeit, ist blos durch die Erfahrung erkannt worden, und noch zu dieser Stunde ist man unaufhörlich beschäftigt, sie durch Versuche genauer zu erforschen. Dafs eine eiserne Kugel, der man durch das Pulver eine Geschwindigkeit von 1000 Fufs in der Sekunde gegeben hat, alles zerschmettert, was sie von lebenden Wesen in ihrem Lauf berührt, versteht sich freilich von selbst, es bedarf dazu keiner Erfahrung, aber wie viele hundert Nebenumstände bestimmen diese Wirkung genauer, die zum Theil nur durch die Erfahrung erkannt werden können! Und die physische Wirkung ist ja nicht die einzige, die wir zu beachten haben; die moralische ist es, welche wir suchen, und es giebt kein anderes Mittel, diese kennen und schätzen zu lernen, als die Erfahrung. Im Mittelalter, als die Feuerwaffen eben erst erfunden waren, war ihre physische Wirkung der unvollkommenen Einrichtung wegen natürlich viel geringer als jetzt, ihre moralische war aber viel gröfser. Man mufs die Standhaftigkeit eines jener Haufen, die Bonaparte in seinem Eroberungsdienste erzogen und angeführt hat, im stärksten und anhaltendsten Geschützfeuer gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, was eine in langer Uebung der Gefahr gestählte Truppe leisten kann, die durch eine reiche Siegesfülle zu dem edlen Satze gelangt ist, an sich selbst die höchsten Forderungen zu machen. In der blofsen Vorstellung würde man es nie glauben. Von der andern Seite ist es eine bekannte Erfahrung, dafs es noch heute in den europäischen Heeren Truppen giebt, deren Haufen durch ein Paar Kanonenschüsse leicht zerstreut werden.

Aber keine Erfahrungswissenschaft, und folglich auch nicht die Theorie der Kriegskunst, ist im Stande, ihre Wahrheiten immer von den historischen Beweisen begleiten zu lassen; zum Theil würde es auch schwer sein, die Erfahrung in den einzelnen Erscheinungen nachzuweisen. Findet man im Kriege, dafs irgend ein Mittel sich sehr wirksam gezeigt hat, so wird es wiederholt; Einer macht es dem Andern nach, es wird förmlich Mode, und auf diese Weise kommt es, auf die Erfahrung gestützt, in Gebrauch und nimmt seinen Platz in der Theorie ein, die dabei stehen bleibt, sich im Allgemeinen auf die Erfahrung zu berufen, um seinen Ursprung anzudeuten, nicht aber, um es zu beweisen.

Ganz anders ist es aber, wenn die Erfahrung gebraucht werden soll, um ein gebräuchliches Mittel zu verdrängen, ein zweifelhaftes festzustellen oder

ein neues einzuführen; dann müssen einzelne Beispiele aus der Geschichte zum Beweise aufgestellt werden.

Wenn man nun den Gebrauch eines historischen Beispiels näher betrachtet, so ergeben sich dafür vier leicht zu treffende Gesichtspunkte.

Zuerst kann man dasselbe als eine blofse Erläuterung des Gedankens gebrauchen. Es ist nämlich bei jeder abstrakten Betrachtung sehr leicht, falsch oder auch gar nicht verstanden zu werden; wo der Autor dies fürchtet, dient ein historisches Beispiel dazu, dem Gedanken das fehlende Licht zu geben, und zu sichern, dafs Autor und Leser bei einander bleiben.

Zweitens kann es als eine Anwendung des Gedankens dienen, weil man bei einem Beispiel Gelegenheit hat, die Behandlung derjenigen kleineren Umstände zu zeigen, die bei dem allgemeinen Ausdruck des Gedankens nicht alle mit aufgefafst werden konnten; denn darin besteht ja der Unterschied zwischen Theorie und Erfahrung. Diese beiden Fälle sind die des eigentlichen Beispiels; die beiden folgenden gehören zum historischen Beweis.

Drittens kann man sich nämlich auf ein historisches Faktum beziehen, um damit dasjenige, was man gesagt hat, zu belegen. Dies ist in allen Fällen hinreichend, wo man blos die Möglichkeit einer Erscheinung oder Wirkung darthun will.

Endlich kann man viertens aus der umständlichen Darstellung eines historischen Ereignisses und aus der Zusammenstellung mehrerer irgend eine Lehre ziehen, die also in diesem Zeugnifs selbst ihren wahren Beweis findet.

Bei dem ersten Gebrauch kommt es meistens nur auf eine flüchtige Erwähnung des Falles an, weil man ihn nur einseitig benutzt. Es ist dabei selbst die historische Wahrheit eine Nebensache, ein erfundenes Beispiel könnte auch dienen; nur haben historische immer den Vorzug, den Gedanken, welchen sie erläutern, dem praktischen Leben selbst näher zu führen.

Der zweite Gebrauch setzt eine umständlichere Darstellung des Falles voraus; nur ist die Richtigkeit dabei wieder Nebensache, und in dieser Beziehung dasselbe zu sagen, was wir vom ersten Fall gesagt haben.

Beim dritten Gebrauch reicht meistens die blofse Angabe eines unzweifelhaften Faktums hin. Wenn man die Behauptung aufstellt, dafs verschanzte Stellungen unter gewissen Bedingungen ihren Zweck erfüllen können, so braucht man blos die Stellung von Bunzelwitz zu nennen, um diese Behauptung zu belegen.

Soll aber durch die Darstellung eines historischen Falles irgend eine allgemeine Wahrheit erwiesen werden, so mufs dieser Fall in allem, was Bezug auf die Behauptung hat, genau und umständlich entwickelt, er mufs gewissermafsen vor dem Auge des Lesers sorgfältig aufgebaut werden. Je weniger dies zu erreichen ist, um so schwächer wird der Beweis, und um so mehr wird es nöthig, was dem einzelnen Falle an Beweiskraft abgeht, durch die Menge der Fälle zu ersetzen, weil man nämlich mit Recht voraussetzt, dafs

die näheren Umstände, die anzugeben man nicht im Stande gewesen ist, in einer gewissen Anzahl von Fällen ihren Wirkungen nach sich ausgeglichen haben werden.

Wenn man aus der Erfahrung beweisen will, dafs die Reiterei besser hinter, als neben dem Fufsvolk steht, dafs es bei nicht entscheidender Uebermacht höchst gefährlich ist, den Gegner sowohl in einer Schlacht als auf dem Kriegstheater, also sowohl taktisch als strategisch, mit getrennten Kolonnen weit zu umfassen: so reicht es in dem ersten Falle nicht hin, einige verlorene Schlachten zu nennen, wo die Reiterei auf den Flügeln, und einige gewonnene, wo sie hinter dem Fufsvolk stand, und in letzterem reicht es nicht hin, an die Schlachten von Rivoli oder Wagram, an die Angriffe der Oesterreicher auf das italienische Kriegstheater 1796, oder der Franzosen auf das deutsche in eben diesem Jahre zu erinnern, sondern es mufs durch eine genaue Verfolgung aller Umstände und der einzelnen Vorgänge dargethan werden, auf welche Weise jene Formen der Stellung und des Angriffs wesentlich zum schlechten Ausgang beigetragen haben. Dann wird sich auch ergeben, in wie weit jene Formen verwerflich sind, was nothwendig mit bestimmt werden mufs, weil eine ganz allgemeine Verwerfung jedenfalls die Wahrheit verletzen würde.

Dafs man, wenn die umständliche Darlegung des Faktums nicht thunlich ist, die fehlende Beweiskraft durch die Anzahl der Beispiele ergänzen kann, haben wir schon eingeräumt, aber es ist nicht zu leugnen, dafs dies ein gefährlicher Ausweg ist, der häufig gemifsbraucht wird. Statt eines sehr umständlich dargelegten Falles begnügt man sich, drei oder vier blos zu berühren und gewinnt dadurch den Schein eines starken Beweises. Aber es giebt Gegenstände, wo ein ganzes Dutzend angeführter Fälle nichts beweist, wenn sie sich nämlich häufig wiederholen und es also eben so leicht ist, ein Dutzend Fälle mit entgegengesetztem Ausgange dawider anzuführen. Wer uns ein Dutzend verlorene Schlachten nennt, in welchen der Geschlagene in getrennten Kolonnen angriff, Dem können wir ein Dutzend gewonnene nennen, wo eben diese Ordnung gebraucht wurde. Man sieht, dafs auf diese Weise kein Resultat zu erreichen wäre.

Wenn man sich diese verschiedenen Verhältnisse überlegt, so wird man einsehen, wie leicht mit Beispielen Mifsbrauch getrieben werden kann.

Ein Ereignifs, das nicht in allen seinen Theilen sorgfältig aufgebaut, sondern im Fluge berührt wird, ist wie ein aus zu grofser Entfernung gesehener Gegenstand, an dem man die Lage seiner Theile nicht mehr unterscheiden kann, und der von allen Seiten ein gleiches Ansehen hat. Wirklich haben solche Beispiele den widersprechendsten Meinungen zur Stütze dienen müssen. Dem einen sind Dauns Feldzüge das Muster weiser Behutsamkeit, dem Andern der Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit. Bonapartes Vordringen über die norischen Alpen im Jahre 1797 kann als die herrlichste Entschlossenheit, aber auch als eine wahre Unbesonnenheit erscheinen; seine strategische Niederlage 1812 kann als Folge eines Uebermafses an Energie, aber auch eines Mangels daran vorgestellt werden. Alle diese Meinungen sind vorgekommen, und man begreift wohl, wie sie haben entstehen können, weil

jede sich den Zusammenhang der Dinge anders gedacht hat. Gleichwohl können diese widersprechenden Meinungen nicht miteinander bestehen, und eine von beiden mufs also nothwendig unwahr sein.

So sehr viel Dank wir dem vortrefflichen Feuquières für die zahlreichen Beispiele schuldig sind, mit welchen er seine Memoiren ausgerüstet hat, theils weil dadurch eine Menge historischer Nachrichten auf uns gekommen sind, die wir sonst entbehren würden, theils weil er dadurch zuerst eine sehr nützliche Annäherung theoretischer, d. h. abstrakter Vorstellungen an das praktische Leben bewirkt hat, insofern die angeführten Fälle als Erläuterung und nähere Bestimmung der theoretischen Behauptung zu betrachten sind: so hat er doch den Zweck, welchen er sich meistens dabei vorsetzt: die theoretischen Wahrheiten historisch zu erweisen, schwerlich bei einem unbefangenen Leser unserer Zeit erreichen können. Denn wenn er auch die Ereignisse zuweilen mit Umständlichkeit erzählt, so fehlt doch viel daran, dafs aus ihrem innern Zusammenhange die gezogenen Folgerungen nothwendig hervorgingen.

Aber das blofse Berühren von historischen Ereignissen hat noch den andern Nachtheil, dafs ein Theil der Leser diese Ereignisse nicht hinreichend kennt oder im Gedächtnifs hat, um sich auch nur das dabei denken zu können, was sich der Autor dabei gedacht hat, so dafs für sie nichts übrig bleibt, als sich imponiren zu lassen oder ohne alle Ueberzeugung zu bleiben.

Es ist allerdings sehr schwer, geschichtliche Ereignisse so vor den Augen des Lesers aufzubauen oder sich zutragen zu lassen, wie es nöthig ist, um sie als Beweise gebrauchen zu können; denn es fehlt den Schriftstellern meistens eben so sehr an den Mitteln als an Zeit und Raum dazu; wir behaupten aber, dafs, wo es auf die Feststellung einer neuen oder einer zweifelhaften Meinung ankommt, ein einziges gründlich dargestelltes Ereignifs belehrender ist, als zehn blos berührte. Das Hauptübel dieser oberflächlichen Berührung liegt nicht darin, dafs der Schriftsteller sie mit dem falschen Anspruch giebt, durch sie etwas beweisen zu wollen, sondern dafs er diese Ereignisse nie ordentlich kennen gelernt hat, und dafs aus dieser oberflächlichen, leichtsinnigen Behandlung der Geschichte dann hundert falsche Ansichten und theoretische Projektmachereien entstehen, die nie zum Vorschein gekommen wären, wenn der Schriftsteller die Verpflichtung hätte, alles, was er Neues zu Markt bringt und aus der Geschichte beweisen will, aus dem genauen Zusammenhang der Dinge unzweifelhaft hervorgehen zu lassen.

Hat man sich von diesen Schwierigkeiten bei dem Gebrauch historischer Beispiele und von der Nothwendigkeit dieser Forderung überzeugt, so wird man auch der Meinung sein, dafs die neueste Kriegsgeschichte immer das natürlichste Feld für die Wahl der Beispiele sein mufs, insoweit sie nur hinreichend bekannt und bearbeitet ist.

Nicht nur dafs entferntere Perioden andern Verhältnissen angehören, also auch einer andern Kriegführung, und dafs also ihre Ereignisse weniger lehrreich und praktisch für uns sind, sondern es ist auch natürlich, dafs die Kriegs-Geschichte wie jede andere nach und nach eine Menge von kleinen Zügen und Umständen einbüfst, die sie Anfangs noch aufzuweisen hatte, dafs sie immer mehr an Farben und Leben verliert, wie ein ausgeblafstes

oder nachgedunkeltes Bild, so dafs zuletzt nur noch die grofsen Massen und einzelne Züge zufällig stehen bleiben, die dadurch ein übertriebenes Gewicht bekommen.

Betrachten wir den Zustand der jetzigen Kriegführung, so müssen wir uns sagen, dafs es hauptsächlich die Kriege bis zu dem österreichischen Erbfolgekriege sind, welche, wenigstens in der Bewaffnung, noch eine grofse Aehnlichkeit mit den heutigen haben, und die, wenn sich auch sonst in den grofsen und kleinen Verhältnissen viel geändert hat, den heutigen Kriegen doch noch nahe genug stehen, um viel Belehrung aus ihnen zu ziehen. Ganz anders ist es schon mit dem spanischen Erbfolgekriege, wo das Feuergewehr noch nicht so ausgebildet, und die Reiterei noch die Hauptwaffe war. Je weiter man zurückgeht, um so unbrauchbarer wird die Kriegsgeschichte, wie sie zugleich um so ärmer und dürftiger wird. Am unbrauchbarsten und dürftigsten mufs die Geschichte der alten Völker sein.

Aber diese Unbrauchbarkeit ist freilich keine absolute, sondern sie bezieht sich nur auf Gegenstände, die von der Kenntnifs der genauen Umstände oder von denjenigen Dingen abhängen, in welchen sich die Kriegführung geändert hat. Wie wenig wir auch von dem Hergange der Schlachten der Schweizer gegen die Oesterreicher, Burgunder und Franzosen unterrichtet sind, so finden wir doch in diesen zuerst die Ueberlegenheit eines guten Fufsvolks gegen die beste Reiterei mit den stärksten Zügen ausgesprochen. Ein allgemeiner Blick auf die Zeit der Condottieri lehrt uns, wie die ganze Kriegführung von dem Instrument abhängig ist, dessen man sich bedient, denn zu keiner andern Zeit hatten die im Kriege gebrauchten Streitkräfte so den Charakter eines eigenthümlichen Instruments und waren so von dem übrigen Staats- und Volksleben getrennt. Die merkwürdige Art, wie Rom im zweiten punischen Kriege Carthago durch einen Angriff in Spanien und Afrika bekämpfte, während Hannibal in Italien noch unbesiegt war, kann ein Gegenstand sehr lehrreicher Betrachtung sein, weil die allgemeinen Verhältnisse der Staaten und Heere, auf denen die Wirksamkeit dieses indirekten Widerstandes beruhte, noch hinreichend bekannt sind.

Aber je weiter die Dinge in das Einzelne hinuntersteigen und sich von den allgemeinsten Verhältnissen entfernen, um so weniger können wir die Muster und Erfahrungen in sehr entfernten Zeiten aufsuchen, denn wir sind weder im Stande, die entsprechenden Ereignisse gehörig zu würdigen, noch auf unsere ganz veränderten Mittel anzuwenden.

Es ist aber leider zu allen Zeiten die Neigung der Schriftsteller sehr grofs gewesen, die Begebenheiten des Alterthums im Munde zu führen. Wir wollen unentschieden lassen, wie viel Antheil Eitelkeit und Charlatanerie daran haben können, aber wir vermissen dabei meistens die redliche Absicht und das eifrige Bestreben, zu belehren und zu überzeugen, und können solche Allusionen dann nur für Zierrathen halten, mit denen Lücken und Fehler bedeckt werden sollen.

Unendlich grofs wäre das Verdienst, den Krieg in lauter historischen Beispielen zu lehren, wie Feuquières sich vorgesetzt hatte; aber es wäre reichlich das Werk eines ganzen Menschenlebens, wenn man bedenkt, dafs

Der, welcher es unternimmt, doch erst durch eine eigene, lange Kriegserfahrung dazu ausgerüstet sein mufs.

Wer von innern Kräften angeregt, sich ein solches Werk vorsetzen will, Der rüste sich zu dem frommen Unternehmen wie zu einer weiten Pilgerfahrt aus. Er opfere Zeit und scheue keine Anstrengung, er fürchte keine zeitliche Gewalt und Gröfse, er erhebe sich über eigene Eitelkeit und falsche Scham, um nach dem Ausdruck des französischen Codex die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit[1]).

Schlufsbemerkungen zu den beiden ersten Büchern.

Die beiden ersten Bücher können in ihrer Gesammtheit als jener im ersten Satze des Buches für nothwendig erklärte, jetzt wesentlich erweiterte „Ausblick auf das Ganze vom Kriege“ betrachtet werden. Was nunmehr zunächst in den fünf folgenden Büchern von der „Strategie“, dem „Gefecht“, den „Streitkräften“, der „Vertheidigung“ und dem „Angriff“ gesagt wird, ist ein Eingehen auf die „Elemente, Theile und Glieder“, deren „innerer Zusammenhang“ dann endlich im achten Buch vom Kriegsplan abschliefsend betrachtet wird.

Von den beiden ersten Büchern bietet das erste eine Uebersicht über die Gesammtheit des Stoffes, das zweite eine Uebersicht über die Behandlungsweise desselben auf allgemein wissenschaftlicher Grundlage.

Das erste Buch über die Natur des Krieges betrachtet im ersten Kapitel wiederum in Form einer Uebersicht zunächst den historisch-gewordenen Krieg in seiner Gesammterscheinung, indefs das zweite Kapitel die materiellere, die übrigen Kapitel die geistigere Seite beleuchten; wie sehr dabei diese letztere in den Vordergrund tritt, geht schon aus dem Uebergewichte des ihrer Behandlung zugewiesenen Raumes hervor.

Das zweite Buch „über die Theorie des Krieges“ giebt gleichfalls zunächst eine Gesammtübersicht über die Eintheilung des Stoffes und sondert dabei von vornenherein dasjenige aus, was nicht in die eigentliche Kriegskunst — in die Anwendung der fertig gestellten Mittel — gehört. Eine kurze historisch-polemische Betrachtung leitet den Blick hinüber auf die Schwierigkeiten der Theorie; weiter wird dann aber auch die Möglichkeit ihrer Ueberwindung gezeigt, um endlich mit der Anweisung des richtigen Platzes an das kritische Geschichtsstudium des Krieges zu schliefsen.

Der Gesammtinhalt beider Bücher läfst keinen Zweifel darüber aufkommen, welcher Natur die Theorie sein wird, die uns in den folgenden Büchern geboten werden soll.

---

[1]) Wieder ist, wie in dem vierten Kapitel das Fundament aller Theorie, so in dem fünften und sechsten Kapitel mit vollendeter Meisterschaft die Grundlage für alle kriegsgeschichtlichen Studien gelegt und dem Geiste, der diese Wege wandeln will, die Richtung vorgezeichnet, in welcher allein er Nutzen daraus zu ziehen hoffen kann.

Es ist der Krieg in seiner höchsten Gestalt, der Krieg des Feldherrn möchte man sagen, der uns vorgeführt werden soll und in welchem auf den Krieg der Unterführer nur grade soweit eingegangen wird, als es unerläfslich nothwendig erscheint, weil eben der Feldherr — der Unterführer bedarf!

Offenbar ist das der weitere, ja der weiteste, Gesichtskreis, unter welchem man eine Kriegstheorie versuchen kann, der also auch als solcher alle engeren Kreise umfassen mufs; die Ziehung dieser engeren Kreise aber defshalb für eine Unmöglichkeit zu erklären, ist auch Clausewitz nicht eingefallen.

Dafs er selbst sie nicht gezogen, mufs man mit Recht bedauern, dafs es aber nicht geschehen, weil er selbst einen solchen Versuch für nicht angängig oder gar für falsch gehalten hätte, ist offenbar ein vollständiges Mifsverständnifs. Der „Entwurf zu dem dem Kronprinzen ertheilten militairischen Unterricht", der — historisch ein Vorläufer der Bücher vom Kriege — demselben angehängt ist, beweist für das Eine, wie das Andere, beweist, dafs es freier Entschlufs, nicht aber Anerkenntnifs der Unzuträglichkeit eines solchen Bemühens gewesen ist, wenn Clausewitz es nicht gethan hat!

Es schien nothwendig, in einer Schlufsbetrachtung zu den beiden ersten Büchern auf diesen Umstand besonders aufmerksam zu machen.

Vorbemerkungen zum dritten Buche.

War es dem ersten und zweiten Buche gegenüber noch allenfalls angängig in resumirenden Rückblicken über einzelne Kapitel oder zusammenfassenden Betrachtungen über das Ganze ein Gesammtbild von der in zusammenhängender Folge sich abspielenden Behandlung des Stoffes zu geben, so hört nunmehr vom dritten Buche an diese Möglichkeit nahezu ganz auf.

Wir betreten das Gebiet der „Werkstücke" (s. „zur Nachricht"), die bald mehr, bald minder „verarbeitet", fast wie zufällig in dem Rahmen eines Buches zusammengelegt, nicht aber noch zu einer höheren Einheit in demselben zusammengefugt sind.

Ein Theil dieser Werkstücke scheint besser in einen anderen Rahmen zu passen, wieder andrerseits fehlen Theilstücke, welche zur Ausfüllung des durch die Ueberschrift charakterisirten Inhaltes nothwendigerweise gehört haben würden u. s. f. Die einzelnen Kapitel bilden nicht mehr selbstständige coordinirte Unterabtheilungen der höheren Bucheinheit, sondern stehen (— eine Erscheinung, die übrigens auch schon in den beiden ersten Büchern theilweise Platz gegriffen hat —) oft, die folgenden in einem subordinirten Verhältnisse zu den früheren, und ihre Nummerbezeichnung scheint nur den allgemeinen Zweck einer Foliirung der einzelnen Abhandlungen zu verfolgen.

Der Faden inneren Zusammenhanges reifst häufig ab; wir befinden uns in Mitten der „kurzen, sentenzreichen Kapitel" (s. Vorrede der Herausgeberin), aus denen nach des Verfassers ursprünglicher Absicht das „ohne vorher gemachten Plan" entstandene Buch überhaupt nur bestehen sollte. Doppelt nothwendig wird ihnen gegenüber die „Weiterentwickelung", zu welcher der Autor dadurch den „geistreichen Leser" anregen wollte.

In diesem Sinne mufs das Studium fortgesetzt werden fast durch den ganzen übrigen Rest des Werkes mit vereinzelten Ausnahmen. Auch das macht ein Stück der „Eigenart" aus, mit welcher das Clausewitz-Studium betrieben sein will (s. Zur Einführung).

So können die Anmerkungen nur allenfalls die Richtung andeuten, in welcher diese Weiterentwickelung zu verfolgen wäre; resumirende Rückblicke aber werden fast gänzlich unterbleiben müssen, da sie fortan höchstens blos einen verdünnten Abklatsch des Textes bieten würden, ohne die Uebersichtlichkeit zu erleichtern; oder aber jene „Weiterentwickelung" selbst übernehmen müfsten, die fruchtbringender dem Leser überlassen bleibt!

DRITTES BUCH.

Von der Strategie überhaupt.

Erstes Kapitel.

Strategie.

Der Begriff der Strategie ist festgestellt im zweiten Kapitel [1]) des zweiten Buchs. Sie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges. Sie hat es eigentlich nur mit dem Gefecht zu thun, aber ihre Theorie mufs den Träger dieser eigentlichen Thätigkeit, die Streitkraft an sich und in ihren Hauptbeziehungen, mit betrachten, denn das Gefecht wird durch sie gegeben und äufsert seine Wirkungen wieder zunächst auf sie. Das Gefecht selbst mufs sie in Beziehung auf seine möglichen Erfolge kennen lehren und auf die Kräfte des Geistes und Gemüths, welche bei dem Gebrauch desselben die wichtigsten sind.[2])

Die Strategie ist der Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges: sie mufs also dem ganzen kriegerischen Akt ein Ziel setzen, welches dem Zweck desselben entspricht, d. h. sie entwirft den Kriegsplan, und an dieses Ziel knüpft sie die Reihe der Handlungen an, welche zu demselben führen sollen, d. h. sie macht die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und ordnet

---

[1]) Im „ersten Kapitel des zweiten Buches".

[2]) Das Tableau dieser „Betrachtung" würde also sein:

(Die) Strategie (betrachtet)			
(die) Streitkraft		(das) Gefecht	
an sich	in ihren Hauptbeziehungen zum Gefecht,	nach seinen möglichen Erfolgen,	nach den für seinen Gebrauch wichtigsten Kräften des Geistes und Gemüthes,
im fünften Buche,		im vierten Buche,	im dritten Buche,

mindestens der Hauptsache nach; wobei dann immer nur soviel „Taktisches" einfliefst, als zum Verständnifs unumgänglich nothwendig ist!

in diesen die einzelnen Gefechte an. Da sich alle diese Dinge meistens nur nach Voraussetzungen bestimmen lassen, die nicht alle zutreffen, eine Menge anderer, mehr ins Einzelne gehender Bestimmungen sich aber gar nicht vorher geben lassen, so folgt von selbst, dafs die Strategie mit ins Feld ziehen mufs, um das Einzelne an Ort und Stelle anzuordnen und für das Ganze die Modifikationen zu treffen, die unaufhörlich erforderlich werden. Sie kann also ihre Hand in keinem Augenblick von dem Werke abziehen.

Dafs man dies, wenigstens was das Ganze betrifft, nicht immer so angesehen hat, beweist die frühere Gewohnheit, die Strategie im Kabinet zu haben und nicht bei der Armee, was nur dann zulässig ist, wenn das Kabinet dem Heere so nahe bleibt, dafs es für das grofse Hauptquartier desselben genommen werden kann.

Die Theorie wird also der Strategie in diesem Entwurfe folgen, oder richtiger gesagt, sie wird die Dinge an sich und in ihren Verhältnissen zu einander beleuchten und das Wenige herausheben, was sich als Grundsatz oder Regel ergiebt.

Wenn wir uns aus dem ersten Kapitel erinnern, wie viel Gegenstände der gröfsten Art der Krieg berührt, so werden wir begreifen, dafs die Berücksichtigung aller einen seltenen Blick des Geistes voraussetzt.

Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weifs, nicht zu viel und nicht zu wenig thut, giebt dadurch den gröfsten Beweis seines Genies. Aber die Wirkungen dieser Genialität zeigen sich nicht sowohl in neuerfundenen Formen des Handelns, welche sogleich in die Augen fallen würden, als in dem glücklichen Endresultat des Ganzen. Es ist das richtige Zutreffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, welche wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesammterfolge verkündet.

Derjenige Forscher, welcher von diesem Gesammterfolg aus jener Harmonie nicht auf die Spur kommt, sucht die Genialität leicht da, wo sie nicht ist und nicht sein kann.

Es sind nämlich die Mittel und Formen, deren sich die Strategie bedient, so höchst einfach, durch ihre beständige Wiederkehr so bekannt, dafs es dem gesunden Menschenverstande nur lächerlich vorkommen kann, wenn er so häufig die Kritik mit einer geschraubten Emphase von ihnen sprechen hört. Eine tausendmal vorgekommene Umgehung wird hier wie der Zug der glänzendsten Genialität, dort der tiefsten Einsicht, ja selbst des umfassendsten Wissens gepriesen. Kann es abgeschmacktere Auswüchse in der Bücherwelt geben?

Immer lächerlicher wird es, wenn man sich noch hinzudenkt, dafs eben diese Kritik nach der gemeinsten Meinung alle moralischen Gröfsen von der Theorie ausschliefst und es nur mit dem Materiellen zu thun haben will, so dafs alles auf ein Paar mathematische Verhältnisse von Gleichgewicht und Ueberlegenheit, von Zeit und Raum und auf ein Paar Winkel und Linien beschränkt wird. Wäre es nichts als das, so würde sich ja aus solcher Misère kaum eine wissenschaftliche Aufgabe für einen Schulknaben bilden lassen.

Aber gestehen wir nur: es ist hier von wissenschaftlichen Formen und Aufgaben gar nicht die Rede; die Verhältnisse der materiellen Dinge sind alle sehr einfach; schwieriger ist das Auffassen der geistigen Kräfte, die im Spiel sind. Aber auch bei diesen sind die Geistesverwickelungen und die grofse Mannichfaltigkeit der Gröfsen und Verhältnisse nur in den höchsten Regionen der Strategie zu suchen, da wo sie an die Politik und Staatskunst grenzt oder vielmehr beides selbst wird, und da haben sie, wie wir schon gesagt haben, mehr Einflufs auf das Wieviel und Wiewenig, als auf die Form der Ausführung. Wo diese vorherrscht, wie bei den einzelnen grofsen und kleinen Begebenheiten des Krieges, da sind die geistigen Gröfsen schon auf eine geringe Anzahl zurückgebracht.

So ist denn in der Strategie alles sehr einfach, aber darum nicht auch alles sehr leicht. Ist aus den Verhältnissen des Staates einmal bestimmt, was der Krieg soll und was er kann, so ist der Weg dazu leicht gefunden: aber diesen Weg unverrückt zu verfolgen, den Plan durchzuführen, nicht durch tausend Veranlassungen tausendmal davon abgebracht zu werden, das erfordert aufser einer grofsen Stärke des Charakters eine grofse Klarheit und Sicherheit des Geistes; und von tausend Menschen, die ausgezeichnet sein können, der Eine durch Geist, der Andere durch Scharfsinn, wieder Andere durch Kühnheit oder durch Willensstärke, wird vielleicht nicht Einer die Eigenschaften in sich vereinigen, die ihn in der Bahn des Feldherrn über die Linie des Mittelmäfsigen erheben.

Es klingt sonderbar, ist aber gewifs für Alle, die den Krieg in dieser Beziehung kennen, ausgemacht, dafs zu einem wichtigen Entschlufs in der Strategie viel mehr Stärke des Willens gehört als in der Taktik. In dieser reifst der Augenblick mit fort, der Handelnde fühlt sich in einem Strudel fortgezogen, gegen den er ohne die verderblichsten Folgen nicht ankämpfen darf, er unterdrückt die aufsteigenden Bedenklichkeiten und wagt muthig weiter. In der Strategie, wo alles viel langsamer abläuft, ist den eigenen und fremden Bedenklichkeiten, Einwendungen und Vorstellungen und also auch der unzeitigen Reue viel mehr Raum gegönnt, und da man die Dinge in der Strategie nicht wie in der Taktik wenigstens zur Hälfte mit eigenen leiblichen Augen sieht, sondern alles errathen und vermuthen mufs, so ist auch die Ueberzeugung minder kräftig. Die Folge ist, dafs die meisten Generale, wo sie handeln sollten, in falschen Bedenklichkeiten stecken bleiben.

Jetzt werfen wir einen Blick in die Geschichte; er fällt auf Friedrichs des Grofsen Feldzug von 1760, berühmt durch die schönen Märsche und Manöver, ein rechtes Kunstwerk strategischer Meisterschaft, wie ihn die Kritik uns rühmt. Sollen wir nun da aufser uns gerathen vor Bewunderung, dafs der König nun Dauns rechte Flanke umgehen wollte, nun seine linke, dann wieder die rechte u. s. w.? Sollen wir darin eine tiefe Weisheit sehen? Nein, das können wir nicht, wenn wir natürlich und ohne Ziererei urtheilen wollen. Wir müssen vielmehr zuvörderst des Königs Weisheit bewundern, der, bei seinen beschränkten Kräften ein grofses Ziel verfolgend, nichts unternahm, was diesen Kräften nicht entsprochen hätte, und gerade genug, um

seinen Zweck zu erreichen. Diese Weisheit des Feldherrn ist nicht blos in diesem Feldzuge sichtbar, sondern über alle drei Kriege des grofsen Königs verbreitet.

Schlesien in den sichern Hafen eines wohl garantirten Friedens zu bringen, war sein Zweck.

An der Spitze eines kleinen Staates, der den übrigen Staaten in den meisten Dingen ähnlich und nur durch einige Zweige der Verwaltung vor ihnen ausgezeichnet war, konnte er kein Alexander werden, und als Karl XII. würde er sich wie Jener das Haupt zerschellt haben. Wir finden daher in seiner ganzen Kriegführung jene verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie an Nachdruck fehlen läfst, sich im Augenblick grofser Bedrängnifs zum Erstaunenswürdigen erhebt und im nächsten Augenblick wieder ruhig fort oszillirt, um dem Spiel der leisesten politischen Regungen sich unterzuordnen. Weder Eitelkeit, noch Ehrgeiz, noch Rachsucht können ihn von dieser Bahn entfernen, und diese Bahn allein ist es, die ihn an den glücklichen Ausgang des Streites geführt hat.

Wie wenig vermögen diese Paar Worte jene Seite des grofsen Feldherrn zu würdigen; nur wenn man den wunderbaren Ausgang dieses Kampfes sorgfältig ins Auge fafst und den Ursachen nachspürt, die ihn herbeigeführt, wird man von der Ueberzeugung durchdrungen, dafs nur des Königs scharfer Blick ihn glücklich durch alle Klippen geführt hat.

Dies ist die eine Seite, welche wir an diesem grofsen Feldherrn in dem Feldzuge von 1760 und in allen andern bewundern, aber in diesem vorzugsweise, weil er in keinem einer so überlegenen feindlichen Macht mit so geringen Opfern das Gleichgewicht gehalten hat.

Die andere Seite trifft die Schwierigkeit der Ausführung. Die Märsche zu einer Umgehung rechts und links sind leicht entworfen; der Gedanke, sein Häuflein immer dicht beisammen zu halten, um dem zerstreuten Feinde überall gewachsen zu sein, sich mit schnellen Bewegungen zu vervielfältigen, ist eben so leicht gefunden als ausgesprochen; die Erfindung also kann unsre Bewunderung nicht erwecken, und bei so einfachen Dingen bleibt nichts übrig, als zu gestehen, dafs sie einfach sind.

Aber ein Feldherr versuche es einmal, diese Dinge Friedrich dem Grofsen nachzuthun. Lange hinterher haben Schriftsteller, die Augenzeugen waren, von der Gefahr, ja von der Unvorsichtigkeit gesprochen, welche mit des Königs Lägern verbunden gewesen, und wir dürfen nicht zweifeln, dafs im Augenblick, wo er sie nahm, diese Gefahr dreimal so grofs erschien als hinterher.

Eben so war es mit den Märschen unter den Augen, oft unter den Kanonen des feindlichen Heeres. Friedrich der Grofse nahm jene Läger und machte diese Märsche, weil er in Dauns Verfahrungsweise, in seiner Aufstellungsart, seiner Verantwortlichkeit und seinem Charakter diejenige Sicherheit fand, die seine Läger und Märsche gewagt, aber nicht unbesonnen machte. Aber es gehörte des Königs Kühnheit, Entschlossenheit und die Stärke seines Willens dazu, um die Dinge so zu sehen, und nicht von der Gefahr, von welcher man 30 Jahre hinterher noch schreiben und sprechen

konnte, irre gemacht und abgeschreckt zu werden. Wenige Feldherren würden an Ort und Stelle diese einfachen Mittel der Strategie ausführbar geglaubt haben.

Nun wieder eine andere Schwierigkeit der Ausführung: des Königs Armee ist in diesem Feldzuge unaufhörlich in Bewegung. Zweimal zieht sie hinter Daun her und, gefolgt von Lascy, auf schlechten Nebenwegen von der Elbe nach Schlesien (Anfangs Juli und Anfangs August). Sie muss in jedem Augenblick schlagfertig sein und ihre Märsche mit einer Kunst einrichten, die nothwendig eine eben so grofse Anstrengung zur Folge hat. Obgleich von Tausenden von Wagen begleitet und aufgehalten, ist ihre Verpflegung doch nur höchst kümmerlich. In Schlesien ist sie bis zur Schlacht von Liegnitz, 8 Tage lang, in beständige Nachtmärsche verwickelt, immer im Auf- und Niederziehen an der feindlichen Fronte begriffen; — das kostet gewaltige Anstrengungen, das fordert grofse Entbehrungen.

Kann man glauben, dafs sich das alles ohne eine starke Friktion in der Maschine zugetragen habe? Kann der Geist des Feldherrn solche Bewegungen mit der Leichtigkeit hervorbringen, wie die Hand des Feldmessers die Bewegungen des Astrolabiums? Durchschneidet nicht der Anblick dieser Mühseligkeiten der armen hungernden und durstenden Kampfgenossen tausendmal das Herz der Führer und des obersten Führers? Kommen nicht die Klagen und Bedenklichkeiten darüber an sein Ohr? Hat ein gewöhnlicher Mensch Muth, dergleichen zu begehren, und werden solche Anstrengungen nicht unvermeidlich den Geist des Heeres herunterbringen, seine Ordnung lösen, kurz seine militärische Tugend untergraben, wenn nicht ein mächtiges Vertrauen zu der Gröfse und Unfehlbarkeit des Feldherrn alles gut macht? — Hier also ist es, wo man Respekt haben soll; diese Wunder der Ausführung sind es, welche wir bewundern müssen. Alles dies aber fühlt sich mit seinem ganzen Gewicht nur, wenn man durch die Erfahrung einen Vorschmack davon bekommen; wer den Krieg nur aus Büchern und von Exerzierplätzen kennt, für Den ist im Grunde dieses ganze Gegengewicht des Handelns nicht vorhanden; er möge daher, was ihm aus eigener Erfahrung nicht werden kann, von uns auf Treu und Glauben annehmen.

Wir haben durch dieses Beispiel dem Gange unserer Vorstellungen mehr Klarheit geben wollen und eilen nun zum Schlufs dieses Kapitels zu sagen, dafs wir in unserer Darstellung der Strategie diejenigen einzelnen Gegenstände derselben, welche uns die wichtigsten scheinen, sie mögen nun materieller oder geistiger Natur sein, auf unsere Weise charakterisiren, von dem Einzelnen zum Zusammengesetzten fortschreiten und mit dem Zusammenhang des ganzen kriegerischen Aktes, d. h. mit dem Kriegs- und Feldzugsplan, schliefsen werden[3]).

[3]) So dafs also die Ueberschrift des dritten Buches, eigentlich die Ueberschrift für die ganze Fortsetzung des Werkes abgiebt, zu welcher die beiden ersten Bücher gewifsermafsen im Verhältnifs einer Einleitung stehen!

Was aber bis jetzt von der „Strategie überhaupt“ gesagt ist, resumirt sich in dem kurzen Satze, dafs „in derselben formal Alles aufserordentlich einfach, das Geheimnifs des Genies aber in der zweckentsprechenden Oekonomie der Kräfte und in der Konsequenz der Durchführung zu suchen ist“.

Anmerk. In dem Manuscript einer früheren Bearbeitung des zweiten Buches befinden sich folgende Stellen von der Hand des Verfassers mit der Bezeichnung: „Für das erste Kapitel des dritten Buches zu benutzen.“ Die beabsichtigte Umarbeitung dieses Kapitels unterblieb, man giebt daher die erwähnten Stellen ihrem vollen Inhalte nach.

Durch die blofse Aufstellung von Streitkräften auf einem Punkt wird ein Gefecht daselbst blos möglich, und nicht immer findet es wirklich statt. Ist nun jene Möglichkeit schon als Realität zu betrachten, also ein wirkliches Ding? Allerdings. Sie wird es durch ihre Folgen, und diese Wirkungen, welche sie auch sein mögen, können niemals fehlen.

1. Mögliche Gefechte sind der Folgen wegen als wirkliche zu betrachten.

Wenn man einen Haufen absendet, um dem fliehenden Feinde den Rückweg zu versperren, und er sich darauf ergiebt, ohne weiter zu fechten, so ist es doch nur das Gefecht, welches ihm dieser abgesandte Haufe anbietet, wodurch sein Entschlufs hervorgebracht ist.

Wenn ein Theil unseres Heeres eine feindliche Provinz besetzt, die ohne Vertheidigung war, und dem Feinde dadurch beträchtliche Kräfte zur Ergänzung seines Heeres entzieht, so ist es nur das Gefecht, welches dieser abgesandte Theil den Feind vorhersehen läfst, im Fall er die Provinz wieder nehmen wollte, wodurch wir im Besitz derselben bleiben.

In beiden Fällen hat also die blofse Möglichkeit des Gefechts Folgen gehabt und ist dadurch in die Reihe der wirklichen Dinge getreten. Gesetzt, der Feind hätte in beiden Fällen unseren Corps andere entgegengestellt, denen sie nicht gewachsen wären, und sie dadurch bewogen, ohne Gefecht ihren Zweck aufzugeben, so ist zwar unser Zweck verfehlt, aber das Gefecht, welches wir dem Feinde auf diesem Punkte anboten, darum doch nicht ohne Wirkung geblieben, denn es hat die feindlichen Kräfte herbeigezogen. Selbst dann, wenn uns das ganze Unternehmen zum Schaden gereicht, kann man nicht sagen, dafs jene Aufstellungen, jene möglichen Gefechte ohne Wirkung geblieben seien; diese Wirkungen sind dann denen eines verlorenen Gefechtes ähnlich.

Auf diese Weise zeigt sich, dafs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und die Niederwerfung der feindlichen Macht nur durch die Wirkungen des Gefechts geschehen, sei es, dafs es wirklich stattfinde, oder dafs es blos angeboten und nicht angenommen werde.

2. Doppelter Zweck des Gefechts.

Aber diese Wirkungen sind auch doppelter Art: unmittelbare und mittelbare[4]). Das Letztere sind sie, wenn andere Gegenstände sich einschieben und

---

[4]) „unmittelbare“ — Kampf! „mittelbare“ Gefecht und — Schlacht!

Zweck des Gefechts werden, die nicht schon an sich als Vernichtung feindlicher Streitkräfte angesehen werden können, sondern erst dazu führen sollen, zwar mit einem Umweg, aber mit um so gröfserer Gewalt. Der Besitz von Provinzen, Städten, Festungen, Strafsen, Brücken, Magazinen u. s. w. kann der nächste Zweck eines Gefechts sein, aber niemals der letzte. Immer müssen diese Gegenstände nur als Mittel zu gröfserer Ueberlegenheit angesehen werden, um dem Gegner zuletzt in solcher Lage das Gefecht anzubieten, dafs es ihm unmöglich ist, dasselbe anzunehmen[5]). Es sind also alle diese Dinge nur als Zwischenglieder, gleichsam als Leiter des wirksamen Prinzips anzusehen, niemals als das wirksame Prinzip selbst.

3. Beispiel.

Als man im Jahre 1814 Bonapartes Hauptstadt eingenommen hatte, war der Zweck des Krieges erreicht. Die politischen Spaltungen, welche ihre Wurzel in Paris hatten, traten in Wirksamkeit, und ein ungeheurer Rifs liefs die Macht des Imperators in sich zusammensinken. Nichts desto weniger ist man genöthigt, alles dies unter dem Gesichtspunkte zu betrachten, dafs dadurch die Streitkraft und die Widerstandsfähigkeit Bonapartes plötzlich sehr vermindert, die Ueberlegenheit der Verbündeten also in eben dem Mafse erhöht, und nun jeder fernere Widerstand unmöglich wurde. Diese Unmöglichkeit war es, die den Frieden mit Frankreich gab. Denkt man sich die Streitkräfte in diesem Augenblick durch äufsere Umstände in eben dem Mafse verringert, — verschwindet die Ueberlegenheit, so verschwindet auch die ganze Wirkung und Wichtigkeit der Einnahme von Paris.

Wir haben diese Vorstellungsreihe durchlaufen, um zu zeigen, dafs dies die natürliche und einzig wahre Ansicht von der Sache ist, woraus sich ihre Wichtigkeit ergiebt. Sie führt unaufhörlich zu der Frage zurück: welches wird in jedem Augenblick des Krieges und des Feldzuges der wahrscheinliche Erfolg der grofsen und kleinen Gefechte sein, die beide Theile einander anzubieten haben? Nur diese Frage entscheidet bei dem Durchdenken eines Feldzugs- oder Kriegsplans über die Mafsregeln, die man von vornherein zu nehmen hat.

4. Sieht man es nicht so an, so giebt man andern Dingen einen falschen Werth.

Gewöhnt man sich nicht, den Krieg und im Kriege den einzelnen Feldzug als eine Kette zu betrachten, die aus lauter Gefechten zusammengesetzt ist, von denen eins immer das andere herbeiführt, giebt man sich der Vorstellung hin, dafs die Einnahme gewisser geographischer Punkte, die Besitznahme unvertheidigter Provinzen an sich etwas sei, so ist man auch nahe daran, es als einen Vortheil zu betrachten, den man beiher einstecken könne, und indem man es so, und nicht als ein Glied in der ganzen Reihe der Begebenheiten betrachtet, frägt man sich nicht, ob dieser Besitz nicht später zu gröfseren Nachtheilen führen wird. Wie oft finden wir diesen Fehler

---

[5]) Müfste es nicht richtiger heifsen „demselben auszuweichen"?

in der Kriegsgeschichte wieder. Man möchte sagen: so wie der Negociant den Gewinn einer einzelnen Unternehmung nicht bei Seite und in Sicherheit bringen kann, so kann auch im Kriege ein einzelner Vortheil nicht von dem Erfolg des Ganzen gesondert werden. So wie Jener immer mit der ganzen Masse seines Vermögens wirken muſs, eben so wird im Kriege nur die endliche Summe über den Vortheil und Nachtheil des Einzelnen entscheiden*).

Ist aber der Blick des Geistes immer auf die Reihe der Gefechte gerichtet, so weit sie sich vorher übersehen läſst, so ist er auch immer auf dem geraden Wege zum Ziele, und dabei bekommt die Bewegung der Kraft diejenige Geschwindigkeit, d. h. Wollen und Handeln diejenige Energie, die der Sache gemäſs und nicht von fremdartigen Einflüssen gestört ist.

Zweites Kapitel.
Elemente der Strategie.

Man kann die in der Strategie den Gebrauch des Gefechtes bedingenden Ursachen füglich in Elemente verschiedener Art abtheilen, nämlich in die moralischen, die physischen, die mathematischen, die geographischen und die statistischen Elemente[1]).

In die Klasse der ersteren würde alles gehören, was durch geistige Eigenschaften und Wirkungen hervorgerufen wird; in die zweite Klasse die Gröſse der Streitkräfte, ihre Zusammensetzung, das Verhältniſs der Waffen u. s. w.; in die dritte Klasse die Winkel der Operationslinien, die konzentrischen und excentrischen Bewegungen, insofern ihre geometrische Natur einen Werth in der Rechnung bekommt; in die vierte der Einfluſs der Gegend, als: dominirende Punkte, Gebirge, Flüsse, Wälder, Straſsen; in die fünfte endlich die Mittel des Unterhalts u. s. w. Daſs man sich diese Elemente einmal getrennt denke, hat sein Gutes, um Klarheit in die Vorstellungen zu bringen

*) Diese „endlose Summe“ ist dargestellt durch die zusammenhängende Kette von: Kampf, Gefecht, Schlacht!

[1]) Diese verschiedenen „Elemente“, welche die „Ursachen“ eines Gefechtes bedingen, werden durch das „intellectuelle Element“ zusammengefaſst.

Die „moralischen“ Elemente werden in den Kapiteln 3—7 behandelt, die wieder als „Ergänzungen“ zum dritten Kapitel ersten Buches betrachtet werden können.

Von den „physischen“ Elementen handeln die Kapitel 8—14; von den „mathematischen“, in welchen bis zu einem gewissen Grade wieder die „geographischen und statistischen“ (als Basisbeziehungen) mit einbegriffen sind, die Kapitel 15—18.

Der Vortheil „diese Elemente einmal getrennt zu durchdenken“ wird anerkannt; die „Analyse“ soll aber trotzdem nicht weiter getrieben werden, als es jedesmal zur Verständlichkeit des Gedankens nothwendig ist.“

In dieser Behandlungsweise steht Clausewitz als unübertroffenes Muster da; sein bleibendes Verdienst gipfelt in der überzeugenden Art und Weise, wie er diesen „moralischen Potenzen“ ihren so einfluſsreichen Platz angewiesen und gewahrt hat, welchen sie unter den „Dingen im Kriege“ einnehmen!

und um den gröfseren oder geringeren Werth dieser verschiedenen Klassen gleich im Vorbeigehen zu schätzen. Denn indem man sie sich getrennt denkt, verlieren manche von selbst die erborgte Wichtigkeit; man fühlt z. B. gleich deutlich, dafs der Werth einer Operationsbasis, wenn man von derselben auch nichts als die Lage der Operationslinien betrachten wollte, doch in dieser einfachen Gestalt immer noch viel weniger von dem geometrischen Element der Winkel abhängt, die sie miteinander bilden, als von der Beschaffenheit der Wege und der Gegend, durch welche sie führen.

Wenn man aber die Strategie nach diesen Elementen abhandeln wollte, so wäre das der unglücklichste Gedanke, den man haben könnte, denn diese Elemente sind meistens in den einzelnen kriegerischen Akten vielfach und innig mit einander verbunden; man würde sich in die lebloseste Analyse verlieren und wie in einem bösen Traum würde man ewig umsonst versuchen von diesen abstrakten Grundlagen den Bogen zu den Erscheinungen der wirklichen Welt hinüber zu wölben. Der Himmel behüte einen jeden Theoretiker vor einem solchen Beginnen! Wir wollen uns an die Welt der Totalerscheinungen halten und unsere Analyse nicht weiter treiben, als jedesmal zur Verständlichkeit des Gedankens nothwendig ist, den wir mittheilen wollen, und der uns nicht etwa bei einer spekulativen Untersuchung, sondern durch den Eindruck der Totalerscheinungen des Krieges geworden ist.

Drittes Kapitel.

Moralische Grössen.

Noch einmal müssen wir auf diesen Gegenstand, den wir im dritten Kapitel des zweiten Buches (S. 77)[1]) berührt haben, zurückkommen, weil die moralischen Gröfsen zu den wichtigsten Gegenständen des Krieges gehören. Es sind die Geister, welche das ganze Element des Krieges durchdringen, und die sich an den Willen, der die ganze Masse der Kräfte in Bewegung setzt und leitet, früher und später mit stärkerer Affinität anschliefsen, gleichsam mit ihm in eins zusammenrinnen, weil er selbst eine moralische Gröfse ist. Leider suchen sie sich aller Bücherweisheit zu entziehen, weil sie sich weder in Zahlen, noch in Klassen bringen lassen und gesehen und empfunden sein wollen.

Der Geist und die übrigen moralischen Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, der Regierungen, die Stimmung der Provinzen, in denen der Krieg geführt wird, die moralische Wirkung eines Sieges oder einer Niederlage sind Dinge, die an sich sehr verschiedenartig sind und in ihrer Stellung zu unsrem

---

[1]) Hier waltet ein doppelter Irrthum in Bezug auf Buch- und Seiten-Bezeichnung ob! Es mufs offenbar heifsen: „im dritten Kapitel des ersten Buches (S. 35 ff.)“.

Zweck und unsren Verhältnissen wieder sehr verschiedenartigen Einfluſs haben können.

Wenn sich auch in Büchern darüber wenig oder nichts sagen läſst, so gehören diese Dinge darum doch zur Theorie der Kriegskunst, so gut wie alles Andere, was den Krieg ausmacht. Denn ich muſs es noch einmal sagen: es ist doch eine armselige Philosophie, wenn man nach alter Art seine Regeln und Grundsätze diesseits aller moralischen Gröſsen abschlieſst, und sowie diese erscheinen, die Ausnahmen zu zählen anfängt, die man dadurch gewissermaſsen wissenschaftlich konstituirt, d. h. zur Regel macht; oder wenn man sich dadurch hilft, an das Genie zu appelliren, welches über alle Regeln erhaben sei, wodurch man im Grunde zu verstehen giebt, daſs die Regeln nicht allein für Dummköpfe geschrieben werden, sondern auch wirklich selbst dumm sein müssen [*]).

Wenn die Theorie der Kriegskunst wirklich auch weiter nichts thun könnte, als daſs sie an diese Gegenstände erinnert, daſs sie die Nothwendigkeit darthut, die moralischen Gröſsen in ihrem ganzen Werth zu würdigen und in die Rechnung mit aufzunehmen, so hätte sie ihre Grenzen schon über dieses Reich der Geister ausgedehnt und durch die Feststellung dieser Gesichtspunkte Jeden imvoraus verurtheilt, der sich blos mit dem physischen Verhältniſs der Kräfte vor ihrem Richterstuhl rechtfertigen wollte.

Aber auch um aller übrigen sogenannten Regeln willen darf die Theorie die moralischen Gröſsen nicht aus ihren Grenzen verweisen, weil die Wirkungen der physischen Kräfte mit den Wirkungen der moralischen ganz verschmolzen und nicht wie eine metallische Legirung durch einen chemischen Prozeſs davon zu scheiden sind. Bei jeder auf die physischen Kräfte sich beziehenden Regel muſs der Theorie im Geiste der Antheil vorschweben, den die moralischen Gröſsen dabei haben können, wenn sie sich nicht zu kategorischen Sätzen verleiten lassen soll, die bald zu furchtsam und beschränkt, bald zu anmaſsend und ausgedehnt sind. Selbst die geistlosesten Theorieen haben, sich selbst unbewuſst, in dieses Geisterreich hinüberschweifen müssen; denn es läſst sich z. B. kein Sieg in seinen Wirkungen einigermaſsen erklären, ohne auf die moralischen Eindrücke Rücksicht zu nehmen. Und so sind denn auch die meisten Gegenstände, welche wir in diesem Buche durchlaufen, halb aus physischen, halb aus moralischen Ursachen und Wirkungen zusammengesetzt, und man möchte sagen: die physischen erscheinen fast nur wie das hölzerne Heft, während die moralischen das edle Metall, die eigentliche blank geschliffene Waffe sind.

Am besten wird der Werth der moralischen Gröſsen überhaupt bewiesen und ihr oft unglaublicher Einfluſs gezeigt durch die Geschichte; und dies ist

[*]) Es läſst sich aber wohl eine Theorie denken und Clausewitz selbst verfolgt sie, welche weder in den einen noch den anderen „Fehler" zu verfallen braucht! und weiter wohl noch behaupten, daſs moderne Theorieen im Sinne des nachfolgenden Passus wirklich verfahren und unschuldig daran sind, wenn der „Leser" aus ihnen nur das „physische Verhältniſs der Kräfte" herauszufinden vermocht hat und vermag.

der edelste und gediegendste Nahrungsstoff, den der Geist des Feldherrn aus ihr zieht. — Dabei ist zu bemerken, daſs Demonstrationen und kritische Untersuchungen und gelehrte Abhandlungen es weniger sind, als Empfindungen, Totaleindrücke und einzelne sprühende Geistesfunken, die die Weisheitskörner absetzen, welche die Seele befruchten sollen.

Wir könnten die hauptsächlichsten der moralischen Erscheinungen im Kriege durchgehen und mit der Sorgfalt eines fleiſsigen Dozenten versuchen, was sich über eine jede Gutes oder Schlechtes beibringen lieſse. Aber da man bei dieser Methode nur zu sehr in Gemeinsprüche und Alltäglichkeiten verfällt, während der eigentliche Geist in der Analyse schnell entweicht, so kommt man unvermerkt dazu, Dinge zu erzählen, die jeder Mensch weiſs. Wir ziehen es daher vor, hier noch mehr als sonst unvollständig und rhapsodisch zu bleiben[3]), zufrieden, im Allgemeinen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht und den Geist angedeutet zu haben, in welchem die Ansichten in diesem Buche aufgefaſst sind.

Viertes Kapitel.

Die moralischen Hauptpotenzen.

Sie sind: die Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres, Volksgeist desselben. Welcher dieser Gegenstände mehr Werth hat, kann Niemand im Allgemeinen bestimmen, denn es ist schon an sich schwer, von ihrer Gröſse überhaupt etwas auszusagen, und noch schwerer, die Gröſse des einen an der Gröſse des andern abzuwägen. Das Beste ist, keinen gering zu achten, wozu das menschliche Urtheil in seinem etwas grillenhaften Hin- und Herlaufen bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt ist. Es ist besser sich für die unverkennbare Wirksamkeit dieser drei Gegenstände hinlängliche historische Zeugnisse aufzustellen.

Indessen ist es wahr, daſs in der neueren Zeit die Heere der europäischen Staaten ziemlich alle auf denselben Punkt von innerer Fertigkeit und Ausbildung gekommen sind, und daſs das Kriegführen sich, nach einem Ausdruck der Philosophen, so naturgemäſs ausgebildet hat, dabei zu einer

[3]) Die nachfolgenden Kapitel „durchgehen" — mindestens rhapsodisch — diese „moralischen" Erscheinungen und bringen gar viel Nützliches über „das Gute und Schlechte" in ihnen bei!

Die erste „Hauptpotenz": Das „Talent des Feldherrn" wird nicht näher berührt, da es in früheren Kapiteln zur Genüge abgehandelt erscheinen kann. Die „kriegerische Tugend" und „der Volksgeist" des Heeres giebt Veranlassung zu einem interessanten Vergleiche zwischen „stehenden Heeren" und „Volksbewaffnungen" und zwischen dem „Geiste der Kühnheit und der Beharrlichkeit" in ihrem relativen Werthe.

Art Methode geworden ist, die ziemlich alle Heere innehaben, dafs auch von Seiten des Feldherrn auf die Anwendung besonderer Kunstmittel im engeren Sinn (etwa wie Friedrichs des Zweiten schiefe Schlachtordnung) nicht mehr zu rechnen ist. Es ist also nicht zu leugnen, dafs, wie die Sachen jetzt stehen, dem Volksgeist und der Kriegsgewohnheit des Heeres ein um so gröfserer Spielraum bleibt. Ein langer Friede könnte dies wieder ändern.

Der Volksgeist des Heeres (Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung) spricht sich im Gebirgskriege am stärksten aus, wo Jeder sich selbst überlassen ist bis zum einzelnen Soldaten hinab. Schon darum sind Gebirge für Volksbewaffnungen die besten Kampfplätze.

Kunstvolle Fertigkeit des Heeres und der gestählte Muth, der die Haufen zusammenhält, als wären sie aus einem Gufs, zeigen sich am überlegensten in der freien Ebene.

Das Talent des Feldherrn hat den meisten Spielraum in einer durchschnittenen, hügelreichen Gegend. Im Gebirge ist er zu wenig Herr der einzelnen Theile, und die Leitung aller geht über seine Kräfte; in der freien Ebene ist sie einfach und erschöpft diese Kräfte nicht.

Nach diesen unverkennbaren Wahlverwandtschaften sollten sich die Entwürfe richten.

Fünftes Kapitel.

Kriegerische Tugend des Heeres.

Sie unterscheidet sich von der blofsen Tapferkeit und noch mehr von dem Enthusiasmus für die Sache des Krieges. Die erstere ist freilich ein nothwendiger Bestandtheil derselben, aber so wie sie, die eine natürliche Anlage des Menschen ist, bei einem Krieger als einem Theil eines Heeres auch aus Gewohnheit und Uebung entstehen kann, so mufs sie bei Diesem auch eine andere Richtung haben als bei andern Menschen. Sie mufs den Trieb nach ungezügelter Thätigkeit und Kraftäufserung verlieren, der ihr im Individuum eigen ist, sich selbst den Forderungen höherer Art: dem Gehorsam, der Ordnung, der Regel und der Methode unterordnen. Der Enthusiasmus für die Sache giebt der kriegerischen Tugend eines Heeres Leben und stärkeres Feuer, aber er ist kein nothwendiger Bestandtheil derselben.

Krieg ist ein bestimmtes Geschäft (und wie allgemein auch seine Beziehung sei, und wenn auch alle waffenfähigen Männer eines Volkes dasselbe trieben, so würde es doch immer ein solches bleiben), verschieden und getrennt von den übrigen Thätigkeiten, die das Menschenleben in Anspruch nehmen. — Von dem Geiste und Wesen dieses Geschäftes durchdrungen sein, die Kräfte, die in ihm thätig sein sollen, in sich üben, erwecken und aufnehmen, das Geschäft mit dem Verstande ganz durchdringen, durch Uebung Sicherheit

und Leichtigkeit in demselben gewinnen, ganz darin aufgehen, aus dem Menschen übergehen in die Rolle, die uns darin angewiesen wird: das ist die kriegerische Tugend des Heeres in dem Einzelnen.

Wie sorgfältig man sich also auch den Bürger neben dem Krieger in einem und demselben Individuum ausgebildet denken, wie sehr man sich die Kriege nationalisiren, und wie weit man sie sich in eine Richtung hinaus denken möge, entgegengesetzt derjenigen der ehemaligen Condottieri: niemals wird man die Individualität des Geschäftsganges aufheben können, und wenn man das nicht kann, so werden auch immer Diejenigen, welche es treiben, und so lange sie es treiben, sich als eine Art von Innung ansehen, in deren Ordnungen, Gesetzen und Gewohnheiten sich die Geister des Krieges vorzugsweise fixiren. Und so wird es auch in der That sein. Man würde also bei der entschiedensten Neigung, den Krieg vom höchsten Standpunkt aus zu betrachten, sehr Unrecht haben, den Innungsgeist (esprit de corps) mit Geringschätzung anzusehen, der mehr oder weniger in einem Heer vorhanden sein kann und mufs. Dieser Innungsgeist giebt in dem, was wir kriegerische Tugend des Heeres nennen, gewissermafsen das Bindemittel ab zwischen den natürlichen Kräften, die in derselben wirksam sind. Es schiefsen an den Geist der Innung die Krystalle kriegerischer Tugend leichter an.

Ein Heer, welches in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fufs für Fufs streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Uebung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind, wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle diese Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen, — ein solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.

Man kann sich vorzüglich schlagen wie die Vendéer, und Grofses bewirken wie die Schweizer, die Amerikaner, die Spanier, ohne diese kriegerische Tugend zu entwickeln; man kann sogar glücklich sein an der Spitze stehender Heere, wie Eugen und Marlborough, ohne sich ihres Beistandes vorzüglich zu erfreuen; man soll also nicht sagen, dafs ein glücklicher Krieg ohne sie nicht denkbar sei, und wir machen hierauf besonders aufmerksam, um den Begriff, welchen wir hier aufstellen, mehr zu individualisiren, damit die Vorstellungen nicht im Allgemeinen verschwimmen und man nicht glaube, die kriegerische Tugend sei am Ende eins und alles. So ist es nicht. Die kriegerische Tugend eines Heeres erscheint als eine bestimmte moralische Potenz, die man sich hinwegdenken, deren Einflufs man also schätzen, — als ein Werkzeug, dessen Kraft man berechnen kann.

Nachdem wir sie so charakterisirt haben, wollen wir versuchen, was sich über ihren Einflufs sagen läfst und über die Mittel, ihn zu gewinnen.

Die kriegerische Tugend ist für die Theile überall, was der Genius des

Feldherrn für das Ganze ist. Nur das Ganze kann der Feldherr leiten, nicht jeden einzelnen Theil, und wo er den Theil nicht leiten kann, da mufs der kriegerische Geist sein Führer werden. Der Feldherr wird gewählt nach dem Ruf seiner ausgezeichneten Eigenschaften, die vornehmeren Führer grofser Haufen nach sorgfältiger Prüfung; aber diese Prüfung nimmt ab, je tiefer man hinunter steigt, und in eben dem Mafse dürfen wir also weniger auf individuelle Anlagen rechnen; was aber an diesen abgeht, mufs die kriegerische Tugend ersetzen. Eben diese Rolle spielen die natürlichen Eigenschaften eines zum Kriege gerüsteten Volkes: Tapferkeit, Gewandtheit, Abhärtung und Enthusiasmus. Diese Eigenschaften also können den kriegerischen Geist ersetzen und umgekehrt, woraus sich denn Folgendes ergiebt:

1. Die kriegerische Tugend ist nur den stehenden Heeren eigen; sie bedürfen ihrer auch am meisten. Bei Volksbewaffnungen und in Kriegen werden sie durch die natürlichen Eigenschaften ersetzt, die sich da schneller entwickeln.
2. Stehende Heere gegen stehende Heere können ihrer eher entbehren, als stehende Heere gegen Volksbewaffnungen; denn in diesem Falle sind die Kräfte getheilter, und die Theile sich mehr selbst überlassen. Wo das Heer aber zusammengehalten werden kann, nimmt der Genius des Feldherrn eine gröfsere Stelle ein und ersetzt, was dem Geist des Heeres fehlt. Ueberhaupt wird also kriegerische Tugend um so nöthiger, je mehr der Kriegsschauplatz und andere Umstände den Krieg verwickelt machen und die Kräfte zerstreuen.

Die einzige Lehre, welche sich aus diesen Wahrheiten ziehen läfst, ist die, dafs man, wenn einem Heere diese Potenz abgeht, den Krieg so einfach als möglich einzurichten suche oder seine Fürsorge für andere Punkte der Kriegseinrichtung verdoppele und nicht etwa von dem blofsen Namen des stehenden Heeres erwarte, was nur die Sache leisten kann.

Es ist also die kriegerische Tugend des Heeres eine der bedeutendsten moralischen Potenzen im Kriege, und wo sie gefehlt hat, sehen wir entweder eine der andern sie ersetzen, wie die überlegene Gröfse des Feldherrn den Enthusiasmus des Volkes, oder wir finden Wirkungen, die den gemachten Anstrengungen nicht entsprechen. — Wie viel Grofses dieser Geist, diese Gediegenheit des Heeres, diese Veredlung des Erzes bis zum strahlenden Metall schon geleistet, sehen wir an den Macedoniern unter Alexander, den römischen Legionen unter Cäsar, an der spanischen Infanterie unter Alexander Farnese, den Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., den Preufsen unter Friedrich dem Grofsen und den Franzosen unter Bonaparte. Man müfste absichtlich die Augen verschliefsen gegen alle historischen Beweise, wenn man nicht zugeben wollte, dafs die wunderbaren Erfolge dieser Feldherren und ihre Gröfse in den schwierigsten Lagen nur bei einem so potenzirten Heere möglich waren.

Entstehen kann dieser Geist nur aus zwei Quellen, und diese können ihn nur gemeinschaftlich erzeugen. Die erste ist eine Reihe von Kriegen und glücklichen Erfolgen, die andere eine oft bis zur höchsten Anstrengung ge-

triebene Thätigkeit des Heeres. Nur in dieser lernt der Krieger seine Kräfte kennen. Je mehr ein Feldherr gewohnt ist von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, dafs die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist eben so stolz auf überwundene Mühseligkeiten, als auf überstandene Gefahren. Also nur in dem Boden einer beständigen Thätigkeit und Anstrengung gedeiht dieser Keim, aber auch nur im Sonnenlicht des Sieges. Ist er einmal zum starken Baum ausgebildet, so widersteht er den gröfsten Stürmen von Unglück und Niederlage und sogar der trägen Ruhe des Friedens, wenigstens eine Zeit lang. Entstehen kann er also nur im Kriege und unter grofsen Feldherren, aber dauern kann er freilich, wenigstens mehrere Generationen hindurch, auch unter mittelmäfsigen und in beträchtlichen Friedensepochen.

Mit diesem erweiterten und veredelten Bandengeist einer narbenvollen, abgehärteten Kriegerrotte soll man nicht das Selbstgefühl und die Eitelkeit stehender Heere vergleichen, die blos durch den Leim eines Dienst- und Exerzier-Reglements zusammengehalten werden. — Ein gewisser schwerer Ernst und strenge Dienstordnung können die kriegerische Tugend einer Truppe länger erhalten, aber sie erzeugen sie nicht; sie behalten darum immer ihren Werth, aber man soll sie nicht überschätzen. Ordnung, Fertigkeit, guter Wille, auch ein gewisser Stolz und eine vorzügliche Stimmung sind Eigenschaften eines im Frieden erzogenen Heeres, die man schätzen mufs, die aber keine Selbständigkeit haben. Das Ganze hält das Ganze, und wie bei dem zu schnell erkalteten Glase zerbröckelt ein einziger Rifs die ganze Masse. Besonders verwandelt sich die beste Stimmung von der Welt beim ersten Unfall nur zu leicht in Kleinmuth und, man möchte sagen, in eine Art von Grofssprecherei der Angst: das französische sauve qui peut. — Ein solches Heer vermag nur durch seinen Feldherrn etwas, nichts durch sich selbst. Es mufs mit doppelter Vorsicht geführt werden, bis nach und nach in Sieg und Anstrengung die Kraft in die schwere Rüstung hineinwächst. Man hüte sich also, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln!

Sechstes Kapitel.

Die Kühnheit.

Welche Stelle und Rolle die Kühnheit einnimmt in dem dynamischen System der Kräfte, wo sie der Vorsicht und Behutsamkeit gegenüber steht, haben wir in dem Kapitel von der Sicherheit des Erfolges gesagt, um damit zu zeigen, dafs die Theorie kein Recht hat, sie unter dem Vorwande ihrer Gesetzgebung einzuschränken.

Aber diese edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege auch als ein eigenes, wirksames Prinzip zu betrachten. In der That, in welchem Gebiet menschlicher

Thätigkeit sollte die Kühnheit ihr Bürgerrecht haben, wenn es nicht im Kriege wäre?

Sie ist vom Trofsknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz giebt.

Gestehen wir uns nur: sie hat im Kriege sogar eigene Vorrechte. Ueber den Erfolg des Kalküls mit Raum, Zeit und Gröfse hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der andern zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft. Dies ist selbst philosophisch nicht schwer nachzuweisen. So oft die Kühnheit auf die Zaghaftigkeit trifft, hat sie nothwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, weil Zaghaftigkeit schon ein verlornes Gleichgewicht ist. Nur wo sie auf besonnene Vorsicht trifft, die, man möchte sagen: eben so kühn, in jedem Fall eben so stark und kräftig ist, als sie selbst, mufs sie im Nachtheil sein; das sind aber schon die seltenen Fälle. In der ganzen Schaar der Vorsichtigen befindet sich eine ansehnliche Majorität, die es aus Furchtsamkeit ist.

In dem grofsen Haufen ist die Kühnheit eine Kraft, deren vorzügliche Ausbildung nie zum Nachtheil anderer Kräfte gereichen kann, weil der grofse Haufen durch die Rahmen und Gefüge der Schlachtordnung und des Dienstes an einen höheren Willen gebunden und also von fremder Einsicht geleitet wird. Hier bleibt die Kühnheit nur die zum Losschnellen immer gespannte Federkraft.

Je höher wir unter den Führern hinaufsteigen, desto nothwendiger wird es, dafs der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete, dafs sie nicht zwecklos, nicht ein blinder Stofs der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung Anderer und die Wohlfahrt eines grofsen Ganzen daran. Was also bei dem grofsen Haufen die zur zweiten Natur gewordene Dienstordnung regelt, das mufs in dem Führer die Ueberlegung regeln, und hier kann die Kühnheit einer einzelnen Handlung schon leicht zum Fehler werden. Aber dennoch bleibt es ein schöner Fehler, der nicht angesehen werden darf wie jeder andere. Wohl dem Heere, wo sich eine unzeitige Kühnheit häufig zeigt; es ist ein üppiger Auswuchs, aber der Zeuge eines kräftigen Bodens. Selbst die Tollkühnheit, d. h. die Kühnheit ohne allen Zweck, ist nicht mit Geringschätzung anzusehen; im Grunde ist es dieselbe Kraft des Gemüths, nur ohne alles Zuthun des Geistes, in einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Nur wo die Kühnheit sich gegen den Gehorsam auflehnt, wo sie einen ausgesprochenen höheren Willen geringschätzend verläfst: da mufs sie, nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Ungehorsams, wie ein gefährliches Uebel behandelt werden, denn nichts geht im Kriege über den Gehorsam.

Dafs bei einem gleichen Grade von Einsicht im Kriege tausendmal mehr verdorben wird durch Aengstlichkeit, als durch Kühnheit, das brauchen wir wohl nur auszusprechen, um des Beifalls unserer Leser gewifs zu sein.

Im Grunde sollte das Hinzutreten eines vernünftigen Zwecks die Kühn-

heit erleichtern, sie also an und für sich heruntersetzen; und doch ist es gerade umgekehrt.

Allen Kräften des Gemüths benimmt das Hinzutreten des lichten Gedankens, oder gar das Vorherrschen des Geistes, einen grofsen Theil ihrer Gewalt. Darum wird die Kühnheit immer seltener, je höher wir hinaufsteigen in den Graden; denn, wenn auch die Einsicht und der Verstand nicht mit diesen Graden wachsen sollten, so werden doch den Führern in ihren verschiedenen Stationen die objektiven Gröfsen, Verhältnisse und Rücksichten von aufsen her so viel und stark aufgedrungen, dafs sie gerade nur um so mehr davon belastet sind, je weniger es die eigene Einsicht ist. Dies ist im Kriege der hauptsächlichste Grund der in dem französischen Sprüchwort bewahrten Lebenserfahrung: Tel brille au second qui s'éclipse au premier. Fast alle Generale, die uns die Geschichte als mittelmäfsige oder gar unentschlossene Feldherren kennen lehrt, hatten sich in geringeren Graden durch Kühnheit und Entschlossenheit ausgezeichnet.

Bei denjenigen Motiven zu einer kühnen Handlung, welche aus dem Drange der Nothwendigkeit entspringen, mufs man einen Unterschied machen. Diese Nothwendigkeit hat ihre Grade. Liegt sie nahe, wird der Handelnde zur Verfolgung seines Ziels zwischen grofsen Gefahren hin getrieben, um anderen, eben so grofsen Gefahren zu entgehen, so kann man nur noch die Entschlossenheit bewundern, die aber auch noch ihren Werth hat. Wenn ein junger Mensch, um seine Geschicklichkeit als Reiter zu zeigen, über einen tiefen Abgrund sprengt, so ist er kühn; wenn er denselben Sprung thut, verfolgt von einer Rotte kopfabschneidender Janitscharen, so ist er blos entschlossen. Je weiter aber die Nothwendigkeit von der Handlung entfernt ist, je gröfser die Zahl der Verhältnisse ist, die der Verstand durchlaufen mufs, um sich ihrer bewufst zu werden, um so weniger thut sie der Kühnheit Eintrag. Wenn Friedrich der Grofse im Jahre 1756 den Krieg als unvermeidlich ansah und seinem Untergang nur entgehen konnte, wenn er seinen Feinden zuvorkam, so war es nothwendig, den Krieg selbst anzufangen, aber gewifs zu gleicher Zeit sehr kühn; denn nur wenige Männer in seiner Lage würden sich dazu entschlossen haben.

Obgleich die Strategie nur das Gebiet der Feldherren oder der Führer in den höchsten Stellen ist, so ist ihr doch die Kühnheit aller übrigen Glieder des Heeres eben so wenig ein gleichgültiger Gegenstand, wie die andern kriegerischen Tugenden desselben. Mit einem Heere, das von einem kühnen Volke ausgegangen, und in welchem der Geist der Kühnheit immer genährt worden ist, lassen sich andere Dinge unternehmen, als mit einem, das dieser kriegerischen Tugend entfremdet ist; darum haben wir derselben auch in Betreff des Heeres gedacht. Aber ganz eigentlich ist die Kühnheit des Feldherrn unser Gegenstand, und doch haben wir nicht viel davon zu sagen, nachdem wir diese kriegerische Tugend im Allgemeinen nach unsrem besten Wissen charakterisirt haben.

Je höher wir in den Führerstellen hinaufsteigen, um so mehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Thätigkeit vorherrschend, um so mehr wird also

die Kühnheit, welche eine Eigenschaft des Gemüths ist, zurückgedrängt, und darum finden wir sie in den höchsten Stellen so selten, aber um so bewundernswürdiger ist sie auch dann. Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden; diese Kühnheit besteht nicht im Wagen gegen die Natur der Dinge, in einer plumpen Verletzung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes, sondern in der kräftigen Unterstützung jenes höheren Kalküls, den das Genie, der Takt des Urtheils in Blitzesschnelle und nur halb bewufst durchlaufen hat, wenn er seine Wahl trifft. Je mehr die Kühnheit den Geist und die Einsicht beflügelt, um so weiter reichen diese mit ihrem Flug, um so umfassender wird der Blick, um so richtiger das Resultat; aber freilich immer nur in dem Sinn, dafs mit den gröfseren Zwecken auch die grösseren Gefahren verbunden bleiben. Der gewöhnliche Mensch, um nicht von den schwachen und unentschlossenen zu reden, kommt höchstens bei einer eingebildeten Wirksamkeit auf seinem Zimmer, entfernt von Gefahr und Verantwortlichkeit, zu einem richtigen Resultat, so weit nämlich ein solches ohne lebendige Anschauung möglich ist. Treten ihm aber Gefahr und Verantwortlichkeit überall nahe, so verliert er den Ueberblick, und bliebe ihm dieser etwa durch den Einflufs Anderer, so würde er den Entschlufs verlieren, weil da kein Anderer aushelfen kann.

So glauben wir denn, dafs ohne Kühnheit kein ausgezeichneter Feldherr zu denken ist, d. h., dafs ein solcher nie aus einem Menschen werden kann, dem diese Kraft des Gemüths nicht angeboren ist, die wir also als die erste Bedingung einer solchen Laufbahn ansehen. Wie viel von dieser angeborenen durch die Erziehung und das übrige Leben weiter ausgebildeten und modifizirten Kraft übrig bleibt, wenn der Mann die hohe Stelle erreicht hat, ist die zweite Frage. Je gröfser diese Kraft noch ist, um so stärker ist der Flügelschlag des Genies, um so höher der Flug. Das Wagnifs wird immer gröfser, aber das Ziel wächst mit ihm. Ob die Linien von einer entfernten Nothwendigkeit auslaufen und ihre Richtung bekommen oder nach dem Schlufsstein eines Gebäudes hinziehn, welches der Ehrgeiz entworfen hat, ob Friedrich oder Alexander handeln, ist für die kritische Betrachtung ziemlich dasselbe. Reizt das Letztere mehr die Phantasie, weil es noch kühner ist, so befriedigt das Erstere mehr den Verstand, weil es mehr innere Nothwendigkeit hat.

Jetzt müssen wir aber noch eines wichtigen Verhältnisses gedenken.

Der Geist der Kühnheit kann in einem Heere zu Hause sein, entweder weil er es im Volke ist oder weil er sich in einem glücklichen Kriege unter kühnen Führern erzeugt hat; in diesem Fall aber wird man ihn im Anfange entbehren.

Nun giebt es in unsren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemüths, jenem Hang nach behaglicher Empfindung entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Thätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehn.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.

Siebentes Kapitel.

Beharrlichkeit.

Von Winkeln und Linien erwartet der Leser zu hören und findet statt dieser Bürger der wissenschaftlichen Welt nur Leute aus dem gemeinen Leben, denen er alle Tage auf der Strafse begegnet. Und doch kann der Verfasser sich nicht entschliefsen, ein Haar breit mathematischer zu werden, als ihm sein Gegenstand zu sein scheint, und er scheut nicht die Befremdung, welche ihm sein Leser zeigen könnte.

Im Kriege mehr als irgend sonst wo in der Welt kommen die Dinge anders, als man sich es gedacht hat, und sehen in der Nähe anders aus, als in der Entfernung. Mit welcher Ruhe kann der Baumeister sein Werk aufsteigen und in seine Zeichnung hineinwachsen sehn! Der Arzt, obgleich viel mehr unerforschlichen Wirkungen und Zufällen preisgegeben, als der Baumeister, kennt doch die Wirkungen und Formen seiner Mittel genau. Im Kriege hingegen befindet sich der Führer eines grofsen Ganzen in beständigem Wellenschlag von falschen und wahren Nachrichten, von Fehlern, die begangen werden aus Furcht, aus Nachlässigkeit, aus Uebereilung, von Widerspenstigkeiten, die ihm gezeigt werden aus wahrer oder falscher Ansicht, aus üblem Willen, wahrem oder falschen Pflichtgefühl, Trägheit oder Erschöpfung, von Zufällen, an die kein Mensch gedacht hat. Kurz, er ist hunderttausend Eindrücken preisgegeben, von denen die meisten eine besorgliche, die wenigsten eine ermuthigende Tendenz haben. Lange Kriegserfahrung bringt zu dem Takt, den Werth dieser einzelnen Erscheinungen schnell zu würdigen; hoher Muth und innere Stärke widerstehen ihnen, wie der Fels dem Geplätscher der Wellen. Wer diesen Eindrücken nachgeben wollte, würde keine seiner Unternehmungen durchführen, und darum ist die B e h a r r l i c h k e i t in dem gefafsten Vorsatz, so lange nicht die entschiedensten Gründe dagegen eintreten, ein sehr nothwendiges Gegengewicht. — Ferner giebt es im Kriege fast kein ruhmvolles Unternehmen, das nicht mit unendlicher Anstrengung, Mühe und Noth zu Stande gebracht würde, und wenn hier die Schwäche des physischen und geistigen Menschen immer zum Nachgeben bereit ist, so kann wieder nur eine grofse Willenskraft an das Ziel führen, die sich in einer von Welt und Nachwelt bewunderten Ausdauer kundthut.

Achtes Kapitel.
Ueberlegenheit der Zahl.

Sie ist in der Taktik wie in der Strategie das allgemeinste Princip des Sieges und soll von uns zuerst in dieser Allgemeinheit betrachtet werden, wozu wir uns folgende Entwickelung erlauben.

Die Strategie bestimmt den Punkt, auf welchem, die Zeit, in welcher, und die Streitkräfte, mit welchen gefochten werden soll; sie hat also durch diese dreifache Bestimmung einen sehr wesentlichen Einfluſs auf den Ausgang des Gefechts. Hat die Taktik das Gefecht geliefert, ist der Erfolg da, er mag nun Sieg oder Niederlage sein, so macht die Strategie denjenigen Gebrauch von demselben, welcher sich nach dem Zweck des Krieges davon machen läſst. Dieser Zweck des Krieges ist natürlich oft ein sehr entfernter, und in den seltensten Fällen ein ganz nahe liegender. Eine Reihe von anderen Zwecken ordnen sich ihm als Mittel unter. Diese Zwecke, die zugleich Mittel für höhere Zwecke sind, können in der Anwendung von mancherlei Art sein; selbst der letzte Zweck, das Ziel des ganzen Krieges, ist fast in jedem Kriege ein anderes. Wir werden mit diesen Dingen uns bekannt machen in dem Maſse, als wir die einzelnen Gegenstände kennen lernen, die durch dieselben berührt werden, und es kann nicht unsere Absicht sein, hier durch eine vollständige Aufzählung derselben, wenn sie auch möglich wäre, den ganzen Gegenstand zu umfassen. Wir lassen also die Verwendung des Gefechts vor der Hand liegen.

Auch diejenigen Dinge, durch welche die Strategie Einfluſs auf den Ausgang des Gefechts hat, indem sie dasselbe festsetzt (gewissermaſsen dekretirt), sind nicht so einfach, daſs man sie mit einer einzigen Betrachtung umfassen könnte. Indem die Strategie Zeit, Ort und Stärke bestimmt, kann sie dies in der Anwendung auf mancherlei Weisen thun, deren jede das Gefecht sowohl seinem Ausgang, als seinem Erfolg nach anders bedingt. Also werden wir auch dies erst nach und nach kennen lernen, nämlich bei den Gegenständen, welche die Anwendung näher bestimmen.

Entkleiden wir so das Gefecht von allen Modifikationen, die es nach seiner Bestimmung und den Umständen, aus welchen es hervorgeht, bekommen kann, abstrahiren wir endlich von dem Werth der Truppen, weil dieser ein Gegebenes ist, so bleibt nur der nackte Begriff des Gefechts, d. h. ein formloser Kampf übrig, an dem wir nichts als die Zahl der Kämpfenden unterscheiden.

Diese Zahl wird also den Sieg bestimmen. Schon aus der Menge von Abstraktionen, welche wir haben machen müssen, um auf diesen Punkt zu kommen, ergiebt sich, daſs die Ueberlegenheit der Zahl in einem Gefecht nur einer der Faktoren ist, aus welchen der Sieg gebildet wird, daſs also, weit entfernt, mit der Ueberlegenheit der Zahl alles oder auch nur die Hauptsache gewonnen zu haben, vielleicht noch sehr wenig damit erreicht ist, jenachdem die mitwirkenden Umstände so oder anders sind.

Aber die Ueberlegenheit hat Grade, sie kann doppelt, drei-, viermal so grofs gedacht werden u. s. w., und Jedermann begreift, dafs sie bei dieser Steigerung alles Uebrige überwältigen mufs.

In dieser Beziehung mufs man einräumen, dafs die Ueberlegenheit der Zahl der wichtigste Faktor in dem Resultat eines Gefechts ist, nur mufs sie grofs genug sein, um den übrigen mitwirkenden Umständen das Gleichgewicht zu halten. Die unmittelbare Folge davon ist, dafs man die möglichst gröfste Zahl von Truppen auf dem entscheidenden Punkt ins Gefecht bringen mufs.

Mögen diese Truppen dann hinreichen oder nicht, so hat man von dieser Seite alles gethan, was die Mittel zuliefsen. Dies ist der erste Grundsatz in der Strategie. So allgemein, wie er hier ausgesprochen ist, würde er eben so gut für Griechen und Perser, oder für Engländer und Maratten, als für Franzosen und Deutsche passen. Aber wir wollen den Blick auf unsre europäischen Kriegsverhältnisse richten, um uns etwas Bestimmteres dabei denken zu können.

Hier sind die Heere in Bewaffnung, Einrichtung und Kunstfertigkeit jeder Art einander viel ähnlicher; es besteht nur abwechselnd noch ein Unterschied in kriegerischer Tugend des Heeres und Talent des Feldherrn. Gehen wir die Kriegsgeschichte des neuern Europa durch, so finden wir kein Beispiel von einem Marathon.

Friedrich der Grofse schlug bei Leuthen mit etwa 30,000 Mann 80,000 Oesterreicher, bei Rofsbach mit 25,000 Mann einige 50,000 Mann Verbündete; das sind aber auch die einzigen Beispiele eines gegen den doppelt und mehr als doppelt so starken Feind errungenen Sieges. Karl XII. in der Schlacht bei Narva können wir füglich nicht anführen. Die Russen waren damals kaum als Europäer zu betrachten, auch sind selbst die Hauptumstände dieser Schlacht zu wenig bekannt. Bonaparte hatte bei Dresden 120,000 gegen 220,000, es war also noch nicht das Doppelte. Bei Collin wollte es Friedrich dem Grofsen mit 30,000 Mann gegen 50,000 Oesterreicher nicht gelingen, und ebenso Bonaparte in der verzweiflungsvollen Leipziger Schlacht, wo er 160,000 Mann gegen 280,000 stark war, die Ueberlegenheit also lange nicht das Doppelte betrug.

Es geht hieraus wohl hervor, dafs es im heutigen Europa dem talentvollsten Feldherrn sehr schwer ist, einer feindlichen Macht von doppelter Stärke den Sieg abzugewinnen; sehen wir die doppelte Streitkraft gegen die gröfsten Feldherren ein solches Gewicht in die Wagschale legen, so dürfen wir nicht zweifeln, dafs in gewöhnlichen Fällen bei grofsen und kleinen Gefechten eine bedeutende Ueberlegenheit, die aber doch das Doppelte nicht zu übersteigen braucht, hinreichen wird, den Sieg zu verleihen, wie nachtheilig auch die anderen Umstände sein mögen. Freilich kann man sich einen Pafs denken, wo auch das Zehnfache zur Ueberwältigung nicht hinreichen würde; aber in solchem Falle kann von Gefecht überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Wir glauben also, dafs gerade in unsren Verhältnissen sowie in allen ähnlichen die Stärke auf dem entscheidenden Punkt eine grofse Hauptsache.

und dafs dieser Gegenstand in der Allgemeinheit der Fälle geradezu unter allen der wichtigste sei. Die Stärke auf dem entscheidenden Punkte hängt von der absoluten Stärke des Heeres und von der Geschicklichkeit der Verwendung ab.

Die erste Regel würde also sein: mit einem Heere, so stark als möglich, ins Feld zu ziehen. Das klingt sehr nach einem Gemeinspruch und ist doch wirklich keiner.

Um zu beweisen, wie man lange Zeit hindurch die Stärke der Streitkräfte keineswegs für eine Hauptsache angesehen hat, dürfen wir nur bemerken, dafs in den meisten, selbst in den ausführlicheren Kriegsgeschichten des achtzehnten Jahrhunderts die Stärke der Heere entweder gar nicht oder nur nebenher angegeben, und niemals ein besonderer Werth darauf gelegt wird. Tempelhoff in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ist der früheste von den Schriftstellern, der sie regelmäfsig, aber dennoch nur sehr oberflächlich angiebt.

Selbst Massenbach in seinen mancherlei kritischen Betrachtungen über die preufsischen Feldzüge von 1793 und 1794 in den Vogesen spricht viel von Bergen, Thälern, Wegen und Fufsstegen, sagt aber nie eine Sylbe von der gegenseitigen Stärke.

Ein anderer Beweis liegt in einer wunderbaren Idee, welche in den Köpfen mancher kritischen Schriftsteller spukte, nach der es eine gewisse Gröfse eines Heeres gab, welche die beste war, eine Normalgröfse, über die hinaus die überschiefsenden Streitkräfte mehr lästig als nützlich wären [1]).

Endlich giebt es eine Menge von Beispielen, wo nicht alle verwendbaren Streitkräfte in der Schlacht oder im Kriege wirklich verwendet wurden, weil man die Ueberlegenheit der Zahl nicht von der Wichtigkeit glaubte, die ihr nach der Natur der Sache gebührt.

Ist man von der Ueberzeugung, dafs mit einer beträchtlichen Uebermacht alles Mögliche zu erzwingen ist, recht durchdrungen, so kann es nicht fehlen, dafs diese klare Ueberzeugung auf die Anstalten zum Kriege zurückwirkt, um mit so viel Kräften, als nur immer möglich, aufzutreten und entweder selbst das Uebergewicht zu bekommen, oder sich wenigstens vor einem feindlichen zu wahren. So viel, was die absolute Macht betrifft, mit welcher der Krieg geführt werden soll.

Das Mafs dieser absoluten Macht wird von der Regierung bestimmt, und obgleich mit dieser Bestimmung schon die eigentliche kriegerische Thätigkeit beginnt, und dieselbe ein ganz wesentlicher strategischer Theil derselben ist: so mufs doch in den meisten Fällen der Feldherr, welcher diese Streitkraft im Kriege führen soll, ihre absolute Stärke als ein Gegebenes betrachten, sei es, dafs er keinen Theil an ihrer Bestimmung hatte, oder dafs die Umstände verhinderten, ihr eine genügende Ausdehnung zu geben.

Es bleibt also nur übrig, durch eine geschickte Verwendung auch da, wo

---

[1]) Tempelhoff und Montalembert fallen uns zunächst dabei ein; Jener in einer Stelle seines ersten Theils, Seite 148, Dieser in seiner Korrespondenz bei Gelegenheit des russischen Operationsplans für 1759.

das absolute Uebergewicht nicht zu erreichen war, sich ein relatives auf dem entscheidenden Punkt zu verschaffen.

Als das Wesentlichste erscheint hierbei die Berechnung von Raum und Zeit, und dies hat veranlafst, dafs man in der Strategie diesen Gegenstand als einen den ganzen Gebrauch der Streitkräfte ziemlich umfassenden betrachtet hat. Ja man ist so weit gegangen, in der Strategie und Taktik grofsen Feldherren ein eigens dafür geschaffenes inneres Organ beizulegen.

Aber diese Vergleichung von Raum und Zeit, wenn sie auch überall zu Grunde liegt und gewissermafsen das tägliche Brod der Strategie ist, ist doch weder das Schwierigste, noch das Entscheidende.

Wenn wir die Kriegsgeschichte mit unbefangenem Blick durchlaufen, so werden wir finden, dafs die Fälle, wo wirklich die Fehler in solcher Rechnung die Ursache bedeutender Verluste geworden, wenigstens in der Strategie höchst selten sind. Soll aber der Begriff einer geschickten Kombination von Raum und Zeit alle die Fälle repräsentiren, wo ein entschlossener und thätiger Feldherr durch schnelle Märsche mit einunddemselben Heer mehrere seiner Gegner schlug (Friedrich der Grofse, Bonaparte), so verwirren wir uns unnützer Weise mit einer konventionellen Sprache. Für die Klarheit und Fruchtbarkeit der Vorstellungen ist es nöthig, die Dinge immer bei ihrem rechten Namen zu nennen.

Die richtige Beurtheilung ihrer Gegner (Daun, Schwarzenberg), das Wagnifs, ihnen eine Zeit lang nur geringe Streitkräfte gegenüber stehen zu lassen, die Energie verstärkter Märsche, die Dreistigkeit schneller Anfälle, die erhöhte Thätigkeit, welche grofse Seelen im Augenblick der Gefahr gewinnen: das sind die Gründe solcher Siege, — und was haben diese mit der Fähigkeit zu thun, zwei so einfache Dinge, wie Raum und Zeit sind, richtig zu vergleichen!

Aber selbst jenes ricochettirende Spiel der Kräfte, wo die Siege von Rofsbach und Montmirail den Schwung geben zu den Siegen von Leuthen und Montereau, welchem die grofsen Feldherren in der Vertheidigung sich öfter vertraut haben, ist doch, wenn wir klar und genau sein wollen, nur ein seltenes Vorkommen in der Geschichte.

Viel häufiger hat die relative Ueberlegenheit, d. h. die geschickte Führung überlegener Streitkräfte auf den entscheidenden Punkt, ihren Grund in der richtigen Würdigung dieser Punkte und in der treffenden Richtung, welche die Kräfte von Hause aus dadurch erhalten, in der Entschlossenheit, welche erforderlich ist, um das Unwichtige zum Besten des Wichtigen fallen zu lassen, d. h. seine Kräfte in einem überwiegenden Mafse vereinigt zu halten. Darin sind namentlich Friedrich der Grofse und Bonaparte charakteristisch.

Hiermit glauben wir der Ueberlegenheit in der Zahl die Wichtigkeit wiedergegeben zu haben, die ihr zukommt; sie soll als die Grundidee betrachtet, überall zuerst und nach Möglichkeit gesucht werden.

Sie darum für eine nothwendige Bedingung des Sieges zu halten, würde ein völliges Mifsverstehn unserer Entwickelung sein; vielmehr liegt in dem Resultat derselben nichts als der Werth, welchen man auf die Stärke der Streitkraft im Gefecht legen soll. Wird diese Stärke so grofs als möglich ge-

macht, so ist dem Grundsatz genug geschehen, und nur der Blick auf die Gesammtheit der Verhältnisse entscheidet, ob das Gefecht wegen fehlender Streitkräfte vermieden werden darf oder nicht.

Neuntes Kapitel.

Die Ueberraschung.

Schon aus dem Gegenstande des vorigen Kapitels, dem allgemeinen Streben nach relativer Ueberlegenheit, ergiebt sich ein anderes Streben, welches folglich eben so allgemein sein mufs: es ist die Ueberraschung des Feindes. Sie liegt mehr oder weniger allen Unternehmungen zu Grunde, denn ohne sie ist die Ueberlegenheit auf dem entscheidenden Punkte eigentlich nicht denkbar.

Die Ueberraschung wird also das Mittel zur Ueberlegenheit, aber sie ist aufserdem auch als ein selbständiges Prinzip anzusehen, nämlich durch ihre geistige Wirkung. Wo sie in einem hohen Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Muth bei dem Gegner die Folgen, und wie diese den Erfolg vervielfachen, davon giebt es grofse und kleine Beispiele genug. Es ist also hier nicht vom eigentlichen Ueberfall die Rede, welcher bei dem Angriff hingehört, sondern von dem Bestreben, mit seinen Mafsregeln überhaupt, besonders aber mit der Vertheilung der Kräfte den Gegner zu überraschen, was eben so gut bei der Vertheidigung gedacht werden kann und in der taktischen Vertheidigung namentlich eine grofse Hauptsache ist.

Wir sagen: die Ueberraschung liegt ohne Ausnahme allen Unternehmungen zu Grunde, nur in sehr verschiedenen Graden nach der Natur der Unternehmung und der übrigen Umstände.

Schon bei den Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, ja der Landesregierung fängt dieser Unterschied an.

Geheimnifs und Schnelligkeit sind die beiden Faktoren dieses Produktes, und beide setzen bei der Regierung und beim Feldherrn eine grofse Energie, bei dem Heere aber einen grofsen Ernst des Dienstes voraus. Mit Weichlichkeit und laxen Grundsätzen ist es vergeblich auf Ueberraschung zu rechnen. Aber so allgemein, ja so unerläfslich dieses Bestreben ist, und so wahr es ist, dafs dasselbe nie ganz ohne Wirkung bleiben wird, so ist es doch eben so wahr, dafs es selten in einem ausgezeichneten Grade gelingt, und dafs dies in der Natur der Sache liegt. Man würde sich also eine falsche Vorstellung machen, wenn man glaubte, durch dieses Mittel sei hauptsächlich viel im Kriege zu erreichen. In der Idee spricht es uns so sehr an, in der Ausführung bleibt es meistens in der Friktion der ganzen Maschine stecken.

In der Taktik ist die Ueberraschung viel mehr zu Hause, aus der ganz natürlichen Ursache, dafs alle Zeiten und Räume kleiner sind. Sie wird also in der Strategie um so thunlicher, als die Mafsregeln dem Gebiet der Tak-

tik näher liegen, und um so schwieriger, je höher hinauf sie gegen das Gebiet der Politik liegen.

Die Vorbereitungen zum Kriege nehmen gewöhnlich mehrere Monate ein, die Versammlung der Heere in ihren grofsen Aufstellungspunkten erfordert meistens die Anlage von Magazinen und Depots und beträchtliche Märsche, deren Richtung sich früh genug errathen läfst.

Es ist daher äufserst selten, dafs ein Staat den andern mit einem Kriege überrascht oder mit der Richtung seiner Kräfte im Grofsen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo der Krieg sich viel um Belagerungen drehte, war ein vielfältiges Bestreben und ein ganz eigenes, wichtiges Kapitel in der Kriegskunst, einen festen Platz unvermuthet einzuschliefsen; und auch dies gelang nur selten.

Dagegen ist bei Dingen, die von einem Tage zum andern geschehen können, die Ueberraschung viel denkbarer, und so ist es denn auch oft nicht schwer, dem Feinde einen Marsch und dadurch eine Stellung, einen Punkt in der Gegend, einen Weg abzugewinnen u. s. w. Allein es ist klar, dafs, was die Ueberraschung nach dieser Seite hin an Leichtigkeit gewinnt, an ihrer Wirksamkeit verloren geht, sowie diese nach der andern Richtung hin immer zunimmt. Wer da glaubt, dafs sich an solche Ueberraschung in kleinen Mafsregeln oft Grofses anknüpfen liefse, z. B. der Gewinn einer Schlacht, die Wegnahme eines bedeutenden Magazins, Der glaubt etwas, was allerdings sehr denkbar ist, was aber die Geschichte nicht bewährt, denn es sind im Ganzen sehr wenig Beispiele, wo aus solchen Ueberraschungen Grofses hervorgegangen wäre, woraus man wohl ein Recht hat auf die Schwierigkeiten zu schliefsen, die in der Sache liegen.

Freilich mufs, wer die Geschichte in solchen Dingen befragt, sich nicht an gewisse Paradepferde der historischen Kritik, an ihre Sentenzen und selbstgefälligen Terminologieen halten, sondern dem Faktum selbst in die Augen sehen. Es giebt z. B. einen gewissen Tag in dem Feldzuge von 1761 in Schlesien, der in dieser Beziehung eine Art von Berühmtheit hat. Es ist der 22. Juli, an welchem Friedrich der Grofse dem General Laudon den Marsch nach Nossen bei Neisse abgewann, wodurch, wie es heifst, die Vereinigung der österreichischen und der russischen Armee in Oberschlesien unmöglich, und also für den König ein Zeitraum von vier Wochen gewonnen wurde. Wer dieses Ereignifs in den Hauptgeschichtschreibern[1]) umständlich nachliest und unbefangen überlegt, wird in dem Marsch vom 22. Juli diese Bedeutung niemals finden und überhaupt in dem ganzen Räsonnement, welches über diesen Punkt zur Mode geworden ist, nichts als Widersprüche, in den Bewegungen Laudons in dieser berühmten Manöverzeit aber viel Unmotivirtes sehen. Wie könnte man nun bei dem Durst nach Wahrheit und klarer Ueberzeugung solch einen historischen Beweis gelten lassen.

Indem man sich von dem Prinzip der Ueberraschung im Laufe eines Feldzuges grofse Wirkungen verspricht, denkt man an eine sehr grofse Thä-

[1]) Tempelhoff, der Veteran, Friedrich der Grofse.

tigkeit, schnelle Entschlüsse, starke Märsche, welche dazu die Mittel geben sollen; dafs aber diese Dinge auch da, wo sie in einem hohen Grade vorhanden sind, nicht immer die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, sehen wir an Beispielen zweier Feldherren, die wohl dafür gelten können, die gröfste Virtuosität darin gehabt zu haben, Friedrich des Grofsen und Bonapartes. Der Erstere erreichte, als er im Juli 1760 so urplötzlich von Bauzen aus auf Lascy fiel und sich gegen Dresden wandte, mit diesem ganzen Intermezzo nichts, vielmehr wurden seine Angelegenheiten dadurch merklich verschlimmert, indem Glatz unterdessen fiel.

Bonaparte wandte sich im Jahre 1813 von Dresden aus zweimal urplötzlich gegen Blücher, von seinem Einfall aus der Oberlausitz nach Böhmen hinein gar nicht einmal zu sprechen, und beide Male ganz ohne die beabsichtigte Wirkung. Es wurden Lufthiebe, welche ihn nur Zeit und Kräfte kosteten und bei Dresden höchst gefährlich hätten werden können.

Eine Ueberraschung mit grofsem Erfolge geht also auch in diesem Gebiet nicht aus der blofsen Thätigkeit, Kraft und Entschlossenheit der Führung hervor, sie mufs durch andere Umstände begünstigt werden. Wir wollen aber diesen Erfolg keineswegs leugnen, sondern ihn nur an die Nothwendigkeit günstiger Bedingungen anknüpfen, die sich denn freilich nicht so häufig finden, und die der Handelnde selten hervorbringen kann.

Eben jene Feldherren geben jeder ein auffallendes Beispiel davon; Bonaparte in seiner berühmten Unternehmung auf Blüchers Heer 1814, als dasselbe, vom grofsen Heere getrennt, die Marne herunter zog. Nicht leicht konnte ein überraschender Marsch von zwei Tagen gröfsere Resultate geben. Blüchers Heer, auf drei Tagemärsche ausgedehnt, wurde einzeln geschlagen und erlitt einen Verlust, welcher einer verlorenen Hauptschlacht gleichkam. Es war lediglich die Wirkung der Ueberraschung, denn Blücher würde, wenn er an eine so nahe Möglichkeit eines Anfalls Bonapartes geglaubt hätte, seinen Marsch ganz anders eingerichtet haben. An diesen Fehler Blüchers knüpfte sich der Erfolg an. Bonaparte kannte diese Umstände allerdings nicht, und so war es für ihn glücklicher Zufall, welcher sich einmischte.

Eben so ist es mit der Schlacht von Liegnitz 1760. Friedrich der Grofse gewann diese schöne Schlacht, weil er in der Nacht seine Stellung, die er eben erst bezogen hatte, schon wieder veränderte; dadurch wurde Laudon völlig überrascht, und der Erfolg war ein Verlust von 70 Kanonen und 10,000 Mann. Obgleich Friedrich der Grofse in dieser Zeit den Grundsatz angenommen hatte, sich viel hin und her zu bewegen, um dadurch eine Schlacht unmöglich zu machen, oder wenigstens des Feindes Pläne zu verrücken, so war doch die Veränderung der Stellung in der Nacht vom 14. zum 15. nicht gerade in dieser Absicht gemacht, sondern, wie der König selbst sagt, weil ihm die Stellung vom 14. nicht gefiel. Es war also auch hier der Zufall stark im Spiel. Ohne das Zusammentreffen des Angriffs mit der nächtlichen Veränderung und der unzugänglichen Gegend wäre der Erfolg nicht derselbe gewesen.

Auch im höheren und höchsten Gebiet der Strategie giebt es einige

Beispiele folgenreicher Ueberraschungen; wir wollen nur an die glänzenden Züge des grofsen Kurfürsten gegen die Schweden von Franken bis Pommern und von der Mark bis an den Pregel, an den Feldzug von 1757 und den berühmten Uebergang Bonapartes über die Alpen 1800 erinnern. Hier überlieferte ein Heer in einer Kapitulation sein ganzes Kriegstheater, und wenig fehlte 1757, dafs ein anderes sein Kriegstheater und sich selbst ausgeliefert hätte. Endlich kann man für den Fall eines ganz unerwarteten Krieges Friedrichs des Grofsen Einfall in Schlesien anführen. Grofs und gewaltig sind hier überall die Erfolge. Aber solcher Erscheinungen giebt es sehr wenige in der Geschichte, wenn man nämlich nicht die Fälle damit verwechselt, wo ein Staat aus Mangel an Thätigkeit und Energie (1756 Sachsen und 1812 Rufsland) mit seinen Anstalten nicht fertig wird.

Jetzt ist noch eine Bemerkung zurück, welche das Innere der Sache betrifft. Es kann nämlich nur Derjenige überraschen, welcher dem Andern das Gesetz giebt; das Gesetz giebt, wer im Recht ist. Wenn wir den Gegner mit einer verkehrten Mafsregel überraschen, so werden wir statt der guten Folgen vielleicht einen derben Rückschlag zu ertragen haben; in jedem Fall braucht der Gegner sich um unsere Ueberraschung wenig zu kümmern: er findet in unserem Fehler die Mittel, das Uebel abzuwenden. Da der Angriff viel mehr positive Handlungen in sich schliefst, als die Vertheidigung, so ist auch das Ueberraschen allerdings mehr bei dem Angreifenden an der Stelle, aber keineswegs ausschliefslich, wie wir das in der Folge sehen werden. Es können sich also die gegenseitigen Ueberraschungen des Angreifenden und des Vertheidigers begegnen, und dann müfste Derjenige Recht behalten, welcher den Nagel am besten auf den Kopf getroffen hat.

So sollte es sein; es hält aber das praktische Leben diese Linie auch nicht so genau, und zwar aus einer einfachen Ursache. Die geistigen Wirkungen, welche die Ueberraschung mit sich führt, machen für Denjenigen, welcher sich ihres Beistandes erfreut, oft die schlechteste Sache zu einer guten und lassen den Andern nicht zu einem ordentlichen Entschlufs kommen; wir haben hier mehr als irgendwo nicht blos die ersten Führer im Sinn, sondern jeden Einzelnen, weil die Wirkung der Ueberraschung das Eigenthümliche hat, das Band der Einheit gewaltig aufzulockern, so dafs leicht jede einzelne Individualität dabei zum Vorschein kommt.

Viel hängt hier von dem allgemeinen Verhältnifs ab, in welchem beide Theile zu einander stehen. Ist der eine schon durch ein allgemeines moralisches Uebergewicht zum Entmuthigen und Ueberschnellen des andern befähigt, so wird er sich der Ueberraschung mit mehr Erfolg bedienen können und selbst da gute Früchte ernten, wo er eigentlich zu Schanden werden sollte.

Zehntes Kapitel.

Die List.

List setzt eine versteckte Absicht voraus und steht also der geraden, schlichten, d. h. unmittelbaren Handlungsweise entgegen, so wie der Witz dem unmittelbaren Beweise entgegen steht. Mit den Mitteln der Ueberredung, des Interesses, der Gewalt hat sie daher nichts gemein, aber viel mit dem Betruge, weil dieser seine Absicht gleichfalls versteckt. Sie ist sogar selbst ein Betrug, wenn das Ganze fertig ist, aber sie unterscheidet sich doch von dem, was schlechthin so genannt wird, und zwar dadurch, dafs sie nicht unmittelbar wortbrüchig wird. Der Listige läfst Denjenigen, welchen er betrügen will, die Irrthümer des Verstandes selbst begehen, die, zuletzt in eine Wirkung zusammenfliefsend, plötzlich das Wesen des Dinges vor seinen Augen verändern. Daher kann man sagen: wie der Witz eine Taschenspielerei mit Ideen und Vorstellungen ist, so ist die List eine Taschenspielerei mit Handlungen.

Auf den ersten Blick scheint es nicht mit Unrecht geschehen zu sein, dafs die Strategie ihren Namen von der List bekommen, und dafs bei allen wahren und scheinbaren Veränderungen, welche der grofse Zusammenhang des Krieges seit den Griechen erlitten hat, dieser Name doch noch auf ihr eigentliches Wesen deutet.

Wenn man die Ausführung der Gewaltstreiche, die Gefechte selbst, der Taktik überläfst und die Strategie als die Kunst betrachtet, sich des Vermögens dazu mit Geschick zu bedienen, so scheint aufser den Kräften des Gemüthes, als da sind ein glühender Ehrgeiz, der wie eine Feder immer drückt, ein starker Wille, der schwer weicht u. s. w., keine subjektive Naturanlage so geeignet, die strategische Thätigkeit zu leiten und zu beleben, als die List. Schon das allgemeine Bedürfnifs, zu überraschen, von dem wir im vorigen Kapitel gesprochen haben, weist darauf hin; denn jedem Ueberraschen liegt ein, wenn auch noch so geringer, Grad von List zu Grunde.

Aber so sehr man gewissermafsen das Bedürfnifs fühlt, die Handelnden im Kriege an verschlagener Thätigkeit, Gewandtheit und List sich einander überbieten zu sehen, so mufs man doch gestehen, dafs diese Eigenschaften sich in der Geschichte wenig zeigen und selten aus der Masse der Verhältnisse und Umstände sich haben hervorarbeiten können.

Der Grund davon liegt nahe genug und läuft mit dem Gegenstande des vorigen Kapitels ziemlich auf eins hinaus.

Die Strategie kennt keine andere Thätigkeit, als die Anordnung der Gefechte nebst den Mafsregeln, die sich darauf beziehen. Sie kennt nicht, wie das übrige Leben, Handlungen, die in blofsen Worten, d. h. in Aeufserungen, Erklärungen u. s. w. bestehen. Diese, die nicht viel kosten, sind es aber vorzüglich, womit der Listige hinter das Licht führt.

Das, was es im Kriege Aehnliches giebt: Entwürfe und Befehle blos zum Schein gegeben, falsche Nachrichten dem Feinde absichtlich hinterbracht u. s. w., ist für das strategische Feld gewöhnlich von so schwacher Wirkung, dafs es nur bei einzelnen, sich von selbst darbietenden Gelegenheiten gebraucht, also nicht als eine freie Thätigkeit, die von dem Handelnden ausgeht, betrachtet werden kann.

Solche Handlungen aber, wie die Anordnung von Gefechten, so weit durchzuführen, dafs sie auf den Feind einen Eindruck machen, erfordert schon einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kräften, und zwar um so mehr, je gröfser der Gegenstand ist. Weil man diese gewöhnlich nicht darangeben will, darum sind die wenigsten der sogenannten Demonstrationen in der Strategie von der beabsichtigten Wirkung. In der That ist es gefährlich, bedeutende Kräfte auf längere Zeit zum blofsen Schein zu verwenden, weil immer die Gefahr bleibt, dafs es umsonst geschieht, und man diese Kräfte dann am entscheidenden Ort entbehrt.

Diese nüchterne Wahrheit fühlt der Handelnde im Kriege immer durch, und darum vergeht ihm die Lust zu dem Spiel schlauer Beweglichkeit. Der trockene Ernst der Nothwendigkeit drängt meist so in das unmittelbare Handeln hinein, dafs für jenes Spiel kein Raum bleibt. Mit einem Wort: es fehlt den Steinen im strategischen Schachbrett die Beweglichkeit, welche das Element der List und Verschlagenheit ist.

Die Folgerung, welche wir ziehen, ist, dafs ein richtiger, treffender Blick eine nothwendigere und nützlichere Eigenschaft des Feldherrn ist, als die List, wiewohl diese auch nichts verdirbt, wenn sie nicht auf Unkosten nothwendiger Gemüthseigenschaften besteht, was freilich nur zu oft der Fall ist.

Je schwächer aber die Kräfte werden, welche der strategischen Führung unterworfen sind, um so zugänglicher wird diese der List sein, so dafs dem ganz Schwachen und Kleinen, für den keine Vorsicht, keine Weisheit mehr ausreicht, auf dem Punkt, wo ihn alle Kunst zu verlassen scheint, die List sich als die letzte Hülfe anbietet. Je hülfloser seine Lage ist, je mehr sich alles in einen einzigen, verzweiflungsvollen Schlag zusammendrängt, um so williger tritt die List seiner Kühnheit zur Seite. Von aller weiteren Berechnung loslassend, von aller späteren Entgeltung befreit, dürfen Kühnheit und List einander steigern und so einen unmerklichen Hoffnungsschimmer auf einen einzigen Punkt vereinigen, zu einem einzigen Strahl, der ebenfalls noch zu zünden vermag.

Elftes Kapitel.

Sammlung der Kräfte im Raum.

Die beste Strategie ist: immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt, und demnächst auf dem entscheidenden Punkt. Daher giebt es aufser der Anstrengung, welche die Kräfte schafft, und die nicht immer vom Feld-

herrn ausgeht, kein höheres und einfacheres Gesetz für die Strategie, als das: seine Kräfte zusammenzuhalten. — Nichts soll von der Hauptmasse getrennt sein, was nicht durch einen dringenden Zweck von ihr abgerufen wird. An diesem Kriterium halten wir fest und sehen es als einen zuverlässigen Führer an. Welches die vernünftigen Ursachen einer Theilung der Kräfte sein können, werden wir nach und nach kennen lernen. Dann werden wir auch sehen, dafs dieser Grundsatz nicht in jedem Kriege dieselben allgemeinen Folgen haben kann, sondern dafs sich diese nach Zweck und Mittel verändern.

Es klingt unglaublich und ist doch hundertmal vorgekommen, dafs die Streitkräfte getheilt und getrennt worden sind blos nach dem dunklen Gefühl herkömmlicher Manier, ohne deutlich zu wissen, warum.

Erkennt man die Vereinigung der ganzen Streitkraft als die Norm an und jede Trennung und Theilung als eine Abweichung, die motivirt sein mufs, so wird nicht nur jene Thorheit ganz vermieden, sondern auch manchem falschen Theilungsgrund der Zutritt versperrt[1]).

Zwölftes Kapitel.

Vereinigung der Kräfte in der Zeit.

Wir haben es hier mit einem Begriff zu thun, der da, wo er ins thätige Leben ausläuft, mancherlei trügerischen Schein verbreitet; eine klare Feststellung und Durchführung der Vorstellungen ist uns daher Bedürfnifs, und so hoffen wir, man wird uns abermals eine kleine Analyse erlauben.

Der Krieg ist ein Stofs entgegengesetzter Kräfte auf einander, woraus von selbst folgt, dafs die stärkere die andere nicht blos vernichtet, sondern in ihre Bewegung mitfortreifst. Dies läfst im Grunde keine nachhaltige (successive) Wirkung der Kräfte zu, sondern es mufs die gleichzeitige Anwendung aller für einen Stofs bestimmten Kräfte als ein Urgesetz des Krieges erscheinen.

So ist es auch wirklich, aber nur so weit, als der Kampf auch wirklich dem mechanischen Stofse gleicht; wo aber derselbe in einer dauernden, gegenseitigen Einwirkung vernichtender Kräfte besteht, da kann allerdings eine nachhaltige Wirkung der Kräfte gedacht werden. Dies ist in der Taktik der Fall, hauptsächlich weil das Feuergewehr die Hauptgrundlage aller Taktik ist, aber auch aus anderen Gründen. Wenn im Feuergefecht 1000 Mann gegen 500 gebraucht werden, so ist die Gröfse ihres Verlustes zusammengesetzt aus der Gröfse der feindlichen Kräfte und der eigenen. Tausend schiefsen noch einmal so viel als 500; gegen 1000 aber treffen auch mehr Kugeln als gegen 500, weil doch vorauszusetzen ist, dafs sie dichter stehen

[1]) Eine goldene Regel.

als Jene. Dürften wir annehmen, dafs auch die Anzahl der treffenden Kugeln bei ihnen doppelt so grofs wäre, so würde der Verlust von beiden Seiten gleich sein. Von den 500 würden z. B. 200 aufser Gefecht sein, und von den 1000 gleichfalls. Hätten nun jene 500 eben so viele hinter sich, die bis dahin ganz aufser dem Feuer gehalten wurden, so würden beide Theile 800 Mann gesund haben, von welchen aber der eine 500 Mann ganz frisch mit voller Munition und mit vollen Kräften hätte, der andere aber nur 800 Mann, die alle in gleichem Mafse aufgelöst, ohne hinlängliche Munition und in geschwächter Kraft sind. Die Voraussetzung, dafs die tausend Mann blos wegen ihrer gröfsern Zahl auch doppelt so viel verlieren sollten, als 500 an ihrer Stelle verloren haben würden, ist allerdings nicht richtig, es mufs also bei jener ursprünglichen Ordnung der gröfsere Verlust, welchen Der erleidet, der die Hälfte seiner Kraft zurückgestellt hat, als ein Nachtheil angesehen werden; eben so mufs in der Allgemeinheit der Fälle eingeräumt werden, dafs den tausend Mann im ersten Augenblick der Vortheil werden kann, ihre Gegner aus ihrem Standpunkt zu vertreiben und in eine rückgängige Bewegung zu bringen; ob nun diese beiden Vortheile dem Nachtheile das Gleichgewicht halten, sich mit 800 Mann durch das Gefecht aufgelöster Truppen gegen einen Feind zu befinden, der wenigstens nicht merklich schwächer ist und 500 Mann ganz frischer Truppen hat: das kann eine weiter getriebene Analyse nicht mehr entscheiden, sondern man mufs hier auf die Erfahrung sich stützen, und da wird es wohl keinen Offizier von einiger Kriegserfahrung geben, welcher nicht in der Allgemeinheit der Fälle das Uebergewicht Demjenigen zuschreiben wird, der die frischen Kräfte hat.

Auf diese Weise wird es klar, wie die Anwendung zu grofser Kräfte im Gefechte nachtheilig werden kann; denn wie viele Vortheile uns auch die Ueberlegenheit im ersten Augenblick geben mag, vielleicht müssen wir im nächsten dafür büfsen.

Diese Gefahr reicht aber nur so weit, als die Unordnung, der Zustand der Auflösung und Schwächung reicht, mit einem Wort, die Krisis, welche jedes Gefecht auch beim Sieger mit sich bringt. In dem Bereiche dieses geschwächten Zustandes ist die Erscheinung einer verhältnifsmäfsigen Anzahl frischer Truppen entscheidend.

Wo aber diese auflösende Wirkung des Sieges aufhört, und also nur die moralische Ueberlegenheit bleibt, die jeder Sieg giebt, da ist die frische Kraft nicht mehr im Stande, das Verlorne gut zu machen, da wird sie mit fortgerissen. Ein geschlagenes Heer kann Tages darauf nicht mehr durch eine starke Reserve zum Sieg zurückgeführt werden. Hier befinden wir uns an der Quelle eines höchst wesentlichen Unterschiedes zwischen Taktik und Strategie.

Es liegen nämlich die taktischen Erfolge, die Erfolge innerhalb des Gefechts und vor seinem Schlufs, gröfstentheils noch in dem Bereiche jener Auflösung und Schwächung; die strategischen aber, d. h. der Erfolg des Totalgefechts, der fertige Sieg, grofs oder klein, wie er auch sei, liegt schon aufserhalb dieses Bereichs. Erst wenn die Erfolge der Theilgefechte sich zu einem selbständigen Ganzen verbunden haben, tritt der strategische Erfolg

ein, dann hört aber der Zustand der Krisis auf, die Kräfte gewinnen ihre ursprüngliche Gestalt wieder und sind nur um den Theil geschwächt, der wirklich vernichtet worden ist.

Die Folge dieses Unterschieds ist, dafs die Taktik einen nachhaltigen Gebrauch von den Kräften machen kann, die Strategie nur einen gleichzeitigen.

Kann ich in der Taktik nicht mit dem ersten Erfolg alles entscheiden, mufs ich den nächsten Augenblick fürchten, so folgt von selbst, dafs ich für den Erfolg des ersten Augenblicks nur so viel Kräfte verwende, als dazu nöthig scheinen, und die übrigen aus der Vernichtungssphäre sowohl des Feuers als des Faustkampfes entfernt halte, um frischen Kräften frische entgegenzustellen oder mit solchen geschwächte überwinden zu können. So ist es aber nicht in der Strategie. Theils hat sie, wie wir eben gezeigt haben, nachdem ihr Erfolg eingetreten ist, nicht so leicht eine Rückwirkung zu befürchten, weil mit diesem Erfolg die Krisis aufhört, theils werden nicht nothwendig alle Kräfte, die strategisch sind, geschwächt. Nur was mit der feindlichen Kraft taktisch im Konflikt, d. h. im Theilgefecht begriffen ist, wird durch sie geschwächt, also, wenn die Taktik nicht unnütz verschwendet, nur so viel, als unvermeidlich ist, keineswegs aber alles, was strategisch mit ihr im Konflikt ist. Corps, welche wegen Ueberlegenheit der Kräfte wenig oder gar nicht gefochten und durch ihre blofse Gegenwart mit entschieden haben, sind nach der Entscheidung, was sie vorher waren, und für neue Zwecke eben so brauchbar, als wenn sie müfsig gewesen wären. Wie sehr aber solche die Uebermacht gebenden Corps zum Totalerfolge beitragen können, ist an sich klar; ja selbst das ist nicht schwer einzusehen, wie sie selbst den Verlust der im taktischen Konflikt begriffenen Kräfte unsererseits beträchtlich verringern können.

Wächst also in der Strategie der Verlust nicht mit dem Umfang der gebrauchten Kräfte, wird er sogar durch denselben oft verringert, und ist, wie sich von selbst versteht, die Entscheidung dadurch mehr für uns gesichert, so folgt von selbst, dafs man niemals zu viel Kräfte anwenden könne, und folglich auch, dafs die zur Verwendung vorhandenen gleichzeitig angewendet werden müssen.

Aber wir müssen den Satz noch auf einem andern Felde durchkämpfen. Wir haben bis jetzt nur vom Kampfe selbst gesprochen; er ist die eigentliche kriegerische Thätigkeit, aber Menschen, Zeit und Raum, welche als die Träger dieser Thätigkeit erscheinen, müssen dabei berücksichtigt, und die Produkte ihrer Einwirkungen in die Betrachtung mitaufgenommen werden.

Mühen, Anstrengungen und Entbehrungen sind im Kriege ein eigenes, nicht wesentlich zum Kampf gehöriges, aber mehr oder weniger unzertrennlich mit ihm verbundenes Vernichtungsprinzip, und zwar eins, das der Strategie vorzugsweise angehört. Sie finden zwar in der Taktik auch statt und vielleicht da im höchsten Grade, aber da die taktischen Akte von geringerer Dauer sind, so können die geringen Wirkungen von Anstrengungen und Entbehrungen in ihnen auch wenig in Betracht kommen. Aber in der Strategie, wo Zeiten und Räume gröfser sind, wird die Wirkung nicht nur stets

merklich, sondern oft ganz entscheidend. Es ist nicht ungewöhnlich, dafs ein siegreiches Heer viel mehr an Krankheiten, als in Gefechten verliert.

Betrachten wir also diese Vernichtungssphäre in der Strategie, wie wir die des Feuers und des Faustkampfes in der Taktik betrachtet haben, so können wir uns allerdings vorstellen, dafs alles, was ihr ausgesetzt ist, am Ende des Feldzugs oder eines andern strategischen Abschnittes in einen Zustand der Schwächung geräth, welcher eine neu erscheinende, frische Kraft entscheidend macht. Man könnte also hier wie dort veranlafst werden, den ersten Erfolg mit so wenigem als möglich zu suchen, um sich diese frische Kraft für das Ende aufzubewahren.

Um diesen Gedanken, welcher in zahlreichen Fällen der Anwendung einen grofsen Schein von Wahrheit haben wird, genau zu würdigen, müssen wir den Blick auf die einzelnen Vorstellungen desselben richten. Zuerst muss man den Begriff der blofsen Verstärkung nicht mit einer frischen, unabgenutzten Kraft verwechseln. Es giebt wenig Feldzüge, an deren Schlufs nicht dem Sieger wie dem Besiegten ein neuer Zuwachs der Kräfte höchst erwünscht, ja entscheidend erscheinen sollte; aber davon ist hier nicht die Rede, denn dieser Zuwachs an Kräften würde nicht nöthig sein, wenn diese gleich Anfangs so viel gröfser gewesen wären. Dafs aber ein frisch ins Feld rückendes Heer seinem moralischen Werthe nach besser zu achten wäre, als das schon im Felde stehende, so wie eine taktische Reserve allerdings besser zu achten ist, als eine Truppe, die schon viel im Gefecht gelitten hat, das wäre gegen alle Erfahrung. Eben so viel wie ein unglücklicher Feldzug den Truppen an Muth und moralischer Kraft nimmt, eben so viel erhöht ein glücklicher ihren Werth von dieser Seite, so dafs sich diese Wirkungen in der Allgemeinheit der Fälle ausgleichen und dann noch die Kriegsgewohnheit als ein reiner Gewinn übrig bleibt. Ueberdies mufs hier der Blick mehr auf die glücklichen als auf die unglücklichen Feldzüge gerichtet sein, weil da, wo der letztere sich mit mehr Wahrscheinlichkeit vorhersehen läfst, ohnehin die Kräfte fehlen, und an eine Zurückstellung eines Theils derselben zum spätern Gebrauch nicht zu denken ist.

Ist dieser Punkt beseitigt, so frägt es sich: wachsen die Verluste, welche eine Streitkraft durch Anstrengungen und Entbehrungen erleidet, eben so wie ihr Umfang, wie das im Gefecht der Fall ist? und darauf mufs man „nein" antworten.

Die Anstrengungen entstehen gröfstentheils aus den Gefahren, von welchen jeder Augenblick des kriegerischen Aktes mehr oder weniger durchdrungen ist. Diesen Gefahren überall zu begegnen, in seinem Handeln mit Sicherheit fortzuschreiten, das ist der Gegenstand einer grossen Menge von Thätigkeiten, welche den taktischen und strategischen Dienst des Heeres ausmachen[1]). Dieser Dienst wird schwieriger, je schwächer das Heer ist, und leichter, je mehr seine Ueberlegenheit gegen das feindliche zunimmt. Wer

---

[1]) Hier findet sich der erste Anklang an die, wie wir meinen, ganz eigenartige Funktion der „Sicherung", die füglich auch schon in den Abhandlungen über die „Ungewifsheit im Kriege" hätte berührt werden können.

kann das bezweifeln? Ein Feldzug gegen einen viel schwächern Feind wird also auch geringere Anstrengungen kosten, als gegen einen eben so starken oder gar stärkern.

Das sind die Anstrengungen. Etwas anders sieht es mit den Entbehrungen aus. Diese bestehen hauptsächlich in zwei Gegenständen: dem Mangel an Lebensmitteln und dem Mangel beim Unterkommen der Truppen, sei es im Quartiere oder in bequemen Lägern. Beide werden allerdings um so grösser sein, je zahlreicher das Heer auf demselben Fleck ist. Allein giebt denn nicht gerade die Uebermacht auch die besten Mittel, sich auszubreiten und mehr Raum, also auch mehr Mittel des Unterhaltes und des Unterkommens zu finden?

Wenn Bonaparte im Jahre 1812 beim Vordringen in Russland sein Heer auf eine unerhörte Weise zu grossen Massen auf einer Strasse vereinigt und dadurch einen eben so unerhörten Mangel veranlasst hat, so muss man das seinem Grundsatz zuschreiben, nie stark genug auf dem entscheidenden Punkt sein zu können. Ob er diesen Grundsatz hier übertrieben hat oder nicht, ist eine Frage, die nicht hierher gehört, aber gewiss ist es, dass, wenn er dem dadurch hervorgerufenen Mangel hätte aus dem Wege gehen wollen, er nur in einer grösseren Breite vorzugehen brauchte; es fehlte dazu in Russland nicht an Raum und wird in den wenigsten Fällen daran fehlen. Es kann also hieraus kein Grund hergeleitet werden, um zu beweisen, dass die gleichzeitige Anwendung sehr überlegener Kräfte eine grössere Schwächung hervorbringen musste. Gesetzt nun aber, Wind und Wetter und die unvermeidlichen Anstrengungen des Krieges hätten auch an dem Theil des Heeres, welchen man als eine überschiessende Macht allenfalls für einen spätern Gebrauch hätte aufbewahren können, trotz der Erleichterungen, welche dieser Theil dem Ganzen verschaffte, doch eine Verminderung bewirkt, so muss man doch nun erst alles wieder mit einem Gesammtblick im Zusammenhange auffassen und also fragen: wird diese Verminderung so viel betragen, als der Gewinn an Kräften, welchen wir durch unsere Uebermacht auf mehr als einem Wege machen können?

Aber es giebt noch einen sehr wichtigen Punkt zu berühren. In dem Theilgefecht kann man ohne grosse Schwierigkeit die Kraft ungefähr bestimmen, welche zu einem grössern Erfolg, den man sich vorgesetzt hat, nöthig ist, und folglich auch bestimmen, was überflüssig sein würde. In der Strategie ist dies so gut wie unmöglich, weil der strategische Erfolg keinen so bestimmten Gegenstand und keine so nahen Grenzen hat [2]). Was also in der Taktik als ein Ueberfluss von Kräften angesehen werden kann, muss in der Strategie als ein Mittel betrachtet werden, den Erfolg zu erweitern, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet; mit der Grösse des Erfolges aber wachsen die Prozente des Gewinnes, und das Uebergewicht der Kräfte kann auf

---

[2]) Diese beiden so vollkommen wahren Sätze rechtfertigen wohl am besten eine getrennte Betrachtung der „Schlacht" (von welcher hier überall die Rede ist), namentlich auch in Bezug auf die zur Frage stehende „Vereinigung der Kräfte in der Zeit": als einen „strategischen" und einen „taktischen Akt", für welch' jeden die Antwort anders ausfallen wird.

diese Weise schnell zu einem Punkte kommen, welchen die sorgfältigste Oekonomie der Kräfte nie erreicht haben würde.

Vermittelst seiner ungeheuern Ueberlegenheit gelang es Bonaparte im Jahre 1812 bis Moskau vorzudringen und diese Centralhauptstadt einzunehmen; wäre es ihm auch vermittelst eben dieser Uebermacht noch gelungen, das russische Heer vollkommen zu zertrümmern, so würde er wahrscheinlich einen Frieden in Moskau geschlossen haben, der auf jede andere Weise weniger erreichbar war. Dies Beispiel soll den Gedanken nur erklären, nicht beweisen, was einer umständlichen Entwicklung bedürfte, zu welcher hier nicht der Ort ist.[3])

Alle diese Betrachtungen sind blos auf den Gedanken einer successiven Kraftanwendung gerichtet und nicht auf den eigentlichen Begriff einer Reserve, welchen sie zwar unaufhörlich berühren, der aber, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, noch mit anderen Vorstellungen zusammenhängt.

Was wir hier ausmachen wollten, ist, dafs, wenn in der Taktik die Streitkraft schon durch die blofse Dauer der wirklichen Anwendung eine Schwächung erleidet, die Zeit also als ein Faktor in dem Produkt erscheint, dies in der Strategie nicht auf eine wesentliche Art der Fall ist. Die zerstörenden Wirkungen, welche die Zeit auf die Streitkräfte auch in der Strategie übt, werden durch die Masse derselben theils vermindert, theils auf andere Weise eingebracht, und es kann daher in der Strategie nicht die Absicht sein, die Zeit um ihrer selbst willen zu seinem Verbündeten zu machen, indem man die Kräfte nach und nach zur Anwendung bringt.

Wir sagen „um ihrer selbst willen", denn der Werth, welchen die Zeit wegen anderer Umstände, die sie herbeiführt, die aber von ihr selbst verschieden sind, für den einen der beiden Theile haben kann, ja nothwendig haben mufs, ist etwas ganz Anderes, ist nichts weniger als gleichgültig oder unwichtig und wird der Gegenstand einer anderen Betrachtung sein.

Das Gesetz, welches wir zu entwickeln versuchten, ist also: Alle Kräfte, welche für einen strategischen Zweck bestimmt und vorhanden sind, sollen **gleichzeitig** auf denselben verwendet werden[4]), und diese Verwendung wird um so vollkommener sein, je mehr alles in einen Akt und in einen Moment zusammengedrängt wird.

Es giebt aber darum doch einen Nachdruck und eine nachhaltige Wirkung in der Strategie, und wir können sie um so weniger übersehen, als sie ein Hauptmittel des endlichen Erfolges ist, nämlich die fortdauernde Entwick-

---

[3]) Vgl. Bd. VII. Zweite Auflage. S. 56.

[4]) Was aber selbstredend **nicht** auch ihre „gleichzeitige" Verwendung für den „taktischen" Zweck einschliefst, selbst wenn die „strategische" Verwendung „Alles in einen Akt und einen Moment" — die Entscheidungsschlacht — „zusammendrängt"!

Ueberhaupt ist es nothwendig, in dieser ganzen Abhandlung streng die strategische von der taktischen Seite der gebotenen Erörterungen auseinander zu halten.

lung neuer Kräfte. Auch dies ist der Gegenstand eines andern Kapitels, und wir nennen ihn blos, um zu verhüten, dafs der Leser nicht etwas im Auge habe, wovon wir gar nicht sprechen.

Wir wenden uns nun zu einem mit unsren bisherigen Betrachtungen sehr nahe verwandten Gegenstand, durch dessen Feststellung dem Ganzen erst sein volles Licht gegeben werden kann, wir meinen die strategische Reserve.

Dreizehntes Kapitel.

Strategische Reserve.

Eine Reserve hat zwei Bestimmungen, die sich wohl von einander unterscheiden lassen, nämlich erstens die Verlängerung und Erneuerung des Kampfes, und zweitens den Gebrauch gegen unvorhergesehene Fälle. Die erste Bestimmung setzt den Nutzen einer successiven Kraftanwendung voraus und kann deshalb in der Strategie nicht vorkommen. Die Fälle, wo ein Corps nach einem Punkt hingeschickt wird, der im Begriff ist überwältigt zu werden, sind offenbar in die Kategorie der zweiten Bestimmung zu setzen, weil der Widerstand, welchen man hier zu leisten hat, nicht hinlänglich vorhergesehen worden ist. Ein Corps aber, das zur blofsen Verlängerung des Kampfes bestimmt und zu dem Behuf zurückgestellt ist, würde, nur aufser den Bereich des Feuers gestellt, dem im Gefecht Befehlenden untergeordnet und zugewiesen, mithin eine taktische und keine strategische Reserve sein.

Das Bedürfniss aber, eine Kraft für unvorhergesehene Fälle bereit zu haben, kann auch in der Strategie vorkommen, und folglich kann es auch eine strategische Reserve geben, aber nur da, wo unvorhergesehene Fälle denkbar sind. In der Taktik, wo man die Massregeln des Feindes meistens erst durch den Augenschein kennen lernt, und wo jedes Gehölz und jede Falte eines wellenförmigen Bodens dieselben verbergen kann, muss man natürlich immer mehr oder weniger auf unvorhergesehene Fälle gefasst sein, um diejenigen Punkte unsres Ganzen, welche sich zu schwach zeigen, hinterher verstärken und überhaupt die Anordnung unsrer Kräfte mehr nach Mafsgabe der feindlichen einrichten zu können.

Auch in der Strategie müssen solche Fälle vorkommen, weil der strategische Akt unmittelbar an den taktischen anknüpft. Auch in der Strategie wird manche Anordnung erst nach dem Augenschein, nach ungewissen, von einem Tage zum andern, von einer Stunde zur andern eingehenden Nachrichten, endlich nach den wirklichen Erfolgen der Gefechte getroffen; es ist also eine wesentliche Bedingung der strategischen Führung, dafs nach Mafsgabe der Ungewifsheit Streitkräfte zur späteren Verwendung zurückgehalten werden.

Bei der Vertheidigung überhaupt, besonders aber bei der Vertheidigung

gewisser Bodenabschnitte, wie Flüsse, Gebirge u. s. w. kommt dies bekanntlich unaufhörlich vor.

Aber diese Ungewifsheit nimmt ab, je weiter sich die strategische Thätigkeit von der taktischen entfernt, und hört fast ganz in jenen Regionen derselben auf, wo sie an die Politik grenzt.

Wohin der Feind seine Kolonnen zur Schlacht führt, kann man nur aus dem Augenschein erkennen; wo er einen Flufs überschreiten wird, aus wenigen Anstalten, die sich kurz vorher kund thun, auf welcher Seite er unser Reich anfallen werde, das verkünden gewöhnlich schon alle Zeitungen, ehe noch ein Pistolenschufs fällt. Je gröfserer Art die Mafsnahmen werden, um so weniger kann man mit ihnen überraschen. Zeit und Räume sind so grofs, die Verhältnisse, aus welchen die Handlung hervorgeht, so bekannt und wenig veränderlich, dafs man das Ergebnifs entweder zeitig genug erfährt oder mit Gewifsheit erforschen kann.

Von der andern Seite wird auch der Gebrauch einer Reserve, wenn sie wirklich vorhanden wäre, in diesem Gebiete der Strategie immer unwirksamer, je weiter die Mafsregel gegen das Ganze hinaufrückt.

Wir haben gesehen, dafs die Entscheidung eines Theilgefechtes an sich nichts ist, sondern dafs alle Theilgefechte erst in der Entscheidung des Totalgefechtes ihre Erledigung finden.

Aber auch diese Entscheidung des Totalgefechtes hat nur eine relative Bedeutung in sehr vielen Abstufungen, jenachdem die Streitkraft, über welche der Sieg errungen ist, einen mehr oder weniger grofsen und bedeutenden Theil des Ganzen ausmachte. Das verlorne Treffen eines Corps kann durch den Sieg des Heeres gut gemacht werden, und selbst die verlorne Schlacht eines Heeres könnte durch die gewonnene eines bedeutenderen nicht blos aufgewogen, sondern in ein glückliches Ereignifs verwandelt werden (die beiden Tage von Kulm 1813). Niemand kann dies bezweifeln; aber es ist eben so klar, dafs das Gewicht eines jeden Sieges (der glückliche Erfolg eines jeden Totalgefechtes) um so selbständiger wird, je bedeutender der besiegte Theil war, und dafs also die Möglichkeit, das Verlorne durch ein späteres Ereignifs wieder einzubringen, in dieser Richtung immer mehr abnimmt. Wie sich das näher bestimmt, werden wir an einem andern Ort zu betrachten haben; hier ist es uns genug, auf das unzweifelhafte Dasein dieser Progression aufmerksam gemacht zu haben.

Fügen wir nun endlich diesen beiden Betrachtungen noch die dritte hinzu, nämlich dafs, wenn der nachhaltige Gebrauch der Streitkräfte in der Taktik die Hauptentscheidung immer gegen das Ende des ganzen Aktes hin verschiebt, das Gesetz des gleichzeitigen Gebrauchs in der Strategie umgekehrt die Hauptentscheidung (welche nicht die endliche zu sein braucht) fast immer am Anfang des grofsen Aktes stattfinden läfst, so werden wir in diesen drei Resultaten Gründe genug haben, um strategische Reserve immer entbehrlicher, immer unnützer und immer gefährlicher zu finden, je umfassender ihre Bestimmung ist.

Der Punkt aber, wo die Idee der strategischen Reserve anfängt widersprechend zu werden, ist nicht schwer zu bestimmen: er liegt in der Haupt-

entscheidung. Die Verwendung aller Kräfte mufs sich innerhalb der Hauptentscheidung befinden, und jede Reserve (fertiger Streitkräfte), welche erst nach dieser Entscheidung gebraucht werden sollte, ist widersinnig.

Wenn also die Taktik in ihren Reserven das Mittel hat, nicht blos den unvorhergesehenen Anordnungen des Feindes zu begegnen, sondern auch den niemals vorherzusehenden Erfolg des Gefechts da, wo er unglücklich ist, wieder gut zu machen, so mufs die Strategie, wenigstens was die grofse Entscheidung betrifft, auf dieses Mittel verzichten; sie kann die Nachtheile, welche auf einem Punkt eintreten, in der Regel nur durch die Vortheile wieder gut machen, die sie auf anderen erhält, und in wenigen Fällen, indem sie Kräfte von einem Punkte zum andern überführt; niemals aber soll oder darf sie auf den Gedanken kommen, einem solchen Nachtheil durch eine zurückgestellte Kraft im Voraus begegnen zu wollen.

Wir haben die Idee einer strategischen Reserve, welche bei der Hauptentscheidung nicht mitwirken soll, für widersinnig erklärt, und das ist sie so unzweifelhaft, dafs wir gar nicht versucht gewesen sein würden, sie einer solchen Analyse zu unterwerfen, wie in diesen beiden Kapiteln geschehen ist, wenn sie sich nicht, unter andere Vorstellungen verkappt, etwas besser ausnähme und so häufig zum Vorschein käme. Der Eine sieht in ihr den Preis strategischer Weisheit und Vorsicht, der Andere verwirft sie und mit ihr die Idee jeder Reserve, folglich auch der taktischen. Dieser Ideenwirrwarr geht ins wirkliche Leben über, und will man ein glänzendes Beispiel davon sehen, so erinnere man sich, dafs Preufsen 1806 eine Reserve von 20,000 Mann unter dem Prinzen Eugen von Württemberg in der Mark kantoniren liefs, welche dann nicht mehr zur rechten Zeit die Saale erreichen konnte, und dafs andere 25,000 Mann dieser Macht in Ost- und Südpreufsen zurückblieben, welche man als eine Reserve erst später auf den Feldfufs setzen wollte.

Nach diesen Beispielen wird man uns wohl nicht Schuld geben, dafs wir mit Windmühlen gefochten haben[1]).

Vierzehntes Kapitel.

Oekonomie der Kräfte.

Der Pfad der Ueberlegung läfst sich, wie wir gesagt haben, durch Grundsätze und Ansichten selten bis zu einer blofsen Linie einengen. Es bleibt immer ein gewisser Spielraum. So ist es aber in allen praktischen Künsten des Lebens. Für die Schönheitslinien giebt es keine Abszissen und Ordinaten, Kreis und Ellipse werden nicht durch ihre algebraischen Formeln zu

---

[1]) Dank dieser schlagenden Abfertigung einer einst sehr cultivirten Idee kann unsere Zeit jetzt wirklich das Kapitel fast wie einen Kampf gegen Windmühlen ansehen!

Stande gebracht. Es mufs sich also der Handelnde bald dem feinern Takt des Urtheils überlassen, der, aus natürlichem Scharfsinn hervorgehend und durch Nachdenken gebildet, das Rechte fast bewufstlos trifft, bald mufs er das Gesetz zu hervorstechenden Merkmalen vereinfachen, welche seine Regeln bilden, bald mufs die eingeführte Methode der Stab werden, an welchen er sich hält.

Als ein solches vereinfachtes Merkmal, als einen Handgriff des Geistes sehen wir den Gesichtspunkt an, stets über die Mitwirkung aller Kräfte zu wachen, oder mit andern Worten, es immer und immer im Auge zu haben, dafs kein Theil derselben müfsig sei. Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Theil seiner Kräfte marschiren, d. h. todt sein läfst, während die feindlichen schlagen, Der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt. In diesem Sinne giebt es eine Verschwendung der Kräfte, die selbst schlimmer ist als ihre unzweckmäfsige Verwendung. Wenn einmal gehandelt werden soll, so ist das erste Bedürfnifs, dafs alle Theile handeln, weil die unzweckmäfsigste Thätigkeit doch einen Theil der feindlichen Kräfte beschäftigt und niederschlägt, während die ganz müfsigen Kräfte für den Augenblick ganz neutralisirt sind. Unverkennbar hängt diese Ansicht mit den Grundsätzen der drei letzten Kapitel zusammen; es ist dieselbe Wahrheit, aber von einem etwas mehr umfassenden Standpunkt aus gesehen und in eine einzige Vorstellung zusammengedrängt.

Fünfzehntes Kapitel.

Geometrisches Element.

Wie sehr das geometrische Element oder die Form in der Aufstellung der Streitkräfte im Kriege zu einem vorherrschenden Prinzip werden kann, sehen wir an der Befestigungskunst, wo die Geometrie fast das Gröfste und Kleinste besorgt. Auch in der Taktik spielt sie eine grofse Rolle. Von der Taktik im engeren Sinn, der Bewegungslehre der Truppen, ist sie die Grundlage; in der Feldbefestigung aber so wie in der Lehre von den Stellungen und ihrem Angriff herrschen ihre Winkel und Linien wie Gesetzgeber, welche den Streit zu entscheiden haben. Manches ist hier zu falscher Anwendung gekommen und Anderes war nur Spielerei; aber dennoch hat gerade in der heutigen Taktik, wo man in jedem Gefecht seinen Gegner zu umfassen sucht, das geometrische Element von Neuem eine grofse Wirksamkeit erhalten, zwar in sehr einfacher, aber immer wiederkehrender Anwendung. Nichts desto weniger kann in der Taktik, wo alles beweglicher, wo die moralischen Kräfte, die individuellen Züge und der Zufall einflufsreicher sind, als im Festungskriege, das geometrische Element nicht eben so wie in diesen vorherrschen. Noch geringer aber ist sein Einflufs in der Strategie. Zwar sind auch hier die Formen in der Aufstellung der Streitkräfte, die Gestalt der Länder und

Staaten von grofsem Einflufs; das geometrische Prinzip ist aber hier nicht entscheidend wie in der Befestigungskunst und lange nicht so wichtig wie in der Taktik. — Auf welche Weise jener Einflufs sich zeigt, wird sich erst nach und nach an denjenigen Stellen sagen lassen, wo er eintritt und Rücksicht verdient. Hier wollen wir vielmehr auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher dabei zwischen Taktik und Strategie besteht.

In der Taktik kommen Zeit und Raum schnell auf ihr absolut Kleinstes zurück. Wenn eine Truppe von der feindlichen in Seite und Rücken gefafst wird, so kommt es bald auf den Punkt, wo ihr gar kein Rückzug mehr bleibt; eine solche Lage ist der absoluten Unmöglichkeit, weiter zu fechten, nahe, und sie mufs sich also daraus befreien oder derselben vorbeugen. Dies giebt allen dahin zielenden Kombinationen von Hause aus eine grofse Wirksamkeit, und diese besteht gröfstentheils in den Besorgnissen, welche sie dem Gegner über die Folgen einflöfsen. Darum ist die geometrische Aufstellung der Streitkräfte ein so wesentlicher Faktor in dem Produkt.

Von alle dem hat die Strategie wegen der grofsen Räume und Zeiten nur einen schwachen Reflex. Man schiefst nicht von einem Kriegstheater bis zum andern, sondern es vergehen oft Wochen und Monate, ehe eine angelegte strategische Umgehung zur Wirklichkeit kommt. Ferner sind die Räume so grofs, dafs die Wahrscheinlichkeit, zuletzt den rechten Punkt zu treffen, auch bei den besten Mafsregeln sehr gering bleibt.

In der Strategie ist also die Wirkung solcher Kombinationen, d. h. des geometrischen Elements, viel geringer, und darum ist die Wirkung dessen, was man einstweilen faktisch auf einem Punkt errungen hat, viel gröfser. Dieser Vortheil hat Zeit, seine volle Wirkung zu äufsern, ehe er von entgegengesetzten Besorgnissen darin gestört oder gar vernichtet wird. Wir scheuen uns daher nicht, es als eine ausgemachte Wahrheit anzusehen, dafs es in der Strategie mehr auf die Anzahl und den Umfang siegreicher Gefechte ankomme, als auf die Form der grofsen Lineamente, in welcher sie zusammenhängen.

Gerade die umgekehrte Ansicht ist ein Lieblingsthema der neueren Theorie gewesen, weil man geglaubt hat, dadurch der Strategie eine gröfsere Wichtigkeit zu geben. In der Strategie aber sah man wieder die höhere Funktion des Geistes, und so glaubte man den Krieg dadurch zu veredeln und, wie man vermöge einer neuen Substitution der Begriffe sagte, wissenschaftlicher zu machen. Wir halten es für einen Hauptnutzen einer vollständigen Theorie, solchen Verschrobenheiten ihr Ansehen zu nehmen, und da das geometrische Element die Hauptvorstellung ist, von welcher dieselbe auszugehen pflegt, so haben wir diesen Punkt ausdrücklich herausgehoben.[1])

---

[1]) Die Abfertigung, welche Clausewitz hier dem „verschrobenen" Einflusse des geometrischen Elementes angedeihen läfst, hat ihre vollste Berechtigung:
a) Der Clausewitzschen Definition des Begriffs „Strategie", als kurzweg

Sechszehntes Kapitel.

Ueber den Stillstand im kriegerischen Akt.

Wenn man den Krieg als einen Akt gegenseitiger Vernichtung ansieht so mufs man sich nothwendigerweise beide Theile als im Allgemeinen vorschreitend denken, zugleich aber mufs man sich, was den jedesmaligen Augenblick betrifft, fast eben so nothwendigerweise den einen als abwartend, und nur den andern als vorschreitend denken, denn die Umstände werden niemals auf beiden Seiten völlig gleich sein oder sich völlig gleich bleiben. Es wird mit der Zeit ein Wechsel entstehen, woraus denn folgt, dafs der gegenwärtige Augenblick dem einen günstiger ist, als dem andern. Setzt man nun bei beiden Feldherren eine vollkommene Kenntnifs dieser Umstände voraus, so entspringt daraus für den einen ein Grund des Handelns, der dann zugleich für den andern ein Grund des Abwartens wird. Es können also hiernach Beide nicht zugleich das Interesse des Vorschreitens, aber auch nicht zugleich das Interesse des Abwartens haben. Dieses gegenseitige Ausschliefsen desselben Zwecks ist hier nicht aus dem Grunde der allgemeinen Polarität hergeleitet, und also kein Widerspruch gegen die Behauptung des fünften Kapitels des zweiten Buchs [1]), sondern rührt daher, dafs hier für beide Feldherren wirklich dieselbe Sache Bestimmungsgrund wird, nämlich

---

gleichbedeutend mit „Kriegführung" („Anwendung der Gefechte zum Zwecke des Krieges!") und

b) denjenigen Theoretikern gegenüber, welche trotz einer beschränkter gefafsten Definition des Wortes „Strategie": den „Linien und Winkeln" dennoch den „entscheidenden" Einflufs im Kriege vindiciren wollen, wie dies namentlich Bülow, einigermafsen auch Jomini, durchaus aber nicht — trotz des vielen Geredes — Willisen thut!

Im „beschränkteren" Begriff der Strategie spielt aber doch immerhin das geometrische Element eine sehr grofse Rolle; strategische „Umfassung, Umgehung, Durchbruch; Central- oder Flankenstellung; die Beziehungen zwischen Basis, Operations- und Rückzugslinien?" — das Alles sind immer wiederkehrende Fragen geometrischer Natur, die sich aber allerdings nicht, wie besonders jene beiden erstgenannten Schriftsteller dazu neigen, nach der Art „geometrischer Probleme" lösen lassen und deren irgendwie erfolgende Lösung darum an sich auch niemals einen „entscheidenden" Einflufs haben kann, wenn die „Taktik" (der Schlachtsieg) nicht ihr placet darunter setzt.

Das — aber auch nur das will Clausewitz hier verfechten und „herausheben"; niemals aber darf man aus diesem Kapitel herauslesen wollen, dafs der Autor z. B. das Lagenverhältnifs der Richtungslinie des eigenen Stofses zu der strategischen Frontlinie des Gegners (d. i. aber doch eben das geometrische Element!) für etwas „ganz gleichgültiges" hat erklären wollen, oder gar, dafs er kein Verständnifs dafür gehabt habe, dafs eine siegreiche Schlacht, welche den Feind (geometrisch!) von seiner Rückzugslinie abdrängt, unendlich gröfsere Erfolge haben mufs, als wenn sie ihn nur frontal längs derselben zurückdrückt! u. dgl. Man mufs sich eben erinnern, dafs Clausewitz auch vielfach „polemisch" werden mufste, wobei man die Dinge dann für den Moment immer gern etwas einseitig schroff anfafst!!

[1]) Es mufs heifsen: „ersten Kapitel des ersten Buches"!

die Wahrscheinlichkeit einer Verbesserung oder Verschlimmerung ihrer Lage durch die Zukunft.

Liefse man aber auch die Möglichkeit einer völligen Gleichheit der Umstände in dieser Beziehung zu, oder nimmt man darauf Rücksicht, dafs die mangelhafte Kenntnifs der gegenseitigen Lagen beiden Feldherren es so erscheinen lassen kann, so hebt doch die Verschiedenheit der politischen Zwecke diese Möglichkeit eines Stillstandes auf. Einer der beiden Theile mufs politisch genommen nothwendig der Angreifende sein, weil aus gegenseitiger Vertheidigungsabsicht kein Krieg entstehen kann. Der Angreifende aber hat den positiven Zweck, der Vertheidiger einen blos negativen; — Jenem gebührt also das positive Handeln, denn nur dadurch kann er den positiven Zweck erreichen. Es wird also in den Fällen, wo beide Theile sich in ganz gleichen Umständen befinden, der Angreifende durch seinen positiven Zweck zum Handeln aufgefordert.

So ist also nach dieser Vorstellungsart ein Stillstand im kriegerischen Akt streng genommen ein Widerspruch mit der Natur der Sache, weil beide Heere wie zwei feindliche Elemente einander unausgesetzt vertilgen müssen, so wie Feuer und Wasser sich nie ins Gleichgewicht setzen, sondern so lange auf einander einwirken, bis eines ganz verschwunden ist. Was würde man von zwei Ringern sagen, die sich stundenlang umfafst hielten, ohne eine Bewegung zu machen? Der kriegerische Akt sollte also wie ein aufgezogenes Uhrwerk in stetiger Bewegung ablaufen. — Aber so wild die Natur des Krieges ist, so liegt sie doch an der Kette der menschlichen Schwächen, und der Widerspruch, der sich hier zeigt, dafs der Mensch die Gefahr sucht und schafft, die er gleichwohl fürchtet, wird Niemanden befremden.

Richten wir den Blick auf die Kriegsgeschichte überhaupt, so finden wir so sehr das Gegentheil von einem unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziel, dafs ganz offenbar Stillstehen und Nichtsthun der Grundzustand der Heere mitten im Kriege ist, und das Handeln die Ausnahme. Dies sollte uns an der Richtigkeit der gefafsten Vorstellung fast irre machen. Aber, wenn die Kriegsgeschichte dies durch die Masse ihrer Begebenheiten thut, so führt die letzte Reihe derselben von selbst in unsere Ansicht zurück. Der Revolutionskrieg zeigt nur zu sehr ihre Realität und beweist nur zu sehr ihre Nothwendigkeit. In ihm, und besonders in den Feldzügen Bonapartes, hat die Kriegführung den unbedingten Grad der Energie erreicht, den wir als das natürliche Gesetz des Elements betrachtet haben. Dieser Grad ist also möglich, und wenn er möglich ist, so ist er nothwendig.

In der That, wie wollte man auch vor den Augen der Vernunft den Aufwand von Kräften rechtfertigen, welchen man im Kriege macht, wenn ein Handeln nicht der Zweck wäre? Der Bäcker heizt seinen Ofen nur, wenn er das Brot hineinschieben will; die Pferde spannt man nur an den Wagen, wenn man damit fahren will; warum denn die ungeheuren Anstrengungen eines Krieges machen, wenn man damit nichts hervorbringen will, als ähnliche Anstrengungen beim Feinde?

So viel zur Rechtfertigung des allgemeinen Prinzips — jetzt von seinen

Modifikationen, so weit sie in der Natur der Sache liegen und nicht von individuellen Fällen abhängen.

Es sind hier drei Ursachen zu bemerken, welche als innere Gegengewichte erscheinen und das allzurasche oder unaufhaltsame Ablaufen des Uhrwerks verhindern.

Die erste, welche einen beständigen Hang zum Aufenthalt hervorbringt und dadurch ein retardirendes Prinzip wird, ist die natürliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des menschlichen Geistes, eine Art von Schwere in der moralischen Welt, die aber nicht durch anziehende, sondern durch zurückstofsende Kräfte hervorgebracht wird, nämlich durch die Scheu vor Gefahr und Verantwortlichkeit.

In dem Flammenelement des Krieges müssen die gewöhnlichen Naturen schwerer erscheinen, die Anstöfse müssen also stärker und wiederholter sein, wenn die Bewegung eine dauernde werden soll. Selten reicht die blofse Vorstellung von dem Zweck der Bewaffnung hin, diese Schwere zu überwinden, und wenn nicht ein kriegerischer, unternehmender Geist an der Spitze steht, der sich im Kriege, wie der Fisch im Wasser, in seinem rechten Element befindet, oder wenn nicht eine grofse Verantwortlichkeit von oben drückt, so wird das Stillstehen zur Tagesordnung und das Vorschreiten zu den Ausnahmen gehören.

Die zweite Ursache ist die Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurtheilung, die im Kriege gröfser ist als irgendwo, weil man kaum die eigene Lage in jedem Augenblick genau kennt, die des Gegners aber, weil sie verschleiert ist, aus Wenigem errathen mufs. Dies bringt denn oft den Fall hervor, dafs beide Theile auch da einen und denselben Gegenstand für ihren Vortheil ansehen, wo das Interesse des einen doch überwiegend ist. So kann denn jeder glauben weise zu thun, wenn er einen andern Moment abwartet, wie wir das im fünften Kapitel des zweiten Buchs schon gesagt haben.

Die dritte Ursache, welche wie ein Sperrrad in das Uhrwerk eingreift und von Zeit zu Zeit einen gänzlichen Stillstand hervorbringt, ist die gröfsere Stärke der Vertheidigung; A kann sich zu schwach fühlen, B anzugreifen, woraus aber nicht folgt, dafs B stark genug zum Angriff gegen A sei. Der Zusatz von Kraft, welchen die Vertheidigung giebt, geht durch den Angriff nicht blos verloren, sondern wird dem Gegner gegeben, so wie, bildlich gesagt, die Differenz von $a + b$ und $a - b$ gleich $2b$ ist. Daher kann es kommen, dafs beide Theile zugleich zum Angriff nicht blos zu schwach sich fühlen, sondern es wirklich sind.

So finden besorgliche Klugheit und Furcht vor allzugrofser Gefahr mitten in der Kriegskunst selbst bequeme Standpunkte, um sich geltend zu machen und das elementarische Ungestüm des Krieges zu bändigen.

Indessen würden diese Ursachen schwerlich ohne Zwang den langen Stillstand erklären können, den die Unternehmungen in früheren, von keinem grofsen Interesse angeregten Kriegen litten, wo der Müfsiggang neun Zehntheile der Zeit einnahm, die man unter den Waffen zubrachte. Diese Erscheinung rührt vorzüglich von dem Einflufs her, den die Forderung des

Einen, und der Zustand und die Stimmung des Andern auf die Führung des Krieges haben, wie im Kapitel vom Wesen und Zweck des Krieges bereits gesagt ist.[2])

Diese Dinge können von einem so überwiegenden Einfluſs werden, daſs sie den Krieg zu einem Halbdinge machen. Oft sind die Kriege nicht viel mehr als eine bewaffnete Neutralität oder eine drohende Stellung zur Unterstützung der Unterhandlungen oder ein mäſsiger Versuch, sich in einen kleinen Vortheil zu setzen und dann die Sache abzuwarten, oder eine unangenehme Bundespflicht, die man so karg als möglich erfüllt.

In allen diesen Fällen, wo der Stoſs der Interessen gering, das Prinzip der Feindschaft schwach ist, wo man dem Gegner nicht viel thun will und auch nicht viel von ihm zu befürchten hat, kurz, wo kein groſses Interesse drängt und treibt, wollen die Kabinette nicht viel auf das Spiel setzen, und daher diese zahme Kriegführung, bei der der feindselige Geist des wahren Krieges an die Kette gelegt wird.

Je mehr der Krieg auf diese Weise zu einem Halbdinge wird, um so mehr entbehrt die Theorie desselben der nöthigen festen Punkte und Widerlagen für ihr Räsonnement; des Nothwendigen wird immer weniger, des Zufälligen immer mehr.

Nichts desto weniger wird es auch in dieser Kriegführung eine Klugheit geben; ja vielleicht ist ihr Spiel hier mannichfaltiger und ausgedehnter als in der andern. Das Hazardspielen mit Geldrollen scheint in ein Kommerzspiel mit Groschen verwandelt. Und auf diesem Felde, wo die Kriegführung mit vielen kleinen Schnörkeln die Zeit ausfüllt: mit Vorpostengefechten, die zwischen Ernst und Scherz in der Mitte stehen, mit langen Dispositionen, die nichts hervorbringen, mit Stellungen und Märschen, die man hinterher nur darum gelehrt nennt, weil die winzig kleine Ursache derselben verloren gegangen ist und der Hausverstand sich nichts dabei denken kann, gerade auf diesem Felde finden manche Theoretiker die wahre Kriegskunst zu Haus; in diesen Finten, Paraden, Halben- und Viertelstöſsen der alten Kriege finden sie das Ziel aller Theorie, das Vorherrschen des Geistes über die Materie, und die letzten Kriege kommen ihnen dagegen wie rohe Faustschläge vor,

---

[2]) Vergl. die einschlägigen Erörterungen im ersten Kapitel des ersten Buches. Von den drei oben (im Text) als „innere Gegengewichte" gegen das „stillstandslose" Ablaufen der kriegerischen Handlung angeführten Ursachen, nämlich: eine „Art Schwere in der moralischen Welt", die „Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurtheilung" und die „gröſsere Stärke der Vertheidigung" sind die beiden letzten und zwar in umgekehrter Reihenfolge schon im ersten Kapitel ersten Buches erwähnt.

Die jetzt noch hinzutretende vierte Erklärung dafür: „aus dem Einflusse der Forderung des Einen und aus dem Zustande und der Stimmung des Anderen" hergeleitet, fällt mit den politischen Gründen zusammen (der Krieg „kein isolirter Akt" und „mit seinem Resultat nie etwas Absolutes"), welche früher für die Modifikation der „Tendenz auf das Aeuſserste" geltend gemacht worden sind.

So bildet dieses Kapitel im Grunde nur wieder eine Ergänzung und eine lichtvolle Erweiterung jener gleich Eingangs des Werkes angestellten Erörterungen!

bei denen nichts zu lernen ist, und die man als Rückschritte gegen die Barbarei hin betrachten mufs. Diese Ansicht ist eben so kleinlich als ihr Gegenstand. Wo grofse Kräfte, grofse Leidenschaften fehlen, ist es einer gewandten Klugheit freilich leichter ihr Spiel zu zeigen; aber ist denn die Leitung grofser Kräfte, das Steuern in Sturm und Wellenschlag, nicht an sich eine höhere Thätigkeit des Geistes? Ist denn jene Rappierkunst nicht von der andern Kriegführung umfafst und getragen? Verhält sie sich nicht zu ihr, wie sich die Bewegungen auf einem Schiffe zu den Bewegungen des Schiffes verhalten? Sie kann ja nur unter der stillschweigenden Bedingung bestehen, dafs der Gegner es nicht besser mache. Und wissen wir, wie lange er diese Bedingung erfüllen wird? Hat uns denn nicht Frankreichs Revolution mitten in der eingebildeten Sicherheit unsrer alten Künste überfallen und von Chalons bis Moskau geschleudert? und hat Friedrich der Grofse nicht schon auf ähnliche Weise die Oesterreicher in der Ruhe ihrer alten Kriegsgewohnheiten überrascht und ihre Monarchie erschüttert? Wehe dem Kabinet, welches mit einer halben Politik und gefesselten Kriegskunst auf einen Gegner trifft, der wie das rohe Element keine anderen Gesetze kennt als die seiner innewohnenden Kraft! Dann wird jeder Mangel an Thätigkeit und Anstrengung ein Gewicht in der Wagschale des Gegners; es ist dann nicht so leicht, die Fechterstellung in die eines Athleten zu verwandeln, und ein geringer Stofs reicht oft hin, das Ganze zu Boden zu werfen.

Aus allen angeführten Ursachen geht hervor, dafs der kriegerische Akt eines Feldzuges nicht in kontinuirlicher Bewegung fortläuft, sondern ruckweis, und dafs also zwischen den einzelnen blutigen Handlungen eine Zeit des Beobachtens eintritt, in welcher sich beide Theile in der Vertheidigung befinden, so wie dafs gewöhnlich ein höherer Zweck bei dem einen das Prinzip des Angriffs vorherrschen und ihn im Allgemeinen in einer fortschreitenden Stellung bleiben läfst, wodurch denn sein Betragen in etwas modifizirt wird.

Siebzehntes Kapitel.

Ueber den Charakter der heutigen Kriege.

Die Rücksicht, welche man dem Charakter der heutigen Kriege schuldig ist, hat einen grofsen Einflufs auf alle Entwürfe, vorzüglich die strategischen.

Seit alle früher gewöhnlichen Mittel durch Bonapartes Glück und Kühnheit über den Haufen geworfen, und Staaten vom ersten Range fast mit einem Schlage vernichtet worden sind; seitdem die Spanier durch ihren anhaltenden Kampf gezeigt haben, was trotz ihrer Schwäche und Porosität im Einzelnen Nationalbewaffnungen und Insurrektionsmittel im Grofsen vermögen; seitdem Rufsland durch seinen Feldzug von 1812 gelehrt hat, erstens, dafs ein Reich von grofsen Dimensionen nicht zu erobern ist (was man füglich vorher hätte wissen können), zweitens, dafs die Wahrscheinlichkeit des

Erfolges nicht in allen Fällen in dem Mafse abnimmt, als man Schlachten, Hauptstädte, Provinzen verliert (was früher allen Diplomaten ein unumstöfslicher Grundsatz war, daher sie auch gleich mit einem interimistischen schlechten Frieden bei der Hand waren), sondern dafs man oft mitten in seinem Lande am stärksten ist, wenn die Offensivkraft des Gegners sich schon erschöpft hat, und mit welcher ungeheuren Gewalt dann die Defensive zur Offensive überspringt; seitdem ferner Preufsen 1813 gezeigt hat, dafs plötzliche Anstrengungen die gewöhnliche Stärke einer Armee auf dem Wege der Miliz versechsfachen können, und dafs diese Miliz eben so gut aufserhalb des Landes als im Lande zu gebrauchen ist, — nachdem alle diese Fälle gezeigt haben, welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei, — nachdem die Regierungen alle diese Hülfsmittel kennen gelernt haben, ist nicht zu erwarten, dafs sie dieselben in künftigen Kriegen unbenutzt lassen werden, sei es, dafs die Gefahr der eigenen Existenz ihnen drohe, oder ein heftiger Ehrgeiz sie treibe.

Dafs Kriege, welche mit der ganzen Schwere der gegenseitigen Nationalkraft geführt werden, nach andern Grundsätzen eingerichtet sein müssen als solche, wo alles nach dem Verhältnifs der stehenden Heere zu einander berechnet wurde, ist leicht einzusehen. Die stehenden Heere glichen sonst den Flotten, die Landmacht der Seemacht in ihrem Verhältnifs zum übrigen Staat, und daher hatte die Kriegskunst zu Lande etwas von der Seetaktik, was sie nun ganz verloren hat.[1])

Achtzehntes Kapitel.

Spannung und Ruhe.

Das dynamische Gesetz des Krieges.

Wir haben im sechszehnten Kapitel dieses Buches (S. 157) gesehen, wie viel gröfser in den meisten Feldzügen die Zeit des Stillstandes und der Ruhe, als die des Handelns war. Wenn wir nun auch, wie im vorigen Kapitel gesagt ist, in den heutigen Kriegen einen ganz anderen Charakter wahrnehmen, so ist es doch gewifs, dafs das eigentliche Handeln immer von mehr oder weniger langen Pausen unterbrochen sein wird, und dies führt uns auf das Bedürfnifs, das Wesen beider Zustände näher zu betrachten.

Wenn ein Stillstand im kriegerischen Akt eintritt, d. h. wenn keiner von beiden Theilen etwas Positives will, so ist Ruhe und folglich Gleichgewicht, aber freilich Gleichgewicht in der weitesten Bedeutung, wo nicht blos die physischen und moralischen Streitkräfte, sondern alle Verhältnisse und Interessen in Rechnung kommen. So wie einer der beiden Theile sich einen neuen positiven Zweck vorsetzt und für die Erreichung desselben thätig wird, wäre

---

[1]) Was würde Clausewitz aus diesem Kapitel gemacht haben, wenn er unsere Kriege, speziell 1870—71 erlebt hätte!?

es auch blos mit Vorbereitungen, und sobald der Gegner diesem widerstrebt, entsteht eine Spannung der Kräfte; diese dauert so lange, bis die Entscheidung erfolgt ist, d. h. bis entweder der eine seinen Zweck aufgegeben, oder der andere ihn eingeräumt hat.

Auf diese Entscheidung, deren Gründe immer in den Wirkungen der Gefechtskombinationen liegen, welche von beiden Seiten entstehen, folgt dann eine Bewegung in der einen oder andern Richtung.

Hat sich diese Bewegung erschöpft, entweder in den Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, wie an eigener Friktion, oder durch neu eingetretene Gegengewichte, so tritt entweder wieder Ruhe oder eine neue Spannung und Entscheidung und dann eine neue Bewegung, in den meisten Fällen in der entgegengesetzten Richtung, ein.

Diese spekulative Unterscheidung von Gleichgewicht, Spannung und Bewegung ist wesentlicher für das praktische Handeln, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte.

Im Zustande der Ruhe und des Gleichgewichts kann mancherlei Thätigkeit herrschen, nämlich die, welche blos von Gelegenheitsursachen und nicht von dem Zweck einer grofsen Veränderung ausgeht. Eine solche Thätigkeit kann bedeutende Gefechte, ja selbst Hauptschlachten[1]) in sich schliefsen, aber sie ist darum doch von einer ganz andern Natur und deshalb meistens von anderer Wirkung.

Wenn eine Spannung stattfindet, so wird die Entscheidung immer wirksamer sein, theils weil sich darin mehr Willenskraft und mehr Drang der Umstände kund thun wird, theils weil alles schon auf eine grofse Bewegung vorbereitet und zugerichtet ist. Die Entscheidung gleicht da der Wirkung einer wohl verschlossenen und verdämmten Mine, während eine an sich vielleicht eben so grofse Begebenheit im Zustand der Ruhe mehr oder weniger einer in freier Luft verplatzten Pulvermasse ähnlich ist.

Der Zustand der Spannung mufs übrigens, wie sich von selbst versteht, in verschiedenen Graden gedacht werden und kann sich folglich gegen den Zustand der Ruhe hin in so viel Abstufungen verlaufen, dafs er in den letzten wenig von ihr verschieden sein wird.

Nun ist der wesentlichste Nutzen, den wir aus dieser Betrachtung ziehen, der Schlufs, dafs jede Mafsregel, die man in dem Zustande der Spannung ergreift, wichtiger, erfolgreicher ist, als dieselbe Mafsregel im Zustande des Gleichgewichts gewesen sein würde, und dafs diese Wichtigkeit in den höchsten Graden der Spannung unendlich steigt.

Die Kanonade von Valmy hat mehr entschieden als die Schlacht bei Hochkirch.

In einem Landstrich, den uns der Feind überläfst, weil er ihn nicht vertheidigen kann, dürfen wir uns ganz anders niederlassen, als wenn der Rück-

---

[1]) Aber doch offenbar das Wort „Hauptschlacht“ nur in dem Sinne verstanden, dafs beiderseits bedeutende Kräfte sich — ohne den strategischen Zweck definitiver Entscheidung — in derselben abringen: „in freier Luft verplatzen!“

zug des Feindes blos in der Absicht geschah, die Entscheidung unter besseren Umständen zu geben. Gegen einen im Vorschreiten begriffenen strategischen Angriff kann eine fehlerhafte Stellung, ein einziger falscher Marsch von entscheidenden Folgen sein, während im Zustande des Gleichgewichts diese Dinge sehr hervorstechend sein müfsten, um des Gegners Thätigkeit überhaupt nur anzuregen.

Die meisten früheren Kriege bestanden, wie wir schon gesagt haben, dem gröfsten Theil der Zeit nach in diesem Zustande des Gleichgewichts, oder wenigstens so geringer, entfernt liegender, schwach wirkender Spannungen, dafs die Ereignisse, welche in ihnen vorkommen, selten von grofsem Erfolge waren, oft Gelegenheitsstücke zum Geburtstag einer Monarchin (Hochkirch), oft eine blofse Genugthuung der Waffenehre (Kunersdorf), oder der Feldherrn-Eitelkeit (Freiberg).

Dafs der Feldherr diese Zustände gehörig erkenne, dafs er den Takt habe, sich im Geiste derselben zu betragen, halten wir für ein grofses Erfordernifs, und wir haben an dem Feldzug von 1806 die Erfahrung gemacht, wie sehr dieses zuweilen abgeht. In jener ungeheuren Spannung, wo alles zu einer Hauptentscheidung hindrängte, und diese mit allen ihren Folgen allein die ganze Seele des Feldherrn hätte in Anspruch nehmen sollen, kamen Mafsregeln in Vorschlag und zum Theil auch zur Anwendung (die Rekognoszirung nach Franken), die höchstens im Zustande des Gleichgewichts ein leichtes oszillirendes Spiel hätten abgeben können. Ueber alle diese verwirrenden, die Thätigkeit absorbirenden Mafsregeln und Betrachtungen gingen die nothwendigen, die allein retten konnten, verloren.

Diese von uns gemachte spekulative Unterscheidung ist uns aber auch für den Fortbau unsrer Theorie nothwendig, weil alles, was wir über das Verhältnifs von Angriff und Vertheidigung und über die Vollziehung dieses doppelseitigen Aktes zu sagen haben, sich auf den Zustand der Krisis bezieht, in welchem sich die Kräfte während der Spannung und Bewegung befinden, und weil wir alle Thätigkeit, welche im Zustande des Gleichgewichts stattfinden kann, nur als ein Corollarium betrachten und behandeln werden; denn jene Krisis ist der eigentliche Krieg, und dieses Gleichgewicht nur ein Reflex davon.

VIERTES BUCH.
Das Gefecht.

Erstes Kapitel.
Uebersicht.

Nachdem wir im vorigen Buche die Gegenstände betrachtet haben, welche als die wirksamen Elemente im Kriege angesehen werden können, wollen wir jetzt unsren Blick auf das Gefecht werfen, als die eigentliche kriegerische Thätigkeit, welche durch ihre physischen und geistigen Wirkungen bald einfacher, bald zusammengesetzter den Zweck des Krieges umfafst. In dieser Thätigkeit und in ihren Wirkungen müssen also jene Elemente sich wieder finden.

Die Konstruktion des Gefechts ist taktischer Natur, wir werfen nur einen allgemeinen Blick auf dieselbe, um es in seiner Gesammterscheinung kennen zu lernen. Die näheren Zwecke geben in der Anwendung jedem Gefecht eine eigenthümliche Gestalt; diese näheren Zwecke werden wir erst in der Folge kennen lernen. Allein jene Eigenthümlichkeiten sind im Verhältnifs zu den allgemeinen Eigenschaften eines Gefechts meistens nur unbedeutend, sodafs die Mehrzahl derselben einander sehr ähnlich sind, und wir sind also, wollen wir nicht an jedem Orte das Allgemeine wiederholen, genöthigt, dasselbe zu betrachten, ehe noch von einer näheren Anwendung die Rede ist.

Zuvor also werden wir im nächsten Kapitel mit ein paar Worten die heutige Schlacht in ihrem taktischen Verlauf charakterisiren, weil diese unsren Vorstellungen vom Gefecht zu Grunde liegt.

Zweites Kapitel.
Charakter der heutigen Schlacht.

Nach den Begriffen, die wir von der Taktik und Strategie angenommen haben, versteht es sich von selbst, dafs, wenn die Natur der ersten sich ändert, dies Einflufs auf die letztere haben mufs. Haben die taktischen Erscheinungen in dem einen Fall einen ganz anderen Charakter als in dem

andern, so werden ihn auch die strategischen haben müssen, wenn sie konsequent und vernünftig bleiben sollen. Darum ist es wichtig, die Hauptschlacht in ihrer neueren Gestalt zu charakterisiren, ehe wir ihren Gebrauch in der Strategie weiter kennen lernen.

Was thut man jetzt gewöhnlich in einer grofsen Schlacht? Man stellt sich in grofsen Massen, neben und hinter einander geordnet, ruhig hin, entwickelt verhältnifsmäfsig nur einen geringen Theil des Ganzen und läfst diesen in einem Stunden langen Feuergefecht sich ausringen, welches durch einzelne kleine Stöfse von Sturmschritt, Bajonett- und Kavallerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin und her geschoben wird. Hat dieser eine Theil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt, und es bleibt nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem andern ersetzt

Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäfsigtem Element wie nasses Pulver langsam ab, und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil Niemand mehr sehen kann, und sich Niemand dem blinden Zufall preisgeben will, so wird geschätzt, was dem Einen und dem Andern an Massen übrig bleiben mag, die noch brauchbar genannt werden können, d. h. die noch nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen sind; es wird geschätzt, was man an Raum gewonnen oder verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht; es ziehen sich die Resultate mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupteindruck zusammen, aus welchem dann der Entschlufs entspringt, das Schlachtfeld zu räumen oder das Gefecht am andern Morgen zu erneuern.

Diese Schilderung, die nicht ein ausgemaltes Bild der heutigen Schlacht sein, sondern blos ihren Ton angeben soll, pafst auf Angreifende und Vertheidiger, und man kann in dieselbe die einzelnen Züge, welche der vorgesetzte Zweck, die Gegend u. s. w. an die Hand geben, hineintragen, ohne diesen Ton wesentlich zu ändern[1]).

Es sind aber die heutigen Schlachten nicht zufällig so, sondern sie sind

---

[1]) Es ist — wie man sie nennen kann — die „Treffenschlacht", welche Clausewitz uns hier charakterisirt; die Schlacht wie sie im grofsen Ganzen durch die „Napoleonische Aera" ins Leben gerufen worden ist und wie sie als ein — übrigens Napoleon in seinen besseren Tagen keineswegs fremdes — Gegenstück zur Friedericianischen „Flügelschlacht" sich darstellt.

Die hier ausgesprochene Ansicht, dafs „die Schlachten immer diesen Charakter behalten" werden, hat sich aber doch nicht voll bewahrheitet und wird es hoffentlich immer weniger thun!

Wer weifs, ob nicht der Autor auch in dieser Beziehung seine Auffassung „später" modifizirt haben und bei näherem Eingehen auf die von ihm nur wenig cultivirte taktische Seite der Schlacht zu Resultaten über ihren Charakter gekommen sein würde, die der grofs gedachten „Charakterisirung der heutigen Kriege" im siebzehnten Kapitel des dritten Buches „wahlverwandter" gewesen wären!? In seinem siebenten Buche (s. später) entrollt er uns in der „Vertheidigungsschlacht" schon ein etwas anderes Bild einer solchen Hauptentscheidung.

es, weil die Parteien sich ungefähr auf demselben Punkt der kriegerischen Einrichtungen und der Kriegskunst befinden, und weil das kriegerische Element, angefacht durch grofse Volksinteressen, durchgebrochen und in seine natürlichen Bahnen geleitet ist. Unter diesen beiden Bedingungen werden die Schlachten diesen Charakter immer behalten.

Diese allgemeine Vorstellung von der heutigen Schlacht wird uns in der Folge an mehr als einem Orte nützlich sein, wenn wir den Werth der einzelnen Coefficienten von Stärke, Gegend u. s. w. bestimmen wollen. Nur von allgemeinen, grofsen und entscheidenden Gefechten, und was dem nahe kommt, gilt diese Schilderung; die kleinen haben ihren Charakter auch in dieser Richtung, aber weniger, als die grofsen, verändert. Der Beweis dafür gehört in die Taktik, wir werden aber dennoch Gelegenheit haben, in der Folge diesen Gegenstand noch durch ein paar Züge deutlicher zu machen.

Drittes Kapitel.

Das Gefecht überhaupt.

Das Gefecht ist die eigentliche kriegerische Thätigkeit, alles Uebrige ist nur Träger derselben. Werfen wir also auf seine Natur einen aufmerksamen Blick.

Gefecht ist Kampf, und in diesem ist die Vernichtung oder Ueberwindung des Gegners der Zweck; der Gegner im einzelnen Gefecht aber ist die Streitkraft, welche uns entgegen steht.

Dies ist die einfache Vorstellung, wir werden zu ihr zurückkehren; aber ehe wir das können, müssen wir eine Reihe anderer einschalten.

Denken wir uns den Staat und seine Kriegsmacht als Einheit, so ist die natürlichste Vorstellung, uns den Krieg auch als ein einziges, grofses Gefecht zu denken, und in den einfachen Verhältnissen wilder Völker ist es auch nicht viel anders. Unsre Kriege aber bestehen aus einer Menge von grofsen und kleinen, gleichzeitigen oder auf einander folgenden Gefechten, und dieses Zerfallen der Thätigkeit in so viel einzelne Handlungen hat seinen Grund in der grofsen Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, aus denen der Krieg bei uns hervorgeht.

Schon der letzte Zweck unsrer Kriege, der politische, ist nicht immer ein ganz einfacher; und wäre er es auch, so ist die Handlung an eine solche Menge von Bedingungen und Rücksichten gebunden, dafs der Zweck nicht mehr durch einen einzelnen grofsen Akt, sondern durch eine Menge gröfserer oder kleinerer, die zu einem Ganzen verbunden sind, erreicht werden kann. Jede dieser einzelnen Thätigkeiten ist also ein Theil eines Ganzen, hat folglich einen besonderen Zweck, durch welchen sie an dieses Ganze gebunden ist.

Wir haben früher gesagt, dafs sich jede strategische Handlung auf die Vorstellung eines Gefechts zurückführen läfst, weil sie eine Verwendung der

Streitkraft ist, und dieser die Idee des Gefechts immer zu Grunde liegt. Wir können also im Gebiete der Strategie alle kriegerische Thätigkeit auf die Einheit einzelner Gefechte zurückführen und uns nur mit den Zwecken dieser letztern beschäftigen. Wir werden diese besonderen Zwecke erst nach und nach kennen lernen, so wie wir von den Gegenständen sprechen werden, die sie hervorrufen. Hier begnügen wir uns zu sagen: jedes Gefecht, grofs oder klein, hat seinen besondern, dem Ganzen untergeordneten Zweck. Ist dieses der Fall, so ist die Vernichtung und Ueberwindung des Gegners nur als das Mittel für diesen Zweck zu betrachten. So ist es allerdings.

Allein dieses Resultat ist nur in seiner Form wahr und nur um des Zusammenhanges willen wichtig, welchen die Vorstellungen unter sich haben, und gerade, um uns von demselben wieder los zu machen, haben wir es aufgesucht.

Was ist die Ueberwindung des Gegners? Immer nur die Vernichtung seiner Streitkraft, sei es durch Tod oder Wunden oder auf was für eine andere Art, sei es ganz und gar, oder nur in einem solchen Mafse, dafs er den Kampf nicht mehr fortsetzen will. Wir können also, so lange wir von allen besonderen Zwecken der Gefechte absehen, die gänzliche oder theilweise Vernichtung des Gegners als den einzigen Zweck aller Gefechte betrachten.

Nun behaupten wir, dafs in der Mehrheit der Fälle, und besonders bei den grofsen Gefechten, der besondere Zweck, durch den das Gefecht individualisirt und mit dem grofsen Ganzen verbunden wird, nur eine schwache Modifikation jenes allgemeinen Zweckes oder ein mit demselben verbundener Nebenzweck ist, wichtig genug, um das Gefecht zu individualisiren, aber immer nur unbedeutend im Vergleich mit jenem allgemeinen Zweck, dergestalt, dafs, wenn jener Nebenzweck allein erreicht werden sollte, nur ein unwichtiger Theil seiner Bestimmung erfüllt ist. Wenn diese Behauptung richtig ist, so wird man einsehen, dafs jene Vorstellungsart, wonach die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte nur das Mittel, und der Zweck immer irgend ein anderer ist, nur in ihrer Form wahr sei, dafs sie aber zu falschen Folgerungen führen würde, wenn man sich nicht erinnerte, dafs eben diese Vernichtung der feindlichen Streitkraft sich in jenem Zweck auch wieder findet, und dafs dieser nur eine schwache Modifikation derselben ist.

Dieses Vergessen hat vor der letzten Kriegsepoche in ganz falsche Ansichten hinein geführt und Tendenzen so wie Fragmente von Systemen erzeugt, mit denen die Theorie sich über den Handwerksgebrauch um so mehr zu erheben glaubte, je weniger sie meinte, des eigentlichen Instrumentes, nämlich der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, zu bedürfen.

Freilich würde ein solches System nicht haben entstehen können, wenn nicht andere falsche Voraussetzungen dabei gebraucht, und an die Stelle der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte andere Dinge gesetzt wurden, denen man eine falsche Wirksamkeit zuschrieb. Wir werden diese bekämpfen, wo uns der Gegenstand dazu veranlafst, aber wir können nicht von dem Gefecht handeln, ohne die Wichtigkeit und den wahren Werth desselben reklamirt

und vor dem Abweg gewarnt zu haben, den eine blos formelle Wahrheit veranlassen könnte.

Aber wie werden wir es nur beweisen, dafs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte in den meisten und wichtigsten Fällen die Hauptsache ist? wie werden wir nur der äufserst feinen Vorstellung begegnen, welche sich die Möglichkeit denkt, durch eine besonders künstliche Form mit einer geringen unmittelbaren Vernichtung feindlicher Streitkräfte eine gröfsere mittelbar zu erreichen, oder vermittelst kleiner, aber besonders geschickt angebrachter Schläge eine solche Lähmung der feindlichen Kräfte, eine solche Lenkung des feindlichen Willens hervorzubringen, dafs dieses Verfahren als eine grofse Abkürzung des Weges zu betrachten wäre? Allerdings ist ein Gefecht auf einem Punkte mehr werth, als auf einem andern, allerdings giebt es eine kunstvolle Ordnung der Gefechte untereinander auch in der Strategie, und diese ist sogar nichts als diese Kunst; das zu verneinen ist nicht unsere Absicht; aber wir behaupten, dafs die unmittelbare Vernichtung der feindlichen Streitkräfte überall das Vorherrschende ist. Diese vorherrschende Wichtigkeit und nichts Anderes wollen wir dem Vernichtungsprinzip hier erkämpfen.

Indessen müssen wir daran erinnern, dafs wir uns in der Strategie und nicht in der Taktik befinden, dafs wir also nicht von den Mitteln sprechen, welche jene haben mag, mit wenig Kraftaufwand viel feindliche Streitkräfte zu vernichten, sondern dafs wir unter unmittelbarer Vernichtung die taktischen Erfolge verstehen, und dafs also unsere Behauptung lautet, dafs nur grofse taktische Erfolge zu grofsen strategischen führen können, oder, wie wir es schon einmal bestimmter ausgedrückt haben, dafs die taktischen Erfolge von vorwiegender Wichtigkeit in der Kriegführung sind.

Der Beweis dieser Behauptung scheint uns ziemlich einfach; er liegt in der Zeit, welche jede zusammengesetzte (kunstvolle) Kombination erfordert. Die Frage, ob ein einfacher Stofs oder ein mehr zusammengesetzter, kunstvoller gröfsere Wirkungen hervorbringt, mag unzweifelhaft für den letzteren entschieden werden, so lange der Gegner als ein leidender Gegenstand gedacht wird. Allein jeder zusammengesetzte Stofs erfordert mehr Zeit, und diese Zeit mufs ihm gegönnt werden, ohne dafs durch einen Gegenstofs auf einen der Theile das Ganze in den Vorbereitungen zu seiner Wirkung gestört werde. Entscheidet sich nun der Gegner zu einem einfacheren Stofs, der in kurzer Zeit ausgeführt ist, so gewinnt er den Vorsprung und stört die Wirkung des grofsen Plans. Man mufs also bei dem Werthe eines zusammengesetzten Stofses alle Gefahren in Betracht bringen, welche man während seiner Vorbereitung läuft, und kann ihn nur anwenden, wenn man von dem Gegner nicht fürchten darf, durch einen kürzeren gestört zu werden; so oft dies der Fall ist, mufs man selbst den kürzeren wählen und in diesem Sinne so weit hinuntersteigen, als es der Charakter, die Verhältnisse des Gegners und andere Umstände nöthig machen. Verlassen wir die schwachen Eindrücke abstrakter Begriffe und steigen ins wirkliche Leben hinab, so wird ein rascher, muthiger, entschlossener Gegner uns nicht Zeit zu weitaussehenden künstlichen Zusammensetzungen lassen, und gerade gegen einen solchen

würden wir der Kunst am meisten bedürfen. Hiermit, scheint es uns, ist das Vorherrschen der einfachen und unmittelbaren Erfolge vor den zusammengesetzten schon gegeben.

Unsere Meinung ist also nicht, dafs der einfache Stofs der beste sei, sondern, dafs man nicht weiter ausholen dürfe, als der Spielraum erlaubt, und dafs dies immer mehr zum unmittelbaren Kampf hinführen wird, je kriegerischer der Gegner ist. Also weit entfernt, den Gegner nach der Richtung zusammengesetzter Pläne hin überbieten zu dürfen, mufs man vielmehr suchen, ihm nach der entgegengesetzten Richtung hin immer voran zu sein.

Wenn man die letzten Fundamentsteine dieser Gegensätze untersucht, so wird man finden, dafs es in dem einen die Klugheit, in dem andern der Muth ist. Nun ist es sehr verführerisch, zu glauben, dafs ein mäfsiger Muth, mit einer grofsen Klugheit gepaart, mehr Wirkung hervorbringen werde, als eine mäfsige Klugheit mit einem grofsen Muth. Wenn man sich aber diese Elemente nicht in unlogischen Mifsverhältnissen denkt, so hat man auch kein Recht, der Klugheit diesen Vortheil über den Muth in einem Felde einzuräumen, welches Gefahr heifst, und welches als die eigentliche Domäne des Muthes betrachtet werden mufs.

Nach dieser abstrakten Betrachtung wollen wir nur noch sagen, dafs die Erfahrung, weit entfernt, ein anderes Resultat zu geben, vielmehr die einzige Ursache ist, welche uns in diese Richtung hineingedrängt und zu solchen Betrachtungen veranlafst hat.

Wer die Geschichte unbefangen liest, wird sich der Ueberzeugung nicht enthalten können, dafs von allen kriegerischen Tugenden die Energie der Kriegführung stets am meisten zum Ruhm und Erfolg der Waffen beigetragen hat.

Wie wir unsern Grundsatz, die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte nicht nur im ganzen Kriege, sondern auch im einzelnen Gefecht als die Hauptsache zu betrachten, durchführen und allen den Formen und Bedingungen anpassen werden, welche die Verhältnisse, aus denen der Krieg hervorgeht, nothwendig fordern, wird die Folge lehren: vor der Hand war es uns nur darum zu thun, ihm seine allgemeine Wichtigkeit zu erkämpfen und mit diesem Resultat kehren wir zu dem Gefecht zurück.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Wir sind im vorigen Kapitel dabei stehen geblieben, die Vernichtung des Gegners sei der Zweck des Gefechts, und haben durch eine besondere Betrachtung zu beweisen gesucht, dafs dies in der Mehrheit der Fälle und bei den gröfseren Gefechten wahr sei, weil die Vernichtung der feindlichen Streitkraft immer das Vorherrschende im Kriege sei. Die andern Zwecke,

welche dieser Vernichtung der feindlichen Streitkraft beigemischt sein und mehr oder weniger vorwalten können, werden wir im nächsten Kapitel allgemein charakterisiren und in der Folge nach und nach näher kennen lernen; hier entkleiden wir das Gefecht von ihnen ganz und betrachten die Vernichtung des Gegners als den völlig genügenden Zweck des einzelnen Gefechts.

Was ist nun unter Vernichtung der feindlichen Streitkraft zu verstehen? eine Verminderung derselben, die verhältnifsmäfsig gröfser ist als die unsrer eigenen. Wenn wir eine grofse Ueberlegenheit der Zahl über den Feind haben, so wird natürlich dieselbe absolute Gröfse des Verlustes für uns kleiner sein als für ihn und folglich schon als ein Vortheil betrachtet werden können. Da wir das Gefecht hier als von allen Zwecken entkleidet betrachten, so müssen wir auch den davon ausschliefsen, wo es zu einer gröfseren Vernichtung der feindlichen Streitkräfte nur mittelbar gebraucht wird; mithin kann auch nur jener unmittelbare Gewinn, den wir in dem gegenseitigen Zerstörungsprozefs gemacht haben, als der Zweck betrachtet werden; denn dieser Gewinn ist ein absoluter, der durch die Rechnung des ganzen Feldzuges durchläuft und am Schlufs derselben sich immer als ein reiner Gewinn erweist. Jede andere Art des Sieges über unsren Gegner aber würde entweder ihren Grund in andern Zwecken haben, von denen wir hier ganz absehen, oder nur einen einstweiligen relativen Vortheil geben; ein Beispiel soll uns dies klar machen.

Wenn wir unsern Gegner durch eine geschickte Anordnung in eine so nachtheilige Lage versetzt haben, dafs er das Gefecht ohne Gefahr nicht fortsetzen kann und er sich nach einigem Widerstande zurückzieht, so können wir sagen, dafs wir ihn auf diesem Punkt überwunden haben; haben wir aber bei dieser Ueberwindung gerade in demselben Verhältnifs an Streitkräften eingebüfst als er, so wird bei der Schlufsrechnung des Feldzugs von diesem Siege, wenn man einen solchen Erfolg so nennen könnte, nichts übrig bleiben. Es kommt also das Ueberwinden des Gegners, d. h. die Versetzung desselben in einen solchen Zustand, dafs er das Gefecht aufgeben mufs, an und für sich nicht in Betracht und kann deshalb auch nicht in die Definition des Zweckes aufgenommen werden, und so bleibt denn, wie gesagt, nichts übrig als der unmittelbare Gewinn, den wir in dem Zerstörungsprozefs gemacht haben. Es gehören aber dahin nicht blos die Verluste, welche im Verlauf des Gefechts vorkommen, sondern auch die, welche nach dem Abzug des besiegten Theils als unmittelbare Folge desselben eintreten.

Nun ist es eine bekannte Erfahrung, dafs die Verluste an physischen Streitkräften im Laufe des Gefechts selten eine grofse Verschiedenheit zwischen Sieger und Besiegten zeigen, oft gar keine, zuweilen auch wohl eine sich umgekehrt verhaltende, und dafs die entscheidendsten Verluste für den Besiegten erst mit dem Abzug eintreten, nämlich die, welche der Sieger nicht mit ihm theilt. Die schwachen Reste schon erschütterter Bataillone werden von der Reiterei zusammengehauen, Ermüdete bleiben liegen, zerbrochene Geschütze und Pulverwagen bleiben stehen, andere können in schlechten Wegen nicht schnell genug fort und werden von der feindlichen Reiterei er-

reicht; in der Nacht verirren sich einzelne Haufen und fallen dem Feinde wehrlos in die Hände, und so gewinnt der Sieg meistens erst Körper, nachdem er schon entschieden ist. Hier würde ein Widerspruch sein, wenn er sich nicht auf folgende Art löste.

Der Verlust an physischen Streitkräften ist nicht der einzige, den beide Theile im Verlauf des Gefechts erleiden, sondern auch die moralischen werden erschüttert, gebrochen und gehen zu Grunde. Es ist nicht blos der Verlust an Menschen, Pferden und Geschützen, sondern an Ordnung, Muth, Vertrauen, Zusammenhang und Plan, welcher bei der Frage in Betracht kommt, ob das Gefecht noch fortgesetzt werden kann oder nicht. Die moralischen Kräfte sind es vorzugsweise, welche hier entscheiden, und sie waren es allein in allen Fällen, wo der Sieger eben so viel verloren hatte als der Besiegte.

Das Verhältnifs des physischen Verlustes ist ohnehin im Laufe des Gefechts schwer zu schätzen, aber das Verhältnifs des moralischen nicht. Zwei Dinge geben ihn hauptsächlich kund. Das erste ist der Verlust des Bodens, auf dem man gefochten, das andere das Uebergewicht der feindlichen Reserven. Je stärker unsere Reserven im Verhältnifs zu den feindlichen zusammenschwinden, um so mehr Kräfte haben wir gebraucht, das Gleichgewicht zu erhalten; schon darin thut sich ein fühlbarer Beweis der moralischen Ueberlegenheit des Gegners kund, der auch selten verfehlt, in dem Gemüth des Feldherrn eine gewisse Bitterkeit und Geringschätzung seiner eigenen Truppen zu erzeugen. Aber die Hauptsache ist, dafs alle Truppen, welche schon anhaltend gefochten haben, mehr oder weniger wie eine ausgebrannte Schlacke erscheinen; sie haben sich verschossen, sind zusammengeschmolzen, ihre physische und moralische Kraft ist erschöpft, auch wohl ihr Muth gebrochen. Eine solche Truppe ist also auch, abgesehen von der Verminderung ihrer Zahl, als ein organisches Ganze betrachtet, bei weitem nicht mehr, was sie vor dem Gefecht war, und daher kommt es, dafs sich der Verlust an moralischen Kräften an dem Mafs verbrauchter Reserven wie an einem Zollstock kund thut.

Verlorner Boden und Mangel an frischen Reserven sind also gewöhnlich die beiden Hauptursachen, welche zum Rückzug bestimmen, womit wir aber andere, welche in dem Zusammenhang der Theile, im Plan des Ganzen u. s. w. liegen können, keineswegs ausschliefsen oder zu sehr in den Schatten stellen wollen.

Jedes Gefecht ist also die blutige und zerstörende Ausgleichung der Kräfte, der physischen und moralischen. Wer am Schlufs die gröfste Summe von beiden übrig hat, ist der Sieger.

Im Gefecht war der Verlust der moralischen Kräfte die vorherrschende Ursache der Entscheidung; nachdem diese gegeben, bleibt jener Verlust im Steigen und erreicht erst am Schlufs des ganzen Aktes seinen Kulminationspunkt; er wird also auch das Mittel, den Gewinn in der Zerstörung der physischen Streitkräfte zu machen, welcher der eigentliche Zweck des Gefechts war. Die verlorne Ordnung und Einheit macht oft selbst den Widerstand Einzelner verderblich; der Muth des Ganzen ist gebrochen, die ursprüngliche

Spannung über Verlust und Gewinn, in welcher die Gefahr vergessen wurde, ist aufgelöst, und den Meisten erscheint die Gefahr nun nicht mehr wie eine Herausforderung des Muthes, sondern wie das Erleiden einer harten Züchtigung. So ist das Instrument im ersten Augenblick des feindlichen Sieges geschwächt und abgestumpft und darum nicht mehr geeignet, Gefahr mit Gefahr zu vergelten.

Diese Zeit mufs der Sieger benutzen, um den eigentlichen Gewinn an der physischen Kraftzerstörung zu machen; nur was er an dieser erreicht, bleibt ihm gewifs; die moralischen Kräfte kehren in dem Gegner nach und nach zurück, die Ordnung wird hergestellt, der Muth wieder gehoben, und es bleibt in der Mehrheit der Fälle nur ein sehr geringer Theil von dem errungenen Uebergewicht zurück, oft gar keins, und in einzelnen, obgleich seltenen, Fällen entsteht wohl gar durch Rache und stärkeres Anfachen der Feindschaft eine umgekehrte Wirkung. Dagegen kann, was an Todten, Verwundeten, Gefangenen und erobertem Geschütz gewonnen ist, niemals aus der Rechnung verschwinden.

Die Verluste in der Schlacht bestehen mehr in Todten und Verwundeten, die nach der Schlacht mehr in verlornem Geschütz und Gefangenen. Die ersten theilt der Sieger mit dem Besiegten mehr oder weniger, die letzten nicht, und deshalb finden sie sich gewöhnlich nur auf der einen Seite des Kampfes, oder wenigstens dort nur in bedeutender Ueberzahl.

Kanonen und Gefangene sind darum jeder Zeit als die wahren Trophäen des Sieges betrachtet worden und zugleich als der Mafsstab desselben, weil sich an ihnen sein Umfang unzweifelhaft kund thut. Selbst der Grad der moralischen Ueberlegenheit geht daraus besser hervor, als aus irgend einem andern Verhältnifs, besonders wenn damit die Zahl der Todten und Verwundeten verglichen wird, und hier entsteht eine neue Potenz moralischer Wirkungen.

Wir haben gesagt, dafs sich die im Gefecht und seinen ersten Folgen zu Grunde gerichteten moralischen Kräfte nach und nach wieder herstellen und oft keine Spur ihrer Zerstörung lassen; dies ist der Fall bei kleinen Abtheilungen des Ganzen, seltener bei grofsen; es kann auch bei diesen im Heere der Fall sein, aber selten oder nie im Staat und der Regierung, denen dies Heer angehört. Hier schätzt man das Verhältnifs mit mehr Unparteilichkeit und von einem höheren Standpunkt ab und erkennt in dem Umfange der dem Feinde gebliebenen Trophäen und dem Verhältnifs derselben zum Verlust an Todten und Verwundeten nur zu leicht und gut den Grad der eigenen Schwäche und Unzulänglichkeit.

Ueberhaupt dürfen wir das verlorne Gleichgewicht der moralischen Kräfte darum, weil es keinen absoluten Werth hat und nicht unfehlbar in der endlichen Summe der Erfolge erscheint, nicht gering achten; es kann von einem so überwiegenden Gewicht werden, dafs es mit unwiderstehlicher Gewalt alles niederwirft. Es kann darum auch oft ein grofses Ziel des Handelns werden, wovon wir an andern Orten sprechen wollen. Hier müssen wir noch einige ursprüngliche Verhältnisse desselben betrachten.

Die moralische Wirkung eines Sieges nimmt mit dem Umfange der

Streitkräfte nicht blos in gleichem Maſse, sondern in steigenden Graden zu, nämlich nicht blos an Umfang, sondern auch an intensiver Stärke. In einer geschlagenen Division ist die Ordnung leicht wieder hergestellt. Wie ein erstarrtes einzelnes Glied sich an dem übrigen Körper leicht wieder erwärmt, so wird der Muth einer geschlagenen Division an dem Muthe des Heeres leicht wieder gehoben, sobald sie zu demselben stöſst. Verschwinden also die Wirkungen des kleinen Sieges nicht ganz, so gehen sie doch dem Gegner zum Theil verloren. So ist es nicht, wenn das Heer selbst in einer unglücklichen Schlacht erlag; da stürzt eins mit dem andern zusammen. Ein groſses Feuer erreicht einen ganz andern Grad der Hitze als mehrere kleine.

Ein anderes Verhältniſs, welches das moralische Gewicht des Sieges bestimmen sollte, ist das Verhältniſs der Streitkräfte, welche mit einander gefochten haben. Viele mit Wenigen zu schlagen, ist nicht nur ein doppelter Gewinn, sondern zeigt auch eine gröſsere, besonders eine allgemeinere Ueberlegenheit, welcher der Besiegte immer wieder zu begegnen fürchten muſs. Gleichwohl ist in der Wirklichkeit dieser Einfluſs in einem solchen Fall kaum merklich. In dem Augenblicke des Handelns ist die Ueberzeugung von der wirklichen Stärke des Gegners gewöhnlich so unbestimmt, die Abschätzung der eigenen gewöhnlich so unwahr, daſs der Ueberlegene das Miſsverhältniſs entweder gar nicht oder doch lange nicht in voller Wahrheit zugiebt, wodurch er dem moralischen Nachtheil, welcher für ihn daraus entspringen würde, gröſstentheils entgeht. Erst später, in der Geschichte pflegt jene Kraft aus der Unterdrückung, in welcher sie Unwissenheit, Eitelkeit oder auch besonnene Klugheit gehalten haben, aufzutauchen, und dann verherrlicht sie wohl das Heer und seinen Führer, aber sie kann dann mit ihrem moralischen Gewicht nichts mehr für die längst abgelaufenen Ereignisse thun.

Sind Gefangene und eroberte Geschütze diejenigen Dinge, in welchen der Sieg hauptsächlich Körper gewinnt, seine wahren Krystallisationen, so wird auch die Anlage des Gefechts vorzugsweise darauf berechnet sein; die Vernichtung des Gegners durch Tod und Wunden erscheint hier als ein bloſses Mittel.

Welchen Einfluſs dies auf die Anordnungen im Gefecht hat, das geht die Strategie nichts an, aber die Feststellung des Gefechts selbst steht damit schon in Verbindung, und zwar durch die Sicherheit des eigenen Rückens und die Gefährdung des feindlichen. Von diesem Punkte hängt die Zahl der Gefangenen und der eroberten Geschütze in einem hohen Grade ab, und diesem Punkt kann in manchen Fällen die Taktik allein nicht genügen, wenn nämlich die strategischen Verhältnisse ihr zu sehr entgegen sind.

Die Gefahr, sich auf zwei Seiten schlagen zu müssen, und die noch drohendere, keinen Rückzug zu behalten, lähmen die Bewegungen und die Kraft des Widerstandes und wirken auf die Alternative von Sieg und Niederlage; ferner steigern sie bei der Niederlage den Verlust und treiben ihn oft bis an die äuſserste Grenze d. h. bis zur Vernichtung. Der bedrohte Rücken macht also die Niederlage zugleich wahrscheinlicher und entscheidender.

Hieraus entsteht also ein wahrer Instinkt für die ganze Kriegführung

und besonders für die grofsen und kleinen Gefechte: nämlich die Sicherung des eigenen Rückens und die Gewinnung des feindlichen; er folgt aus dem Begriff des Sieges, der, wie wir gesehen haben, noch etwas Anderes als blofses Todtschlagen ist.

In diesem Streben sehen wir also die erste nähere Bestimmung des Kampfes und zwar eine ganz allgemeine. Es ist kein Gefecht denkbar, in welchem dasselbe nicht in seiner doppelten oder einfachen Gestalt neben dem blofsen Stofs der Gewalt einhergehen sollte. Nicht die kleinste Abtheilung wird sich je auf ihren Gegner werfen, ohne an ihren Rückzug zu denken, und in den meisten Fällen wird sie den feindlichen suchen.

Wie oft in verwickelten Fällen dieser Instinkt verhindert ist, den geraden Weg zu gehen, wie oft er in der Schwierigkeit andern, höhern Betrachtungen weichen mufs, das würde uns hier zu weit führen; wir bleiben dabei stehen, ihn als ein allgemeines Naturgesetz des Gefechts aufzustellen.

Er ist also überall wirksam, drückt überall mit seinem natürlichen Gewicht und wird so der Punkt, um welchen sich fast alle taktischen und strategischen Manöver drehen.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf den Gesammtbegriff des Sieges, so finden wir in demselben drei Elemente:

1. den gröfsern Verlust des Gegners an physischen Kräften,
2. an moralischen,
3. das öffentliche Bekenntnifs davon, indem er seine Absicht aufgiebt.

Ueber den Verlust an Todten und Verwundeten sind die gegenseitigen Berichte nie genau, selten wahrhaft und in den meisten Fällen voll absichtlicher Entstellung. Selbst die Zahl der Trophäen wird selten ganz zuverlässig gegeben, und wo sie also nicht sehr bedeutend ist, kann auch sie noch Zweifel an dem Siege übrig lassen. Von dem Verlust an moralischen Kräften läfst sich aufser den Trophäen gar kein gültiges Mafs angeben; es bleibt also in vielen Fällen das Aufgeben des Kampfes als der einzig wahre Beweis des Sieges allein übrig. Es ist mithin das Bekenntnifs der Schuld als das Senken des Paniers zu betrachten, durch das dem Gegner Recht und Ueberlegenheit in diesem einzelnen Falle eingeräumt wird, und diese Seite der Demüthigung und Scham, welche von allen übrigen moralischen Folgen des umschlagenden Gleichgewichts noch zu unterscheiden bleibt, ist ein wesentliches Stück des Sieges. Dieser Theil allein ist es, welcher auf die öffentliche Meinung aufser dem Heere wirkt, auf Volk und Regierung in beiden kriegführenden Staaten und in allen betheiligten andern.

Nun ist aber das Aufgeben der Absicht nicht gerade identisch mit dem Abzug vom Schlachtfelde, selbst da, wo der Kampf hartnäckig und anhaltend geführt worden ist; Niemand wird von Vorposten, welche sich nach einem hartnäckigen Widerstande zurückziehen, sagen, sie hätten ihre Absicht aufgegeben; selbst in Gefechten, welche die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zur Absicht haben, kann der Abzug vom Schlachtfelde nicht stets wie ein Aufgeben dieser Absicht angesehen werden, z. B. bei vorher beabsichtigten Rückzügen, bei welchen das Land Fufs für Fufs streitig gemacht wird; es gehört dies alles dahin, wo wir von dem besondern Zweck

der Gefechte sprechen werden; hier wollen wir blos darauf aufmerksam machen, dafs in den meisten Fällen das Aufgeben der Absicht von dem Abzuge vom Schlachtfelde schwer zu unterscheiden, und dafs der Eindruck, welchen jenes in und aufser dem Heere hervorbringt, nicht gering zu schätzen ist.

Für Feldherren und Heere, die nicht einen gemachten Ruf haben, ist dies eine eigene, schwierige Seite mancher, sonst in den Umständen begründeten Verfahrungsarten, wo eine Reihe mit Rückzug endigender Gefechte als eine Reihe von Niederlagen erscheinen kann, ohne es zu sein, und wo dieses Erscheinen von sehr nachtheiligem Einflufs werden kann. Es ist dem Ausweichenden in diesem Falle nicht möglich, durch die Darlegung seiner eigentlichen Absicht dem moralischen Eindruck überall vorzubeugen, denn um das mit Wirksamkeit zu thun, müfste er seinen Plan vollständig bekannt machen, was, wie sich versteht, seinem Hauptinteresse zu sehr entgegen laufen würde.

Um auf die besondere Wichtigkeit dieses Siegesbegriffs aufmerksam zu machen, wollen wir nur an die Schlacht von Soor erinnern, deren Trophäen nicht bedeutend waren (einige Tausend Gefangene und zwanzig Kanonen), und wo Friedrich der Grofse den Sieg dadurch verkündete, dafs er noch fünf Tage auf dem Schlachtfelde stehen blieb, obgleich sein Rückzug nach Schlesien schon beschlossen und in seiner ganzen Lage begründet war. Er glaubte mit dem moralischen Gewicht dieses Sieges sich dem Frieden zu nähern, wie er selbst sagt; ob nun gleich noch ein Paar andere siegreiche Erfolge nöthig waren, nämlich das Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf in der Lausitz und die Schlacht bei Kesselsdorf, ehe dieser Friede eintrat, so kann man doch nicht sagen, dafs die moralische Wirkung der Schlacht von Soor Null gewesen sei.

Ist es vorzüglich die moralische Kraft, welche durch den Sieg erschüttert worden ist, und steigt dadurch die Zahl der Trophäen zu einer ungewöhnlichen Höhe, so wird das verlorene Gefecht eine Niederlage, die also nicht jedem Siege gegenübersteht. Da bei einer solchen Niederlage die moralische Kraft des Ueberwundenen in einem viel höheren Grade aufgelöst ist, so entsteht oft eine völlige Unfähigkeit zum Widerstand, und das ganze Handeln besteht in Ausweichen, d. h. in Flucht.

Jena und Belle-Alliance sind Niederlagen, Borodino aber nicht.

Ob man gleich ohne Pedanterie hier kein einzelnes Merkmal als Grenze angeben kann, weil die Dinge nur dem Grade nach verschieden sind, so ist doch das Festhalten der Begriffe als Mittelpunkt für die Deutlichkeit theoretischer Vorstellungen wesentlich, und es ist ein Mangel unsrer Terminologie, dafs wir im Fall der Niederlage den ihr entsprechenden Sieg, und im Fall eines einfachen Sieges das ihm entsprechende Unterliegen des Gegners nur mit einem Worte zu bezeichnen wissen.

Schlussbemerkungen zu dem dritten und vierten Kapitel.

Wenn man der Clausewitz'schen Deduktion über das „Gefecht" im dritten und vierten Kapitel folgt, so gelangt man bei näherer Betrachtung ohne Schwierigkeit zu dem Resultate einer dreifachen Unterscheidung des in dieser „eigentlich kriegerischen Thätigkeit" zu erreichenden Erfolges.

Die erste Stufe stellt sich dar, als „verlorener Boden und Mangel an Reserven" (Orts- und Kraftverlust) auf der einen Seite.

An diesen physischen Verlust reiht sich als zweite Stufe die „moralische Einbufse" an Ordnung, Muth, Vertrauen u. s. f., welche auf jener Seite die Frage anregt „ob das Gefecht noch fortgesetzt werden kann oder nicht?"

Die dritte Stufe des Erfolges aber ist erst erreicht, wenn der Sieger auf den beiden ersten „die Zeit benutzt" um (durch die Verfolgung) „diesen Sieg in der Form von Gefangenen und eroberten Geschützen, Körper gewinnen zu lassen" (die Ergänzung der verlorenen moralischen und physischen Kraft zu verhindern!) und wenn er so den Grundgedanken und „einzigen Zweck" aller Gefechte: „die gänzliche oder theilweise Vernichtung des Gegners" in möglichster Vollkommenheit zum Ausdruck bringt.

Zwischen diesen „ursprünglichen", dem Begriff des Gefechtes „als Kampf" entsprechenden und seinen auch wiederum „letzten" Zweck: der Vernichtung schieben sich taktische und strategische „Zwischenzwecke" ein, welche das Gefecht „individualisiren", welche aber doch, wenn sie allein erreicht würden, nur einen unwichtigen und unbedeutenden Theil jenes „allgemeinen Zweckes" erfüllen würden.

Diesen Zwischen-, Theil- oder Nebenzwecken gegenüber ist die Vernichtung dann wieder nur „Mittel zum Zweck".

Ueber diese Nebenzwecke ist vorläufig hier allerdings nur gesagt, dafs sie auf die „Feststellung", die „Anlage" und die „Anordnung" der Gefechte von Einflufs sein müssen und an anderer Stelle hervorgehoben, dafs „die kunstvolle Ordnung der Gefechte untereinander recht eigentlich die strategische Kunst selbst" sei, und dafs „ein Gefecht auf einem Punkte (und fügen wir hinzu, zu einer Zeit!) mehr werth sei, als auf einem (zu einer!) anderen".

Von der „Anordnung" des Gefechtes ist gesagt „dafs sie die Strategie nichts angehe"; von der „Anlage" des Gefechtes ist gesagt, dafs sie vorzugsweise darauf berechnet sein werde „den Sieg auszunutzen"; von der „Feststellung" endlich, dafs sie „durch Sicherung des eigenen und Gefährdung des feindlichen Rückens" in Verbindung mit der Strategie stehe.

Vergleichen wir diese drei Nüancen der geistigen Thätigkeit (Anordnung, Anlage, Feststellung) gegenüber dem Gefecht mit den drei Stufen des zu erstrebenden Erfolges im Gefecht, so werden wir sagen müssen, dafs die „Feststellung" (nach Ort, Zeit, Kraftaufgebot) von hervorragendster Wichtigkeit für die Erreichung der „dritten" Stufe (der Ausbeutung des Sieges); dafs die „Anlage" (wieder nach Ort, Zeit und Kraftvertheilung) von hervorragendster Bedeutung für die „zweite" Stufe (Entschlufs zum Rückzuge) und dafs endlich die „Anordnung" (formale Regelung im Neben-, Hinter- und Nacheinander der vor-

handenen Streitkraft) von hervorragendstem Einflusse auf die „erste“ Stufe sein wird!

Es ist hier nicht der Ort diese Gedankenreihe weiter zu verfolgen; sollte aber die angedeutete Richtung nicht graden Wegs dahin führen — an der Hand Clausewitz'scher Deductionen! — in der theoretischen Eintheilung der „eigentlich kriegerischen Thätigkeit — des Schlagens!“: in „Kampf, Gefecht und Schlacht“ dem von Clausewitz bedauerten Mangel „unserer Terminologie“ mindestens bis zu einem gewissen Grade abgeholfen zu sehen?!

Vielleicht wird defshalb, was Clausewitz weiter über das „Gefecht“ beibringt, ebenso sehr geeignet sein, diese Eintheilung und ihre Folgerungen zu stützen, wie umgekehrt diese dazu mitwirken können, das Verständnifs für Clausewitz zu erleichtern!

Auch jene Gliederung des Stoffes kennt für die „historische Erscheinung“ keinen Unterschied zwischen „Kampf und Gefecht“ und hält die Trennung der Begriffe nur „für die deutlichere theoretische Vorstellung“ fest; nach ihrer Terminologie aber würde man jetzt sagen können, dafs bei Jena und Belle alliance dem Sieger: der „Schlachtensieg“ zugefallen, bei Borodino und Ligny dem unterliegenden Theile nur der „Gefechtssieg“ entrissen worden ist.

Fünftes Kapitel.

Ueber die Bedeutung des Gefechts.

Nachdem wir im vorigen Kapitel das Gefecht in seiner absoluten Gestalt betrachtet haben, gleichsam als das verkleinerte Bild des ganzen Krieges, wenden wir uns zu den Verhältnissen, in denen es als Theil eines gröfseren Ganzen zu den anderen Theilen steht. Zuerst fragen wir nach der näheren Bedeutung, welche ein Gefecht haben kann.

Da der Krieg nichts ist als gegenseitige Vernichtung, so scheint das Natürlichste in der Vorstellung und vielleicht auch in der Realität zu sein, dafs sich alle Kräfte jeder Partei in einem grofsen Volumen vereinigen, und alle Erfolge in einem grofsen Stofs dieser Massen. — Diese Vorstellung hat gewifs viel Wahres, und es scheint im Ganzen sehr heilsam zu sein, wenn man an ihr festhält und deswegen die kleinen Gefechte Anfangs nur wie nothwendigen Abgang, gleichsam wie Hobelspäne, ansieht. Indessen ist doch die Sache niemals so einfach abzuthun.

Dafs die Vervielfältigung der Gefechte aus der Theilung der Streitkräfte entsteht, ergiebt sich von selbst, und die näheren Zwecke der einzelnen Gefechte werden daher bei der Theilung der Streitkräfte zur Sprache kommen. Aber diese Zwecke, und mit ihnen die ganze Masse der Gefechte, lassen sich überhaupt in gewisse Klassen bringen, und es wird zur Klarheit unsrer Gedanken beitragen, diese jetzt kennen zu lernen.

Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist freilich der Zweck aller Gefechte, allein es können sich daran auch andere Zwecke knüpfen, und diese

auch sogar vorherrschend werden; wir müssen also den Fall unterscheiden, wo die Vernichtung der feindlichen Streitkraft die Hauptsache, und denjenigen, wo sie mehr das Mittel ist. Aufser der Vernichtung der feindlichen Streitkraft können der Besitz eines Ortes und der Besitz eines Gegenstandes noch die allgemeinen Bestimmungen sein, die ein Gefecht haben kann, und zwar entweder eine von diesen allein, oder mehrere zusammen, in welchem Fall doch gewöhnlich eine die Hauptbestimmung bleibt. Die beiden Hauptformen des Krieges: Angriff und Vertheidigung, von denen wir bald reden werden, modifiziren nun die erste dieser Bestimmungen nicht, allerdings aber die beiden andern, und es würde also ein Tableau, welches wir uns davon machen wollten, so aussehen:

Offensives Gefecht.	Defensives Gefecht.
1. Vernichtung der feindlichen Streitkräfte.	1. Vernichtung der feindlichen Streitkräfte.
2. Eroberung eines Ortes.	2. Vertheidigung eines Ortes.
3. Eroberung eines Gegenstandes.	3. Vertheidigung eines Gegenstandes.

Indessen scheinen diese Bestimmungen den Umfang des Gebiets nicht genau auszumessen, wenn wir uns an Rekognoszirungen und Demonstrationen erinnern, bei welchen offenbar keiner jener drei Gegenstände Zweck des Gefechts ist. Wirklich mufs uns dies vermögen, noch eine vierte Klasse zuzulassen. Genau betrachtet, werden zwar bei Rekognoszirungen, wo sich der Feind uns zeigen, bei Allarmirungen, wo er sich ermüden, bei Demonstrationen, wo er einen Punkt nicht verlassen oder auf einen andern sich wenden soll, alle diese Zwecke nur mittelbar und unter Vorspiegelung eines der drei oben angegebenen, gewöhnlich des zweiten, erreicht; denn der Feind, der rekognosziren will, mufs sich anstellen, als wolle er uns wirklich angreifen und schlagen oder vertreiben u. s. w. Allein diese Vorspiegelung ist nicht der wahre Zweck, und nur nach diesem haben wir gefragt; wir müssen also zu jenen drei Zwecken des Angreifenden noch den vierten, nämlich den gesellen, den Gegner zu einer falschen Mafsregel zu verleiten, oder mit anderen Worten: ein Scheingefecht zu liefern. Dafs sich dieser Zweck nur offensiv denken lasse, liegt in der Natur der Sache[1]).

Auf der andern Seite müssen wir bemerken, dafs die Vertheidigung eines Ortes von doppelter Art sein kann, entweder absolut, wenn man den Punkt überhaupt nicht aufgeben darf, oder relativ, wenn man ihn nur eine Zeit lang braucht. Dies Letztere kommt bei den Gefechten der Vorposten und Arrièregarden unaufhörlich vor.

Dafs die Natur dieser verschiedenen Bestimmungen des Gefechts auf die Einrichtungen desselben einen wesentlichen Einflufs hat, ist wohl an sich klar. Anders wird man verfahren, wenn man einen feindlichen Posten blos von seinem Platz verdrängen, als wenn man ihn total schlagen will; anders wenn man einen Ort um jeden Preis vertheidigen, als wenn

[1]) Offenbar gibt es aber doch auch defensive Scheingefechte, wenn man, wie im folgenden Passus gesagt ist, einen Punkt nur „eine Zeit lang braucht“ — um den Feind davor festzuhalten oder auf denselben anzuziehen!

man den Feind nur einige Zeit aufhalten soll; im ersteren Fall kümmert man sich wenig um den Rückzug, im letzteren ist dieser die Hauptsache u. s. w.

Aber diese Betrachtungen gehören in die Taktik und stehen hier blos als Beispiel zur gröſseren Deutlichkeit. Was die Strategie über die verschiedenen Zwecke des Gefechts zu sagen hat, wird in den Kapiteln vorkommen, die diese Zwecke berühren. Hier nur ein paar allgemeine Bemerkungen: die erste, daſs die Wichtigkeit der Zwecke ungefähr in der Ordnung abnimmt, wie sie oben stehen; sodann, daſs der erste dieser Zwecke in der Hauptschlacht immer vorherrschen sollte; endlich, daſs die beiden letzteren beim Defensivgefecht eigentlich solche sind, die keine Zinsen tragen, sie sind nämlich ganz negativ und können also nur mittelbar, indem sie irgend etwas Anderes, Positives erleichtern, nützlich werden. **Es ist daher ein schlimmes Zeichen von der strategischen Lage, wenn Gefechte dieser Art zu häufig werden**[*]).

Sechstes Kapitel.

Dauer des Gefechts.

Betrachten wir das Gefecht nicht mehr an sich, sondern im Verhältniſs zu den übrigen Streitkräften, so erhält die Dauer desselben eine eigene Bedeutung.

Die Dauer eines Gefechts ist gewissermaſsen als ein zweiter, untergeordneter Erfolg zu betrachten. Dem Sieger kann ein Gefecht niemals schnell genug entschieden sein, dem Besiegten niemals lange genug dauern. Der schnelle Sieg ist eine höhere Potenz des Sieges, die späte Entscheidung bei der Niederlage ein Ersatz für den Verlust.

Dies ist im Allgemeinen wahr, aber praktisch wichtig wird es bei der Anwendung auf diejenigen Gefechte, deren Bedeutung eine relative Vertheidigung ist.

Hier liegt der ganze Erfolg oft in der bloſsen Dauer. Dies ist der Grund, warum wir sie in die Reihe der strategischen Elemente mit aufnehmen.

Die Dauer eines Gefechts steht mit seinen wesentlichen Verhältnissen in einem nothwendigen Zusammenhang. Diese Verhältnisse sind: absolute Gröſse der Macht, Verhältniſs der gegenseitigen Macht und Waffen, und Natur der Gegend. 20,000 Mann reiben sich nicht so schnell an einander auf als 2000; einem zwei- und dreifach überlegenen Feinde widersteht man nicht so

---

[*]) Vergl. mit dem Inhalte dieses Kapitels die Eintheilung: in **Decisive** und **Demonstrative** und der ersteren in **(reine) Offensive** und **Defensiv-Offensive**, der letzteren in **(zeitweilige) Defensive** und **Offensiv-Defensive**.

lange als einem von gleicher Stärke; ein Kavalleriegefecht entscheidet sich schneller als ein Infanteriegefecht, und ein Gefecht mit bloſser Infanterie schneller, als wenn Artillerie dabei ist; in Gebirgen und Wäldern schreitet man nicht so schnell vor, als in der Ebene; alles das ist an sich klar.

Hieraus folgt also, daſs Stärke, Waffenverhältniſs und Aufstellung berücksichtigt werden müssen, wenn das Gefecht durch seine Dauer eine Absicht erfüllen soll; diese Regel war uns aber bei dieser besonderen Betrachtung weniger wichtig, als es uns darum zu thun war, an dieselbe sogleich die Hauptresultate anzuknüpfen, die uns die Erfahrung über diesen Gegenstand giebt.

Der Widerstand einer gewöhnlichen Division von 8000 bis 10,000 Mann aller Waffen dauert selbst gegen einen bedeutend überlegenen Feind und in nicht ganz vortheilhafter Gegend doch mehrere Stunden und, ist der Feind wenig oder gar nicht überlegen, wohl einen halben Tag; ein Corps von 3 bis 4 Divisionen gewinnt die doppelte Zeit, eine Armee von 80,000 bis 100,000 Mann etwa die drei- bis vierfache. So lange dürfen also die Massen sich selbst überlassen bleiben, und es entsteht kein getheiltes Gefecht, wenn innerhalb dieser Zeit die andern Kräfte herbeigeschafft werden können, deren Wirksamkeit dann schnell mit dem Erfolge des stattgehabten Gefechts in ein Ganzes zusammenflieſst.

Jene Zahlen haben wir aus der Erfahrung entlehnt [1]), es ist uns aber zugleich wichtig, den Moment der Entscheidung und folglich der Beendigung näher zu charakterisiren.

Siebentes Kapitel.

Entscheidung des Gefechts.

Kein Gefecht entscheidet sich in einem einzelnen Moment, obwohl es in jedem Momente von groſser Wichtigkeit giebt, welche die Entscheidung hauptsächlich bewirken. Der Verlust eines Gefechts ist also ein stufenweises Niedersinken der Wage. Es giebt aber bei jedem Gefecht einen Zeitpunkt, wo man dasselbe als entschieden ansehen kann, so daſs der Wiederanfang desselben ein neues Gefecht und nicht die Fortsetzung des alten würde. Ueber diesen Zeitpunkt eine klare Vorstellung zu haben, ist sehr wichtig, um sich entscheiden zu können, ob ein Gefecht von einer herbeieilenden Hülfe noch mit Nutzen wieder aufgenommen werden kann.

Oft werden in Gefechten, die nicht wieder herzustellen sind, neue Kräfte vergeblich geopfert; oft wird versäumt, die Entscheidung zu wenden, wo dies

---

[1]) Sie haben deſshalb auch nur einen relativen Werth und sind wohl nur dann annähernd richtig, wenn es gelingt, dem Gefechte den Charakter des „Treffengefechtes“ zu wahren!

noch füglich geschehen könnte. Hier giebt es zwei Beispiele, die nicht schlagender sein können.

Als der Fürst von Hohenlohe 1806 bei Jena mit 35,000 Mann gegen etwa 60 bis 70,000 Mann unter Bonaparte die Schlacht angenommen und verloren, aber so verloren hatte, daſs die 35,000 Mann als zertrümmert angesehen werden konnten, unternahm es der General Rüchel mit etwa 12,000 Mann die Schlacht zu erneuern; die Folge war, daſs er in einem Augenblick gleichfalls zertrümmert war.

An demselben Tage bei Auerstädt dagegen hatte man mit etwa 25,000 Mann gegen Davoust, welcher 28,000 hatte, bis gegen Mittag zwar unglücklich gefochten, aber ohne sich in dem Zustande der Auflösung zu befinden, ohne eben mehr eingebüſst zu haben, als der Gegner, dem es ganz an Reiterei fehlte, — und man versäumte die 18,000 Mann Reserve des General Kalkreuth zu gebrauchen, um die Schlacht zu wenden, die unter diesen Umständen unmöglich zu verlieren war. —

Jedes Gefecht ist ein Ganzes, in welchem die Theilgefechte sich zu einem Gesammterfolge vereinigen. In diesem Gesammterfolg liegt die Entscheidung des Gefechts. Dieser Erfolg braucht nicht gerade ein Sieg zu sein, wie wir ihn im sechsten Kapitel [1]) bezeichnet haben, denn oft ist die Anlage dazu nicht gemacht, oft ist dazu keine Gelegenheit, wenn der Feind zu früh ausweicht, und in den meisten Fällen tritt selbst da, wo ein hartnäckiger Widerstand stattfand, die Entscheidung früher ein, als derjenige Erfolg, der den Begriff eines Sieges hauptsächlich ausmacht.

Wir fragen also: welches ist gewöhnlich der Augenblick der Entscheidung, d. h. derjenige, wo eine neue, wohlverstanden nicht unverhältniſsmäſsige Streitkraft ein nachtheiliges Gefecht nicht mehr wenden kann?

Uebergehen wir die Scheingefechte, welche ihrer Natur nach eigentlich ohne Entscheidung sind, so ist,

1. wenn der Besitz eines beweglichen Gegenstandes der Zweck war, der Verlust desselben jedesmal die Entscheidung.
2. Wenn der Besitz einer Gegend der Zweck des Gefechts war, so liegt die Entscheidung meistens auch in dem Verlust derselben, doch nicht immer, nämlich nur dann, wenn diese Gegend von besonderer Stärke ist; eine leicht zugängliche Gegend, wie wichtig sie auch sonst sein möchte, läſst sich ohne groſse Gefahr wieder nehmen.
3. In allen andern Fällen aber, wo jene beiden Umstände das Gefecht nicht schon entschieden haben, also namentlich in dem Fall, wo die Vernichtung der feindlichen Streitkraft der Hauptzweck ist, liegt die Entscheidung in dem Augenblick, wo der Sieger aufhört sich in einem Zustand der Auflösung und also einer gewissen Untüchtigkeit zu befinden, wo also der vortheilhafte Gebrauch successiver Kraftanstrengung, von dem wir im zwölften Kapitel des dritten Buches gesprochen haben,

---

[1]) Diese Rückbeziehung ist offenbar nicht richtig, vielleicht paſst das dritte Kapitel noch am ehesten!

aufhört. Aus diesem Grunde haben wir auf diesen Punkt die strategische Einheit des Gefechts verlegt.

Ein Gefecht also, in welchem der Vorschreitende gar nicht aus dem Zustande der Ordnung und Tüchtigkeit herausgekommen ist oder nur mit einem kleinen Theile seiner Macht, während die unsrige sich mehr oder weniger aufgelöst hat, ist auch nicht wieder herzustellen, und eben so wenig, wenn der Gegner seine Tüchtigkeit schon wieder hergestellt hat.

Je kleiner also der Theil der Streitkraft ist, welcher wirklich gefochten, je gröſser derjenige ist, welcher als Reserve durch sein bloſses Dasein mitentschieden hat, um so weniger kann eine neue Streitkraft des Gegners uns den Sieg wieder aus den Händen winden, und derjenige Feldherr, wie dasjenige Heer, welche es am weitesten darin gebracht haben, das Gefecht selbst mit der höchsten Oekonomie der Kräfte zu führen und überall die moralische Wirkung starker Reserven geltend zu machen, gehen den sichersten Weg zum Siege. Man muſs in der neueren Zeit den Franzosen, besonders wenn Bonaparte sie führte, darin eine groſse Meisterschaft einräumen.

Ferner wird der Augenblick, wo beim Sieger der Zustand der Gefechtskrisis aufhört und die alte Tüchtigkeit zurückkehrt, um so früher eintreten, je kleiner das Ganze ist. Eine Reiterfeldwache, die ihren Gegner spornstreichs verfolgt, wird in wenig Minuten wieder die alte Ordnung gewinnen, und länger dauert auch die Krisis nicht; ein ganzes Regiment Reiterei braucht dazu schon mehr Zeit; noch länger dauert es bei dem Fuſsvolk, wenn es sich in einzelne Schützenlinien aufgelöst hat, und wieder länger bei Abtheilungen von allen Waffen, wenn ein Theil diese, der andere jene zufällige Richtung eingeschlagen, und das Gefecht also eine Störung der Ordnung veranlaſst hat, die gewöhnlich dadurch erst schlimmer wird, daſs kein Theil recht weiſs, wo der andere ist. So tritt also der Zeitpunkt, wo der Sieger die gebrauchten Instrumente, die alle durcheinander gerathen und zum Theil in Unordnung gekommen sind, wieder aufgefunden, ein wenig hergerichtet, auf einen passenden Platz gestellt und die Schlachtwerkstatt wieder in Ordnung gebracht hat, dieser Augenblick, sagen wir, tritt immer später ein, je gröſser das Ganze wird.

Wieder tritt dieser Augenblick später ein, wenn die Nacht den Sieger in der Krisis überrascht, und endlich tritt er später ein, wenn die Gegend durchschnitten und verdeckt ist. Zu diesen beiden Punkten aber muſs man bemerken, daſs die Nacht auch ein groſses Schutzmittel ist, weil nur selten die Umstände geeignet sind, sich von nächtlichen Angriffen einen guten Erfolg zu versprechen, wie am 10. März 1814 bei Laon, wo York gegen Marmont ein ganz hieher gehöriges Beispiel giebt. Eben so wird eine verdeckte und durchschnittene Gegend gleichfalls der Schutz des in der längeren Siegeskrisis Begriffenen gegen eine Reaktion sein. Beides also, die Nacht sowohl, als die verdeckte und durchschnittene Gegend, erschweren eine Wiederaufnahme desselben Gefechts, anstatt sie zu erleichtern.

Bis jetzt haben wir die herbeieilende Hülfe des im Verlust Begriffenen als eine bloſse Vermehrung der Streitkraft betrachtet, also als eine gerade von hinten kommende Verstärkung, was der gewöhnliche Fall ist. Ganz

anders aber wird der Fall, wenn sie dem Gegner von der Seite oder in den Rücken kommt.

Ueber die Wirkung der Seiten- und Rückenangriffe, so weit sie in die Strategie gehören, werden wir an einem andern Ort sprechen; ein solcher, wie wir ihn hier zur Herstellung eines Gefechts im Auge haben, gehört hauptsächlich in die Taktik, und nur, weil wir hier von den taktischen Resultaten sprechen, und unsre Vorstellungen also in das Gebiet der Taktik hineindringen müssen, kommt er zur Sprache.

Die Richtung einer Streitkraft in des Feindes Seite und Rücken kann ihre Wirksamkeit sehr erhöhen, aber sie thut das nicht nothwendig immer, sondern sie kann sie auch eben so sehr schwächen. Die Umstände, unter welchen das Gefecht statthat, entscheiden über diesen Punkt seiner Anlage, wie über jeden andern, ohne dafs wir hier darauf eingehen können. Für unsern Gegenstand sind aber dabei zwei Dinge wichtig: erstens, dafs Seiten- und Rückenangriffe in der Regel günstiger auf den Erfolg nach der Entscheidung wirken, als auf die Entscheidung selbst. Nun ist bei Herstellung eines Gefechts vor allen Dingen erst die günstige Entscheidung zu suchen, und nicht die Gröfse des Erfolges. In dieser Rücksicht sollte man also glauben, dafs eine Hülfe, die zur Herstellung unsers Gefechts herbeieilt, weniger günstig wird, wenn sie dem Gegner in Seite und Rücken geht, also getrennt von uns, als wenn sie sich gerade mit uns vereinigt. Gewifs fehlt es nicht an Fällen, wo dem so ist; allein man mufs doch sagen, dafs die Mehrheit derselben auf der andern Seite sich finden wird, und zwar wegen des zweiten Punktes, welcher uns hier wichtig ist.

Dieser zweite Punkt ist die moralische Kraft der Ueberraschung, welche eine zur Herstellung eines Gefechtes herbeieilende Hülfe in der Regel für sich hat. Die Wirkung einer Ueberraschung in Seite und Rücken aber ist immer gesteigert, und ein in der Krisis des Sieges Begriffener ist in seinem ausgereckten und zerstreuten Zustande weniger im Stande ihr entgegen zu wirken. Wer fühlt es nicht, dafs ein Seiten- und Rückenanfall, welcher im Anfang des Gefechts, wo die Kraft gesammelt, und für solche Fälle immer vorgesehen ist, wenig bedeuten würde, ein ganz anderes Gewicht im letzten Augenblick des Gefechtes bekommt.

Wir müssen also unbedenklich einräumen, dafs in den meisten Fällen eine von der Seite oder im Rücken des Gegners herbeikommende Hülfe viel wirksamer sein, sich wie dasselbe Gewicht an einem längeren Hebelarm verhalten wird, so dafs man also unter solchen Umständen die Herstellung eines Gefechts mit derselben Kraft unternehmen kann, die auf dem geraden Wege nicht zugereicht haben würde. Hier, wo die Wirkungen fast jeder Berechnung ausweichen, weil die moralischen Kräfte ganz das Uebergewicht gewinnen, ist das rechte Feld der Kühnheit und des Wagens.

Auf alle diese Gegenstände mufs also das Augenmerk gerichtet, alle diese Momente zusammenwirkender Kräfte müssen in Betracht gezogen werden, wenn man in zweifelhaften Fällen entscheiden soll, ob einem nachtheiligen Gefechte wieder aufgeholfen werden könne oder nicht.

Ist das Gefecht noch nicht als beendigt anzusehen, so wird das neue,

welches vermittelst der herbeieilenden Hülfe eröffnet wird, mit dem frühern in eins, also in ein gemeinschaftliches Resultat zusammenfließen, und der erste Nachtheil verschwindet dann ganz aus der Rechnung. So ist es aber nicht, wenn das Gefecht schon entschieden war; dann giebt es zwei von einander getrennte Resultate. Ist nun die herbeieilende Hülfe nur von einer verhältnißmäßigen Stärke, d. h. dem Gegner nicht schon an und für sich gewachsen, so ist schwerlich auf einen günstigen Erfolg dieses zweiten Gefechts zu rechnen; ist sie aber so stark, daß sie das zweite Gefecht ohne Rücksicht auf das erste unternehmen kann, so kann sie dieses zwar durch einen günstigen Erfolg ausgleichen und überwiegen, aber nie aus der Rechnung verschwinden machen.

In der Schlacht von Kunersdorf eroberte Friedrich der Große im ersten Anlauf den linken Flügel der russischen Stellung und nahm 70 Geschütze; am Ende der Schlacht war beides wieder verloren und das ganze Resultat dieses ersten Gefechts aus der Rechnung verschwunden. Wäre es möglich gewesen, hier inne zu halten und den zweiten Theil der Schlacht bis auf den kommenden Tag zu verschieben, so hätten, selbst wenn der König sie verlor, die Vortheile des ersten immer darin ausgeglichen werden können.

Aber indem man ein nachtheiliges Gefecht noch vor seinem Schluß auffaßt und wendet, verschwindet nicht bloß sein Minusresultat für uns aus der Rechnung, sondern es wird auch die Grundlage eines größern Sieges. Wenn man sich nämlich den taktischen Hergang des Gefechts genau vorstellt, so sieht man leicht, daß, bis es geschlossen ist, alle Erfolge der Theilgefechte nur suspendirte Urtheile sind, die durch den Haupterfolg nicht blos vernichtet, sondern in entgegengesetzte umgewandelt werden können. Je mehr unsere Streitkräfte bereits zu Grunde gerichtet sind, um so mehr feindliche werden sich daran aufgerieben haben, um so größer wird also die Krisis auch beim Feinde sein, und um so größer wird das Uebergewicht unsrer frischen Kräfte werden. Wendet sich nun der Totalerfolg für uns, entreißen wir dem Feinde das Schlachtfeld und die Trophäen wieder, so werden alle Kräfte, die sie ihn gekostet haben, ein baarer Vortheil für uns, und unsre frühere Niederlage wird die Stufe zu höherem Triumph. Die glänzendsten Waffenthaten, welche im Siege dem Gegner so hoch gegolten hätten, daß er die daran verlornen Kräfte nicht achten konnte, lassen nun nichts zurück, als die Reue über diese aufgeopferten Kräfte. So verändert der Zauber des Sieges und der Fluch der Niederlage das specifische Gewicht der Elemente.

Es ist also auch selbst dann, wenn man entschieden überlegen ist und dem Feinde seinen Sieg durch einen größeren vergelten könnte, immer noch besser, dem Schluß eines nachtheiligen Gefechts, wenn es von verhältnißmäßiger Bedeutung ist, zuvorzukommen, um dasselbe zu wenden, als ein zweites zu liefern.

Feldmarschall Daun versuchte es im Jahre 1760 bei Liegnitz dem General Laudon zu Hülfe zu kommen, während dessen Gefecht dauerte; aber er versuchte nicht, als jenes mißlungen war, den König am folgenden Tage anzugreifen, obgleich es ihm an Macht nicht fehlte.

Aus diesem Grunde sind blutige Gefechte der Avantgarde, welche einer

Schlacht vorhergehen, nur als nothwendige Uebel zu betrachten und da, wo sie nicht nothwendig sind, zu vermeiden [2]).

Wir werden noch eine andere Folgerung zu betrachten haben.

Ist ein geschlossenes Gefecht eine abgemachte Sache, so kann es nicht der Grund werden, ein neues zu beschliefsen, sondern der Entschlufs zu diesem neuen mufs aus den übrigen Verhältnissen hervorgehen. Dieser Folgerung tritt aber eine moralische Kraft entgegen, die wir berücksichtigen müssen: es ist das Gefühl der Rache und Vergeltung. Vom obersten Feldherrn bis zum geringsten Tambour fehlt dies Gefühl nicht, und daher ist nie eine Truppe von einer bessern Stimmung beseelt, als wenn es darauf ankommt, eine Scharte auszuwetzen. Nur setzt dies voraus, dafs der geschlagene Theil kein zu bedeutender des Ganzen sei, weil jenes Gefühl sich sonst in dem der Ohnmacht verlieren würde.

Es ist also eine sehr natürliche Tendenz, jene moralische Kraft zu benutzen, um auf der Stelle das Verlorne wieder einzubringen, und defshalb vorzugsweise, wenn die übrigen Umstände es zulassen, ein zweites Gefecht zu suchen. Es liegt dann in der Natur der Sache, dafs dieses zweite Gefecht meistens ein Angriff sein mufs.

In der Reihe der untergeordneten Gefechte findet man viele Beispiele solcher Wiedervergeltungen; die grofsen Schlachten aber haben gewöhnlich zu viel andere Bestimmungsgründe, um von dieser schwächern Kraft angezogen zu werden.

Ein solches Gefühl war es unstreitig, welches den edlen Blücher den 14. Februar 1814, nachdem zwei seiner Corps drei Tage zuvor bei Montmirail geschlagen waren, mit dem dritten auf dieses Schlachtfeld führte. Hätte er gewufst, dafs er noch auf Bonaparte selbst treffen würde, so mufsten natürlich überwiegende Gründe ihn bestimmen, seine Rache aufzuschieben; aber er hoffte sich an Marmont zu rächen, und anstatt die Vortheile einer edlen Rachbegierde zu ernten, unterlag er den Nachtheilen einer falschen Berechnung.

Von der Dauer der Gefechte und dem Moment ihrer Entscheidung hängen die Entfernungen ab, in welchen diejenigen Massen von einander aufgestellt sein dürfen, die bestimmt sind gemeinschaftlich zu fechten. Diese Aufstellung würde insofern eine taktische Anordnung sein, als sie ein und dasselbe Gefecht beabsichtigt; allein sie kann doch nur da so betrachtet werden, wo die Aufstellung so nahe ist, dafs zwei getrennte Gefechte dabei nicht denkbar sind und also der Raum, welchen das Ganze einnimmt, strategisch wie ein blofser Punkt angesehen werden kann. Es kommen aber im Kriege die Fälle häufig vor, wo man auch diejenigen Kräfte, welche bestimmt sind, gemeinschaftlich zu schlagen, so weit von einander trennen mufs, dafs ihre Vereinigung zum gemeinschaftlichen Gefecht zwar die Hauptabsicht, aber das Vorkommen getrennter Gefechte doch auch möglich bleibt. Eine solche Aufstellung ist also eine strategische.

---

[2]) Wieder eines jener so oft in Mitte scheinbar auf ganz andere Dinge gerichteter Untersuchungen eingestreuten Goldkörner praktischer Weisheit!

Anordnungen solcher Art sind: Märsche in getrennten Massen und Kolonnen, Avantgarden und Seitencorps-Reserven, die mehr als einem strategischen Punkt zur Unterstützung dienen sollen, Versammlung der einzelnen Corps aus weitläufigen Quartieren u. s. w. Man sieht, dafs sie unaufhörlich vorkommen und gewissermafsen die Scheidemünze in dem strategischen Haushalt ausmachen, während die Hauptschlachten und alles, was mit ihnen auf gleicher Linie steht, die Gold- und Thalerstücke sind [*]).

Achtes Kapitel.

Einverständniss beider Theile zum Gefecht.

Kein Gefecht kann ohne gegenseitige Einwilligung dazu entstehen, und von dieser Idee, welche die ganze Grundlage eines Zweikampfs ausmacht, geht eine gewisse Phraseologie der historischen Schriftsteller aus, die zu vielen unbestimmten und irrigen Vorstellungen verführt.

Die Betrachtung der Schriftsteller dreht sich nämlich häufig um den Punkt, dafs der eine Feldherr dem andern die Schlacht angeboten und Dieser sie nicht angenommen habe.

Aber das Gefecht ist ein sehr modifizirter Zweikampf, und die Grundlage desselben besteht nicht blos in der gegenseitigen Kampflust, d. h. Einwilligung, sondern in den Zwecken, welche mit dem Gefecht verbunden werden; diese gehören immer gröfseren Ganzen an, und das um so mehr, als selbst der ganze Krieg, als Kampf-Einheit gedacht, politische Zwecke und Bedingungen hat, die einem gröfseren Ganzen angehören. So tritt also die blofse Lust, sich gegenseitig zu besiegen, in ein ganz untergeordnetes Verhältnifs, oder vielmehr sie hört ganz auf, etwas an und für sich selbst zu sein, und ist nur als der Nerv anzusehen, der dem höheren Willen die Bewegung verleiht.

Bei den alten Völkern, und dann wieder in der ersten Zeit der stehenden Heere, hatte der Ausdruck, dafs man dem Feinde die Schlacht vergeblich angeboten, doch noch mehr Sinn, als in unsern Tagen. Bei den alten Völkern war nämlich alles darauf eingerichtet, sich in offenem Felde ohne alle hindernden Gegenstände im Kampf mit einander zu messen, und alle Kriegskunst bestand in der Einrichtung und Zusammensetzung des Heeres, also in der Schlachtordnung.

Da nun ihre Heere sich in ihren Lägern regelmäfsig verschanzten, so wurde die Stellung im Lager als etwas Unantastbares betrachtet, und eine

---

[*]) Der Inhalt dieses Kapitels zeigt mannichfache Beziehungen zu der von anderen Gesichtspunkten ausgehenden und zu ähnlichen Resultaten führenden Eintheilung von Gefecht und Kampf in die drei Stadien der „Einleitung und Vorbereitung", der „Durchführung und Entscheidung", der „Vollendung und Ausnutzung".

Schlacht wurde erst möglich, wenn der Gegner sein Lager verliefs und sich in zugänglicher Gegend gewissermafsen in die Schranken stellte.

Wenn es also heifst, dafs Hannibal dem Fabius die Schlacht vergeblich anbot, so sagt das zwar in Beziehung auf den Letztern nichts, als dafs eine Schlacht nicht in seinem Plan lag, und es beweist an sich weder die physische, noch die moralische Ueberlegenheit des Hannibal; aber in Beziehung auf Diesen ist doch der Ausdruck richtig, denn er sagt, dafs Hannibal die Schlacht wirklich gewollt hat.

In der ersten Zeit der neueren Heere fanden bei grofsen Gefechten und Schlachten ähnliche Verhältnisse statt. Die grofsen Massen wurden nämlich vermittelst einer Schlachtordnung ins Gefecht geführt und in demselben geleitet, die als ein grofses, unbehülfliches Ganze mehr oder weniger die Ebene brauchte und sich weder zum Angriff, noch selbst zur Vertheidigung in einer sehr durchschnittenen oder verdeckten oder gar gebirgigen Gegend eignete. Es fand also der Vertheidiger auch hier einigermafsen ein Mittel, die Schlacht zu vermeiden. Diese Verhältnisse haben sich, wiewohl immer schwächer, bis in die ersten schlesischen Kriege erhalten, und erst im siebenjährigen wurde ein Angriff des Gegners auch in unzugänglichen Gegenden immer mehr thunlich und Sitte; nun hörte zwar die Gegend nicht auf, ein Verstärkungsprinzip für Denjenigen zu werden, der sich ihres Beistandes bediente, aber sie war nicht mehr ein Zauberkreis, welcher die natürlichen Kräfte des Krieges bannte.

Seit 30 Jahren hat sich der Krieg noch viel mehr in diesem Sinne ausgebildet, und es steht Demjenigen, welcher wirklich eine Entscheidung durch das Gefecht haben will, nichts mehr im Wege, er kann seinen Gegner aufsuchen und angreifen; thut er dies nicht, so kann er nicht dafür gelten, das Gefecht gewollt zu haben, und der Ausdruck, er habe eine Schlacht angeboten, die sein Gegner nicht angenommen, heifst also jetzt nichts, als: er habe die Verhältnisse zum Gefecht nicht vortheilhaft genug gefunden, was ein Geständnifs ist, auf das jener Ausdruck nicht pafst und das er nur zu bemänteln strebt.

Freilich kann der Vertheidiger auch noch jetzt ein Gefecht zwar nicht mehr ablehnen, aber doch vermeiden, wenn er nämlich seinen Platz und die damit verknüpfte Rolle aufgiebt; dann liegt aber für den Angreifenden in diesem Erfolge der halbe Sieg und das Anerkenntnifs seiner einstweiligen Ueberlegenheit.

Es kann also diese sich auf ein Cartel beziehende Vorstellungsart jetzt nicht mehr gebraucht werden, um mit solchem Worttriumph das Stillstehen Dessen zu beschönigen, an welchem das Vorschreiten ist, nämlich des Angreifenden. Der Vertheidiger, welcher, so lange er nicht zurückweicht, dafür gelten mufs, die Schlacht zu wollen, kann allerdings, wenn er nicht angegriffen wird, sagen, er habe sie angeboten, wenn sich dies nicht schon von selbst verstände.

Von der andern Seite kann aber jetzt Einer, der ausweichen will und kann, nicht wohl zum Gefecht gezwungen werden. Da nun dem Angreifenden an den Vortheilen, welche er mit diesem Ausweichen erhält, oft nicht genügt, und ein wirklicher Sieg ihm dringendes Bedürfnifs wird, so werden

zuweilen die wenigen Mittel, welche vorhanden sind, auch einen solchen Gegner zum Gefecht zu zwingen, oft mit einer besonderen Kunst gesucht und angewendet.

Die hauptsächlichsten Wege hierzu sind: erstens das Umstellen des Gegners, um ihm den Rückzug unmöglich oder so schwer zu machen, dafs er es vorzieht das Gefecht anzunehmen, und zweitens das Ueberraschen Desselben. Dieser letztere Weg, welcher früher in der Unbehülflichkeit aller Bewegungen seinen Grund hatte, ist in der neueren Zeit sehr unwirksam geworden. Bei der Biegsamkeit und Beweglichkeit der jetzigen Heere scheut man sich nicht, auch im Angesichte des Feindes seinen Rückzug anzutreten, und nur besonders nachtheilige Verhältnisse der Gegend können hier bedeutende Schwierigkeiten hervorbringen.

Ein Fall der Art möchte die Schlacht von Neresheim sein, welche der Erzherzog Karl den 11. August 1796 in der rauhen Alp gegen Moreau lieferte, blos in der Absicht, sich den Rückzug zu erleichtern, wiewohl wir gern gestehen, dafs wir das Räsonnement des berühmten Feldherrn und Autors hier nie ganz verstanden haben.

Die Schlacht von Rofsbach liefert ein anderes Beispiel, insofern der Feldherr des verbündeten Heeres wirklich nicht die Absicht gehabt haben sollte, Friedrich den Grofsen anzugreifen.

Von Soor sagt der König selbst, dafs er die Schlacht nur angenommen habe, weil ihm der Rückzug im Angesicht des Feindes bedenklich geschienen; indessen führt doch der König auch noch andere Gründe für die Schlacht an.

Im Ganzen werden, die eigentlichen nächtlichen Ueberfälle ausgenommen, solche Fälle immer selten sein, und diejenigen, wo ein Gegner durch Umstellung zum Gefecht gezwungen worden ist, sich hauptsächlich nur bei einzelnen Corps, wie das Finksche bei Maxen, zutragen[1]).

Neuntes Kapitel.

Die Hauptschlacht.

Ihre Entscheidung.

Was ist die Hauptschlacht? Ein Kampf der Hauptmacht, aber freilich nicht ein unbedeutender um einen Nebenzweck, nicht ein blofser Versuch, den man aufgiebt, sobald man frühzeitig gewahr wird, dafs man seinen Zweck schwer erreichen wird, sondern ein Kampf mit ganzer Anstrengung um einen wirklichen[1]) Sieg.

Auch in einer Hauptschlacht können Nebenzwecke dem Hauptzweck beigemischt sein, und sie wird manchen besondern Farbenton von den Verhält-

[1]) Allerdings war ein Sedantag bis dahin noch nicht erlebt.

[1]) Dieses Epitheton „wirklich" läfst schon darauf schliefsen, dafs der „Schlachtsieg" noch etwas anderes enthalten mufs, als den blofsen Waffenerfolg!

nissen annehmen, aus denen sie hervorgeht, denn auch eine Hauptschlacht hängt mit einem gröſseren Ganzen zusammen, von dem sie nur ein Theil ist; allein man muſs, weil das Wesen des Krieges Kampf, und die Hauptschlacht der Kampf der Hauptmacht ist, diese immer als den eigentlichen Schwerpunkt des Krieges betrachten, und es ist daher im Ganzen ihr unterscheidender Charakter, daſs sie mehr als irgend ein anderes Gefecht um ihrer selbst willen da ist.

Dies hat Einfluſs auf die Art ihrer Entscheidung, auf die Wirkung des in ihr erhaltenen Sieges, und bestimmt den Werth, welchen ihr die Theorie als Mittel zum Zweck beilegen muſs. Wir machen sie daher zum Gegenstande unsrer besondern Betrachtung und zwar hier, bevor wir noch der besondern Zwecke gedenken, die mit ihr verbunden sein können, die aber ihren Charakter, sobald sie den Namen einer Hauptschlacht wirklich verdient, nicht wesentlich verändern.

Ist eine Hauptschlacht hauptsächlich um ihrer selbst willen da, so müssen die Gründe ihrer Entscheidung in ihr selbst liegen, mit andern Worten: es soll in ihr der Sieg so lange gesucht werden, als noch eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, und sie soll also nicht wegen einzelner Umstände, sondern einzig und allein aufgegeben werden, wenn die Kräfte als völlig unzureichend erscheinen.

Wie läſst sich nun dieser Moment näher bezeichnen?

Wenn eine gewisse künstliche Ordnung und Zusammenfügung des Heeres, wie dies eine geraume Zeit in der neueren Kriegskunst der Fall war, die Hauptbedingung ist, unter welcher die Tapferkeit des Heeres sich den Sieg erringen kann, so ist die Zerstörung dieser Ordnung die Entscheidung. Ein geschlagener Flügel, der aus seinen Fugen weicht, entscheidet über den stehenden mit. Wenn zu einer andern Zeit das Wesen der Vertheidigung in einem engen Bündniſs des Heeres mit dem Boden, auf dem es ficht, und seinen Hindernissen besteht, so daſs Heer und Stellung nur Eins sind, so ist die Eroberung eines wesentlichen Punktes dieser Stellung die Entscheidung. Man sagt: der Schlüssel der Stellung ist verloren gegangen, sie kann also nicht weiter vertheidigt, die Schlacht nicht fortgeschlagen werden. In beiden Fällen erscheinen die geschlagenen Heere ungefähr wie gesprungene Saiten eines Instruments, die ihren Dienst versagen.

Sowohl jenes geometrische, als dieses geographische Prinzip, welche die Tendenz hatten, die kämpfenden Heere in eine Krystallisationsspannung zu versetzen, die es nicht gestattete, die vorhandenen Kräfte bis auf den letzten Mann zu verwenden, haben von ihrem Einfluſs wenigstens so viel verloren, daſs sie nicht mehr vorherrschen. Auch jetzt wird das Heer in einer bestimmten Ordnung in den Kampf geführt, aber sie ist nicht mehr entscheidend; auch jetzt werden die Hindernisse des Bodens noch zur Verstärkung des Widerstandes benutzt, aber sie sind nicht mehr der einzige Anhalt.

Wir haben es versucht im zweiten Kapitel dieses Buchs einen Gesammtblick auf die Natur der heutigen Schlacht zu werfen. Nach dem Bilde,

welches wir uns von derselben gemacht haben, ist die Schlachtordnung nur ein Zurechtstellen der Kräfte zum bequemen Gebrauch, und der Verlauf ein gegenseitiges, langsames Verzehren dieser Kräfte an einander, um zu sehen, wer seinen Gegner früher erschöpft haben wird.

Der Entschlufs, das Gefecht aufzugeben, entspringt also in der Hauptschlacht mehr als in irgend einem andern Gefechte aus dem Verhältnifs der übrigbleibenden frischen Reserven; denn nur diese haben noch alle moralischen Kräfte, und die von dem Zerstörungselement bereits ausgeglühten Schlacken zusammengeschossener und geworfener Bataillone können nicht auf gleiche Linie mit ihnen gestellt werden. Auch der verlorne Boden ist ein Mafsstab verlorener moralischer Kräfte, wie wir anderswo gesagt haben; er kommt also mit in Betracht, doch mehr als ein Zeichen eines erlittenen Verlustes, denn als der Verlust selbst, und immer bleibt die Zahl der frischen Reserven das Hauptaugenmerk beider Feldherren.

Gewöhnlich nimmt eine Schlacht ihre Richtung schon von vornherein, wiewohl auf eine wenig merkliche Art. Oft ist sogar diese Richtung schon durch die Anordnungen, welche für sie getroffen sind, auf eine sehr entschiedene Weise gegeben, und dann ist es Mangel an Einsicht desjenigen Feldherrn, welcher die Schlacht unter so schlimmen Bedingungen eröffnet, ohne sich derselben bewufst zu werden. Allein wo dieser Fall auch nicht stattfindet, liegt es in der Natur der Dinge, dafs der Verlauf der Schlachten mehr ein langsames Umschlagen des Gleichgewichts ist, welches bald, aber, wie gesagt, Anfangs nicht merklich eintritt und dann mit jedem neuen Zeitmoment stärker und sichtlicher wird, als ein oszillirendes Hin- und Herschwanken, wie man sie sich, durch die unwahren Schlachtbeschreibungen verführt, gewöhnlich denkt.

Mag es aber auch sein, dafs das Gleichgewicht eine lange Zeit wenig gestört ist, oder dafs es selbst, nachdem es nach einer Seite hin verloren, zurückkehrt, um nun nach der andern Seite hin verloren zu gehen, so ist doch gewifs, dafs in den meisten Fällen der besiegte Feldherr dies lange schon vor dem Abzug gewahr wird, und dafs die Fälle, wo irgend eine Einzelnheit unvermuthet stark auf den Hergang des Ganzen einwirkt, meistens nur in der Beschönigung ihr Dasein haben, mit welcher Jeder seine verlorne Schlacht erzählt.

Wir können uns nur hier an das Urtheil unbefangener Männer von Erfahrung wenden, welche uns gewifs ihre Zustimmung geben und uns bei dem Theil unsrer Leser vertreten werden, die den Krieg nicht aus eigner Erfahrung kennen. Die Nothwendigkeit dieses Hergangs aus der Natur der Sache zu entwickeln, würde uns zu sehr in das Gebiet der Taktik hineinführen, in welche dieser Gegenstand gehört, mit dessen Resultat wir es hier nur zu thun haben.

Wenn wir sagen: der besiegte Feldherr sieht den schlimmen Ausgang gewöhnlich schon geraume Zeit vorher, ehe er sich zum Aufgeben der Schlacht entschliefst, so lassen wir auch Fälle entgegengesetzter Art zu, weil wir ja sonst einen in sich widersprechenden Satz behaupten würden. Wäre mit jeder entschiedenen Richtung einer Schlacht diese als verloren zu betrachten,

so müfsten auch keine Kräfte zu ihrer Wendung mehr aufgeboten werden, und folglich würde diese entschiedene Richtung dem Augenblick des Abzugs nicht geraume Zeit vorhergehen können. Allerdings giebt es Fälle, wo eine Schlacht schon eine sehr entschiedene Richtung nach einer Seite hin angenommen und doch eine Entscheidung nach der andern hin bekommen hatte, aber sie sind nicht die gewöhnlichen, sondern selten; indefs auf diese seltenen Fälle rechnet jeder Feldherr, gegen welchen sich das Glück erklärt, und er mufs darauf rechnen, so lange ihm irgend eine Möglichkeit der Wendung bleibt. Er hofft durch stärkere Anstrengungen, durch eine Erhöhung der übrigbleibenden moralischen Kräfte, durch ein Selbstübertreffen, oder auch durch einen glücklichen Zufall den Augenblick noch gewendet zu sehen und treibt dies so weit, wie Muth und Einsicht es in ihm mit einander abmachen. Wir wollen davon etwas mehr sagen, zuvor aber angeben, welches die Zeichen des umschlagenden Gleichgewichts sind.

Der Erfolg des Gesammtgefechts besteht aus der Summe der Erfolge aller Theilgefechte; diese Erfolge der einzelnen Gefechte aber fixiren sich in drei verschiedenen Gegenständen.

Erstens in der blofsen moralischen Kraft in dem Bewufstein der Führer. Wenn ein Divisionsgeneral gesehen hat, wie seine Bataillone unterlegen sind, so wird das auf sein Verhalten und auf seine Meldungen, und diese werden wieder auf die Mafsregeln des Oberfeldherrn Einflufs haben. Es gehen also selbst diejenigen unglücklichen Theilgefechte, die dem Anschein nach wieder gutgemacht werden, in ihren Erfolgen nicht verloren, und die Eindrücke davon summiren sich in der Seele des Feldherrn ohne viele Mühe und selbst gegen seinen Willen.

Zweitens in dem schnelleren Zusammenschmelzen unserer Truppen, welches sich bei dem langsamen, wenig tumultuarischen Verlauf unsrer Schlachten sehr wohl abschätzen läfst.

Drittens, in dem verlornen Boden.

Alle diese Dinge dienen dem Auge des Feldherrn als Bussole, um die Richtung zu erkennen, welche das Schiff seiner Schlacht nimmt. Sind ihm ganze Batterieen verloren gegangen und keine der feindlichen genommen, — sind Bataillone durch feindliche Reiterei niedergeworfen, während die des Feindes überall undurchdringliche Massen bilden, — weicht die Feuerlinie seiner Schlachtordnung von einem Punkt zum andern unfreiwillig zurück, — werden zur Eroberung gewisser Punkte vergebliche Anstrengungen gemacht, und die anrückenden Bataillone von einem wohl angebrachten Hagel von Kartätschen jedesmal zerstreut, — fängt unser Geschütz an, in seinem Feuer gegen das feindliche zu ermatten, — schmelzen die im Feuer stehenden Bataillone ungewöhnlich schnell zusammen, weil mit den Verwundeten Schaaren von Nichtverwundeten zurückgehen, — sind gar durch die Störung des Schlachtplans einzelne Theile abgeschnitten und gefangen worden, — fängt der Rückzug an gefährdet zu werden: so mufs der Feldherr wohl in allen diesen Dingen die Richtung erkennen, in welcher er sich mit seiner Schlacht befindet. Je länger diese Richtung dauert, je entschiedener sie wird, um os schwieriger wird die Wendung, um so mehr nähert sich der Augen-

blick, wo er die Schlacht aufgeben mufs. Ueber diesen Augenblick wollen wir nun sprechen.

Wir haben es schon mehr als einmal ausgesprochen, dafs das Verhältnifs der übrigbleibenden frischen Reserven meistens den Hauptgrund zur völligen Entscheidung abgiebt; derjenige Feldherr, welcher seinen Gegner darin von entschiedener Ueberlegenheit sieht, entschliefst sich zum Rückzug. Es ist gerade die Eigenthümlichkeit der neuern Schlachten, dafs alle Unglücksfälle und Verluste, welche im Verlauf derselben stattgehabt haben, durch frische Kräfte gut gemacht werden können, weil die Einrichtung der neueren Schlachtordnung und die Art, wie die Truppen ins Gefecht geführt werden, ihren Gebrauch fast überall und in jeder Lage gestatten. So lange also derjenige Feldherr, gegen den der Ausgang sich zu erklären scheint, noch eine Ueberlegenheit an Reserve hat, wird er die Sache nicht aufgeben. Aber von dem Zeitpunkt an, wo seine Reserven anfangen schwächer zu werden als die feindlichen[1]), ist die Entscheidung als gegeben zu betrachten, und was er nun noch thut, hängt theils von besondern Umständen, theils von dem Grade des Muthes und der Ausdauer ab, die ihm gegeben sind, und die auch wohl in unweisen Starrsinn ausarten können. Wie der Feldherr dahin gelangt, das Verhältnifs der gegenseitigen Reserven richtig zu schätzen, ist eine Sache der Kunstfertigkeit in der Ausführung, die in keinem Fall hierher gehört; wir halten uns an das Resultat, wie es sich in seinem Urtheil feststellt. Aber auch dieses Resultat ist noch nicht der eigentliche Augenblick der Entscheidung, denn ein Motiv, welches nur gradweise entsteht, ist dazu nicht geeignet, sondern es ist nur eine allgemeine Bestimmung des Entschlusses, und dieser Entschlufs selbst bedarf noch besonderer Veranlassungen. Dieser giebt es denn hauptsächlich zwei, welche immer wiederkehren, nämlich die Gefahr des Rückzugs und die einbrechende Nacht.

Wird der Rückzug mit jedem neuen Schritt, den die Schlacht in ihrem Verlauf thut, immer mehr bedroht, und sind die Reserven so zusammengeschmolzen, dafs sie nicht mehr hinreichen, sich von Neuem Luft zu schaffen, so bleibt nichts Anderes übrig, als sich dem Schicksal zu unterwerfen und durch einen geordneten Abzug zu retten, was bei längerem Verweilen, sich in Flucht und Niederlage auflösend, verloren gehen würde.

Die Nacht aber macht in der Regel allen Gefechten ein Ende, weil ein Nachtgefecht nur unter besonderen Bedingungen Vortheil verspricht; da nun die Nacht mehr zum Rückzug geeignet ist, als der Tag, so wird Der, welcher ihn als ganz unvermeidlich oder als höchst wahrscheinlich zu betrachten hat, es vorziehen, dazu die Nacht zu benutzen.

Dafs es aufser diesen beiden gewöhnlichen und hauptsächlichsten Veranlassungen auch noch viele andere geben kann, die kleiner, individueller und nicht zu übersehen sind, versteht sich von selbst, denn je mehr die Schlacht sich zum völligen Umschlagen des Gleichgewichts hinneigt, um so empfind-

[1]) Es ist nicht recht klar, woher der Feldherr das wissen soll und kann? Auch die höchste „Kunstfertigkeit" erscheint hier der Täuschung nur allzu ausgesetzt. Der harte Entschlufs reift meist wohl an der Sonne anderer Indicien

licher wirkt auch jeder Theilerfolg auf dasselbe. So kann der Verlust einer Batterie, das glückliche Einbrechen von einem Paar Reiter-Regimentern u. s. w. den schon reifenden Entschlufs zum Rückzug völlig ins Leben rufen.

Zum Schlufs dieses Gegenstandes müssen wir nun noch einen Augenblick auf dem Punkt verweilen, wo Muth und Einsicht in dem Feldherrn eine Art von Kampf mit einander zu bestehen haben.

Wenn auf der einen Seite der gebieterische Stolz eines siegreichen Eroberers, wenn der unbeugsame Wille eines angebornen Starrsinns, wenn das krampfhafte Widerstreben einer edlen Begeisterung nicht von dem Schlachtfelde weichen wollen, wo sie ihre Ehre zurücklassen sollen, so räth auf der andern Seite die Einsicht, nicht alles auszugeben, nicht das Letzte aufs Spiel zu setzen, sondern so viel übrig zu behalten, als zu einem geordneten Rückzug nöthig ist. Wie hoch auch der Werth des Muthes und der Standhaftigkeit im Kriege angeschlagen werden mufs, und wie wenig Aussicht Derjenige auf den Sieg hat, der sich nicht entschliefsen kann, ihn mit der ganzen Kraftanstrengung zu suchen, so giebt es doch einen Punkt, über den hinaus das Verharren nur eine verzweiflungsvolle Thorheit genannt und also von keiner Kritik gebilligt werden kann. In der berühmtesten aller Schlachten, in der von Belle-Alliance, setzte Bonaparte seine letzten Kräfte daran, eine Schlacht zu wenden, die nicht mehr zu wenden war, er gab den letzten Heller aus und floh dann wie ein Bettler vom Schlachtfelde und aus dem Reiche.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Wirkung des Sieges.

Man kann sich, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, eben so sehr verwundern über die aufserordentlichen Erfolge, welche manche grofse Schlachten gehabt haben, als über den Mangel an Erfolg bei andern. Wir wollen jetzt einen Augenblick bei der Natur der Wirkung verweilen, welche ein grofser Sieg hat.

Wir können hier leicht drei Dinge unterscheiden: die Wirkung auf die Instrumente selbst, nämlich auf die Feldherren und ihre Heere, — die Wirkung auf die betheiligten Staaten, — und den eigentlichen Erfolg, welchen diese Wirkungen in dem weitern Verlauf des Krieges zeigen.

Wer nur an den unbedeutenden Unterschied denkt, der an Todten, Verwundeten, Gefangenen und verlornen Geschützen auf dem Schlachtfelde selbst zwischen Sieger und Besiegten zu bestehen pflegt, Dem scheinen die Folgen, welche sich aus diesem unbedeutendem Punkt entwickeln, oft ganz unbegreiflich, und doch geht gewöhnlich alles nur zu natürlich zu.

Wir haben schon im siebenten Kapitel gesagt, dafs die Gröfse eines Sieges nicht blos in dem Mafse steigt, als die besiegten Streitkräfte an Um-

fang zunehmen, sondern in höheren Graden. Die moralischen Wirkungen, welche der Ausgang eines grofsen Gefechts hat, sind gröfser bei dem Besiegten als bei dem Sieger, sie werden Veranlassung zu gröfseren Verlusten an physischen Kräften, die dann wieder auf die moralischen zurückwirken und so sich gegenseitig tragen und steigern. Auf diese moralische Wirkung mufs man also ein besondres Gewicht legen. Sie findet in entgegengesetzter Richtung bei beiden Theilen statt; wie sie die Kräfte des Besiegten untergräbt, so erhöht sie die Kräfte und Thätigkeit des Siegers. Aber die Hauptwirkung liegt doch in dem Besiegten, denn hier wird sie die unmittelbare Ursache zu neuen Verlusten, und aufserdem ist sie mit der Gefahr, den Anstrengungen und Mühseligkeiten, überhaupt mit allen erschwerenden Umständen, zwischen welchen der Krieg sich bewegt, homogener Natur, tritt also mit ihnen in Bund und wächst durch ihren Beistand, während beim Sieger sich alle diese Dinge wie Gewichte an den höheren Schwung seines Muthes legen. Man findet also, dafs der Besiegte sich viel tiefer unter die Linie des ursprünglichen Gleichgewichts hinuntersenkt, als der Sieger sich über sie erhebt; darum haben wir, wenn wir von der Wirkung des Sieges sprechen, hauptsächlich diejenige im Auge, welche sich bei dem besiegten Heere kund thut. Ist diese Wirkung in einem Gefechte von grofsem Umfang stärker, als in einem von kleinem, so ist sie in der Hauptschlacht wieder viel stärker, als in einem untergeordneten Gefecht. Die Hauptschlacht ist um ihrer selbst willen da, um des Sieges willen, den sie geben soll, und der in ihr mit der höchsten Anstrengung gesucht wird. Hier an dieser Stelle, in dieser Stunde den Gegner zu überwinden, ist die Absicht, in welche der ganze Kriegsplan mit allen seinen Fäden zusammenläuft, alle entfernten Hoffnungen und dunklen Vorstellungen von der Zukunft sich zusammenfinden; es tritt das Schicksal vor uns hin, um die Antwort auf die dreiste Frage zu geben. — Dies ist die Geistesspannung, nicht blos des Feldherrn, sondern seines ganzen Heeres bis zum letzten Trofsknecht hinab, freilich in abnehmender Stärke, aber auch in abnehmender Wichtigkeit. Zu allen Zeiten und nach der Natur der Dinge waren Hauptschlachten niemals unvorbereitete, unerwartete, blinde Dienstverrichtungen, sondern ein grofsartiger Akt, der aus der Masse der gewöhnlichen Thätigkeiten theils von selbst, theils nach der Absicht der Führer hinreichend hervortritt, um die Spannung aller Gemüther höher zu stimmen. Je höher aber diese Spannung auf den Ausgang ist, um so stärker mufs die Wirkung desselben sein.

Wieder gröfser ist die moralische Wirkung des Sieges in unsern Schlachten, als sie in den früheren der neuern Kriegsgeschichte war. Sind jene, wie wir sie geschildert haben, ein wahres Ausringen der Kräfte, so entscheidet die Summe dieser Kräfte, der physischen wie der moralischen, mehr als einzelne Anordnungen oder gar Zufälle.

Einen Fehler, den man gemacht, kann man das nächste Mal verbessern, vom Glück und Zufall kann man ein andermal mehr Gunst erwarten: aber die Summe der moralischen und physischen Kräfte pflegt sich nicht so schnell zu ändern, und so scheint, was der Ausspruch eines Sieges über sie entschieden hat, für die ganze Zukunft von viel gröfserer Bedeutung. Zwar haben

wohl von allen in und aufser einem Heere bei einer Schlacht Betheiligten die wenigsten über solchen Unterschied nachgedacht, aber der Hergang der Schlacht selbst drückt den Gemüthern aller in derselben Befindlichen ein solches Resultat auf, und die Erzählung dieses Hergangs in den öffentlichen Berichten, wie sie auch durch einzelne hineingezwängte Umstände beschönigt werden mag, zeigt auch mehr oder weniger der übrigen Welt, dafs die Ursachen mehr im Ganzen, als in Einzelnheiten lagen.

Wer sich nie in einer verlornen grofsen Schlacht befunden hat, wird Mühe haben, sich eine lebendige, und folglich eine ganz wahre Vorstellung davon zu machen, und die abstrakten Vorstellungen von diesem oder jenem kleinen Verlust werden den eigentlichen Begriff einer verlornen Schlacht niemals ausfüllen. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Bilde.

Das Erste, was sich der Einbildungskraft — und man kann auch wohl sagen: des Verstandes — in einer unglücklichen Schlacht bemächtigt, ist das Zusammenschmelzen der Massen, dann der Verlust des Bodens, welcher mehr oder weniger immer, und also auch bei dem Angreifenden eintritt, wenn er nicht glücklich ist; dann die zerstörte ursprüngliche Ordnung, das Durcheinandergerathen der Theile, die Gefahren des Rückzugs, die mit wenig Ausnahmen immer, bald schwächer, bald stärker eintreten; nun der Rückzug, der meist in der Nacht angetreten, oder wenigstens die Nacht hindurch fortgesetzt wird. Gleich bei diesem ersten Marsch müssen wir eine Menge von Ermatteten und Zerstreuten zurücklassen, oft gerade die Bravsten, die sich am weitesten vorgewagt, die am längsten ausgeharrt haben; das Gefühl, besiegt zu sein, welches auf dem Schlachtfelde nur die höheren Offiziere ergriff, geht nun durch alle Klassen bis zum Gemeinen über, verstärkt durch den abscheulichen Eindruck, so viel brave Gefährten, die gerade in der Schlacht uns erst recht werth geworden sind, in Feindes Händen zurücklassen müssen, und verstärkt durch das erwachende Mifstrauen gegen die Führung, der mehr oder weniger jeder Untergebene die Schuld seiner vergeblich gemachten Anstrengung beimifst. Und dieses Gefühl, besiegt zu sein, ist keine blofse Einbildung, über die man Herr werden könnte; es ist die evidente Wahrheit, dafs der Gegner uns überlegen ist, eine Wahrheit, die in den Ursachen so versteckt sein konnte, dafs sie vorher nicht zu ersehen war, die aber beim Ausgang immer klar und bündig hervortritt, die man auch vielleicht vorher erkannt hat, der man aber in Ermangelung von etwas Reellerem Hoffnung auf den Zufall, Vertrauen auf Glück und Vorsehung, muthiges Wagen entgegenstellen mufste. Nun hat sich dies alles unzulänglich erwiesen, und die ernste Wahrheit tritt uns streng und gebieterisch entgegen.

Alle diese Eindrücke sind noch weit entfernt von einem panischen Schrecken, welcher bei einem mit kriegerischer Tugend ausgerüsteten Heere nie, und bei jedem andern doch nur ausnahmsweise die Folge verlorner Schlachten ist. Sie müssen auch beim besten Heere entstehen, und wenn lange Kriegs- und Siegsgewohnheit, grofses Vertrauen zum Feldherrn sie hier und da ein wenig mildert, so fehlen sie doch im ersten Augenblick niemals ganz. Auch sind sie nicht die blofse Folge verlornei Trophäen; diese gehen gewöhnlich erst später verloren und werden nicht so schnell allgemein be-

kannt; sie werden also auch bei dem langsamsten und abgemessensten Umschlagen des Gleichgewichts nicht fehlen und immer diejenige Wirkung eines Sieges ausmachen, auf die man in jedem Fall rechnen kann.

Daſs der Umfang der Trophäen diese Wirkung erhöht, haben wir schon gesagt.

Wie sehr ist nun ein Heer in diesem Zustande, als Instrument betrachtet, geschwächt! wie wenig läſst sich erwarten, daſs es in diesem geschwächten Zustande, welcher, wie wir schon gesagt haben, in allen gewöhnlichen Schwierigkeiten der Kriegführung neue Feinde findet, im Stande sei, das Verlorne durch eine neue Anstrengung wieder einzubringen! Vor der Schlacht bestand ein wirkliches oder eingebildetes Gleichgewicht beider Theile; dieses ist verloren, und es ist also eine äuſsere Ursache erforderlich, um es wieder zu gewinnen; jede neue Kraftanstrengung ohne einen solchen äuſsern Stützpunkt wird nur zu neuem Verluste führen.

So ist also in dem mäſsigsten Siege der Hauptmacht schon der Grund zu einem beständigen Sinken der Waage gegeben, bis neue äuſsere Verhältnisse eine Wendung herbeiführen. Sind diese nicht nahe, ist der Sieger ein rastloser Gegner, der ruhmdürstig nach groſsen Zwecken jagt, so ist ein vorzüglicher Feldherr und ein gediegener und in vielen Feldzügen gestählter kriegerischer Geist des Heeres nöthig, um den angeschwollenen Strom des Uebergewichts nicht ganz durchbrechen zu lassen, sondern durch einen kleinen, vervielfältigten Widerstand seinen Lauf zu ermäſsigen, bis sich die Kraft des Sieges am Ziel einer gewissen Bahn ausgerungen hat.

Und nun die Wirkung auſser dem Heer bei Volk und Regierung! Es ist das plötzliche Zusammenbrechen der gespanntesten Hoffnungen, das Niederwerfen des ganzen Selbstgefühls. An die Stelle dieser vernichteten Kräfte strömt in das entstandene Vacuum die Furcht mit ihrer verderblichen Expansivkraft und vollendet die Lähmung. Es ist ein wahrer Nervenschlag, den einer der beiden Athleten durch den elektrischen Funken der Hauptschlacht bekommt. Auch diese Wirkung, wie verschieden in ihren Graden hier und dort, bleibt niemals ganz aus. Anstatt daſs Jeder entschlossen herbeieilen sollte, um dem Unglück zu steuern, fürchtet Jeder, daſs seine Anstrengung eine vergebliche sein werde, und hält zögernd inne, wo er eilen sollte, oder läſst gar muthlos die Arme sinken, alles dem Fatum anheimgebend.

Die Folgen aber, welche diese Wirkung des Sieges in dem Gange des Krieges selbst hervorbringt, hängen zum Theil von dem Charakter und Talent des siegenden Feldherrn, mehr aber von den Verhältnissen ab, aus welchen der Sieg hervorgeht, und in welche er hineinführt. Ohne Kühnheit und Unternehmungsgeist des Feldherrn wird der glänzendste Sieg keinen Erfolg geben, und noch viel schneller erschöpft sich diese Kraft an den Verhältnissen, wenn diese sich ihr groſs und stark entgegenstellen. Wie ganz anders, als Daun, würde Friedrich der Groſse den Sieg bei Collin benutzt haben, und welche anderen Folgen, als Preuſsen, hätte Frankreich einer Schlacht von Leuthen geben können!

Die Bedingungen, welche von einem groſsen Siege groſse Folgen erwarten lassen, werden wir bei den Gegenständen kennen lernen, an welche sie

sich knüpfen, und dann erst wird sich das Mifsverhältnifs erklären lassen, welches beim ersten Blick zwischen der Gröfse eines Sieges und seinen Folgen stattfinden kann, und welches man allzu bereit ist, dem Mangel an Energie des Siegers beizumessen. Hier, wo wir es mit der Hauptschlacht an sich zu thun haben, wollen wir dabei stehen bleiben, zu sagen, dafs die geschilderten Wirkungen eines Sieges niemals fehlen, dafs sie steigen mit der intensiven Stärke des Sieges, steigen, je mehr die Schlacht Hauptschlacht, d. h. je mehr in ihr die ganze Streitkraft vereinigt, je mehr in dieser Streitkraft die ganze Kriegsmacht, und in der Kriegsmacht der ganze Staat enthalten ist.

Darf denn aber die Theorie diese Wirkung des Sieges als eine ganz nothwendige annehmen? mufs sie sich nicht vielmehr bestreben, das genügende Mittel dagegen aufzufinden und so die Wirkung wieder aufzuheben? Es scheint so natürlich, diese Frage zu bejahen; aber der Himmel behüte uns vor diesem Abweg der meisten Theorieen, auf welchem ein sich gegenseitig verzehrendes pro et contra entsteht.

Allerdings ist jene Wirkung ganz nothwendig, denn sie ist in der Natur der Sache gegründet, und sie besteht auch dann, wenn wir Mittel finden, ihr entgegen zu streben, so wie die Bewegung einer Kanonenkugel in der Richtung der Erdumdrehung fortbesteht, wenn sie auch, von Osten nach Westen abgeschossen, durch diese entgegengesetzte Bewegung einen Theil der allgemeinen Geschwindigkeit vernichtet.

Der ganze Krieg setzt menschliche Schwäche voraus, und gegen diese ist er gerichtet.

Wenn wir also in der Folge bei einer andern Gelegenheit überlegen, was nach einer verlornen Hauptschlacht zu thun ist, wenn wir die Mittel in Betracht ziehen, die in der verzweifeltsten Lage noch übrig bleiben möchten, wenn wir auch in dieser Lage noch an die Möglichkeit glauben werden, alles wieder zu gewinnen: so ist damit nicht gemeint, die Wirkungen einer solchen Niederlage nach und nach gleich Null zu machen, denn die Kräfte und Mittel, die man zur Herstellung anwendet, hätten zu positiven Zwecken angewendet werden können; und dies gilt von den moralischen wie von den physischen Kräften.

Eine andere Frage ist es, ob durch den Verlust einer Hauptschlacht nicht vielleicht Kräfte geweckt werden, die sonst gar nicht ins Leben gekommen wären. Dieser Fall ist allerdings denkbar, und er ist bei vielen Völkern wirklich schon vorgekommen. Aber diese verstärkte Rückwirkung hervorzubringen, liegt nicht mehr im Gebiete der Kriegskunst, diese kann nur darauf Rücksicht nehmen, wo sie allenfalls vorauszusetzen ist.

Wenn es nun Fälle giebt, wo die Folgen eines Sieges durch die Rückwirkung der durch denselben geweckten Kräfte verderblicher erscheinen können — Fälle, die freilich zu den seltensten Ausnahmen gehören — so mufs um so gewisser eine Verschiedenheit in den Folgen angenommen werden, welche ein und derselbe Sieg je nach dem Charakter des besiegten Volkes oder Staates hervorbringen kann.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung.

Der Gebrauch der Schlacht.

Wie sich auch die Führung des Krieges im einzelnen Fall gestaltet, und was wir auch in der Folge davon als nothwendig anerkennen müssen: wir dürfen uns nur an den Begriff des Krieges erinnern, um Folgendes mit Ueberzeugung zu sagen:

1. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Hauptprinzip desselben und für die ganze Seite des positiven Handelns der Hauptweg zum Ziel.
2. Diese Vernichtung der Streitkräfte findet hauptsächlich nur im Gefecht statt.
3. Nur große und allgemeine Gefechte geben große Erfolge.
4. Am größten werden die Erfolge, wenn sich die Gefechte in eine große Schlacht vereinigen.
5. Nur in einer Hauptschlacht regiert der Feldherr das Werk mit eigenen Händen, und es liegt in der Natur der Dinge, daſs er es am liebsten den seinigen anvertraut.

Aus diesen Wahrheiten ergiebt sich ein Doppelgesetz, dessen Theile sich gegenseitig tragen, nämlich daſs die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte hauptsächlich in groſsen Schlachten und ihren Erfolgen zu suchen ist, und daſs der Hauptzweck groſser Schlachten die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte sein muſs.

Freilich findet sich das Vernichtungsprinzip auch in anderen Mitteln mehr oder weniger, freilich giebt es Fälle, wo durch eine Begünstigung der Umstände in einem kleinen Gefecht unverhältniſsmäſsig viel feindliche Streitkräfte vernichtet werden können (Maxen), auf der anderen Seite kann in einer Hauptschlacht oft die Gewinnung oder Behauptung eines Postens als ein sehr wichtiger Zweck vorwalten: aber im Allgemeinen bleibt es vorherrschend wahr, daſs Hauptschlachten nur zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte geliefert, und daſs diese nur durch die Hauptschlacht erreicht wird.

Die Hauptschlacht ist daher als der konzentrirte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzuges anzusehen. Wie sich die Strahlen der Sonne im Brennpunkt des Hohlspiegels zu ihrem vollkommenen Bilde und zur höchsten Gluth vereinigen, so vereinigen sich Kräfte und Umstände des Krieges in der Hauptschlacht zu einer zusammengedrängten, höchsten Wirkung.

Die Versammlung der Streitkräfte zu einem groſsen Ganzen, welche mehr oder weniger in allen Kriegen stattfindet, deutet schon die Absicht an, mit diesem Ganzen einen Hauptschlag zu thun, entweder freiwillig wie der Angreifende, oder durch den Anderen veranlaſst wie der Vertheidiger. Wo nun dieser Hauptschlag nicht erfolgt, da haben sich an das ursprüngliche Motiv

der Feindschaft andere, ermäſsigende und aufhaltende angehangen und die Bewegung geschwächt, verändert oder ganz gehemmt. Aber auch selbst in diesem Zustande des gegenseitigen Nichthandelns, welcher in so vielen Kriegen der Grundton gewesen ist, bleibt die Idee der möglichen Hauptschlacht für beide Theile immer ein Richtpunkt, ein weitentlegener Brennpunkt für die Konstruktion ihrer Bahnen. Je mehr der Krieg wirklicher Krieg, je mehr er eine Entledigung der Feindschaft, des Hasses, ein gegenseitiges Ueberwältigen wird, um so mehr vereinigt sich alle Thätigkeit in blutigem Kampf und um so stärker tritt auch die Hauptschlacht hervor.

Ueberall, wo ein groſser, positiver, also in das Interesse des Gegners tief eingreifender Zweck das Ziel ist, bietet sich die Hauptschlacht als das natürlichste Mittel dar; sie ist darum auch das beste[1]), wie wir in der Folge noch näher zeigen werden, und es bestraft sich in der Regel, wenn sie aus Scheu vor der groſsen Entscheidung umgangen worden ist.

Der positive Zweck gehört dem Angreifenden, und so ist die Hauptschlacht auch vorzugsweise sein Mittel. Aber ohne die Begriffe von Angriff und Vertheidigung hier näher bestimmen zu können, müssen wir doch sagen, daſs selbst der Vertheidiger in den meisten Fällen nur dies eine wirksame Mittel hat, um früh oder spät mit demselben den Bedürfnissen seiner Lage zu entsprechen, seine Aufgaben zu lösen.

Die Hauptschlacht ist der blutigste Weg der Lösung; zwar ist sie kein bloſses gegenseitiges Morden, und ihre Wirkung mehr ein Todtschlagen des feindlichen Muthes, als der feindlichen Krieger, wie wir das im nächsten Kapitel näher betrachten wollen — allein immer ist Blut ihr Preis, und Hinschlachten ihr Charakter wie ihr Name; davor schaudert der Mensch im Feldherrn zurück.

Aber noch mehr erbebt der Geist des Menschen vor dem Gedanken der mit einem einzigen Schlag gegebenen Entscheidung. In einen Punkt des Raumes und der Zeit ist hier alles Handeln zusammengedrängt, und in solchen Augenblicken regt sich in uns ein dunkles Gefühl, als ob sich unsere Kräfte in diesem engen Raume nicht entwickeln und thätig werden könnten, als ob wir mit der bloſsen Zeit schon viel gewonnen hätten, wenn auch diese Zeit uns gar nichts schuldig ist. Dies ist eine bloſse Täuschung, aber auch als Täuschung ist es etwas, und eben diese Schwäche, welche den Menschen bei jeder anderen groſsen Entscheidung anwandelt, kann sich im Feldherrn stärker regen, wenn er einen Gegenstand von so ungeheurem Gewicht auf eine Spitze stellen soll.

So haben denn Regierungen und Feldherren zu allen Zeiten Wege um die entscheidende Schlacht herum gesucht, um entweder ihr Ziel ohne dieselbe zu erreichen, oder es unvermerkt fallen zu lassen. Die Geschichts- und Theorienschreiber haben sich dann abgemüht, in diesen Feldzügen und Kriegen in irgend einem andern Wege nicht blos das Aequivalent der versäumten Schlachtentscheidung zu finden, sondern selbst eine höhere Kunst. Auf diese Weise sind wir in unserer Zeit nahe daran gewesen, in der Oekonomie

[1]) Man möchte sogar sagen „das einzige“!

des Krieges die Hauptschlacht als ein durch Fehler nothwendig gewordenes Uebel anzusehen, als eine krankhafte Aeufserung, zu der ein ordentlicher, vorsichtiger Krieg niemals führen müfste; nur diejenigen Feldherren sollten Lorbeern verdienen, die es verständen den Krieg ohne Blutvergiefsen zu führen, und die Theorie des Krieges, ein wahrhafter Braminendienst, sollte ganz eigens dazu bestimmt sein, dies zu lehren.

Die Geschichte der Zeit hat diesen Wahn zerstört, aber kein Mensch kann dafür einstehen, dafs er nicht hier und da auf kürzere oder längere Zeit zurückkehrt und die Führer der Angelegenheiten zu solchen Verkehrtheiten hinzieht, die der Schwäche zusagen, also dem Menschen näher liegen. Vielleicht dafs man in einiger Zeit Bonapartes Feldzüge und Schlachten wie Rohheiten und halbe Dummheiten betrachtet und noch einmal mit Wohlgefallen und Zutrauen auf den Galanteriedegen veralteter, zusammengeschrumpfter Einrichtungen und Manieren sieht. Kann die Theorie davor warnen, so hat sie Denen, welche ihrer Warnung Gehör geben, einen wesentlichen Dienst geleistet*). Möchte es uns gelingen, Denen, die in unserm theuren Vaterlande berufen sind, eine wirksame Meinung in diesen Dingen zu haben, die Hand zu reichen, um ihnen als Führer in diesem Felde zu dienen und sie zu einer redlichen Prüfung der Gegenstände aufzufordern.

Nicht blos der Begriff des Krieges führt uns dahin, eine grofse Entscheidung nur in einer grofsen Schlacht zu suchen, sondern auch die Erfahrung. Von jeher haben nur grofse Siege zu grofsen Erfolgen geführt, bei dem Angreifenden unbedingt, bei dem Vertheidiger mehr oder weniger. Selbst Bonaparte würde das in seiner Art einzige Ulm nicht erlebt haben, wenn er das Blutvergiefsen gescheut hätte; vielmehr ist es nur als eine Nachmath der Siegesfälle seiner frühern Feldzüge anzusehen. Es sind nicht blos die kühnen Feldherren, die verwegenen, die trotzigen, die ihr Werk mit dem grofsen Wagstück entscheidender Schlachten zu vollbringen gesucht haben, es sind die glücklichen insgesammt; und von Diesen können wir uns bei einer so umfassenden Frage die Antwort gefallen lassen.

Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder Einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leibe weghaut.

Wir betrachten eine grofse Schlacht als eine Hauptentscheidung, aber freilich nicht als die einzige, welche für einen Krieg oder Feldzug nöthig wäre. Nur in der neuern Zeit sind die Fälle häufig gewesen, wo eine grofse Schlacht über einen ganzen Feldzug entschieden hat; diejenigen, wo sie über einen ganzen Krieg entschied, gehören zu den seltensten Ausnahmen.

Die Entscheidung, welche durch eine grofse Schlacht bewirkt wird, hängt natürlich nicht von ihr selbst ab, d. h. von der Masse der in ihr ver-

*) Diesen Dienst hat Clausewitz dem Vaterlande geleistet; möge seine Lehre nie vergessen werden!

sammelten Streitkräfte und von der intensiven Stärke des Sieges, sondern auch von einer Menge anderer Verhältnisse der gegenseitigen Kriegsmacht und der Staaten, welchen diese angehört. Allein indem die Hauptmasse der vorhandenen Streitkraft zum grofsen Zweikampf geführt wird, wird auch eine Hauptentscheidung eingeleitet, deren Umfang sich zwar in manchen Beziehungen vorher übersehen läfst, aber nicht in allen, und die, wenn auch nicht die einzige, doch die erste Entscheidung ist und als solche auch auf die folgenden einen Einflufs behält. Darum ist eine beabsichtigte Hauptschlacht nach ihren Verhältnissen mehr oder weniger, in gewissen Graden aber immer, als der vorläufige Mittel- und Schwerpunkt des ganzen Systems zu betrachten Je mehr der Feldherr mit dem eigentlichen Geist des Krieges wie jedes Kampfes auszieht, mit dem Gefühl und dem Gedanken, d. h. mit dem Bewufstsein, er müsse und werde seinen Gegner niederschlagen, um so mehr wird er alles in die Wagschale der ersten Schlacht legen, in ihr alles zu erringen hoffen und streben. Bonaparte ist wohl kaum in einen seiner Kriege ohne den Gedanken ausgezogen, seinen Gegner gleich in der ersten Schlacht niederzuschlagen; und Friedrich der Grofse dachte eben so in kleineren Verhältnissen und beschränkteren Krisen, wenn er an der Spitze eines kleinen Heeres sich im Rücken gegen die Russen oder die Reichsarmee Luft machen wollte.

Die Entscheidung, welche die Hauptschlacht giebt, haben wir gesagt, hängt zum Theil von ihr selbst ab, d. h. von der Menge der Streitkräfte, mit welchen sie geliefert wird, und von der Gröfse des Erfolgs.

Wie der Feldherr in Beziehung auf den ersten Punkt ihre Wichtigkeit steigern kann, ist an sich klar, und wir wollen nur bei der Bemerkung stehen bleiben, dafs mit dem Umfang der Hauptschlacht die Menge der Fälle wächst, welche durch sie mitentschieden werden, und dafs deshalb Feldherren, welche im Vertrauen zu sich die grofsen Entscheidungen liebten, es immer möglich gemacht haben, den gröfsten Theil ihrer Streitkräfte in derselben zu verwenden, ohne auf anderen Punkten dadurch wesentlich zu versäumen.

Was den Erfolg oder, genauer gesprochen, die intensive Stärke des Sieges betrifft, so hängt diese hauptsächlich von vier Verhältnissen ab:

1. von der taktischen Form, in welcher die Schlacht geliefert wird,
2. von der Natur der Gegend,
3. von dem Waffenverhältnifs,
4. von dem Machtverhältnifs.

Eine Schlacht mit gerader Fronte und ohne Umgehung wird selten einen so grofsen Erfolg geben, als eine, in welcher der Besiegte umgangen war, oder die er mit mehr oder weniger verwandter Fronte liefern mufste. In durchschnittener oder bergichter Gegend ist der Erfolg ebenfalls geringer, weil die Stofskraft überall geschwächt ist.

Hat der Besiegte eine gleiche oder überlegene Reiterei, so fallen die Wirkungen des Verfolgens und damit ein grofser Theil der Siegeserfolge weg.

Endlich ist es an sich verständlich, wie ein Sieg, welcher mit Uebermacht erfochten wird, wenn diese zur Umgehung oder Fronteveränderung benutzt worden ist, einen gröfsern Erfolg geben wird, als wenn der Sieger schwächer

war, als der Besiegte. Die Schlacht von Leuthen möchte zwar an der praktischen Richtigkeit dieses Grundsatzes zweifeln lassen, aber es sei uns erlaubt, hier einmal zu sagen, was wir sonst nicht lieben: keine Regel ohne Ausnahme [1]).

In allen diesen Wegen hat also der Feldherr das Mittel, seiner Schlacht einen entscheidenden Charakter zu geben; freilich wachsen damit die Gefahren, denen er sich aussetzt, aber diesem dynamischen Gesetz der moralischen Welt ist sein ganzes Handeln unterworfen.

So ist denn der Hauptschlacht im Kriege nichts an Wichtigkeit zu vergleichen, und die höchste Weisheit der Strategie offenbart sich in der Beschaffung der Mittel zu ihr, in ihrer geschickten Feststellung nach Ort, Zeit und Richtung der Kräfte und in der Benutzung ihres Erfolges.

Aus der Wichtigkeit dieser Gegenstände folgt aber nicht, dafs sie sehr verwickelter und verborgener Natur sind; vielmehr ist hier alles sehr einfach, die Kunst der Kombination sehr gering, aber grofs das Bedürfnifs an scharfer Beurtheilung der Erscheinungen, an Energie, an fester Konsequenz, an jugendlichem Unternehmungsgeist — heldenmüthige Eigenschaften, an die wir uns noch oft werden wenden müssen. Es ist also hier wenig von dem nöthig, was sich in Büchern lehren läfst, und viel von dem, was, wenn es gelehrt werden kann, durch einen andern Leiter als den Buchstaben in den Feldherrn kommen mufs.

Der Impuls zur Hauptschlacht, die freie, sichere Bewegung zu ihr, mufs von dem Gefühl eigener Kraft und dem klaren Bewufstsein der Nothwendigkeit, mit andern Worten: er mufs von dem angebornen Muth und von dem durch grofse Lebensverhältnisse geschärften Blick ausgehen.

Grofse Beispiele sind die besten Lehrmeister, aber freilich ist es schlimm, wenn sich eine Wolke von theoretischen Vorurtheilen dazwischen legt, denn auch das Sonnenlicht bricht und färbt sich in Wolken. Solche Vorurtheile zu zerstören, die sich in mancher Zeit wie ein Miasma bilden und verbreiten, ist eine dringende Pflicht der Theorie, denn was menschlicher Verstand fälschlich erzeugt, kann auch blofser Verstand wieder vernichten.

Schlufsbemerkungen zum neunten bis elften Kapitel.

Was Clausewitz in den vorangegangenen drei Kapiteln (9—11) von der Hauptschlacht sagt, gehört mit zu dem Schönsten und Besten des ganzen Werkes, und diesen wahrheitsgetreuen und so unendlich durchsichtig gehaltenen Schilderungen schliefst sich das folgende, zwölfte, Kapitel ebenbürtig an.

Womöglich noch entschiedener aber, als in anderen Theilen des Buches,

---

[1]) Was aber diese „Ausnahme" ermöglicht hat, ist: die von Clausewitz selbst als erstes Mittel zur Steigerung der Intensivität des Sieges genannte „taktische Form" — der Flügelschlacht!

geschieht es hier, dafs Clausewitz die Dinge mit dem „Feldherrnauge" ansieht und nur vom „höchsten Standpunkte" aus sie überschaut.

Dabei mufs aber gleich jetzt hervorgehoben werden, was nicht ohne Einflufs auf spätere Entwickelungen bleiben kann, dafs dem Autor wesentlich das Bild der „spät-Napoleonischen" Schlacht vorgeschwebt hat, deren Massentaktik zu jenem „Ausglühen" der engagirten Kräfte führen mufste, welches der „Friedericianischen" Schlacht in dieser Weise unbekannt war.

Es ist hier nicht der Ort, detaillirter auf diesen „taktischen" Unterschied in der Verwendung der Streitkräfte zum Gefecht einzugehen, der nicht ohne Rückwirkung auf das Verhältnifs der „taktischen" Vertheidigung zum Angriff bleiben kann.

In der Schlacht, wie Clausewitz sie uns hier vorführt, spielt das „Vorhandensein frischer Reserven" eine wichtigere Rolle als die „Art ihres Einsatzes" und in ihrer „taktischen Anlage" zieht sich der Unterschied zwischen Defensive und Offensive nur auf den ersten Moment, in welchem der eine Theil „wartet", der andere „vorgeht". Im Verlaufe der „Durchführung" gestaltet sich der Uebergang aus der Vertheidigung zum Angriff nicht zu einem in einem bestimmten Moment gewollten „Umsatze", sondern stellt sich etwa, wie ein „allmählicher Rutsch auf schiefer Ebene" dar, bei welchem durch das Sinken der Waage auf offensiver Seite die seitherigen defensiven Gegengewichte gewissermafsen „von selbst" nach vorwärts in Bewegung gerathen und dann immer rascher und rascher ins Rollen kommen.

Wir haben von unserer „heutigen Schlacht" ein etwas anderes Bild vor Augen und, wie schon oben bemerkt, auch Clausewitz selbst malt uns später die „Vertheidigungsschlacht" in anderen Zügen.

Die „Schlachtordnung" unserer heutigen Heere zeigt sicherlich in ihren grofsen Schützenschwärmen eine noch weit geringere „Krystallisationsspannung" zwischen den einzelnen Theilen, als selbst diejenige der Clausewitz'schen Zeit.

Trotzdem lehrt uns die Erfahrung (Chlum, St. Privat), dafs auch unter diesen Verhältnissen die „Zerstörung der Ordnung bei einem aus den Fugen weichenden Flügel" oder die „Eroberung eines wesentlichen Punktes der feindlichen Stellung" die Entscheidung der Schlacht nach dem Bilde des „Springens einer Saite des Instruments" mindestens ebenso gut herbeigeführt, wie eine solche allerdings auch als „langsames Umschlagen des Gleichgewichts" eintreten kann.

Clausewitz selbst trägt dieser Thatsache Rechnung, indem er die intensive Stärke des Sieges in erster Linie von der „taktischen Form, in welcher die Schlacht geliefert wird" abhängig macht und indem er neben der „Beschaffung der Mittel zur Schlacht" und der „Benutzung ihres Erfolges": ihre „geschickte Feststellung nach Ort, Zeit und Richtung (!) der Kräfte" als „höchste strategische Weisheit" preist.

Dafs mit der Benutzung der von Clausewitz angeführten „taktischen" Mittel, um der Schlacht einen (mehr) „entscheidenden Charakter" zu geben, auch die „Gefahren wachsen" im Falle des Nichterfolges, liegt eben „in dem dynamischen Gesetze der moralischen Welt". Da aber diesem Gesetze „das ganze Handeln des Feldherrn unterworfen" bleibt, ist durch dasselbe auch nur eine Er-

klärung für die Häufigkeit der Treffenschlacht; schwerlich aber wohl ein Verdammungsurtheil — gegen die Flügelschlacht ausgesprochen! Wie man sieht, bewegt sich die ganze Kontroverse auf dem — wir müssen es immer wiederholen, von Clausewitz nur nebenbei berührten — taktischen Felde, scheint also auf dem ersten Blick keinen rechten Hintergrund zu haben; trotzdem aber war sie nicht zu umgehen, da wie gesagt im Buche von der Vertheidigung auf diese verschiedenen Anschauungsweisen zurückgegriffen werden mufs.

Was dagegen in den vorstehenden Kapiteln über die Schlacht als „strategischer Act" gesagt worden ist, erschöpft diese Seite der Sache in so meisterhafter Weise, dafs wohl kaum jemals etwas Vollendeteres darüber wird beigebracht werden können. Alle jene psychologischen Momente und Triebfedern sind in ihrer Entstehungs- wie in ihrer Wirkungsweise in schlechthin mustergültiger Art zur Anschauung gebracht.

So ergänzt das Clausewitz'sche Werk in Beziehung auf diesen innersten Kernpunkt aller kriegerischen Thätigkeit, wie ihn die Hauptschlacht darstellt, jede fernerhin darüber zu bietende Theorie: bildet für jede den „tonangebenden" Hintergrund, auf welchem sich das, was sie darüber entwickeln kann und will, erst in seinem wahren Licht und Werthe erkennen lassen wird.

In den drei Kapiteln von der Hauptschlacht blitzt mit Bezug auf diesen Stoff jener Clausewitz'sche Geist mit voller Gewalt auf, in welchem, wie wir zum Eingang unserer Untersuchungen gesagt, jede Theorie gedacht — und verstanden sein mufs, wenn sie wirklich praktisch benutzbar sein will und soll!

Zwölftes Kapitel.

Strategische Mittel, den Sieg zu benutzen.

Das Schwierigere, den Sieg möglichst vorzubereiten, ist ein stilles Verdienst der Strategie, dennoch wird sie kaum darüber belobt. Glänzend und ruhmvoll erscheint sie, indem sie den erfochtenen Sieg benutzt.

Welchen besondern Zweck die Schlacht haben kann, wie sie in das ganze System des Krieges eingreift, bis wohin die Siegesbahn nach der Natur der Verhältnisse führen kann, wo ihr Kulminationspunkt liegt — dies alles kann uns erst in der Folge beschäftigen. Aber für alle denkbaren Verhältnisse bleibt es wahr, dafs ohne Verfolgen kein Sieg eine grofse Wirkung haben kann, und dafs, wie kurz auch die Siegesbahn sein mag, sie immer über die ersten Schritte des Verfolgens hinausführen mufs; und um dies nicht bei jeder Gelegenheit wieder zu sagen, wollen wir bei dieser nothwendigen Zugabe des Ueberwindens im Allgemeinen einen Augenblick verweilen.

Das Verfolgen eines geschlagenen Gegners hebt mit dem Augenblick an, wo Dieser, das Gefecht aufgebend, seinen Platz verläfst; alle früheren hin- und hergehenden Bewegungen können dazu nicht gerechnet werden, sondern

gehören der Schlachtentwicklung selbst an. Gewöhnlich ist der Sieg in dem hier bezeichneten Augenblick, wenn gleich unzweifelhaft, doch noch sehr klein und schwach und würde in der Reihe der Begebenheiten nicht viel positive Vortheile gewähren, wenn er nicht durch das Verfolgen am ersten Tage vervollständigt würde. Da werden, wie wir gesagt haben, meistens erst die Trophäen geerntet, die den Sieg verkörpern. Ueber dieses Verfolgen wollen wir zunächst sprechen.

Gewöhnlich kommen beide Theile mit sehr geschwächten körperlichen Kräften in die Schlacht, denn die Bewegungen, welche unmittelbar vorhergehen, haben meistens den Charakter dringender Umstände. Die Anstrengungen, welches das Ausringen eines langen Kampfes kostet, vollenden die Erschöpfung; dazu kommt, dafs der siegende Theil nicht viel weniger durcheinandergekommen und aus seinen ursprünglichen Ordnungsfugen gewichen ist, als der besiegte, und also das Bedürfnifs hat, sich zu ordnen, die Zerstreuten zu sammeln, Diejenigen, welche sich verschossen haben, mit frischer Munition zu versehen. Alle diese Umstände versetzen den Sieger selbst in einen Zustand der Krisis, von welchem wir schon gesprochen haben. Ist nun der geschlagene nur ein untergeordneter Theil gewesen, der von andern aufgenommen werden kann, oder hat er sonst irgend eine bedeutende Verstärkung zu erwarten, so kann der Sieger leicht in die evidente Gefahr kommen, seinen Sieg wieder einzubüfsen, und diese Betrachtung macht in solchem Fall dem Verfolgen bald ein Ende oder legt ihm wenigstens starke Zügel an. Aber selbst da, wo eine namhafte Verstärkung des Geschlagenen nicht zu befürchten ist, findet in den oben angegebenen Umständen der Sieger ein starkes Gegengewicht seiner Schnellkraft beim Verfolgen. Es ist zwar ein Entreifsen des Sieges nicht zu befürchten, aber nachtheilige Gefechte bleiben doch möglich und können die bis dahin erhaltenen Vortheile schwächen. Aufserdem hängt sich nun das ganze Gewicht des sinnlichen Menschen mit seinen Bedürfnissen und Schwächen an den Willen des Feldherrn. Alle die Tausende, welche unter seinem Befehl stehen, haben das Bedürfnifs nach Ruhe und Stärkung, haben das Verlangen, die Schranken der Gefahr und Arbeit vor der Hand geschlossen zu sehen; nur Wenige, die man als Ausnahmen betrachten kann, sehen und fühlen über den gegenwärtigen Augenblick hinaus; nur in diesen Wenigen ist noch so viel freies Spiel des Muthes, um, nachdem das Nothwendige vollbracht ist, auch noch an diejenigen Erfolge zu denken, die in solchem Augenblick als eine blofse Verschönerung des Sieges, als ein Luxus des Triumphes erscheinen. Alle jene Tausende aber haben ihre Stimme im Rath des Feldherrn, denn durch die ganze Stufenfolge der übereinander gestellten Führer haben diese Interessen des sinnlichen Menschen ihren sichern Leiter bis ins Herz des Feldherrn. Dieser selbst ist mehr oder weniger durch geistige und körperliche Anstrengung in seiner innern Thätigkeit geschwächt, und so geschieht es denn, dafs meistens aus diesem rein menschlichen Grunde weniger geschieht, als geschehen könnte, und dafs überhaupt, was geschieht, nur von dem Ruhmdurst, der Energie und auch wohl der Härte des obersten Feldherrn abhängt. Nur so läfst sich die zaghafte Weise erklären, mit der wir viele Feldherren den

Sieg, welchen ihnen die Uebermacht gegeben, verfolgen sehen. Das erste Verfolgen des Sieges wollen wir im Ganzen auf den ersten Tag und allenfalls die sich daran anschliefsende Nacht beschränken, denn jenseits dieses Abschnittes wird die Nothwendigkeit der eigenen Erholung in jedem Fall Stillstand gebieten.

Dieses erste Verfolgen nun hat verschiedene natürliche Grade.

Der erste ist, wenn es mit blofser Reiterei geschieht; dann ist es im Grunde mehr ein Schrecken und Beobachten, als ein wahrhaftes Drängen, weil der kleinste Bodenabschnitt gewöhnlich hinreicht, den Verfolgenden aufzuhalten. So viel die Reiterei bei einer erschütterten und geschwächten Truppe gegen den einzelnen Haufen vermag, so ist sie doch gegen das Ganze immer nur wieder die Hülfswaffe, weil der Abziehende seine frischen Reserven zur Deckung seines Rückzugs verwenden und so beim nächsten, unbedeutendsten Bodenabschnitt durch die Verbindung aller Waffen mit Erfolg widerstehen kann. Nur ein in wahrer Flucht und gänzlicher Auflösung befindliches Heer macht hier eine Ausnahme.

Der zweite Grad ist, wenn die Verfolgung durch eine starke Avantgarde von allen Waffen geschieht, bei welcher sich natürlich der gröfste Theil der Reiterei befindet. Ein solches Verfolgen drängt den Gegner bis zur nächsten starken Stellung seiner Arrièregarde oder bis zur nächsten Aufstellung seines Heeres. Zu beiden findet sich gewöhnlich nicht sogleich Gelegenheit, und das Verfolgen reicht also weiter; meistens übersteigt es aber nicht die Weite von einer, höchstens von ein paar Stunden, weil die Avantgarde sich sonst nicht hinreichend unterstützt glaubt.

Der dritte und stärkste Grad ist, wenn das siegreiche Heer selbst im Vorgehen bleibt, so weit die Kräfte reichen. In diesem Fall wird der Geschlagene die meisten Aufstellungen, zu denen ihm die Gegend einige Gelegenheit bietet, auf die blofsen Anstalten eines Angriffs oder einer Umgehung wieder verlassen und die Arrièregarde sich noch weniger in einen hartnäckigen Widerstand verwickeln.

In allen drei Fällen macht gewöhnlich die Nacht, wenn sie vor Beendigung des ganzen Aktes eintritt, ihm ein Ende, und die wenigen Fälle, wo dies nicht geschieht und das Verfolgen die Nacht hindurch fortgesetzt wird, müssen als ein ganz besonders verstärkter Grad desselben betrachtet werden.

Wenn man bedenkt, dafs bei nächtlichen Gefechten alles mehr oder weniger dem Zufall überlassen, und dafs im Ausgang einer Schlacht ohnehin der ordnungsmäfsige Zusammenhang und Hergang sehr gestört ist, so wird man wohl die Scheu begreifen, welche beide Feldherren haben, ihr Geschäft in die Dunkelheit der Nacht hinein fortzusetzen. Wenn nicht eine gänzliche Auflösung des besiegten oder eine seltene Ueberlegenheit des siegenden Heeres an kriegerischer Tugend den Erfolg sichert, so würde alles ziemlich dem Fatum anheimgegeben sein, was nicht im Interesse irgend eines, selbst des verwegensten Feldherrn liegen kann. In der Regel macht also die Nacht dem Verfolgen ein Ende, auch selbst da, wo die Schlacht sich erst kurz vor ihrem Einbruch entschieden hat. Sie gestattet dem Besiegten entweder unmittelbar einen Akt der Ruhe und des Sammelns, oder, wenn er den Rück-

zug während der Nacht fortsetzt, den Vorsprung dazu. Nach diesem Abschnitt ist der Besiegte schon wieder in einem merklich bessern Zustande. Vieles von dem, was aus- und durcheinander gekommen war, hat sich wieder gefunden, die Munition ist erneuert, das Ganze zu einer neuen Ordnung zusammengestellt. Was er nun gegen den Sieger ferner zu bestehen hat, ist ein neues Gefecht, nicht die Verlängerung des alten, und ist dieses auch weit entfernt einen absolut guten Ausgang zu versprechen, so ist es doch ein neuer Kampf und nicht blos des Siegers Auflesen zusammengefallener Trümmer.

In den Fällen also, wo der Sieger das Verfolgen selbst die Nacht hindurch fortsetzen darf, wäre es auch nur mit einer aus allen Waffen bestehenden starken Avantgarde, wird die Wirkung des Sieges aufserordentlich verstärkt werden, wovon die Schlachten bei Leuthen und Belle-Alliance Beispiele geben.

Die ganze Thätigkeit dieses Verfolgens ist im Grunde eine taktische, und wir verweilen blos bei ihr, um uns des Unterschiedes deutlicher bewufst zu werden, der dadurch in die Wirkung der Siege gebracht wird.

Dieses erste Verfolgen bis zum nächsten Stationspunkt ist ein Recht jedes Siegers und kaum in irgend einer Abhängigkeit von seinen weiteren Plänen und Verhältnissen. Diese können die positiven Erfolge eines Sieges mit der Hauptmacht sehr verringern, aber diese erste Benutzung desselben können sie nicht unmöglich machen; wenigstens würden Fälle der Art, wenn man sie sich auch denken könnte, von solcher Seltenheit sein, dafs sie keinen merklichen Einflufs auf die Theorie haben dürften. Und hier allerdings, mufs man sagen, hat das Beispiel der neuern Kriege der Energie ein ganz neues Feld eröffnet. Es war in den frühern, auf einer schmaleren Grundlage ruhenden, von engern Grenzen umschlossenen Kriegen, wie in vielen andern Punkten, besonders auch in diesem eine unnothwendige konventionelle Beschränktheit entstanden. Der B e g r i f f, die E h r e d e s S i e g e s schienen den Feldherren so sehr die Hauptsache, dafs sie an die eigentliche Vernichtung der feindlichen Streitkraft dabei weniger dachten, wie denn diese Vernichtung der Streitkraft ihnen nur als eins von den vielen Mitteln des Krieges, nicht einmal als das Hauptmittel, geschweige denn als das einzige erschien. Um so lieber steckten sie den Degen in die Scheide, sobald der Gegner den seinigen gesenkt hatte. Es erschien ihnen nichts natürlicher, als den Kampf einzustellen, sobald die Entscheidung gegeben war, und alles fernere Blutvergiefsen als unnütze Grausamkeit. Wenn diese falsche Philosophie auch nicht den ganzen Entschlufs ausmachte, so gab sie doch den Gesichtspunkt, unter welchem die Vorstellungen von Erschöpfung aller Kräfte und physischer Unmöglichkeit der Fortsetzung des Kampfes leichter Eingang und starkes Gewicht fanden. Freilich liegt die Schonung seines eigenen Siegesinstruments nahe genug, wenn man nur dies eine besitzt und voraussieht, dafs bald ein Zeitpunkt kommen wird, wo es ohnehin nicht zureicht für alles, was man dann zu thun hat, wie denn in der Regel jedes Fortschreiten in der Offensive dazu führt. Allein diese Rechnung war doch insofern falsch, als offenbar der weitere Verlust an Streitkräften, den man beim Verfolgen er-

leiden konnte, mit dem feindlichen in gar keinem Verhältniſs stand. Jene Betrachtung konnte also eben nur wieder entstehen, indem man die Streitkräfte nicht als die Hauptsache betrachtete. So finden wir denn, daſs in den früheren Kriegen nur die eigentlichen Heroen, wie Karl der XII., Marlborough, Eugen, Friedrich der Groſse ihren Siegen da, wo sie entschieden genug waren, eine kräftige Verfolgung hinzufügten, und daſs die andern Feldherren sich gewöhnlich mit dem Besitz des Schlachtfeldes begnügten. In der neuern Zeit hat die gröſsere Energie, welche die Kriegführung durch die gröſsern Verhältnisse bekommen hatte, aus denen sie hervorgegangen war, diese konventionellen Schranken vernichtet; das Verfolgen ist ein Hauptgeschäft des Siegers geworden, die Trophäen haben deswegen an Umfang sehr zugenommen, und wenn man auch in neueren Schlachten Fälle sieht, wo dies nicht geschehen, so gehören sie doch zu den Ausnahmen und sind immer durch besondere Umstände motivirt.

Bei Görschen und Bautzen verhinderte nur Ueberlegenheit der verbündeten Reiterei eine gänzliche Niederlage, bei Groſs Beeren und Dennewitz das Miſswollen des Kronprinzen von Schweden, bei Laon des alten Blücher schwacher persönlicher Zustand.

Aber auch Borodino ist ein hierher gehöriges Beispiel, und wir können uns nicht enthalten, ein paar Worte mehr darüber zu sagen, theils weil wir nicht glauben, daſs die Sache mit einem bloſsen Tadel Bonapartes abgemacht sei, theils weil es scheinen möchte, als gehörte dieser und mit ihm eine groſse Zahl ähnlicher Fälle zu denjenigen, welche wir als so äuſserst selten bezeichnet haben, wo die allgemeinen Verhältnisse den Feldherrn schon im Beginn seiner Schlacht ergreifen und fesseln. Es haben namentlich französische Schriftsteller und groſse Verehrer Bonapartes (Vaudancourt, Chambray, Segur) ihn entschieden deshalb getadelt, daſs er das russische Heer nicht gänzlich vom Schlachtfelde vertrieben und seine letzten Kräfte zur Zertrümmerung desselben angewendet habe, weil dann, was jetzt nur eine verlorne Schlacht war, eine völlige Niederlage geworden sein würde. Es würde uns hier zu weit führen, die gegenseitige Lage beider Heere umständlich darzustellen, aber so viel ist klar, daſs Bonaparte, der, als er über den Njemen ging, in denjenigen Corps, welche in der Folge die Schlacht von Borodino schlugen, 300,000 Mann gehabt hatte, von denen jetzt nur 120,000 übrig waren, wohl die Besorgniſs haben konnte, er werde nicht genug übrig behalten, um auf Moskau marschiren zu können, welches der Punkt war, auf den alles anzukommen schien. Ein Sieg, wie er ihn erfochten hatte, gab ihm ziemlich die Gewiſsheit der Einnahme dieser Hauptstadt, denn daſs die Russen innerhalb acht Tagen eine zweite Schlacht liefern könnten, schien höchst unwahrscheinlich; in Moskau aber hoffte er den Frieden zu finden. Freilich würde ein zertrümmertes russisches Heer ihm diesen Frieden viel gewisser gemacht haben, aber die erste Bedingung war doch immer, hin zu kommen, d. h. mit einer Macht hin zu kommen, mit welcher er der Hauptstadt und durch sie dem Reich und der Regierung als ein Gebieter erschien. Was er nach Moskau brachte, reichte dazu nicht mehr hin, wie die Folge gezeigt hat, es würde aber noch weniger der Fall gewesen sein, wenn er an der Zertrümmerung

des russischen Heeres sein eigenes mitzertrümmert hätte, und Bonaparte fühlte das durch und durch und erscheint in unsern Augen vollkommen gerechtfertigt. Darum ist aber dieser Fall doch nicht zu denen zu zählen, wo dem Feldherrn durch die allgemeinen Verhältnisse schon das erste Verfolgen seines Sieges untersagt ist. Es war nämlich noch gar nicht vom blofsen Verfolgen die Rede. Der Sieg war Nachmittags um 4 Uhr entschieden, aber die Russen hatten den gröfsten Theil des Schlachtfeldes noch inne und wollten es auch noch nicht räumen, sondern würden bei Erneuerung des Angriffs noch hartnäckigen Widerstand geleistet haben, der zwar gewifs mit ihrer gänzlichen Niederlage geendigt, aber den Gegner noch viel Blut gekostet hätte. Man mufs also die Schlacht von Borodino zu den Schlachten rechnen, welche, wie die von Bautzen, nicht ganz ausgeschlagen worden sind. Bei Bautzen zog der Besiegte vor, das Schlachtfeld früher zu verlassen; bei Borodino zog der Sieger vor, sich mit einem halben Siege zu begnügen, nicht weil ihm die Entscheidung zweifelhaft schien, sondern weil er nicht reich genug war, den ganzen zu bezahlen.

Kehren wir zu unserm Gegenstande zurück, so ergiebt sich aus unsern Betrachtungen als Resultat in Beziehung auf das erste Verfolgen, dafs die Energie, mit welcher dies geschieht, den Werth des Sieges hauptsächlich bestimmt, dafs dies Verfolgen ein zweiter Akt des Sieges ist, in vielen Fällen sogar wichtiger, als der erste, und dafs die Strategie, indem sie sich hier der Taktik nähert, um von ihr das vollendete Werk in Empfang zu nehmen, den ersten Akt ihrer Autorität darin bestehen läfst, diese Vervollständigung des Sieges zu fordern[1]).

Aber auch bei diesem ersten Verfolgen bleibt die Wirksamkeit des Sieges in den seltensten Fällen stehen, und es fängt nun erst die eigentliche Bahn an, zu welcher der Sieg die Schnellkraft verliehen. Diese Bahn wird, wie wir schon gesagt haben, durch die übrigen Verhältnisse bedingt, von welchen hier noch nicht die Rede sein soll. Aber wir dürfen hier doch über das Verfolgen dasjenige, was einen allgemeinen Charakter hat, aufnehmen, um uns nicht bei allen Gelegenheiten, wo es vorkommen könnte, zu wiederholen.

Bei dem weiteren Verfolgen kann man wieder drei Grade unterscheiden: ein blofses Nachrücken, ein eigentliches Drängen und einen Parallelmarsch zum Abschneiden.

Das blofse Nachrücken motivirt den weiteren Rückzug des Feindes so lange, bis er glaubt, uns wieder ein Gefecht anbieten zu können; es würde also hinreichen, das erlangte Uebergewicht in seiner Wirkung zu erschöpfen, und wird uns ausserdem alles, was der Geschlagene nicht mit sich fortbringen kann: Verwundete, Kranke, Ermüdete, Manches an Gepäck und Fuhrwerk aller Art in die Hände liefern. Aber dies blofse Nachziehen erhöht den Zustand der Auflösung beim Gegner nicht, was die beiden folgenden Grade bewirken.

---

[1]) Hier also liegt der „Anschlufs des taktischen an den strategischen und dieses an jenen Faktor“.

Wenn wir nämlich, anstatt uns zu begnügen, dem Feinde in sein altes Lager zu folgen und immer so viel von der Gegend einzunehmen, als er uns lassen will, unsere Einrichtung so treffen, jedesmal etwas mehr von ihm zu verlangen, also mit unsrer gehörig dazu eingerichteten Avantgarde jedesmal seine Arrièregarde anzugreifen, so oft sie ihre Aufstellung nehmen will, so wird dies die Bewegung des Feindes beschleunigen und also seine Auflösung befördern. — Hauptsächlich aber wird es dies durch den Charakter von ruheloser Flucht bewirken, den sein Rückzug dadurch annehmen wird. Nichts macht auf den Soldaten einen so widerwärtigen Eindruck, als wenn in dem Augenblick, wo er sich nach einem angestrengten Marsche der Ruhe überlassen will, sich das feindliche Geschütz schon wieder hören läfst; wiederholt sich dieser Eindruck eine Zeit hindurch täglich, so kann er zum panischen Schrecken führen. Es liegt darin das beständige Anerkenntnifs, dem Gesetz des Gegners gehorchen zu müssen und zu keinem Widerstande fähig zu sein, und dieses Bewufstsein kann nicht anders als die moralische Kraft des Heeres in einem hohen Grade schwächen. Am höchsten wird die Wirksamkeit dieses Drängens steigen, wenn man den Gegner dadurch zu Nachtmärschen zwingt. Scheucht der Sieger den Geschlagenen beim Sonnenuntergang aus dem Lager wieder auf, welches sich Dieser ausersehen hat, sei es für das Heer selbst oder für die Arrièregarde, so wird der Besiegte entweder einen Nachtmarsch machen oder wenigstens seine Stellung noch in der Nacht verändern und weiter rückwärts verlegen müssen, was ungefähr dasselbe ist; der Sieger aber kann die Nacht ruhig zubringen.

Die Anordnung der Märsche und die Wahl der Aufstellungen hängen auch in diesem Fall von so vielen andern Dingen ab, besonders von der Verpflegung, von starken Abschnitten des Bodens, von grofsen Städten u. s. w., dafs es eine lächerliche Pedanterie sein würde, durch eine geometrische Auseinandersetzung zu zeigen, wie der Verfolgende dadurch, dafs er dem Zurückgehenden das Gesetz giebt, Diesen zwingen kann, jedesmal des Nachts zu marschiren, während er selbst des Nachts ruht. Allein nichts destoweniger bleibt es wahr und anwendbar, dafs die Marscheinrichtungen des Verfolgens diese Tendenz haben können und dann die Wirksamkeit des Verfolgens sehr erhöhen werden. Wenn dies in der Ausführung selten berücksichtigt wird, so liegt es darin, dafs ein solches Verfahren auch für das verfolgende Heer schwieriger ist, als ein regelmäfsiges Innehalten der Stationen und der Tageszeit. Des Morgens bei guter Zeit aufbrechen, um Mittags sein Lager einnehmen, den übrigen Theil des Tages zur Beschaffung der Bedürfnisse und die Nacht zur Ruhe benutzen, ist eine viel bequemere Methode, als seine Bewegungen genau nach den feindlichen einrichten, mithin immer erst im letzten Augenblicke bestimmen, bald Morgens, bald Abends aufbrechen, sich immer mehrere Stunden im Angesicht des Feindes befinden, Kanonenschüsse mit ihm wechseln, Plänkereien unterhalten, Umgehungen anordnen, kurz den ganzen Aufwand von taktischen Mafsregeln machen, der dadurch erforderlich wird. Das lastet natürlich mit einem bedeutenden Gewicht auf dem verfolgenden Heer, und im Kriege, wo es der Lasten so viele giebt, sind die Menschen immer geneigt, sich diejenigen abzustreifen, die nicht gerade

nothwendig scheinen. Diese Betrachtungen bleiben wahr, sie mögen auf das ganze Heer oder, was der gewöhnliche Fall ist, auf eine starke Avantgarde anzuwenden sein. Aus den eben berührten Gründen sieht man denn dieses Verfolgen des zweiten Grades, dieses beständige Drängen des Besiegten ziemlich selten vorkommen. Selbst Bonaparte hat es in seinem russischen Feldzuge von 1812 wenig gethan aus dem hier sehr in die Augen springenden Grunde, dafs die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten dieses Feldzuges sein Heer ohnehin schon mit einer völligen Vernichtung bedrohten, ehe er das Ziel erreicht haben würde; dagegen haben die Franzosen in ihren andern Feldzügen sich auch in diesem Punkt durch ihre Energie ausgezeichnet.

Der dritte und wirksamste Grad des Verfolgens ist endlich der Parallelmarsch nach dem nächsten Ziel des Rückzugs.

Jedes geschlagene Heer wird natürlich hinter sich, näher oder entfernter, einen Punkt haben, dessen Erreichung ihm zunächst sehr am Herzen liegt, sei es, dafs sein fernerer Rückzug dadurch gefährdet werden kann, wie bei Strafsenengen, oder dafs es für den Punkt sehr wichtig ist, ihn vor dem Feinde zu erreichen, wie bei Hauptstädten, Magazinen u. s. w., oder endlich, dafs das Heer auf diesem Punkt neue Widerstandsfähigkeit gewinnen kann, wie bei festen Stellungen, Vereinigung mit andern Corps u. s. w.

Richtet nun der Sieger auf einer Seitenstrafse seinen Marsch auf diesen Punkt, so ist an sich klar, wie das den Rückzug des Besiegten auf eine verderbliche Art beschleunigen, denselben in Eile, zuletzt in Flucht verwandeln kann. Der Besiegte hat nur drei Wege, dem entgegen zu wirken. Der erste würde sein, sich dem Feinde selbst entgegen zu werfen, um durch einen unverhofften Angriff sich die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu verschaffen, die ihm seiner Lage nach im Allgemeinen abgehen mufs; dies setzt offenbar einen unternehmenden, kühnen Feldherrn und ein vortreffliches Heer voraus, welches besiegt, aber nicht in einer völligen Niederlage begriffen wäre; es dürfte also wohl in den wenigsten Fällen von dem Besiegten angewendet werden.

Der zweite Weg ist die Beschleunigung des Rückzuges. Diese aber ist eben, was der Sieger will, und sie führt leicht zu übermäfsiger Anstrengung der Truppen, wo denn in Schaaren von Nachzüglern, in zerbrochenen Geschützen und Fahrzeugen aller Art unerhörte Verluste erlitten werden.

Der dritte Weg ist das Ausbiegen, um die nächsten Abschneidungspunkte zu umgehen, in einer gröfseren Entfernung vom Feinde mit weniger Anstrengung zu marschiren und so die Eile unschädlicher zu machen. Dieser letzte Weg ist der allerschlimmste, da er gewöhnlich nur wie ein neues Borgen eines nicht zahlungsfähigen Schuldners zu betrachten ist und zu noch gröfserer Verlegenheit führt. Es giebt wohl Fälle, wo dieser Weg rathsam ist, andere, wo er allein übrig bleibt, auch Beispiele, wo er gelungen ist, aber im Allgemeinen ist es gewifs wahr, dafs weniger die klare Ueberzeugung, auf diesem Wege das Ziel sicherer zu erreichen, als ein anderer, unzulässiger Grund in denselben hineinzudrängen pflegt. Dieser Grund ist die Angst, mit dem Feinde handgemein zu werden. Wehe dem Feldherrn, der sich dieser hingiebt. Wie sehr auch die moralische Kraft des Heeres gelitten habe, und

wie gerecht die Besorgnisse sein mögen, bei jedem Zusammentreffen mit dem Feinde von dieser Seite im Nachtheil zu sein, so wird das Uebel durch das ängstliche Vermeiden aller Gelegenheit dazu nur schlimmer. Bonaparte würde im Jahre 1813 auch die dreifsig bis vierzig tausend Mann nicht über den Rhein gebracht haben, welche ihm nach der Schlacht von Hanau blieben, hätte er dieser Schlacht ausweichen und bei Mannheim oder Coblenz über den Rhein gehen wollen. Gerade durch kleine Gefechte, die mit Sorgfalt eingeleitet und geführt werden, und bei welchen dem Besiegten doch immer der Beistand der Gegend bleibt, weil er der Vertheidiger ist, gerade durch diese kann die moralische Kraft des Heeres am ersten wieder gehoben werden.

Unglaublich ist die wohlthätige Einwirkung des kleinsten Erfolges. Aber es gehört bei den meisten Führern eine Ueberwindung zu diesem Versuch; der andere Weg, der des Ausweichens, erscheint im ersten Augenblick so viel leichter, dafs er meistens vorgezogen wird. Es ist also gewöhnlich gerade dieses Ausweichen, welches die Absicht des Siegers am meisten befördert und oft mit dem völligen Untergang des Besiegten endet. Wir müssen aber hierbei daran erinnern, dass vom ganzen Heere und nicht von einer einzelnen Abtheilung die Rede ist, die, abgeschnitten, durch einen Umweg wieder zu den übrigen zu stofsen sucht; bei dieser sind die Verhältnisse anders und das Gelingen nicht ungewöhnlich. Eine Bedingung bei diesem Wettlauf um das Ziel aber ist, dafs eine Abtheilung des verfolgenden Heeres dem verfolgten auf gerader Strafse nachziehe, um alles, was zurückbleibt, aufzulesen und den Eindruck, welchen die Gegenwart des Feindes immer macht, nicht zu versäumen. Dies hat Blücher in seinem übrigens musterhaften Verfolgungszug von Belle-Alliance versäumt.

Solche Märsche schwächen den Verfolger freilich mit, und sie würden nicht zu rathen sein, wenn das feindliche Heer von einem andern, beträchtlichen aufgenommen wird, wenn es einen ausgezeichneten Feldherrn an der Spitze hat und seine Vernichtung nicht schon sehr vorbereitet ist. Aber da, wo man sich dieses Mittel erlauben darf, wirkt es auch wie eine grofse Maschine. Das geschlagene Heer verliert dabei so unverhältnifsmäfsig durch Erkrankte und Ermüdete, und der Geist wird durch die beständige Besorgnifs, verloren zu sein, so geschwächt und heruntergebracht, dafs zuletzt an einen ordentlichen Widerstand kaum noch zu denken ist; mit jedem Tage werden Tausende von Gefangenen eingebracht, ohne dafs ein Schwertstreich fällt. In solcher Zeit des vollen Glücks darf der Sieger keine Theilung seiner Kräfte scheuen, um alles, was er mit seiner Armee erreichen kann, mit in den Strudel hineinzuziehen, entsendete Haufen abzuschneiden, unvorbereitete Festungen zu nehmen, grofse Städte zu besetzen u. s. w. Er darf sich alles erlauben, bis ein neuer Zustand eintritt, und je mehr er sich erlaubt, um so später wird dieser eintreten.

An Beispielen so glänzender Wirkungen grofser Hauptsiege und grofsartiger Verfolgung fehlt es in den Kriegen Bonapartes nicht. Wir dürfen nur an die Schlachten von Jena, Regensburg, Leipzig und Belle-Alliance erinnern.

Dreizehntes Kapitel.

Rückzug nach verlorner Schlacht.

In der verlornen Schlacht ist die Macht des Heeres gebrochen worden, noch mehr die moralische, als die physische. Eine zweite, ohne dafs neue, vortheilhafte Umstände ins Spiel kommen, würde zur gänzlichen Niederlage, vielleicht zum Untergange führen. Das ist ein militärisches Axiom. Nach der Natur der Sache geht der Rückzug bis zu demjenigen Punkt, wo sich das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt haben wird, sei es durch Verstärkung, oder durch den Schutz bedeutender Festungen, oder durch grofse Abschnitte des Bodens, oder durch die Ausdehnung der feindlichen Macht. Der Grad des Verlustes, die Grösse der Niederlage wird diesen Moment des Gleichgewichtes nähern und entfernen, noch mehr aber der Charakter des Gegners. Wie viele Beispiele giebt es nicht, dafs das geschlagene Heer sich in einer geringen Entfernung wieder aufgestellt hat, ohne dafs seine Verhältnisse seit der Schlacht sich im mindesten verändert hätten. Der Grund davon liegt entweder in der moralischen Schwäche des Gegners oder darin, dafs das in der Schlacht gewonnene Uebergewicht nicht grofs genug ist, um zu einem nachdrücklichen Stofse zu führen.

Um diese Schwächen oder Fehler des Gegners zu benutzen, nicht einen Zoll breit weiter zurück zu gehen, als die Gewalt der Umstände erfordert, hauptsächlich aber um das Verhältnifs der moralischen Kräfte auf einem so vortheilhaften Punkt als möglich zu erhalten, ist ein langsamer, immer widerstrebender Rückzug, ein kühnes, muthiges Entgegentreten, so oft der Verfolgende seine Vortheile im Uebermafs benutzen will, durchaus nöthig. Die Rückzüge grosser Feldherren und kriegsgeübter Heere gleichen stets dem Abgehen eines verwundeten Löwen, und dies ist unstreitig auch die beste Theorie.

Es ist wahr, dafs man oft in Augenblicken, wo man eine gefährliche Lage verlassen wollte, eitle Förmlichkeiten hat anwenden sehen, welche einen unnützen Zeitaufwand verursachten und dadurch gefährlich wurden, während in solchen Fällen alles davon abhängt, schnell davon zu kommen. Geübte Führer halten diesen Grundsatz für sehr wichtig. Aber solche Fälle sind nicht mit dem allgemeinen Rückzug nach verlorner Schlacht zu verwechseln. Wer hier glaubt, durch einige schnelle Märsche einen Vorsprung zu gewinnen und leichter einen festen Stand zu bekommen, begeht einen grofsen Irrthum. Die ersten Bewegungen müssen so klein als möglich, und im Allgemeinen muss es Grundsatz sein, sich nicht das Gesetz des Feindes aufdringen zu lassen. Diesen Grundsatz kann man nicht befolgen ohne blutige Gefechte mit dem nachdringenden Feind, aber der Grundsatz ist dieses Opfers werth. Ohne ihn kommt man in eine beschleunigte Bewegung, die bald ein Stürzen wird und dann an blofsen Nachzüglern mehr Menschen kostet, als die Schlachten der Arrièregarden gekostet haben würden, aufserdem aber die letzten Ueberreste des Muthes vernichtet.

Eine starke Arrièregarde, von den besten Truppen gebildet, vom tapfersten General geführt und in den wichtigsten Augenblicken von der ganzen Armee unterstützt, eine sorgfältige Benutzung der Gegend, starke Hinterhalte, so oft die Kühnheit der feindlichen Avantgarde und die Gegend Gelegenheit dazu geben, kurz die Einleitung und der Plan zu förmlichen kleinen Schlachten: das sind die Mittel zur Befolgung jenes Grundsatzes.

Die Schwierigkeiten des Rückzugs sind natürlich gröſser oder kleiner, je nachdem die Schlacht unter mehr oder weniger günstigen Verhältnissen gefochten, und je nachdem sie mehr oder weniger ausgehalten worden ist. Wie man aus allem ordnungsmäſsigen Rückzuge kommen kann, wenn man sich gegen einen überlegenen Gegner bis auf den letzten Mann wehrt, zeigen die Schachten von Jena und Belle-Alliance.

Es ist wohl hin und wieder gerathen worden (Lloyd, Bülow), sich zum Rückzug zu theilen, also in getrennten Haufen, oder gar excentrisch zurückzugehen. Diejenige Theilung, welche der bloſsen Bequemlichkeit wegen geschieht, und wo ein gemeinschaftliches Schlagen möglich und die Absicht bleibt, kommt hier nicht in Betracht; jede andere ist höchst gefährlich, gegen die Natur der Sache und also ein groſser Fehler. Jede verlorne Schlacht ist ein schwächendes und auflösendes Prinzip, und das nächste Bedürfniſs ist, sich zu sammeln und in der Sammlung wieder Ordnung, Muth und Vertrauen zu finden. Die Idee, in dem Augenblick, wo der Feind seinen Sieg verfolgt, ihn mit getrennten Haufen auf beiden Seiten zu beunruhigen, ist eine wahre Anomalie; einem furchtsamen Pedanten von Feind könnte man dadurch imponiren, und da mag es gelten; wo man aber dieser Schwäche seines Gegners nicht gewiſs ist, soll man es bleiben lassen. Erfordert das strategische Verhältniſs nach der Schlacht, sich rechts und links durch abgesonderte Haufen zu decken, so muſs so viel geschehen, wie nach den Umständen unerläſslich ist; aber diese Trennung muſs immer als ein Uebel betrachtet werden, und selten wird man im Stande sein, sie schon am Tage nach der Schlacht selbst eintreten zu lassen.

Wenn Friedrich der Groſse nach der Schlacht von Collin und der Aufhebung der Belagerung von Prag in drei Kolonnen zurückging, so geschah es nicht aus Wahl, sondern weil die Stellung seiner Streitkräfte und die Deckung Sachsens es nicht anders zulieſs. Bonaparte lieſs nach der Schlacht von Brienne Marmont auf die Aube zurückgehen, während er selbst über die Seine sich gegen Troyes wandte; daſs ihm aber dies nicht schlecht bekam, lag blos darin, daſs die Verbündeten, anstatt zu verfolgen, sich gleichfalls trennten, sich mit einem Theil (Blücher) gegen die Marne wandten, und mit dem andern (Schwarzenberg), aus Furcht, zu schwach zu sein, ganz langsam vorrückten.

Vierzehntes Kapitel.

Das nächtliche Gefecht.

Wie es geführt wird, und welches die Eigenthümlichkeiten seines Verlaufs sind, ist ein Gegenstand der Taktik; wir betrachten es hier nur, in so weit das Ganze als ein eigenthümliches Mittel erscheint.

Im Grunde ist jeder nächtliche Angriff nur ein gesteigerter Ueberfall. Auf den ersten Anblick erscheint nun ein solcher als ganz vorzüglich wirksam, denn man denkt sich den Vertheidiger überfallen und den Angreifenden natürlich vorbereitet zu dem, was geschehen soll. Welche Ungleichheit! Die Phantasie malt sich auf der einen Seite das Bild der vollkommensten Verwirrung und auf der andern Seite den Angreifenden nur beschäftigt, deren Früchte zu ernten. Daher die häufigen Ideen zu nächtlichen Ueberfällen bei Denen, die nichts zu führen und nichts zu verantworten haben, während sie in der Wirklichkeit so selten vorkommen.

Jene Vorstellungen finden alle unter der Voraussetzung statt, dafs der Angreifende die Mafsregeln des Vertheidigers kennt, weil sie vorher genommen und ausgesprochen sind und seinen Rekognoszirungen und Nachforschungen nicht haben entgehen können, dafs dagegen die Mafsregeln des Angreifenden, welche Dieser erst im Augenblick der Ausführung trifft, dem Gegner unbekannt bleiben müfsten. Aber schon das Letztere ist nicht immer ganz der Fall, und noch weniger ist es das Erstere. Wenn wir dem Gegner nicht so nahe stehen, dafs wir ihn gerade unter den Augen haben, wie die Oesterreicher Friedrich den Grofsen vor der Schlacht von Hochkirch, so wird, was wir von seiner Aufstellung wissen, immer sehr unvollkommen sein, von Rekognoszirungen, Patrouillen, Aussagen von Gefangenen und Spionen herrühren und schon deswegen niemals recht feststehen, weil diese Nachrichten immer mehr oder weniger veraltet sind, und die Stellung des Gegners sich seitdem geändert haben kann. Uebrigens war es bei der ehemaligen Taktik und Lagerungsart noch viel leichter, die Stellung des Gegners zu erforschen, als jetzt. Eine Zeltlinie läfst sich viel leichter unterscheiden, als ein Hüttenlager oder gar ein Bivouak, und eine Lagerung in entwickelten, regelmäfsigen Frontlinien auch leichter, als in kolonnenartig aufgestellten Divisionen, wie sie jetzt oft vorkommt. Man kann die Gegend, in welcher eine Division auf solche Weise lagert, vollkommen unter Augen haben und doch zu keiner ordentlichen Vorstellung davon kommen.

Aber die Stellung ist wieder nicht alles, was wir wissen müssen; die Mafsregeln, welche der Vertheidiger im Laufe des Gefechts nimmt, sind eben so wichtig und bestehen ja nicht in einem blofsen Losschiefsen. Auch diese Mafsregeln machen die nächtlichen Ueberfälle in den neuern Kriegen schwieriger, als in den frühern, weil sie in diesen ein Uebergewicht über die schon genommenen haben. In unsern Gefechten ist die Aufstellung des Vertheidigers mehr eine vorläufige, als definitive, und darum kann in unsern Kriegen

der Vertheidiger seinen Gegner mehr mit unerwarteten Streichen überraschen als er es ehemals konnte.

Es ist also das, was der Angreifende von dem Vertheidiger beim nächtlichen Ueberfalle weifs, selten oder nie hinreichend, den Mangel der unmittelbaren Anschauung zu ersetzen.

Aber der Vertheidiger hat auch seinerseits sogar noch einen kleinen Vortheil darin, dafs er sich in der Gegend, die seine Stellung bildet, mehr zu Hause befindet, als der Angreifende, wie der Bewohner eines Zimmers in demselben sich auch im Dunkeln leichter zurechtfindet, als ein Fremder. Er weifs jeden Theil seiner Streitkräfte schneller zu finden und kann leichter zu ihm gelangen, als dies beim Angreifenden der Fall ist.

Es ergiebt sich hieraus, dafs der Angreifende bei nächtlichen Gefechten seiner Augen eben so gut bedarf, als der Vertheidiger, und dafs also nur besondere Ursachen zu einem nächtlichen Angriff bestimmen können.

Diese Ursachen beziehen sich nun meistens auf untergeordnete Theile des Heeres und selten auf das Heer selbst, woraus denn folgt, dafs der nächtliche Ueberfall auch in der Regel nur bei untergeordneten Gefechten und selten bei grofsen Schlachten vorkommen kann.

Einen untergeordneten Theil des feindlichen Heeres können wir mit grofser Ueberlegenheit angreifen, folglich umfassend, um ihn entweder ganz aufzuheben oder ihm in einem nachtheiligen Gefechte grofse Verluste beizubringen, vorausgesetzt, dafs die übrigen Umstände dazu günstig sind. Eine solche Absicht kann aber niemals ohne grofse Ueberraschung gelingen, weil in ein so nachtheiliges Gefecht sich kein untergeordneter Theil des feindlichen Heeres einlassen, sondern ausweichen würde. Ein hoher Grad der Ueberraschung ist aber, mit den wenigen Ausnahmen sehr verdeckter Gegenden, nur bei Nacht zu erreichen. Wollen wir also von einer fehlerhaften Aufstellung einer untergeordneten feindlichen Streitkraft einen solchen Vortheil ziehen, so müssen wir uns der Nacht bedienen, wenigstens die vorläufigen Anordnungen zu vollbringen, wenn auch das Gefecht selbst erst gegen Morgen eröffnet werden sollte[1]). So entstehen also alle die kleinen nächtlichen Unternehmungen gegen Vorposten und andere kleine Haufen, deren Pointe immer darin besteht, durch Ueberlegenheit und Umgehung den Feind unvermuthet in ein so nachtheiliges Gefecht zu verwickeln, dafs er nicht ohne grofsen Verlust wegkommen kann.

Je gröfser das angegriffene Corps ist, um so schwieriger ist das Unternehmen, weil ein stärkeres Corps mehr innere Hülfsmittel hat, sich eine Zeit lang zu wehren, bis Hülfe kommt.

Das feindliche Heer selbst kann aus diesem Grunde in gewöhnlichen Fällen gar nicht der Gegenstand eines solchen Angriffs sein, denn obgleich es von aufsen keine Hülfe zu erwarten hat, so hat es doch in sich selbst Hülfsmittel genug gegen einen Angriff von mehreren Seiten, zumal in unserer Zeit, wo Jedermann auf diese so gewöhnliche Form des Angriffs von Hause aus eingerichtet ist. Ob uns der Feind von mehreren Seiten mit Erfolg an-

[1]) Ein Meister in diesem Geschäft war Stonewall Jackson!

fallen kann, hängt gewöhnlich von ganz andern Bedingungen ab, als davon, dafs es unvermuthet geschieht; ohne uns hier schon auf diese Bedingungen einzulassen, bleiben wir dabei stehen, dafs mit dem Umgehen grofse Erfolge, aber auch grofse Gefahren verbunden sind, dafs also, abgesehen von individuellen Umständen, nur eine grofse Ueberlegenheit, wie eben diejenige ist, welche wir gegen einen untergeordneten Theil des feindlichen Heeres anwenden können, dazu berechtigt.

Aber das Umfassen und Umgehen eines kleinen feindlichen Corps, und namentlich in der Dunkelheit der Nacht, ist auch schon deshalb thunlicher, weil, was wir daran setzen, und wie überlegen es auch sein mag, doch wahrscheinlich nur einen untergeordneten Theil unsres Heeres ausgemacht, und man diesen schon eher auf das Spiel eines grofsen Wagnisses setzen kann, als das Ganze. Aufserdem dient gewöhnlich ein gröfserer Theil, oder gar das Ganze diesem sich vorwagenden Theile zur Stütze und Aufnahme, was die Gefahr des Unternehmens wieder vermindert.

Aber nicht blos das Wagnifs, sondern auch die Schwierigkeiten der Ausführung beschränken die nächtlichen Unternehmungen auf kleinere Theile. Da das Ueberraschen der eigentliche Sinn davon ist, so ist auch das Durchschleichen die Hauptbedingung der Ausführung; dies ist aber leichter mit kleinen, als mit grofsen Haufen, und für die Kolonnen eines ganzen Heeres selten ausführbar. Aus diesem Grunde treffen solche Unternehmungen auch meistens nur einzelne Vorposten und können gegen gröfsere Corps nur angewendet werden, wenn diese ohne genügende Vorposten sind wie Friedrich der Grofse bei Hochkirch. Beim Heere selbst wird dieser Fall wieder seltener vorkommen, als bei untergeordneten Theilen.

In der neuern Zeit, wo der Krieg so viel rascher und kräftiger geführt worden ist, hat es allerdings in Folge dessen öfter vorkommen müssen, dafs die Heere einander sehr nahe gelagert und ohne ein starkes Vorpostensystem waren, weil beides sich immer in den Krisen zuträgt, die einer Entscheidung kurz voran zu gehen pflegen. Allein in solchen Zeiten ist denn auch die Schlagfertigkeit beider Theile gröfser; dagegen war es in früheren Kriegen häufiger Sitte, dafs die Armeen ihr Lager, die eine im Angesicht der andern auch dann nahmen, wenn sie eben nichts vorhatten, als einander im Zaum zu halten, und folglich auf längere Zeit. Wie oft hat Friedrich der Grofse wochenlang den Oesterreichern so nahe gestanden, dafs beide hätten Kanonenschüsse mit einander wechseln können.

Diese dem nächtlichen Ueberfall allerdings mehr zusagende Methode ist aber in den neueren Kriegen verlassen worden, und die Heere, welche jetzt in ihrer Verpflegung so wie in ihren Lagerungsbedürfnissen nicht mehr so in sich vollendete selbständige Körper sind, finden es nöthig, gewöhnlich einen Tagemarsch zwischen sich und dem Feinde zu lassen. Fassen wir nun den nächtlichen Ueberfall eines Heeres noch besonders ins Auge, so ergiebt sich, dafs dazu nur selten genügende Motive vorhanden sein können, die sich auf folgende Fälle zurückführen lassen werden:

1. eine ganz besondere Unvorsichtigkeit oder Keckheit des Feindes, die

selten vorkommt und da, wo sie vorkommt, gewöhnlich durch ein grofses moralisches Uebergewicht gut gemacht wird;

2. ein panischer Schrecken im feindlichen Heer oder überhaupt eine solche Ueberlegenheit der moralischen Kräfte in dem unsrigen, dafs diese allein hinreichend ist, die Stelle der Leitung zu vertreten;
3. beim Durchschlagen durch ein überlegenes feindliches Heer, welches uns umschlossen hält, weil hierbei alles auf Ueberraschung ankommt, und die Absicht des blofsen Davonkommens eine viel gröfsere Vereinigung der Kräfte gestattet;
4. endlich in verzweifelten Fällen, wo unsere Kräfte ein solches Mifsverhältnifs zu den feindlichen haben, dafs wir nur in einem aufserordentlichen Wagen die Möglichkeit eines Erfolges sehen.

In allen diesen Fällen aber bleibt doch stets die Bedingung, dafs das feindliche Heer sich unter unsren Augen befinde und durch keine Avantgarde gedeckt sei.

Uebrigens werden die meisten nächtlichen Gefechte so eingeleitet, dafs sie mit Tagesanbruch endigen, so dafs nur die Annäherung und der erste Anfall unter dem Schutze der Dunkelheit geschieht, weil der Angreifende auf diese Weise die Folgen der Verwirrung, in welche er den Gegner stürzt, besser benutzen kann; dagegen sind Gefechte, welche erst mit Tagesanbruch anfangen, und wo die Nacht also blos zur Annäherung benutzt wird, nicht mehr zu den nächtlichen zu zählen.

FÜNFTES BUCH.
Die Streitkräfte.

Erstes Kapitel.
Uebersicht.

Wir werden die Streitkräfte betrachten

1. nach ihrer Stärke und Zusammensetzung,
2. in ihrem Zustand aufser dem Gefecht,
3. in Rücksicht ihres Unterhaltes, und endlich
4. in ihren allgemeinen Beziehungen zu Gegend und Boden.

Wir werden uns also in diesem Buche mit denjenigen Beziehungen der Streitkräfte beschäftigen, die nur als nothwendige Bedingungen des Kampfes, nicht als der Kampf selbst zu betrachten sind. Sie stehen mit diesem Kampf in mehr oder weniger enger Verbindung und Wechselwirkung und werden also bei der Anwendung des Kampfes noch oft zur Sprache kommen, aber wir müssen sie einmal vorher jede für sich als ein Ganzes in ihrem Wesen und ihrer Eigenthümlichkeit betrachten [1]).

Zweites Kapitel.
Kriegstheater, Armee, Feldzug.

Eine genaue Bestimmung dieser drei verschiedenen Faktoren für Raum, Masse und Zeit im Kriege läfst die Natur der Sache nicht zu; um aber nicht zuweilen ganz mifsverstanden zu werden, müssen wir uns den Sprachgebrauch, an den wir uns in den meisten Fällen gern halten, etwas deutlicher zu machen suchen.

[1]) Das Buch betrachtet in diesem Sinne d. h. in Bezug auf ihre strategische Verwendbarkeit zum Gefecht, zunächst in den Kapiteln 1—6 die allgemeine Gliederung des Heeres, geht dann weiter auf die halb taktisch, halb

1. Kriegstheater.

Eigentlich denkt man sich darunter einen solchen Theil des ganzen Kriegsraumes, der gedeckte Seiten und dadurch eine gewisse Selbständigkeit hat. Diese Deckung kann in Festungen, in grofsen Hindernissen der Gegend, auch in einer beträchtlichen Entfernung von dem übrigen Kriegsraume liegen. — Ein solcher Theil ist kein blofses Stück des Ganzen, sondern selbst ein kleines Ganze, und ist dadurch mehr oder weniger in dem Fall, dafs die Veränderungen, welche sich auf dem übrigen Kriegsraume zutragen, keinen unmittelbaren, sondern nur einen mittelbaren Einflufs auf ihn haben. Wollte man hier ein genaues Merkmal, so könnte es nur die Möglichkeit sein, sich auf dem einen ein Vorgehen zu denken, während auf dem andern zurückgegangen würde, oder auf dem einen eine Defension, während auf dem andern offensiv verfahren würde. Diese Schärfe des Begriffs können wir nicht überall anwenden, sie soll hier blos den eigentlichen Schwerpunkt andeuten.

2. Armee.

Nehmen wir den Begriff des Kriegstheaters zu Hülfe, so ist es sehr leicht zu sagen, was eine Armee ist: diejenige Streitmasse nämlich, die sich auf einem und demselben Kriegstheater befindet. Allein dies umfafst den Sprachgebrauch offenbar nicht ganz. Blücher und Wellington führten 1815 zwei Armeen an, obgleich sie auf einem Kriegstheater waren. Der Oberbefehl ist also ein anderes Merkmal für den Begriff der Armee. Indessen ist dieses Merkmal dem obigen sehr nahe verwandt, denn wo die Sachen gut eingerichtet sind, sollte auf einem und demselben Kriegstheater nur ein Oberbefehl bestehen, und der Befehlshaber eines eigenen Kriegstheaters niemals eines angemessenen Grades von Selbständigkeit entbehren.

Die blofse absolute Stärke des Heeres entscheidet bei der Benennung weniger, als es im ersten Augenblick scheint. Denn wo mehrere Armeen auf einem und demselben Kriegstheater und unter gemeinschaftlichem Oberbefehl handeln, tragen sie diesen Namen nicht der Stärke wegen, sondern sie bringen ihn aus ihren früheren Verhältnissen mit (1813 die schlesische, die Nord-Armee u. s. w.), und man wird eine grofse Masse, die bestimmt ist, auf einem Kriegstheater zu bleiben, zwar in Corps, aber niemals in verschiedene Armeen theilen, wenigstens wäre das gegen den Sprachgebrauch, der also fest an der Sache gehalten zu haben scheint. Auf der anderen Seite wäre es zwar pedantisch, für jeden Parteigänger, der in einer entfernten Provinz unabhängig haust, den Namen einer Armee in Anspruch zu nehmen, doch kann man nicht unbemerkt lassen, dafs es Niemandem auffällt, wenn von der

---

strategischen Funktionen der Sicherung (Kapitel 7—8) und des Marschierens und Lagerns (Kapitel 9—13) über, dieselben in ihrer Doppelnatur beleuchtend; der Unterhalt der Streitkräfte führt (in den Kapitel 14—16) zu gewissen strategischen Kunstausdrücken hinüber, welche das Verhältnifs der Basis und Verbindungslinien zur Schlagfertigkeit der Streitkraft berühren, und bespricht endlich in den Kapiteln 17 und 18 die Beziehungen der Streitkraft zum Terrain, dadurch schon nahe an das rein-taktische Gebiet heranstreifend.

Armee der Vendéer im Revolutionskriege die Rede ist, wiewohl dieselbe oft nicht viel stärker war.

Die Begriffe Armee und Kriegstheater werden also in der Regel mit einander gehen und sich wechselseitig tragen.

3. Feldzug.

Obgleich man oft Feldzug nennt, was in einem Jahr an kriegerischen Begebenheiten auf allen Kriegstheatern vorgekommen ist, so ist es doch gewöhnlicher und bestimmter gesprochen, die Begebenheiten eines Kriegstheaters darunter zu verstehen. Schlimmer aber ist es, mit dem Begriff von einem Jahre fertig zu werden, da sich die Kriege nicht mehr durch bestimmte und lange Winterquartiere von selbst in einjährige Feldzüge abtheilen. Da indefs die Begebenheiten eines Kriegstheaters von selbst in gewisse gröfsere Abschnitte zerfallen, wenn nämlich die unmittelbaren Wirkungen einer mehr oder weniger grofsen Katastrophe aufhören und neue Verwickelungen geschürzt werden, so müssen diese natürlichen Einschnitte mit in Betracht gezogen werden, um einem Jahre (Feldzuge) seinen vollständigen Antheil von Begebenheiten zuzumessen. Niemand wird den Feldzug von 1812 an der Memel endigen lassen, wo die Armeen sich am 1. Januar befanden, und den weiteren Rückzug der Franzosen bis über die Elbe zum Feldzug von 1813 rechnen, da er offenbar nur ein Stück des ganzen Rückzugs von Moskau ist.

Dafs die Feststellung dieser Begriffe keine gröfsere Schärfe hat, ist von gar keinem Nachtheil, weil sie nicht wie philosophische Definitionen zu irgend einer Quelle von Bestimmungen gebraucht werden können. Sie sollen blos dazu dienen, der Sprache etwas mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben.

Drittes Kapitel.

Machtverhältniss.

Wir haben im achten Kapitel des dritten Buches gesagt, welchen Werth die Ueberlegenheit der Zahl im Gefechte, und folglich die allgemeine Ueberlegenheit in der Strategie hat, woraus somit die Wichtigkeit des Machtverhältnisses hervorgeht, über welches wir hier noch ein paar nähere Betrachtungen anstellen müssen.

Wenn wir die neueste Kriegsgeschichte ohne Vorurtheil betrachten, so müssen wir uns gestehen, dafs die Ueberlegenheit in der Zahl mit jedem Tage entscheidender wird; wir müssen also den Grundsatz, möglichst stark im entscheidenden Gefecht zu sein, allerdings jetzt etwas höher stellen, als er vielleicht ehemals gestellt worden ist.

Muth und Geist des Heeres haben zu allen Zeiten die physischen Kräfte gesteigert und werden es auch ferner thun; aber wir finden in der Geschichte Zeiten, wo eine grofse Ueberlegenheit in der Einrichtung und Ausrüstung der Heere, andere, wo eine solche Ueberlegenheit in der Beweglichkeit ein bedeutendes moralisches Uebergewicht gab; dann waren es neu aufgebrachte

taktische Systeme, dann verwickelte sich die Kriegskunst in das Streben nach einer kunstvollen, nach grofsen, umfassenden Grundsätzen eingerichteten Benutzung der Gegend, und in diesem Gebiete konnte der eine Feldherr dem andern hin und wieder grofse Vortheile abgewinnen; aber dieses Streben selbst ist untergegangen, hat einer natürlichern und einfachern Verfahrungsweise Platz machen müssen. — Sehen wir nun die Erfahrungen der letzten Kriege ohne vorgefafste Meinung an, so müssen wir uns sagen, dafs sich in denselben von jenen Erscheinungen wenig mehr gezeigt hat, sowohl im ganzen Feldzug überhaupt, als in den entscheidenden Gefechten, namentlich der Hauptschlacht, wobei wir an das zweite Kapitel des vorhergehenden Buches erinnern.

Die Heere sind in unsren Tagen einander an Bewaffnung, Ausrüstung und Uebung so ähnlich, dafs zwischen den besten und den schlechtesten kein sehr merklicher Unterschied in diesen Dingen besteht. Die Bildung in den wissenschaftlichen Corps mag noch einen merklichen Unterschied machen, aber sie führt meistens nur dahin, dafs die einen die Erfinder und Anführer in den bessern Einrichtungen sind, und die andern die schnell folgenden Nachahmer. Selbst die Unterfeldherren, die Führer der Corps und Divisionen haben überall, was ihr Handwerk betrifft, ziemlich dieselben Ansichten und Methoden, so dafs aufser dem Talent des obersten Feldherrn, welches schwerlich in einem konstanten Verhältnifs zu der Bildung des Volkes und Heeres zu denken, sondern ganz dem Zufall überlassen ist, nur noch die Kriegsgewohnheit ein merkliches Uebergewicht geben kann. Je mehr das Gleichgewicht in allen jenen Dingen besteht, um so entscheidender wird das Machtverhältnifs.

Der Charakter, welchen die heutigen Schlachten haben, ist die Folge jenes Gleichgewichtes. Man lese nur unbefangen die Schlacht von Borodino, wo das erste Heer der Welt, das französische, sich mit dem russischen gemessen hat, welches doch in vielen seiner Einrichtungen und in der Bildung seiner einzelnen Glieder am weitesten zurück sein mochte. In der ganzen Schlacht kommt nicht ein einziger Zug überwiegender Kunst oder Intelligenz vor, es ist ein ruhiges Abmessen der Kräfte an einander, und da diese fast gleich waren, so konnte am Ende nichts erfolgen, als ein sanftes Umschlagen der Wage nach derjenigen Seite hin, auf der die gröfsere Energie der Führung und die gröfsere Kriegsgewohnheit des Heeres war. Wir wählen diese Schlacht als Beispiel, weil in ihr ein Gleichgewicht der Zahl bestand, wie es sich in wenigen andern findet.

Wir behaupten nicht, dafs alle Schlachten so sind, aber es ist der Grundton der meisten.

Bei einer Schlacht, in der sich die Kräfte so langsam und methodisch an einander abmessen, mufs der Ueberschufs einen viel sichern Erfolg geben. In der That werden wir uns in der neuesten Kriegsgeschichte vergeblich nach Schlachten umsehen, in denen man über den doppelt so starken Feind gesiegt hätte, wie früher doch häufiger vorgekommen ist. Bonaparte, der gröfste Feldherr der neueren Zeit, hatte in seinen siegreichen Hauptschlachten, mit Ausnahme einer einzigen, derjenigen von Dresden 1813, stets eine

überlegene, oder wenigstens nicht merklich schwächere Armee zu vereinigen gewufst, und wo ihm dies nicht möglich war, wie bei Leipzig, Brienne, Laon und Belle-Alliance, erlag er.

Die absolute Stärke ist in der Strategie meistens ein Gegebenes, an welchem der Feldherr nichts mehr ändern kann. Hieraus kann aber nicht gefolgert werden, dafs der Krieg mit einem merklich schwächeren Heer unmöglich sei. Der Krieg ist nicht immer ein freier Entschlufs der Politik, und am wenigsten ist er es da, wo die Kräfte sehr ungleich sind; folglich läfst sich jedes Machtverhältnifs im Kriege denken, und es wäre eine sonderbare Kriegstheorie, die sich da ganz lossagen wollte, wo sie am meisten gebraucht wird.

Wie wünschenswerth die Theorie auch eine angemessene Streitkraft finden mufs, so kann sie doch auch von der mindest angemessenen nicht sagen, dafs sie keine Anwendung mehr zuliefse. Es sind hier keine Grenzen zu bestimmen.

Je schwächer die Kraft, um so kleiner müssen die Zwecke sein; ferner, je schwächer die Kraft, um so kürzer die Dauer. Nach diesen beiden Seiten hin hat also die Schwäche Raum auszuweichen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Welche Veränderungen nun das Mafs der Kraft in der Kriegführung hervorbringt, werden wir nur nach und nach sagen können, wo diese Dinge vorkommen; hier ist es genug, den allgemeinen Gesichtspunkt angegeben zu haben; um denselben aber zu vervollständigen, wollen wir nur noch das Eine hinzufügen.

Je mehr dem in einen ungleichen Kampf Hineingezogenen der Umfang der Kräfte fehlt, um so gröfser mufs, von der Gefahr gedrängt, die innere Spannung, die Energie derselben werden. Wo das Entgegengesetzte stattfindet, wo statt einer heldenmüthigen Verzweiflung eine muthlose eintritt, da hört freilich alle Kriegskunst auf.

Verbindet sich mit jener Energie der Kräfte eine weise Mäfsigung in den vorgesetzten Zwecken, so entsteht jenes Spiel von glänzenden Schlägen und vorsichtiger Zurückhaltung, welches wir in Friedrichs des Grofsen Kriegen bewundern müssen.

Je weniger aber diese Mäfsigung und Behutsamkeit vermögen, um so vorherrschender mufs die Spannung und Energie der Kräfte werden. Wo das Mifsverhältnifs der Macht so grofs ist, dafs keine Beschränkung des eigenen Ziels vor dem Untergang sichert, oder die wahrscheinliche Dauer der Gefahr so grofs, dafs die sparsamste Verwendung der Kräfte nicht mehr ans Ziel führen kann, da wird oder soll sich die Spannung der Kräfte in einen einzigen verzweifelten Schlag zusammenziehen; der Bedrängte wird, kaum Hülfe mehr erwartend von Dingen, die ihm keine versprechen, sein ganzes und letztes Vertrauen in die moralische Ueberlegenheit setzen, welche die Verzweiflung jedem Muthigen giebt, er wird die höchste Kühnheit als die höchste Weisheit betrachten, allenfalls noch kecker List die Hand reichen und, wenn kein Erfolg ihm werden soll, in einem ehrenvollen Untergange das Recht zu künftiger Auferstehung finden.

Viertes Kapitel.

Waffenverhältniss.

Wir werden nur von den drei Hauptwaffen reden: dem Fufsvolk, der Reiterei und der Artillerie.

Man verzeihe folgende Analyse, die mehr in die Taktik gehört, uns aber zum bestimmteren Denken nöthig ist.

Das Gefecht besteht aus zwei wesentlich zu unterscheidenden Bestandtheilen: dem Vernichtungsprinzip des Feuers und dem Handgemenge oder dem persönlichen Gefecht. Das letztere ist wieder entweder Angriff oder Vertheidigung (Angriff und Vertheidigung sind hier, wo von Elementen die Rede ist, ganz absolut zu verstehen). Die Artillerie wirkt offenbar nur durch das Vernichtungsprinzip des Feuers, die Reiterei nur durch das persönliche Gefecht, das Fufsvolk durch beides.

Bei dem persönlichen Gefecht besteht das Wesen der Vertheidigung darin: fest zu stehen, wie eingewurzelt im Boden; das Wesen des Angriffs ist die Bewegung. Die Reiterei entbehrt der ersteren Eigenschaft ganz, besitzt dagegen die letztere vorzugsweise. Sie ist also nur zum Angriff geeignet. Die Infanterie hat die Eigenschaft des festen Standes vorzugsweise, entbehrt aber der Bewegung nicht ganz.

Aus dieser Vertheilung der kriegerischen Elementarkräfte unter die verschiedenen Waffen ergiebt sich die Ueberlegenheit und Allgemeinheit des Fufsvolks im Vergleich mit den beiden andern Waffen, da sie die einzige ist, die alle drei Elementarkräfte in sich vereinigt. Ferner wird hieraus klar, wie die Verbindung der drei Waffen im Kriege zu einem vollkommneren Gebrauche der Kräfte führt, weil man durch dieselbe in den Stand gesetzt ist, das eine oder das andere Prinzip, welches in dem Fufsvolk auf eine unveränderliche Weise verbunden ist, nach Belieben zu verstärken.

Das Vernichtungsprinzip des Feuers ist in unsren jetzigen Kriegen offenbar das überwiegend wirksame, demungeachtet ist eben so offenbar der persönliche Kampf, Mann gegen Mann, als die eigentliche Basis des Gefechtes anzusehen. Darum wäre also ein Heer von blofser Artillerie im Kriege ein Unding; ein Heer von blofser Reiterei aber wäre denkbar, nur würde es von sehr geringer intensiver Stärke sein. Nicht blos denkbar, sondern auch schon viel stärker wäre ein Heer von blofsem Fufsvolk. Die drei Waffen haben also in Beziehung auf Selbständigkeit diese Ordnung: Fufsvolk, Reiterei, Artillerie.

Nicht eben so aber verhält es sich in Beziehung auf die Wichtigkeit, die jede Waffe hat, wenn sie in Verbindung mit den andern ist. Da das Vernichtungsprinzip viel wirksamer ist, als das Bewegungsprinzip, so würde die gänzliche Abwesenheit der Reiterei ein Heer weniger schwächen, als die gänzliche Abwesenheit der Artillerie.

Ein Heer von blofsem Fufsvolk und Artillerie würde sich zwar gegenüber einem andern, von allen drei Waffen gebildeten in einer unangenehmen

Lage befinden, aber wenn es, was ihm an Reiterei abgeht, durch eine verhältnifsmäfsige Menge von Fufsvolk ersetzte, so würde es bei einem etwas anders eingerichteten Verfahren doch mit seinem taktischen Haushalt fertig werden können. Es würde sich wegen der Vorposten in ziemlicher Verlegenheit befinden, niemals den geschlagenen Feind mit grofser Lebhaftigkeit verfolgen können und einen Rückzug mit mehr Mühseligkeiten und Anstrengungen machen; aber diese Schwierigkeiten würden doch wohl an und für sich nicht hinreichen, es ganz aus dem Felde zu vertreiben. — Dagegen würde ein solches Heer einem andern, blos von Fufsvolk und Reiterei gebildeten gegenüber eine sehr gute Rolle spielen, und wie dieses letztere gegen alle drei Waffen das Feld halten könnte, läfst sich kaum denken.

Dafs diese Betrachtungen über die Wichtigkeit der einzelnen Waffen nur von der Allgemeinheit aller kriegerischen Fälle abstrahirt sind, wo ein Fall den andern überträgt, versteht sich von selbst, und es kann also nicht die Absicht sein, die gefundene Wahrheit auf jede individuelle Lage eines einzelnen Gefechtes anzuwenden. Ein Bataillon auf einem Vorposten oder auf dem Rückzuge wird vielleicht lieber eine Schwadron, als ein paar Kanonen bei sich haben. Eine Masse Reiterei und reitende Artillerie, die den fliehenden Feind schnell verfolgen oder umgehen soll, kann gar kein Fufsvolk brauchen u. s. w.

Fassen wir das Resultat dieser Betrachtungen noch einmal zusammen, so heifst es:

1. Das Fufsvolk ist die selbständigste unter den Waffen.
2. Die Artillerie ist ganz unselbständig.
3. Das Fufsvolk ist die wichtigste bei der Verbindung mehrerer Waffen.
4. Die Reiterei ist am entbehrlichsten.
5. Die Verbindung der drei Waffen giebt die gröfste Stärke.

Giebt die Verbindung aller drei Waffen die gröfste Stärke, so ist es natürlich, nach dem absolut besten Verhältnifs zu fragen; es ist aber fast unmöglich, diese Frage zu beantworten.

Wenn man den Aufwand der Kräfte, welchen die Anschaffung und Unterhaltung der verschiedenen Waffen nöthig machen, untereinander vergleichen könnte und dann wieder das, was jede im Kriege leistet, so müfste man auf ein bestimmtes Resultat kommen, welches ganz abstrakt das beste Verhältnifs ausdrückte. Allein dieses ist kaum mehr als ein Spiel der Vorstellungen. Schon das vordere Glied dieses Verhältnisses ist schwer zu bestimmen, der eine Faktor zwar nicht, nämlich die Kosten, aber ein anderer ist der Werth des Menschenlebens, über welchen Niemand gern etwas in Zahlen wird aufstellen wollen.

Auch der Umstand, dafs jede der drei Waffen sich vorzugsweise auf eine andere Staatskraft gründet — das Fufsvolk auf die Menge der Menschen, die Reiterei auf die Menge der Pferde, die Artillerie auf die vorhandenen Geldmittel — bringt einen fremden Bestimmungsgrund hinein, den wir auch in den grofsen historischen Umrissen verschiedener Völker und Zeiten deutlich vorherrschen sehen.

Wir müssen uns also, da wir aus andern Gründen eines Mafsstabes doch

nicht ganz entbehren können, statt jenes ganzen ersten Gliedes des Verhältnisses nur des einen Faktors bedienen, den wir ermitteln können, nämlich der Geldkosten. Hierüber haben wir nun mit einer für uns zureichenden Genauigkeit im Allgemeinen anzugeben, dafs nach den gewöhnlichen Erfahrungen eine Schwadron von 150 Pferden, ein Bataillon von 800 Mann und eine Batterie von 8 sechspfündigen Geschützen ungefähr gleich viel kosten, sowohl was Ausrüstungs-, als Unterhaltungskosten betrifft.

Was das andere Glied des Verhältnisses betrifft, nämlich, wie viel jede Waffe im Vergleich mit der andern leistet, so ist für dasselbe eine bestimmte Gröfse noch viel weniger zu ermitteln. Möglich würde eine solche Ermittelung allenfalls noch sein, wenn es auf das blofse Vernichtungsprinzip ankäme; allein jede Waffe hat ihre eigenthümliche Bestimmung, also ihren eigenen Wirkungskreis, dieser ist aber wieder nicht so bestimmt, dafs er nicht gröfser oder kleiner sein könnte, wodurch blos Modifikationen in der Kriegführung, aber noch keine entschiedenen Nachtheile herbeigeführt werden.

Man spricht wohl oft von dem, was die Erfahrung darüber lehrt, und glaubt in der Kriegsgeschichte hinreichende Gründe zu einer Feststellung zu finden, aber Jeder mufs sich sagen, dafs das blofse Redensarten sind, die, weil sie auf nichts Primitives und Nothwendiges zurückgeführt werden, in einer untersuchenden Betrachtung keine Rücksicht verdienen.

Wenn sich nun auch zwar für das beste Verhältnifs der Waffen eine bestimmte Gröfse denken läfst, diese aber ein nicht zu ermittelndes x, ein blofses Spiel der Vorstellungen ist, so wird man doch sagen können, welche Wirkungen es haben wird, wenn eine der Waffen in grofser Ueberlegenheit oder in sehr geringer Zahl im Vergleich mit derselben Waffe im feindlichen Heere vorhanden ist.

Die Artillerie verstärkt das Vernichtungsprinzip des Feuers, sie ist die furchtbarste der Waffen, und ihr Mangel schwächt also die intensive Kraft des Heeres ganz vorzüglich. Von der anderen Seite ist sie die unbeweglichste der Waffen, sie macht folglich das Heer schwerfälliger; ferner bedarf sie immer einer Truppe zu ihrer Deckung, weil sie keines persönlichen Gefechtes fähig ist; ist sie zu zahlreich, so dafs die Deckungstruppen, welche ihr gegeben werden können, nicht überall den feindlichen Angriffsmassen gewachsen sind, so wird sie häufig verloren gehen, und dabei zeigt sich ein neuer Nachtheil, dafs sie nämlich von den drei Waffen diejenige ist, die der Feind in ihren Haupttheilen, nämlich Geschütze und Fahrzeug, sehr bald gegen uns gebrauchen kann.

Die Reiterei vermehrt das Prinzip der Bewegung in einem Heer. Ist sie in einem zu geringen Mafse vorhanden, so schwächt dies den raschen Brand des kriegerischen Elementes dadurch, dafs alles langsamer (zu Fufs) gemacht wird, dafs alles vorsichtiger eingerichtet werden mufs; die reiche Saat des Sieges wird nicht mehr mit der Sense, sondern mit der Sichel geschnitten.

Ein Uebermafs der Reiterei kann freilich niemals als eine unmittelbare Schwächung der Streitkraft, als ein inneres Mifsverhältnifs angesehen werden,

aber freilich mittelbar wegen des schwierigen Unterhaltes, und wenn man bedenkt, dafs man statt 10,000 Mann Reiterei, die man zu viel hat, 50,000 Mann Fufsvolk haben könnte.

Diese Eigenthümlichkeiten, welche aus dem Vorherrschen einer Waffe entspringen, sind der Kriegskunst im engern Sinn um so wichtiger, da sie den Gebrauch der vorhandenen Streitkräfte lehrt, und mit diesen Streitkräften dem Feldherrn auch gewöhnlich das Mafs der einzelnen Waffen zugemessen wird, ohne dafs er viel dabei zu bestimmen hätte.

Wollen wir uns also den Charakter einer Kriegsart durch das Vorherrschen einer Waffe modifizirt denken, so geschieht es auf folgende Weise.

Ein Uebermafs von Artillerie mufs zu einem mehr defensiven und passiven Charakter der Unternehmungen führen; man wird sein Heil mehr in starken Stellungen, grofsen Abschnitten des Bodens, selbst in Gebirgsstellungen suchen, damit die Hindernisse des Bodens die Vertheidigung und den Schutz der zahlreichen Artillerie übernehmen, und die feindlichen Kräfte selbst kommen, sich ihre Vernichtung zu holen. Der ganze Krieg wird in einem ernsten, förmlichen Menuetschritt geführt werden.

Ein Mangel an Artillerie wird umgekehrt uns vermögen, das Angriffs-, das aktive, das Bewegungs-Prinzip vorwalten zu lassen. Märsche, Mühen, Anstrengungen werden für uns zu eigenthümlichen Waffen; so wird der Krieg mannichfaltiger, lebendiger, krauser: die grofsen Begebenheiten werden in Scheidemünze umgesetzt.

Bei einer sehr zahlreichen Reiterei werden wir die weiten Ebenen suchen und die grofsen Bewegungen lieben. In gröfserer Entfernung vom Feinde werden wir gröfsere Ruhe und Bequemlichkeit geniefsen, ohne sie ihm zu gönnen. Wir werden kühnere Umgehungen und überhaupt dreistere Bewegungen wagen, weil wir über den Raum gebieten. Insofern Diversionen und Invasionen zu den wahren Hülfsmitteln des Krieges gehören, werden wir uns ihrer mit Leichtigkeit bedienen können.

Ein entschiedener Mangel an Reiterei vermindert die Bewegungskraft des Heeres, ohne sein Vernichtungsprinzip zu verstärken, wie das Uebermafs der Artillerie thut. Vorsicht und Methode sind dann der Hauptcharakter des Krieges. Dem Feinde immer nahe bleiben, um ihn immer unter den Augen zu haben, — keine schnellen, noch weniger übereilte Bewegungen, überall ein langsames Hinschieben gut gesammelter Massen, — Vorliebe zur Vertheidigung und zu durchschnittenen Gegenden und, wo der Angriff stattfinden mufs, die kürzeste Richtung auf den Schwerpunkt der feindlichen Armee, — dies sind die natürlichen Tendenzen in diesem Falle.

Diese verschiedenen Richtungen, welche die Kriegsart je nach dem Vorherrschen einer Waffe annimmt, werden selten so umfassend und durchgreifend sein, dafs sie allein oder vorzüglich die Richtung des ganzen Unternehmens bestimmen. Ob man den strategischen Angriff oder die Vertheidigung, dieses oder jenes Kriegstheater, eine Hauptschlacht oder eins der andern Zerstörungsmittel wählen soll, wird wohl durch andere, wesentlichere Umstände bestimmt werden; wenigstens ist sehr zu befürchten, dafs, wenn dies nicht der Fall sein sollte, man eine Nebensache für die Hauptsache genommen hätte. Aber

auch wenn dem so ist; wenn die Hauptfragen bereits aus andern Gründen entschieden worden sind, bleibt immer noch ein gewisser Spielraum für den Einfluſs der vorherrschenden Waffenart, denn man kann im Angriff vorsichtig und methodisch, in der Vertheidigung kühn und unternehmend sein u. s. w. durch alle verschiedenen Stationen und Nüancen des kriegerischen Lebens.

Umgekehrt kann die Natur des Krieges auf das Verhältniſs der Waffen einen merklichen Einfluſs haben.

Erstens, ein auf Landwehr und Landsturm gestützter Volkskrieg muſs natürlich eine groſse Menge Fuſsvolk aufstellen; denn in einem solchen fehlt es mehr an Ausrüstungsmitteln, als an Menschen, und da die Ausrüstung ohnehin dabei noch auf das Allernothwendigste beschrankt wird, so kann man leicht denken, daſs für eine Batterie von acht Geschützen nicht ein Bataillon, sondern zwei oder drei gestellt werden könnten.

Zweitens, kann ein Schwacher gegen einen Mächtigen nicht zur Volksbewaffnung oder einem derselben nahe kommenden Landwehrstande seine Zuflucht nehmen, so ist allerdings die Vermehrung der Artillerie das kürzeste Mittel, seine schwache Streitkraft dem Gleichgewicht zu nähern; denn er gewinnt die Menschen und erhöht das wesentlichste Prinzip seiner Streitkraft, nämlich das Vernichtungsprinzip. Ohnehin wird er meistens auf ein kleines Kriegstheater beschränkt sein, und diese Waffe sich also mehr für ihn eignen. Friedrich der Groſse ergriff dies Mittel in den spätern Jahren des siebenjährigen Krieges.

Drittens, die Reiterei ist die Waffe der Bewegung und groſsen Entscheidungen; ihr Vorherrschen über das gewöhnliche Verhältniſs ist also wichtig bei sehr ausgedehnten Räumen, groſsen Hin- und Herzügen und der Absicht groſser, entscheidender Schläge. Bonaparte giebt ein Beispiel davon.

Daſs Angriff und Vertheidigung nicht eigentlich an sich einen Einfluſs darauf haben können, wird erst deutlich werden können, wenn wir von diesen beiden Formen der kriegerischen Thätigkeit reden; vorläufig wollen wir nur bemerken, daſs Beide, der Angreifende wie der Vertheidiger, in der Regel dieselben Räume durchziehen und auch, wenigstens in vielen Fällen, dieselben entscheidenden Absichten haben können. Wir erinnern an den Feldzug von 1812.

Gewöhnlich ist man der Meinung, daſs die Reiterei im Verhältniſs zum Fuſsvolk im Mittelalter sehr viel zahlreicher gewesen sei und nach und nach bis auf unsere Tage abgenommen habe. Dies ist doch wenigstens zum Theil ein Miſsverständniſs. Das Verhältniſs der Reiterei war der Zahl nach im Durchschnitt vielleicht nicht bedeutend gröſser, wie man sich wohl überzeugen wird, wenn man die genaueren Angaben der Streitkräfte durch das Mittelalter hindurch verfolgt. Man denke nur an die Massen von Fuſsvolk, welche die Heere der Kreuzfahrer ausmachten oder den deutschen Kaisern auf ihren Römerzügen folgten. Aber es war die Wichtigkeit der Reiterei, welche viel gröſser war. Sie war die stärkere Waffe, aus dem besten Theile des Volkes zusammengesetzt, und war dies so sehr, daſs sie, obgleich

immer sehr viel schwächer an Zahl, doch immer als die Hauptsache angesehen, das Fufsvolk wenig gerechnet, kaum genannt wurde; daher denn auch die Meinung entstanden ist, als habe es damals dessen sehr wenig gegeben. Freilich kam bei kleineren Kriegsanfällen im Innern von Deutschland, Frankreich und Italien der Fall öfter als jetzt vor, dafs das ganze kleine Heer aus blofser Reiterei bestand; da sie die Hauptwaffe war, so hatte das nichts Widersprechendes; allein diese Fälle können nicht entscheiden, wenn wir die Allgemeinheit im Auge haben, wo sie von den gröfseren Heeren reichlich übertragen werden. Nur als alle Lebensverbindlichkeit in der Kriegführung aufgehört hatte, die Kriege durch geworbene, gemiethete und besoldete Soldaten geführt wurden, mithin auf Geld und Werbung sich stützten, also in den Zeiten des dreifsigjährigen Krieges und der Kriege unter Ludwig XIV., da hörte dieser Gebrauch einer grofsen Masse von weniger nützlichem Fufsvolk auf, und man würde vielleicht ganz auf Reiterei zurückgekommen sein, wenn das Fufsvolk nicht schon durch eine merkliche Ausbildung des Feuergewehrs an Wichtigkeit zugenommen und sich dadurch einigermafsen in seiner überlegenen Zahl behauptet hätte; das Verhältnifs desselben zur Reiterei war in dieser Periode, wenn es schwach war, wie 1 : 1, und wenn es zahlreich war, wie 3 : 1.

Von jener Wichtigkeit hat die Reiterei seitdem immer mehr eingebüfst, je weiter die Ausbildung der Feuerwaffen gegangen ist. Dies ist schon an sich verständlich genug, nur mufs diese Ausbildung nicht blos auf die Waffe selbst und die Kunstfertigkeit in ihrem Gebrauch bezogen werden, sondern auch auf den Gebrauch der damit ausgerüsteten Heerestheile. In der Mollwitzer Schlacht hatten es die Preufsen auf den gröfsten Grad der Feuerfertigkeit gebracht, der auch seitdem in diesem Sinn nicht weiter hat getrieben werden können. Dagegen ist der Gebrauch des Fufsvolks in durchschnittener Gegend und des Feuergewehrs im Schützengefecht erst seitdem aufgekommen und als ein grofser Fortschritt in dem Vernichtungsakt zu betrachten.

Unsere Meinung ist also, dafs das Verhältnifs der Reiterei sich der Zahl nach wenig, der Wichtigkeit nach aber sehr verändert hat. Dies scheint ein Widerspruch zu sein, ist es aber in der That nicht. Das Fufsvolk des Mittelalters war nämlich, wenn es sich in grofser Zahl beim Heere befand, nicht durch sein inneres Verhältnifs zur Reiterei auf diese Zahl gekommen, sondern weil alles, was man nicht zu der viel kostbareren Reiterei stellen konnte, als Fufsvolk gestellt wurde; dieses Fufsvolk war also ein blofser Behelf, und die Reiterei hätte, wenn ihre Zahl blos nach ihrem inneren Werth hätte bestimmt werden sollen, nie zu stark sein können. So ist zu begreifen, wie trotz der stets verminderten Wichtigkeit die Reiterei vielleicht immer noch Bedeutung genug hat, um sich auf dem Punkt des Zahlenverhältnisses zu erhalten, welchen sie bisher so andauernd behauptet hat.

In der That ist es bemerkenswerth, dafs wenigstens seit dem österreichischen Successionskriege das Verhältnifs der Reiterei zum Fufsvolk sich gar nicht verändert und immer zwischen einem Viertheil, einem Fünftheil

und einem Sechstheil desselben geschwebt hat; dies scheint anzudeuten, dafs in demselben das natürliche Bedürfnifs gerade befriedigt sei, und sich also darin diejenigen Gröfsen kund thun, die unmittelbar nicht zu ermitteln sind. Wir zweifeln jedoch, dafs dem so sei, und finden, dafs die anderweitigen Veranlassungen zu einer zahlreichen Reiterei in den namhaftesten Fällen offenbar am Tage liegen.

Rufsland und Oesterreich sind Staaten, welche darauf hingewiesen sind, weil sie noch Bruchstücke tatarischer Einrichtung in ihrem Staatsverband haben. Bonaparte konnte für seine Zwecke nie stark genug sein; hatte er nun die Konskription benutzt, so viel immer möglich war, so blieb ihm nur noch die Verstärkung seines Heeres durch Vermehrung der Hülfswaffen, welche mehr auf das Geld als auf Menschenverbrauch gegründet sind. Aufserdem ist nicht zu verkennen, dafs bei dem ungeheuren Umfange seiner kriegerischen Züge die Reiterei einen höheren Werth haben mufste, als in gewöhnlichen Fällen.

Friedrich der Grofse rechnete bekanntlich sehr ängstlich jeden Rekruten nach, den er in seinem Lande ersparen konnte; es war seine Hauptindustrie, sein Heer so viel als möglich auf Kosten des Auslandes stark zu erhalten. Dafs er dazu alle Ursache hatte, begreift man, wenn man bedenkt, dafs ihm von der kleinen Ländermasse noch Preufsen und die westphälischen Provinzen entzogen waren. Die Reiterei ergänzte sich, abgesehen davon, dafs sie überhaupt weniger Menschen erfordert, auch viel leichter durch Werbung; dazu kam sein durchaus auf Ueberlegenheit in der Bewegung gegründetes Kriegssystem, und so kam es, dafs sich, während sein Fufsvolk abnahm, seine Reiterei bis Ende des siebenjährigen Krieges hin immer noch vermehrte; doch betrug sie selbst am Ende desselben schwerlich über ein Viertheil der im Felde stehenden Infanterie.

Es fehlt in der eben bezeichneten Epoche auch nicht an Beispielen, dafs Armeen mit ungewöhnlich schwacher Reiterei aufgetreten sind und doch den Sieg erhalten haben. Das namhafteste ist die Schlacht von Grofs-Görschen. Bonaparte war, wenn wir blos auf die Divisionen sehen, die Theil an dem Gefecht genommen, 100,000 Mann stark, von denen 5,000 Mann Reiterei und 90,000 Mann Fufsvolk; die Verbündeten 70,000 Mann, von denen 25,000 Mann Reiterei und 40,000 Mann Fufsvolk. Bonaparte hatte also für 20,000 Mann Reiterei, welche ihm abgingen, nur 50,000 Mann Fufsvolk mehr, er hätte aber 100,000 dafür haben sollen. Hat er die Schlacht mit jenem Uebergewicht an Fufsvolk gewonnen, so kann man wohl fragen, ob er sie, wenn das Verhältnifs 140,000 zu 40,000 gewesen wäre, überhaupt möglicher Weise hätte verlieren können.

Freilich zeigte sich gleich nach der Schlacht der grofse Nutzen unserer Ueberlegenheit an Reiterei, denn Bonaparte erntete fast keine Siegestrophäe. Der Gewinn der Schlacht ist also nicht alles — aber bleibt er nicht immer die Hauptsache?

Wenn wir solche Betrachtungen anstellen, so haben wir Mühe, zu glauben, dafs das Verhältnifs, auf welches sich Reiterei und Fufsvolk seit achtzig Jahren gestellt und erhalten haben, das natürliche, blos aus ihrem absoluten

Werthe hervorgehende sei; wir sind vielmehr der Meinung, dafs nach manchem Oszilliren das Verhältnifs dieser beiden Waffen sich ferner in dem bisherigen Sinn verändern, und die konstante Zahl der Reiterei am Ende bedeutend geringer werden wird.

Was die Artillerie betrifft, so ist die Anzahl der Geschütze natürlich seit ihrer Erfindung und mit ihrer Erleichterung und Vervollkommnung gestiegen; doch erhält sich auch sie seit Friedrich dem Grofsen ziemlich in demselben Verhältnifs von 2 bis 3 Geschützen auf 1000 Mann, wohlverstanden bei Eröffnung des Feldzuges; denn im Laufe desselben schmilzt die Artillerie nicht so zusammen, wie das Fufsvolk, daher ist das Verhältnifs am Ende des Feldzuges merklich stärker und kann zu 3, 4 bis 5 Geschützen auf 1000 Mann angenommen werden. Ob dies Verhältnifs das natürliche ist, oder die Vermehrung der Geschütze noch weiter gehen kann, ohne der ganzen Kriegführung zum Nachtheil zu gereichen, mufs der Erfahrung überlassen bleiben.

Fassen wir jetzt noch ein Hauptresultat unserer ganzen Betrachtung auf, so ist es:

1. dafs das Fufsvolk die Hauptwaffe ist, welcher die beiden andern zugeordnet sind;
2. dafs man durch einen gröfsern Aufwand von Kunst und Thätigkeit in der Führung des Krieges den Mangel beider einigermafsen ersetzen kann, vorausgesetzt, dafs man dafür um so viel stärker an Fufsvolk ist, und dafs man dies um so eher kann, je besser dieses Fufsvolk ist;
3. dafs die Artillerie schwerer zu entbehren ist, als die Reiterei, weil sie das Hauptvernichtungsprinzip und ihr Gefecht mit dem des Fufsvolks mehr verschmolzen ist;
4. dafs man überhaupt, da die Artillerie im Vernichtungsakt die stärkste Waffe ist, und die Reiterei die schwächste, immer fragen mufs: wieviel Artillerie kann man ohne Nachtheil haben, und mit wie wenig Reiterei kann man sich behelfen[1]?

Fünftes Kapitel.

Schlachtordnung des Heeres.

Die Schlachtordnung ist diejenige Eintheilung und Zusammensetzung der Waffen zu einzelnen Gliedern des Ganzen, und diejenige Form ihrer Aufstellung, welche für den ganzen Feldzug oder Krieg die Norm bleiben soll.

[1]) Was über das Waffenverhältnifs im vierten Kapitel gesagt ist, kann auch heute, trotz mannichfacher Fortschritte und dadurch erzeugter kleiner Modifikationen noch immer als mafsgebend betrachtet werden. Auffallend und charakteristisch für die Zeit, in welcher der Verfasser schrieb, ist der relativ geringe Werth, den Clausewitz auf die Kavallerie legt, deren „erhaltendes“ Prinzip der Sicherung er auch später nur in sehr geringem Maafse anerkennt (vgl. Kähler, Die Preufsische Reiterei von 1806—1876).

Sie besteht also gewissermaſsen aus einem arithmetischen und einem geometrischen Element der **Eintheilung** und der **Aufstellung**[1]). Die erstere geht von der festen Friedensorganisation des Heeres aus, nimmt gewisse Theile, wie Bataillone, Schwadronen, Regimenter und Batterieen als Einheiten an und bildet aus denselben die gröſseren Glieder bis zum Ganzen hinauf nach dem Bedürfniſs der herrschenden Umstände. Auf eben dieselbe Art geht die Aufstellung von der Elementartaktik aus, welche dem Heere im Frieden gelehrt und eingeübt ist, und die als eine im Augenblick des Krieges nicht mehr wesentlich zu verändernde Eigenschaft desselben angesehen werden muſs, knüpft daran die Bedingungen, welche der Gebrauch der Truppen im Kriege und im Groſsen erfordert, und bestimmt so im Allgemeinen die Norm, nach welcher das Heer zum Gefecht aufgestellt werden soll.

Dies ist überall der Fall gewesen, wo groſse Heere ins Feld gerückt sind, und es gab sogar Zeiten, wo diese Form als das wesentlichste Stück des Gefechtes angesehen wurde.

Als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Ausbildung des Feuergewehrs das Fuſsvolk in einem so hohen Grade vermehren und in so langen, dünnen Linien auseinanderziehen lieſs, wurde die Schlachtordnung dadurch zwar einfacher, aber zugleich schwieriger und künstlicher in der Ausführung, und da man nun nichts weiter mit der Reiterei anzufangen wuſste, als sie auf die Flügel zu vertheilen, wo nicht geschossen wurde und wo Raum zum Reiten war, so machte die Schlachtordnung aus dem Heere jedesmal ein geschlossenes und untheilbares Ganze. Schnitt man eine solche Armee in der Mitte entzwei, so war sie wie ein durchschnittener Regenwurm; die Flügel hatten noch Leben und Beweglichkeit, aber sie hatten ihre natürlichen Funktionen verloren. Die Streitkraft lag also in einer Art von Bann der Einheit, und es war jedesmal eine kleine Organisation und Desorganisation nöthig, wenn Theile derselben getrennt aufgestellt werden sollten. Die Märsche, welche das Ganze machen muſste, waren ein Zustand, in welchem es sich gewissermaſsen auſser dem Gesetz befand. War der Feind in der Nähe, so muſsten sie mit der höchsten Künstlichkeit angeordnet werden, um das eine Treffen oder den einen Flügel immer in einer erträglichen Entfernung von dem andern über Stock und Block weg zu führen; sie muſsten dem Feinde beständig abgestohlen werden, und nur ein Umstand machte, daſs man diesen beständigen Diebstahl ungestraft begehen durfte, nämlich, daſs der Feind in eben diesem Banne lag.

Als man daher in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf die Idee kam, daſs Reiterei wohl eben so gut die Flügel schützen könne, wenn sie hinter der Armee, als wenn sie in ihrer Verlängerung stände, daſs sie überdies wohl noch zu manchem Andern gebraucht werden könne, als

[1]) Heutzutage bildet nur noch die **Eintheilung** „eine bleibende Norm für den ganzen Feldzug“, welche zum Unterschiede von der stets nach Bedarf wechselnden **Aufstellung** als spezifische „**Ordre de bataille**“ der Armee bezeichnet wird; während dann im concreten Falle an Stelle einer „Schlachtordnung“ die spezielle „**Truppeneintheilung**“ tritt.

sich mit der feindlichen allein zu duelliren, da hatte man schon deswegen einen grofsen Schritt vorwärts gethan, weil nun die Armee in ihrer Hauptausdehnung, welche immer die Breite ihrer Aufstellung ist, aus lauter homogenen Gliedern bestand, so dafs man sie in eine beliebige Anzahl Stücke zerlegen konnte und lauter Stücke erhielt, die sich unter einander und dem Ganzen ähnlich waren. Damit nun hörte sie auf, ein einziges Stück zu sein, und wurde ein vielgegliedertes Ganze, folglich biegsam und gelenkig. Die Theile konnten vom Ganzen ohne Umstände getrennt und wieder an dasselbe angereiht werden, es blieb immer dieselbe Schlachtordnung. — So entstanden die Corps von allen Waffen, d. h. so wurden sie möglich, denn das Bedürfnifs dazu war wohl viel früher gefühlt worden.

Dafs dies alles von der Schlacht ausgeht, ist sehr natürlich. Die Schlacht war sonst der ganze Krieg und wird immer das Hauptstück desselben bleiben; aufserdem aber gehört die Schlachtordnung überhaupt mehr der Taktik als der Strategie an, und wir haben durch diese Herleitung nur zeigen wollen, wie schon die Taktik durch die Anordnung des Ganzen in kleinere Ganze der Strategie vorgearbeitet hat.

Je gröfser die Heere geworden, je mehr sie auf weite Räume vertheilt sind, je mannichfaltiger die Wirksamkeiten der einzelnen Theile in einander greifen, um so mehr Raum gewinnt die Strategie, und so hat denn auch die Schlachtordnung in dem Sinn unserer Definition mit der Strategie in eine Art von Wechselwirkung treten müssen, die sich hauptsächlich an den Endpunkten zeigt, wo Taktik und Strategie sich berühren, nämlich in den Momenten, wo die allgemeine Vertheilung der Streitkräfte in die besonderen Anordnungen des Gefechtes übergeht.

Wir wenden uns nun zu den drei Punkten der Eintheilung, Waffenverbindung und Aufstellung unter dem strategischen Gesichtspunkt.

1. Eintheilung. In strategischer Hinsicht sollte man niemals fragen, wie stark eine Division oder ein Corps sein, sondern wie viel Corps oder Divisionen eine Armee haben müsse. Es giebt nichts Ungeschickteres als eine Armee, die in drei Theile getheilt ist, es sei denn eine, die gar nur in zwei getheilt wäre, wobei der Oberfeldherr fast neutralisirt sein mufs[2].

Die Stärke der grofsen und kleinen Corps, sei es aus Gründen der Elementartaktik oder der höheren, zu bestimmen, läfst der Willkür ein unglaublich weites Feld, und der Himmel weifs, welche Raisonnements schon mit

---

[2]) Es ist wohl zu unterscheiden, dafs hier nur von einer „Eintheilung in strategischer Hinsicht" die Rede ist; die Eintheilung der Glieder in taktischer Hinsicht unterliegt anderen Erwägungen.

Trotz des Verdammungsurtheils der Dreitheilung aber ist man sowohl 1866 in Böhmen, wie 1870 in Frankreich, nicht vor einer solchen Maafsregel zurückgeschreckt, weil die Verhältnisse (des strategischen Aufmarsches) sie einfach nothwendig machten, und selbst die Dreitheilung einer einzelnen „Armeeabtheilung" hat keine Inconvenienzen erzeugt.

Immerhin bilden die hier angestellten Ueberlegungen die Grundfaktoren der für den Einzelfall anzustellenden „Ausgleichsrechnung", und es bleibt nicht zu übersehen, dafs zu Clausewitz'scher Zeit eine Gesammt-Armee von 200,000 Mann schon für eine sehr grofse Einheit gelten konnte!

diesem Spielraum gespielt haben. Dagegen ist das Bedürfnifs einer gewissen Anzahl von Theilen für ein selbständiges Ganze eine eben so klare als bestimmte Sache, und dieser Gedanke giebt daher für die gröfseren Abtheilungen echt strategische Gründe zur Bestimmung ihrer Anzahl, folglich ihrer Stärke, während die kleinen, wie Kompagnieen, Bataillone u. s. w., der Taktik überlassen bleiben.

Das kleinste isolirt stehende Ganze läfst sich kaum denken, ohne dafs man drei Theile an ihm unterscheidet, damit ein Theil vorgeschoben und einer zurückgestellt wirken kann; dafs vier noch bequemer sind, ergiebt sich schon, wenn man bedenkt; dafs der mittelste Theil als die Hauptmacht doch stärker sein mufs, als jeder der beiden andern; so kann man vorschreiten bis zu acht, welches uns die passendste Zahl für eine Armee scheint, wenn man als konstantes Bedürfnifs einen Theil zur Avantgarde annimmt, drei bei der Hauptmacht, nämlich als rechten Flügel, Mitte und linken Flügel, zwei zum Rückhalt, einen zum Entsenden rechts und einen zum Entsenden links. Ohne pedantisch auf diese Zahlen und Figuren einen grofsen Werth zu legen, glauben wir allerdings, dafs sie die gewöhnlichste, immer wiederkehrende strategische Aufstellung ausdrücken und deswegen eine bequeme Eintheilung abgeben.

Freilich scheint es die Armeeführung (und die Führung jedes Ganzen) ungemein zu erleichtern, nicht mehr als drei oder vier Männern zu befehlen, allein diese Bequemlichkeit büfst der Feldherr auf eine doppelte Art sehr theuer. Erstlich geht von der Schnelligkeit, Kraft und Präcision des Befehls um so mehr verloren, je länger die Stufenleiter ist, die er hinabsteigen mufs, was der Fall ist, wenn Corpskommandanten sich zwischen ihm und den Divisionsbefehlshabern befinden; zweitens verliert er überhaupt an eigentlicher Macht und Wirksamkeit, je gröfser die Wirkungskreise seiner unmittelbaren Untergebenen sind. Ein Feldherr, der über 100,000 Mann vermittelst 8 Divisionen befiehlt, übt eine intensiv gröfsere Macht aus, als wenn diese 100,000 Mann nur in drei Divisionen getheilt wären. Mancherlei Gründe sind die Ursache davon, der wichtigste aber ist, dafs ein Befehlshaber an allen Theilen seines Corps eine Art Eigenthumsrecht zu haben glaubt und sich fast jedesmal widersetzt, wenn ihm ein Theil davon auf kürzere oder längere Zeit entzogen werden soll. Einige Kriegserfahrungen werden dies Jedem erklärlich machen.

Andrerseits darf man aber die Anzahl der Theile nicht zu grofs werden lassen, wenn nicht Unordnungen die Folge sein sollen. Es ist schon schwer, von einem Armeehauptquartier aus acht Theile zu leiten, und höher wie zehn kann man die Zahl nicht wohl gehen lassen. Bei einer Division aber, bei der die Mittel, die Befehle in Wirksamkeit zu setzen, viel geringer sind, müssen die kleineren Normalzahlen: vier, höchstens fünf, als die passenderen angesehen werden.

Reicht man mit diesen Faktoren: fünf und zehn, nicht aus, d. h. würden die Brigaden zu stark, so müfsten Corpskommandos eingeschoben werden; man mufs aber bedenken, dafs dadurch eine neue Potenz entsteht, welche alle übrigen Faktoren auf einmal sehr heruntersetzt.

Was ist denn nun aber eine zu starke Brigade? Die Gewohnheit ist, sie zwischen zwei- und fünftausend Mann zu machen; und zwei Gründe scheinen diese letztere Grenze zu ziehen, der erste, daſs man sich eine Brigade als eine Abtheilung denkt, die von einem Manne unmittelbar, nämlich durch den Bereich seiner Stimme, geführt werden könne; der zweite, daſs man eine gröſsere Infanteriemasse nicht ohne Artillerie lassen will und durch diese erste Waffenverbindung von selbst eine besondere Abtheilung erhält.

Wir wollen uns in diese taktischen Spitzfindigkeiten nicht verlieren und wollen uns auch nicht auf die Streitfragen einlassen, wann und in welchen Verhältnissen die Verbindung aller drei Waffen statt haben soll, ob bei Divisionen, die 8000 bis 12,000 Mann, oder bei Corps, die 20,000 bis 30,000 stark sind. Nur die Behauptung werden die entschiedensten Gegner dieser Verbindung uns nicht verargen, daſs nur diese Verbindung die Selbständigkeit einer Abtheilung ausmacht, und daſs sie also für solche, die bestimmt sind, sich im Kriege häufig isolirt zu finden, wenigstens sehr wünschenswerth ist.

Eine Armee von 200,000 Mann in zehn Divisionen, die Divisionen in fünf Brigaden getheilt, würden diese 4000 Mann stark lassen. Wir sehen hier nirgend ein Miſsverhältniſs. Freilich kann man diese Armee auch in 5 Corps, das Corps in 4 Divisionen, die Division in 4 Brigaden theilen, was diese 2500 Mann stark läſst; doch scheint uns die erste Eintheilung, abstrakt betrachtet, vorzüglicher, denn auſserdem, daſs man bei der andern eine Ordnungsstufe mehr hat, sind fünf Glieder für eine Armee zu wenig, sie ist damit ungelenk; vier für ein Corps sind es ebenfalls, und 2500 Mann ist eine schwache Brigade, deren man auf diese Weise 80 hat, statt daſs die erste Eintheilung nur 50 gab, also einfacher war. Alle diese Vortheile giebt man auf, blos um nur halb so vielen Generalen Befehle zu ertheilen. Daſs bei kleineren Armeen die Eintheilung in Corps noch unpassender ist, ergiebt sich von selbst.

Dies ist die abstrakte Ansicht von der Sache. Der individuelle Fall kann Gründe mit sich führen, die anders entscheiden. Zunächst muss man bekennen, dass, wenn acht oder zehn Divisionen sich vereinigt in der Ebene noch regieren lassen, dies in ausgedehnten Gebirgsstellungen vielleicht unmöglich werden könnte. Ein grosser Strom, der die Armee halbirt, macht einen Befehlshaber über die eine Hälfte unerlässlich; kurz, es giebt hundert der entscheidendsten Lokal- und individuellen Umstände, denen die abstrakten Regeln weichen müssen.

Daſs aber diese abstrakten Gründe doch am häufigsten gebraucht und seltener von jenen verdrängt werden, als man vielleicht glauben sollte, lehrt die Erfahrung.

Wir erlauben uns, den Umfang dieser Betrachtung noch durch einen einfachen Umriſs deutlich zu machen, und wollen dazu die einzelnen Schwerpunkte neben einander aufstellen.

Indem wir unter Gliedern eines Ganzen nur diejenigen verstehen, welche die erste Theilung giebt, also die unmittelbaren, sagen wir:

1. Hat ein Ganzes zu wenig Glieder, so wird es ungelenk;

2. sind die Glieder eines Ganzen zu grofs, so schwächt dies die Macht des obersten Willens;
3. mit jeder neuen Stufenfolge des Befehls wird die Kraft desselben auf zwei Wegen geschwächt, einmal durch den Verlust, den sie beim neuen Uebergang macht, zweitens durch die längere Zeit, die der Befehl braucht.

Alles dies führt dahin, die Zahl der neben einander bestehenden Glieder so grofs und die Stufenreihe so klein als möglich zu machen, und diesem steht nur entgegen, dafs man bei Armeen nicht mehr als acht bis zehn Glieder und bei kleineren Abtheilungen nicht mehr als vier bis sechs bequem regieren kann.

2. Verbindung der Waffen. Für die Strategie ist die Verbindung der Waffen in der Schlachtordnung nur für diejenigen Theile wichtig, die nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge oft zu einer getrennten Aufstellung kommen, wo sie gezwungen werden können, ein selbständiges Gefecht zu liefern. Nun liegt es in der Natur der Sache, dafs die Glieder der ersten Ordnung, und hauptsächlich nur diese, zu einer getrennten Aufstellung bestimmt sind, weil, wie wir das bei einer andern Gelegenheit sehen werden, die getrennten Aufstellungen meistens von dem Begriff und den Bedürfnissen eines Ganzen ausgehen.

Es würde daher, streng genommen, die Strategie die bleibende Verbindung der Waffen nur für die Corps oder, wo diese nicht stattfinden, für die Divisionen fordern und sich bei den Gliedern einer niedrigeren Ordnung die augenblickliche Verbindung nach dem Bedürfnifs gefallen lassen.

Man sieht aber wohl, dafs sich die Corps, wenn sie beträchtlich, d. h. 30,000 bis 40,000 Mann stark werden, selten in dem Fall einer ungetheilten Aufstellung befinden werden. Bei so starken Corps ist also eine Verbindung der Waffen in den Divisionen nöthig. Wer den Aufenthalt für nichts halten sollte, den es bei eiligen Entsendungen macht, wenn der Infanterie erst ein Theil Kavallerie von einem andern, vielleicht ziemlich entfernten, Punkt zugewiesen werden soll — von den Verwirrungen, die dabei vorkommen, gar nicht zu reden — Dem müfste man geradezu alle Kriegserfahrung absprechen.

Die genauere Verbindung der drei Waffen, wie weit sie gehen, wie innig sie stattfinden, welche Verhältnisse beobachtet werden, welche Reserve von jeder übrig bleiben soll, — alles das sind rein taktische Gegenstände.

3. Die Aufstellung. Die Bestimmung, nach welchen räumlichen Verhältnissen unter einander die Theile eines Heeres in der Schlachtordnung aufgestellt werden sollen, ist gleichfalls völlig taktisch und bezieht sich lediglich auf die Schlacht. Zwar giebt es natürlich eine strategische Aufstellung, sie hängt indefs fast allein von den Bestimmungen und Bedürfnissen des Augenblicks ab, und dasjenige, was in ihr rationell ist, liegt nicht mit in der Bedeutung, welche das Wort Schlachtordnung hat; wir werden es daher im folgenden Kapitel unter dem Titel: Aufstellung des Heeres, angeben.

Die Schlachtordnung des Heeres ist also die Eintheilung und Aufstellung desselben in einer zur Schlacht wohlgeordneten Masse. Die Theile sind so gefügt, dafs sowohl die taktischen als die strategischen Forderungen des

Augenblicks durch Verwendung einzelner aus dieser Masse herausgenommener Theile leicht befriedigt werden können. Hört das Bedürfnifs des Augenblicks auf, so treten die Theile an ihre Stelle zurück, und so wird die Schlachtordnung die erste Stufe und Hauptgrundlage jenes heilsamen Methodismus, der im Kriege wie ein Pendelschlag das Werk regelt, und von dem wir im vierten Kapitel des zweiten Buches schon gesprochen haben.x)

x) Cfr. als Erläuterung Seit. 606–610. am Schluße.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine Aufstellung des Heeres.

Von dem Augenblick der ersten Versammlung der Streitkräfte bis zu der reifen Entscheidung, wo die Strategie das Heer auf den entscheidenden Punkt geführt, die Taktik jedem einzelnen Theil seine Stelle und Rolle angewiesen hat, findet sich in den meisten Fällen ein grofser Zwischenraum; eben so von einer entscheidenden Katastrophe zur andern.

Früher gehörten diese Zwischenräume gewissermafsen gar nicht zum Kriege. Man sehe nur, wie Luxemburg sich lagerte und wie er marschirte. Wir erinnern an diesen Feldherrn, weil er wegen seiner Lager und Märsche berühmt ist, also für den Repräsentanten seiner Zeit gelten kann, und wir aus der Histoire de la Flandre militaire mehr davon wissen, als von andern Feldherren jener Zeit.

Das Lager wurde regelmäfsig mit dem Rücken dicht an einem Flufs oder Morast oder tiefen Thaleinschnitt genommen, was man jetzt für Wahnsinn halten würde. Die Richtung, in der sich der Feind befand, bestimmte dabei so wenig die Fronte, dafs die Fälle sehr häufig sind, wo der Rücken dem Feinde, die Fronte dem eigenen Lande zugekehrt war. Dieses jetzt unerhörte Verfahren ist durchaus nur zu begreifen, wenn man bei der Wahl des Lagers die Bequemlichkeit als die Haupt-, ja fast als die einzige Rücksicht betrachtet, also den Zustand im Lager wie einen Zustand aufser dem kriegerischen Akt, gewissermafsen hinter der Coulisse, wo man sich nicht genirt. Dafs man dabei den Rücken immer dicht an ein Hindernifs lehnte, mufs für die einzige Sicherheitsmafsregel gelten, die man dabei nahm, freilich im Sinn der damaligen Kriegführung; denn diese Mafsregel pafste durchaus nicht auf die Möglichkeit, in einem solchen Lager zu einem Gefecht gezwungen zu werden. Dies war aber auch wenig zu fürchten, weil die Gefechte fast auf einer Art gegenseitigen Uebereinkommens beruhten, wie ein Duell, wo man sich zu einem bequemen Rendezvous begiebt. Da die Heere theils wegen der zahlreichen Reiterei, welche am Abend ihres Glanzes besonders bei den Franzosen noch als die Hauptwaffe betrachtet wurde, theils wegen ihrer unbehülflichen Schlachtordnung nicht in jeder Gegend fechten konnten, so befand man sich in einer durchschnittenen Gegend fast wie im Schutz neutralen Gebietes, und da man selbst von den durchschnittenen Theilen der Gegend wenig Gebrauch machen konnte, so ging man dem zur Schlacht anrückenden

Feinde lieber entgegen. Wir wissen wohl, dafs gerade Luxemburgs Schlachten von Fleurus, Steenkerken und Neerwinden in einem andern Geiste sind; aber dieser Geist löste sich eben damals unter diesem grofsen Feldherrn von der frühern Methode, und er hatte noch nicht auf die Methode der Lagerung zurückgewirkt[1]). Die Veränderungen in der Kriegskunst gehen nämlich immer von den entscheidenden Handlungen aus, und durch diese werden nach und nach die übrigen modifizirt. Wie wenig man den Zustand im Lager für den eigentlichen Kriegszustand hielt, beweist der Ausdruck: il va à la guerre, welcher für den Parteigänger üblich war, der auszog, den Feind zu beobachten.

Nicht viel anders war es mit den Märschen, wo sich die Artillerie vom Heere ganz absonderte, um sichrere und bessere Wege zu gehen, und die Flügel der Reiterei gewöhnlich die Plätze wechselten, damit ihnen ja die Ehre des rechten Flügels abwechselnd zu Theil werde.

Jetzt, d. h. hauptsächlich seit den schlesischen Kriegen, ist der Zustand aufser dem Gefecht so sehr von den Beziehungen zum Gefecht durchdrungen, dafs sie in der allerinnigsten Wechselwirkung stehen, so dafs eines ohne das andere gar nicht mehr vollständig gedacht werden kann. War sonst im Feldzuge das Gefecht die eigentliche Waffe, und der Zustand aufser dem Gefecht nur das Heft, jenes die stählerne Klinge, dieses der angeleimte hölzerne Stiel, das Ganze also aus heterogenen Theilen zusammengesetzt: so ist jetzt das Gefecht als die Schneide, der Zustand aufser dem Gefecht als der Rücken der Waffe, das Ganze als ein wohl zusammengeschweifstes Metall zu betrachten, in dem man nicht mehr unterscheidet, wo der Stahl anfängt und das Eisen aufhört.

Dieses Dasein im Kriege aufser dem Gefecht wird nun jetzt theils durch die Einrichtungen und Dienstordnungen des Heeres, welche dasselbe aus dem Frieden mitgebracht hat, bestimmt, theils durch die taktischen und strategischen Anordnungen des Augenblicks. Die drei Zustände, in welchen die Streitkräfte sich befinden können, sind Quartiere, Marsch und Lager. Alle drei gehören eben sowohl der Taktik als der Strategie an, und beide, die hier vielfältig an einander grenzen, scheinen oft in einander zu greifen oder thun es auch wirklich, so dafs manche Anordnungen zu gleicher Zeit als taktisch und strategisch angesehen werden können.

Wir wollen von jenen drei Formen des Daseins aufser dem Gefecht im Allgemeinen sprechen, ehe sich noch besondere Zwecke an sie anknüpfen; deswegen müssen wir aber zuvor die allgemeine Aufstellung der Streitkräfte betrachten, weil diese für Lager, Quartiere und Märsche eine höhere, umfassendere Anordnung ist.

Betrachten wir die Aufstellung der Streitkräfte allgemein, d. i. ohne besondere Zwecke, so können wir sie nur als Einheit, nämlich nur als ein zum gemeinschaftlichen Schlagen bestimmtes Ganze denken, denn jede Abweichung von dieser einfachsten Form würde schon einen besonderen Zweck voraus-

---

[1]) Die neuesten Zeiten haben die Richtigkeit dieses Satzes wieder recht auffällig bewiesen.

setzen. So entsteht also der Begriff eines Heeres, wie klein oder grofs dasselbe auch sein mag.

Ferner, wo alle besonderen Zwecke noch fehlen, tritt als einziger Zweck die Erhaltung, folglich auch die Sicherheit des Heeres hervor. Dafs das Heer ohne besondern Nachtheil bestehe und dafs es ohne besondern Nachtheil sich vereinigt schlagen könne, sind also die beiden Bedingungen. Aus diesen ergeben sich in näherer Anwendung auf die das Dasein und die Sicherheit des Heeres betreffenden Gegenstände folgende Rücksichten:

1. die Leichtigkeit der Verpflegung;
2. die Leichtigkeit der Unterbringung der Truppen;
3. ein gesicherter Rücken;
4. ein freier Landstrich vor sich;
5. die Stellung selbst in einem durchschnittenen Boden;
6. strategische Anlehnungspunkte;
7. zweckmäfsige Theilung.

Unsere Erläuterungen über diese einzelnen Punkte sind folgende.

Die beiden ersten veranlassen das Aufsuchen kultivirter Landstriche und grofser Städte und Strafsen. Sie entscheiden mehr für das Allgemeine als für das Besondere.

Was wir unter einem gesicherten Rücken verstehen, geht aus dem Kapitel über die Verbindungslinien hervor. Das Nächste und Wichtigste dabei ist die senkrechte Aufstellung auf die Richtung, welche die Hauptrückzugsstrafse in der Nähe der Aufstellung hat.

Was den vierten Punkt betrifft, so kann freilich eine Armee nicht einen Landstrich übersehen, wie sie bei der taktischen Aufstellung zur Schlacht ihre Fronte übersieht. Aber die strategischen Augen sind die Avantgarde, die vorgeschickten Haufen, Spione u. s. w., und diesen wird natürlich die Beobachtung in einem offenen Landstriche leichter, als in einem durchschnittenen. Der fünfte Punkt ist die blofse Kehrseite des vierten.

Die strategischen Anlehnungspunkte unterscheiden sich durch zwei Eigenschaften von den taktischen, nämlich dadurch, dafs sie das Heer nicht unmittelbar zu berühren brauchen, und dafs sie andrerseits eine viel gröfsere Ausdehnung haben müssen. Der Grund hiervon ist, dafs nach der Natur der Sache die Strategie sich überhaupt in gröfseren Raum- und Zeitverhältnissen bewegt, als die Taktik. Wenn also eine Armee sich in der Entfernung einer Meile von der Küste oder den Ufern eines sehr beträchtlichen Stromes aufstellt, so lehnt sie sich strategisch an diese Gegenstände, denn der Feind wird nicht im Stande sein, diesen Raum zu einer strategischen Umgehung zu benutzen. Er wird sich nicht Tage und Wochen lang, und Meilen und Märsche weit in diesen Raum hinein begeben. Hingegen ist für die Strategie ein See von einigen Meilen Umfang kaum als ein Hindernifs anzusehen; bei ihrer Wirkungsart kommt es auf einige Meilen rechts oder links selten an. Festungen werden in dem Mafse strategische Stützpunkte, als sie gröfser sind und eine weitere Wirkungssphäre für ihre Offensivunternehmungen haben.

Die getheilte Aufstellung des Heeres richtet sich entweder nach beson-

dern Zwecken und Bedürfnissen oder nach allgemeinen; nur von den letzteren kann hier die Rede sein.

Das erste allgemeine Bedürfnifs ist das Vorschieben der Avantgarde mit andern zur Beobachtung des Feindes erforderlichen Haufen.

Das zweite ist, dafs bei sehr grofsen Armeen gewöhnlich auch die Reserven mehrere Meilen weit zurückgestellt werden und also zu einer getheilten Aufstellung führen.

Endlich erfordert die Deckung der beiden Flügel des Heeres gewöhnlich besonders aufgestellte Corps.

Unter dieser Deckung ist nicht etwa zu verstehen, dafs ein Theil der Armee genommen werde, um den Raum auf ihren Flügeln zu vertheidigen, damit dieser sogenannte schwache Punkt dem Feinde unzugänglich werde; wer würde dann den Flügel des Flügels vertheidigen? Diese Vorstellungsart, die so gemein ist, ist völliger Unsinn. Die Flügel sind an und für sich aus dem Grunde keine schwachen Theile eines Heeres, weil das feindliche auch Flügel hat und die unsrigen nicht in Gefahr bringen kann, ohne die seinigen derselben Gefahr auszusetzen. Erst wenn die Umstände ungleich werden, wenn das feindliche Heer uns überlegen ist, wenn die feindlichen Verbindungen stärker sind, als die unsrigen (siehe Verbindungslinie), erst dann werden die Flügel schwächere Theile; von diesen besonderen Fällen aber ist hier nicht die Rede, also auch nicht von dem Fall, wo ein Flügelcorps in Verbindung mit andern Kombinationen bestimmt ist, den Raum auf unserm Flügel zu vertheidigen; denn das gehört nicht mehr in die Klasse allgemeiner Anordnungen.

Aber wenn auch die Flügel nicht besonders schwache Theile sind, so sind sie doch besonders wichtige, weil hier wegen der Umgehungen der Widerstand nicht mehr so einfach ist, als in der Fronte, die Mafsregeln verwickelter werden und mehr Zeit und Vorbereitungen erfordern. Aus diesem Grunde ist es in der Allgemeinheit der Fälle immer nöthig, die Flügel besonders vor unvorhergesehenen Unternehmungen des Feindes zu schützen, und dies geschieht, wenn stärkere Massen, als zur blofsen Beobachtung nöthig wären, auf den Flügeln aufgestellt werden. Diese Massen zu verdrängen, wenn sie auch keinen ernstlichen Widerstand leisten, erfordert um so mehr Zeit und eine um so gröfsere Entwickelung der feindlichen Kräfte und Absichten, je gröfser sie sind, und damit ist der Zweck erreicht; was weiter geschehen soll, schliefst sich an die besonderen Pläne des Augenblicks an. Man kann daher die auf den Flügeln befindlichen Corps als Seiten-Avantgarden betrachten, welche das Vordringen des Feindes in den über unsern Flügel hinaus liegenden Raum verzögern und uns Zeit verschaffen, Gegenanstalten zu treffen.

Sollen sich diese Corps auf die Hauptarmee zurückziehen, und diese nicht zugleich eine rückgängige Bewegung machen, so folgt von selbst, dafs sie nicht in gleicher Linie mit derselben aufgestellt, sondern etwas vorgeschoben werden müssen, weil ein Rückzug, auch selbst da, wo er angetreten wird, ohne sich in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen, doch nicht ganz zur Seite der Aufstellung fallen darf.

Es entsteht also aus diesen inneren Gründen zu einer getheilten Aufstellung ein natürliches System von vier oder fünf abgesonderten Theilen, jenachdem die Reserve beim Haupttheil bleibt oder nicht.

So wie die Verpflegung und Unterbringung der Truppen bei der Aufstellung überhaupt mitentscheiden, so tragen diese beiden Gegenstände auch zur getheilten Aufstellung bei. Die Berücksichtigung beider tritt mit den oben entwickelten Gründen zusammen; man sucht der einen zu genügen, ohne der andern zu viel zu vergeben. In den meisten Fällen werden durch die Theilung in fünf abgesonderte Corps die Schwierigkeiten des Unterkommens und der Verpflegung schon gehoben sein, und durch diese Rücksicht keine grofsen Veränderungen nöthig werden.

Wir haben jetzt noch einen Blick auf die Entfernungen zu werfen, welche diesen abgesonderten Haufen gegeben werden können, wenn die Absicht einer gegenseitigen Unterstützung, also eines gemeinschaftlichen Schlagens, dabei stattfinden soll. Wir erinnern hier an das, was in den Kapiteln von der Dauer und Entscheidung des Gefechts gesagt ist, wonach sich keine absolute Bestimmung geben läfst, weil absolute und relative Stärke, Waffen und Gegend einen sehr grofsen Einflufs haben, sondern nur das Allgemeinste, gleichsam eine Durchschnittssumme.

Die Entfernung der Avantgarde bestimmt sich am leichtesten; da sie auf ihrem Rückzug auf die Armee trifft, so kann ihre Entfernung allenfalls bis zu einem starken Tagemarsche betragen, ohne dafs sie zu einer abgesonderten Schlacht gezwungen werden könnte. Man wird sie aber nicht weiter vorschieben, als die Sicherheit des Heeres erfordert, weil sie um so mehr leidet, je weiter sie sich zurückziehen mufs.

Was die Seiten-Corps betrifft, so pflegt, wie wir schon gesagt haben, das Gefecht einer gewöhnlichen Division von 8000 bis 10,000 Mann stets mehrere Stunden, ja bis einen halben Tag zu dauern, ehe es entschieden ist; darum trägt man kein Bedenken, eine solche Division einige Stunden, also eine bis zwei Meilen von sich entfernt aufzustellen, und aus eben diesen Gründen können Corps von drei bis vier Divisionen füglich einen Tagemarsch, also drei bis vier Meilen entfernt werden.

Es wird also aus dieser in der Natur der Sache gegründeten allgemeinen Aufstellung der Hauptmacht in vier bis fünf Theilen und bei den gegebenen Entfernungen ein gewisser Methodismus entstehen, welcher maschinenmäfsig das Heer vertheilt, so oft nicht besondere Zwecke entscheidender eingreifen.

Aber obgleich wir voraussetzen, dafs jeder dieser von einander getrennten Theile zu einem für sich bestehenden Gefecht geeignet sei und dafs er in die Nothwendigkeit eines solchen kommen könne, so folgt daraus doch keineswegs, dafs es die eigentliche Absicht der getrennten Aufstellung sei, sich getrennt zu schlagen; die Nothwendigkeit dieser getrennten Aufstellung ist meistens nur eine Bedingung des Daseins, welche durch die Zeit gebildet wird. Nähert sich der Feind, um durch ein allgemeines Gefecht zu entscheiden, der Aufstellung, so ist die strategische Dauer vorüber, es zieht sich alles in dem einen Moment der Schlacht zusammen, und damit endigen und verschwinden die Zwecke der getheilten Aufstellung. Wenn die Schlacht

eröffnet wird, so hört die Rücksicht auf Quartier und Verpflegung auf: die Beobachtung des Feindes auf Fronte und Seiten und die Verminderung seiner Schnellkraft durch einen mäfsigen Gegendruck hat sich erfüllt, und es wendet sich nun alles zu der grofsen Einheit der Hauptschlacht hin. Ob dem so sei, die Vertheilung nur als die Bedingung, als das nothwendige Uebel, vereintes Schlagen aber als der Zweck der Aufstellung gedacht worden, ist das beste Kriterium ihres Werthes[*]).

Siebentes Kapitel.

Avantgarde und Vorposten.

Es gehören diese beiden Gegenstände zu denjenigen, in welche die taktischen und strategischen Fäden gemeinschaftlich hineinlaufen. Auf der einen Seite mufs man sie zu den Anordnungen zählen, welche dem Gefecht seine Gestalt geben und die Ausführung der taktischen Entwürfe sichern, anderntheils veranlassen sie häufig selbständige Gefechte und sind wegen ihrer von den Hauptcorps mehr oder weniger entfernten Aufstellung als Glieder in der strategischen Kette zu betrachten, und eben diese Aufstellung ist es, welche uns veranlafst, zur Ergänzung des vorigen Kapitels einen Augenblick bei ihnen zu verweilen.

Jede Truppe, welche nicht vollkommen schlagfertig ist, bedarf einer Vorhut, um des Feindes Anrücken zu erfahren und zu erforschen, bevor sie seiner selbst ansichtig wird, denn der Gesichtskreis reicht in der Regel nicht viel weiter, als der Wirkungskreis der Waffen. Was wäre aber ein Mensch, dessen Augen nicht weiter reichten, als seine Arme! Die Vorposten sind die Augen des Heeres, hat man schon früher gesagt. Aber das Bedürfnifs ist nicht immer dasselbe, es hat seine Grade. Stärke und Ausdehnung, Zeit,

---

*) Die Auseinandersetzungen dieses ganzen Kapitels mit ihrem Anerkenntnifs der Zwitternatur der verschiedenen Formen des „Daseins im Kriege aufser dem Gefecht", zunächst sich auf „Quartier, Marsch und Lager", in den folgenden Kapiteln näher auf die Details eingehend, sich auch auf die „Sicherungsmafsregeln" beziehend, lassen die Aussonderung dieser „Funktionen" und ihre getrennte, theoretische Behandlung wohl im Interesse eines klareren Verständnisses, als gerechtfertigt erscheinen.

Man wird nicht verkennen können, dafs die Eigenarten dieses „Daseins aufser dem Gefechte", trotz aller Rück- und Wechselbeziehungen auf und mit demselben, doch immer nur mit einer gewissen Gewaltsamkeit sich unter die Gesetze und Prinzipien für das „Dasein im Gefechte" bringen lassen werden, und die Erfahrung lehrt, dafs defshalb die Theorie stets nach Auswegen gesucht und z. B. alle diese Funktionen als zu einer besonderen Species des sogenannten „kleinen Krieges" gehörig, betrachtet hat u. s. f.

Wir ersehen umgekehrt aus Clausewitz's Deductionen, dafs dieselben aber doch recht eigentlich auch zum „grofsen Krieg" gehören, und nur mit ihren halb-taktischen, halb-strategischen Eigenschaften weder in den einen, noch in den anderen so überschriebenen „Hauptthsil" der Lehre recht passen wollen.

Ort, Umstände, Kriegsart, ja der Zufall hat Einflufs darauf, und so können wir uns nicht wundern, wenn der Gebrauch von Avantgarde und Vorposten in der Kriegsgeschichte nicht in bestimmten und einfachen Umrissen, sondern in einer Art Unordnung [1]) der mannichfaltigsten Fälle erscheint.

Bald sehen wir die Sicherheit des Heeres einem bestimmten Corps der Avantgarde anvertraut, bald einer langen Linie einzelner Vorposten; bald findet sich beides zusammen, bald ist weder von dem einen, noch dem andern die Rede; bald ist die Avantgarde den vorrückenden Kolonnen gemeinschaftlich, bald hat jede ihre eigene. Wir wollen versuchen, uns den Gegenstand klar vorzustellen, und dann sehen, ob er sich auf wenige Grundsätze für die Anwendung zurückführen läfst.

Ist die Truppe in Bewegung, so bildet ein mehr oder weniger starker Haufe ihre Vorhut, nämlich die Avantgarde, welche, im Fall die Bewegung rückwärts geschieht, zur Arrièregarde wird. Ist die Truppe in Quartieren oder Lägern, so bildet eine ausgedehnte Linie schwacher Posten ihre Vorhut, die Vorposten. Es liegt nämlich in der Natur der Dinge, dafs beim Stehen ein gröfserer Raum gedeckt werden kann und gedeckt werden mufs, als bei der Bewegung, so dafs also in dem einen Fall der Begriff einer Postenlinie, in dem andern der eines vereinigten Corps von selbst entsteht.

Die Avantgarde sowohl, wie die Vorposten haben ihre Grade innerer Stärke von einem aus allen Waffen zusammengesetzten beträchtlichen Corps bis zu einem Husarenregiment, und von einer starken und verschanzten, aus allen Waffen bestehenden Vertheidigungslinie bis zu blofsen aus dem Lager vorgesandten Feldwachen und Piquets. Die Wirkungen solcher Vorhut gehen also von der blofsen Beobachtung zum Widerstand über, und dieser Widerstand ist nicht nur geeignet dem Corps die Zeit zu verschaffen, welche es braucht, um sich schlagfertig zu machen, sondern auch des Feindes Mafsregeln und Absichten zu einer früheren Entwickelung zu bringen, folglich die Beobachtung bedeutend zu steigern.

Jenachdem also eine Truppe mehr oder weniger Zeit braucht, jenachdem ihr Widerstand mehr oder weniger auf die besondern Anordnungen des Feindes berechnet sein und nach diesen eingerichtet werden soll, um so mehr bedarf sie einer stärkern Avantgarde und stärkerer Vorposten.

Friedrich der Grofse, welcher der schlagfertigste aller Feldherren genannt werden kann und welcher sein Heer fast mit dem blofsen Kommandowort in die Schlacht führte, bedurfte keiner starken Vorposten. Wir sehen ihn daher sich stets dicht unter den Augen des Feindes lagern und hier durch ein Husarenregiment, dort durch ein Freibataillon, oder durch Feldwachen und Piquets, welche aus dem Lager gegeben werden, für seine Sicherheit ohne grofsen Apparat sorgen. Bei den Märschen bildeten einige tausend Pferde, meistens zur Flügelreiterei des ersten Treffens gehörig, die Avantgarde, die nach Beendigung des Marsches wieder ins Heer einrückten. Selten kommt der Fall eines bleibenden Corps der Avantgarde vor.

---

[1]) Besonders wohl defshalb, weil man diesen „Gebrauch“ der Truppe nicht von demjenigen im „eigentlichen“ Gefechte unterschieden hat.

Wo ein kleines Heer immer mit dem Gewicht seiner ganzen Masse und mit grofser Schnellkraft handeln, seine gröfsere Ausbildung und entschlossenere Führung geltend machen will, da mufs wie bei Friedrich dem Grofsen gegen Daun, fast alles sous la barbe de l'ennemi geschehen. Eine zurückgehaltene Aufstellung, ein umständliches Vorpostensystem würde seine Ueberlegenheit ganz unwirksam machen. Dafs Fehler und Uebertreibung einmal zur Schlacht von Hochkirch führen können, beweist nichts gegen das Verfahren; vielmehr mufs man des Königs Meisterschaft darin erkennen, eben deswegen, weil es in allen schlesischen Kriegen nur eine Schlacht von Hochkirch giebt.

Bonaparte aber, dem es doch wahrlich nicht an einem taktfesten Heer und nicht an Entschlossenheit fehlte, sehen wir fast überall mit einer starken Avantgarde vorrücken. Zwei Ursachen veranlafsten dies.

Die erste liegt in der Veränderung der Taktik. Man führt das Heer nicht mehr als ein einfaches Ganze mit dem blofsen Kommandowort in die Schlacht, um die Sache mit mehr oder weniger Gewandtheit und Tapferkeit wie ein grofses Duell abzumachen, sondern man pafst seine Streitkräfte den Eigenthümlichkeiten des Bodens und der Umstände mehr an, macht aus der Schlachtordnung und folglich aus der Schlacht ein mehrgliedriges Ganze, woraus denn folgt, dafs aus dem einfachen Entschlufs ein zusammengesetzter Plan, und aus dem Kommandowort eine mehr oder weniger lange Disposition wird. Dazu gehören Zeit und Data.

Die zweite Ursache liegt in dem grofsen Umfange der neueren Heere. Friedrich führte dreifsig- bis vierzigtausend Mann in die Schlacht, Bonaparte ein- bis zweimalhunderttausend.

Wir haben diese beiden Beispiele gewählt, weil man von solchen Feldherren voraussetzen kann, dafs sie eine durchgreifende Verfahrungsweise nicht ohne Grund angenommen haben werden. Im Ganzen hat sich der Gebrauch der Avantgarde und der Vorposten in der neueren Zeit überhaupt mehr ausgebildet; dafs aber in den schlesischen Kriegen nicht Alle verfuhren wie Friedrich der Grofse, sehen wir an den Oesterreichern, die ein viel stärkeres Vorpostensystem hatten und viel häufiger ein Corps der Avantgarde vorschoben, wozu sie durch ihre Lage und Verhältnisse hinreichend veranlafst waren. Eben so finden sich in den neuesten Kriegen Verschiedenheiten genug. Selbst die französischen Marschälle: Macdonald in Schlesien, Oudinot und Ney in der Mark rücken mit sechzig- bis siebzigtausend Mann starken Heeren vor, ohne dafs wir von einem Corps der Avantgarde lesen. —

Wir haben bis jetzt von Avantgarden und Vorposten nach den Graden ihrer Stärke gesprochen, es besteht aber noch ein anderer Unterschied, über den wir mit uns ins Reine kommen müssen. Es kann nämlich ein Heer, wenn es in einer gewissen Breite vor- oder zurückgeht, eine für alle nebeneinandergehenden Kolonnen gemeinschaftliche Vor- und Nachhut haben, oder für jede Kolonne eine besondere. Um hier zu klaren Vorstellungen zu kommen, müssen wir uns die Sache auf folgende Art denken.

Im Grunde ist die Avantgarde, wenn es ein Corps giebt, welches diesen Namen besonders führt, nur für die Sicherheit der in der Mitte vorgehenden Hauptmacht bestimmt. Geht diese auf mehreren, nahe bei einander liegenden

Wegen vor, welche von diesem Corps der Avantgarde füglich auch genommen und folglich gedeckt werden können, so bedürfen die Seitenkolonnen natürlich keiner besonderen Deckung.

Diejenigen Corps aber, welche in gröfseren Entfernungen als wirklich abgesonderte Corps vorgehen, müssen für ihre Vorhut selbst sorgen. Auch diejenigen Corps der in der Mitte befindlichen Hauptmacht, welche sich der zufälligen Lage der Wege nach zu weit von der Mitte entfernt befinden, kommen in diesen Fall. Es werden also so viel Avantgarden entstehen, als das Heer in getrennten Massen neben einander vorrückt; ist nun jede viel schwächer, als eine gemeinschaftliche sein würde, so wird sie mehr in die Reihe der übrigen taktischen Anordnungen zurücktreten, und in dem strategischen Tableau die Avantgarde ganz fehlen. Hat aber die Hauptmasse in der Mitte ein viel gröfseres Corps zu ihrer Vorhut, so wird dieses als Avantgarde des Ganzen erscheinen und es auch in vieler Beziehung sein.

Was kann aber die Veranlassung sein, der Mitte eine so viel stärkere Vorhut zu geben, als den Flügeln? Folgende drei Gründe:

1. weil in der Mitte gewöhnlich eine stärkere Truppenmasse vorgeht;
2. weil offenbar von dem Landstrich, welchen ein Heer seiner Breite nach einnimmt, der Mittelpunkt als solcher immer der wichtigste Theil bleibt, denn alle Entwürfe beziehen sich am meisten auf ihn, und darum ist auch das Schlachtfeld ihm gewöhnlich näher gelegen, als den Flügeln;
3. weil ein in der Mitte vorgeschobenes Corps, wenn es die Flügel auch nicht wie eine wahre Vorhut unmittelbar sichern kann, doch mittelbar sehr viel zu ihrer Sicherheit beiträgt. Der Feind kann nämlich in gewöhnlichen Fällen an einem solchen Corps in einer gewissen Entfernung nicht vorbeigehen, um gegen einen der Flügel etwas Bedeutendes zu unternehmen, weil er einen Anfall in Flanke und Rücken fürchten müfste. Ist dieser Zwang, welchen das in der Mitte vorgeschobene Corps dem Gegner anthut, auch nicht hinreichend, um darauf die völlige Sicherheit des Seitencorps zu bauen, so ist er doch geeignet, eine Menge von Fällen zu beseitigen, die nun von dem Seitencorps nicht mehr zu fürchten sind.

Die Vorhut der Mitte hat also, wenn sie viel stärker ist, als die Vorhut der Flügel, d. h. in einem besonderen Corps der Avantgarde besteht, nicht mehr die einfache Bestimmung einer Vorhut: die dahinter stehenden Truppen vor einem Ueberfall zu sichern, sondern sie wirkt wie ein vorgeschobenes Corps in allgemeineren strategischen Beziehungen.

Der Nutzen eines solchen Corps läfst sich auf folgende Zwecke zurückführen, welche also auch seine Anwendung bestimmen.

1. in Fällen, wo unsere Anordnungen viel Zeit erfordern, einen stärkeren Widerstand zu gewähren, das Vordringen des Feindes behutsamer zu machen, also die Wirkungen einer gewöhnlichen Vorhut zu steigern;
2. wenn die Hauptmasse der Truppen sehr zahlreich ist, diese unbehülfliche Hauptmasse etwas mehr zurückhalten zu können und mit einem beweglichen Corps in des Feindes Nähe zu bleiben;

3. wenn auch andere Gründe uns nöthigen, mit der Hauptmasse in beträchtlicher Entfernung vom Feinde zu bleiben, ein Corps in dessen Nähe zu seiner Beobachtung zu haben.

   Der Gedanke, es könne ein schwacher Beobachtungsposten, ein bloſser Parteigänger zu dieser Beobachtung eben so gut dienen, widerlegt sich, wenn man bedenkt, wie leicht ein solcher vertrieben ist, und wie gering, im Vergleich mit einem groſsen Corps, auch seine Mittel zur Beobachtung sind;
4. beim Verfolgen des Feindes. Mit einem bloſsen Corps der Avantgarde, welchem der gröſste Theil der Kavallerie beizugeben ist, kann man sich schneller bewegen, des Abends später auf dem Platz, des Morgens früher bei der Hand sein, als mit dem Ganzen.
5 Endlich beim Rückzug als Arrièregarde, um zur Vertheidigung der Hauptabschnitte des Bodens gebraucht zu werden. Auch in diesem Verhältniſs ist das Centrum vorzüglich wichtig. Auf den ersten Anblick scheint es zwar, als wenn eine solche Arrièregarde stets in Gefahr wäre, von den Flügeln her umgangen zu werden. Allein man muſs nicht vergessen, daſs der Feind, wenn er auch auf den Flügeln schon etwas weiter vorgedrungen sein sollte, von dorther immer noch den Weg zur Mitte zurückzulegen hat, wenn er dieser wirklich gefährlich werden will, daſs also die Arrièregarde der Mitte darum immer um etwas länger Stand halten und in der Bewegung zurückbleiben darf. Dagegen wird es gleich bedenklich, wenn die Mitte schneller ausweicht, als die Flügel; es gewinnt gleich das Ansehen des Zersprengens, und dieses Ansehen ist schon an sich sehr zu fürchten. Niemals ist das Bedürfniſs der Vereinigung, des Zusammenhaltens stärker vorhanden, und niemals wird es lebhafter von Jedermann gefühlt, als bei Rückzügen. Die Bestimmung der Flügel ist, in letzter Instanz doch wieder zur Mitte zu stoſsen, und wenn Unterhalt und Wege nöthigen in einer beträchtlichen Breite zurückzugehen, so endigt die Bewegung doch gewöhnlich mit einer vereinigten Aufstellung in der Mitte. Nehmen wir zu diesen Betrachtungen noch die, daſs der Feind doch gewöhnlich in der Mitte mit seiner Hauptstärke und mit dem Hauptnachdruck vorgeht, so müssen wir einsehen, daſs die Arrièregarde der Mitte von besonderer Wichtigkeit ist.

Hiernach wird also das Vorschieben eines besondern Corps der Avantgarde in allen den Fällen angemessen, wo eine der obigen Beziehungen eintritt*). Sie fallen fast alle weg, wenn die Mitte nicht stärker an Truppen ist, als die Flügel, wie z. B. Macdonald, als er 1813 in Schlesien gegen Blücher vorging, und Dieser, als er sich gegen die Elbe bewegte. Beide hatten drei Corps, die gewöhnlich in drei Kolonnen auf verschiedenen Straſsen nebeneinander zogen. Daher wird bei ihnen auch keine Avantgarde erwähnt.

Aber diese Anordnung in drei gleich starken Kolonnen ist zum Theil

---

*) Vergl. die folgenden Anmerkungen zum achten Kapitel dieses Buches.

auch darum nichts weniger als empfehlenswerth, so wie denn für ein ganzes Heer die Eintheilung in drei Theile sehr unbeholfen ist, wie wir das im fünften Kapitel des dritten Buches[3]) gesagt haben.

Bei der Aufstellung des Ganzen in einer Mitte mit zwei davon getrennten Flügeln, welche wir im vorigen Kapitel als die natürlichste dargestellt haben, so lange es noch an besonderen Bestimmungen fehlt, wird das Corps der Avantgarde der einfachsten Idee nach sich vor der Mitte und also auch vor der Linie der Flügel befinden; da aber die Seitencorps im Grunde ähnliche Bestimmungen für die Seiten haben, wie die Avantgarde für die Fronte, so wird es sich sehr häufig zutragen, dafs jene sich mit derselben in einer Linie befinden oder auch wohl gar noch weiter vorgeschoben sind, wie die besondern Umstände es veranlassen.

Was die Stärke der Avantgarde betrifft, so ist wenig darüber zu sagen, da es jetzt mit Recht allgemeiner Gebrauch ist[4]), eins oder mehrere der Glieder erster Ordnung, in welche das Ganze getheilt ist, dazu zu nehmen und dieselben durch einen Theil der Kavallerie zu verstärken, also ein Corps, wenn das Heer in Corps, eine Division oder mehrere, wenn es in Divisionen getheilt ist.

Dafs auch in dieser Beziehung die gröfsere Zahl der Glieder ein Vortheil ist, sieht man leicht ein.

Die Entfernung, in welcher die Avantgarde vorgeschoben werden soll, hängt durchaus von den Umständen ab; es kann Fälle geben, wo sie mehr als einen Tagemarsch von der Hauptmasse entfernt, und andere, wo sie dicht vor derselben steht. Wenn wir sie in der grofsen Mehrheit der Fälle zwischen einer und drei Meilen Entfernung finden, so beweist dies allerdings, dafs das Bedürfnifs diese Entfernung am häufigsten fordert, ohne dafs man daraus eine Regel machen kann, von der ausgegangen werden müfste.

Wir haben bei unserer bisherigen Betrachtung die Vorposten ganz aus den Augen verloren und müssen also noch einmal darauf zurückkommen.

Wenn wir Anfangs gesagt haben: die Vorposten entsprechen der stehenden Truppe, die Avantgarde der im Marsch begriffenen, so geschah es, um die Begriffe auf ihre Entstehung zurück zu führen und vorläufig zu sondern; es ist aber klar, dafs man wenig mehr als eine pedantische Unterscheidung gewinnen würde, wenn man sich streng an die Worte halten wollte.

---

[3]) Mufs heifsen: „dieses (des fünften) Buches“.

[4]) Dieser „allgemeine Gebrauch“ hat sich in unseren neuesten Kriegen nicht behauptet; die besondere Bezeichnung als „Avantgarden-Corps, — Division etc.“ ist niemals vorgekommen; was am weitesten vorne ist auf einer Strafse gilt als eo ipso mit der Aufgabe der „Sicherung im Sinne einer Avantgarde“ betraut.
Trotz voller Richtigkeit der Grundgedanken kann doch Vieles, was in diesem und dem folgenden Kapitel über die vorliegende Frage beigebracht ist, als „veraltet“ bezeichnet werden, seit man wieder begonnen hat, den selbständigen Kavalleriedivisionen in erster Linie die „Beobachtung und Deckung“ vor der Armee (s. Fortsetzung des Textes) anzuvertrauen.

Wenn ein im Marsch begriffenes Heer Abends Halt macht, um Morgens weiter zu ziehen, so mufs freilich auch die Avantgarde dies thun und mufs jedesmal Posten zur Sicherheit für sich und das Ganze ausstellen, ohne dafs sie sich darum aus einer Avantgarde in blofse Vorposten verwandelt. Sollen die letztern als ein dem Begriff einer Avantgarde Entgegenstehendes betrachtet werden, so kann es nur da geschehen, wo sich die Hauptmasse der zur Vorhut bestimmten Truppe in einzelne Posten auflöst und ein Geringes oder gar nichts als vereinigtes Corps übrig bleibt, wo also der Begriff einer langen Postenlinie vor dem eines vereinigten Corps vorherrscht.

Je kürzer die Zeit der Ruhe ist, um so weniger vollkommen braucht die Deckung zu sein; von einem Tage zum andern hat der Feind gar nicht einmal die Gelegenheit zu erfahren, was gedeckt ist, und was nicht. Je länger die Ruhe dauert, um so vollkommener mufs die Beobachtung und die Deckung aller Zugangspunkte werden. In der Regel wird also die Vorhut bei längerem Halt sich immer mehr und mehr in einer Postenlinie ausdehnen. Ob sie ganz in dieselbe übergehen, oder ob der Begriff eines vereinigten Corps vorherrschend bleiben soll, hängt hauptsächlich von zwei Umständen ab. Der erste ist die Nähe der gegenseitigen Heere, der zweite die Natur der Gegend.

Sind die Heere im Verhältnifs zu ihrer Breitenausdehnung einander sehr nahe, so wird oft ein Corps der Avantgarde zwischen beide nicht mehr gestellt werden können, und sie werden ihre Sicherheit blos durch eine Reihe von kleinen Posten erhalten können.

Ueberhaupt braucht ein vereinigtes Corps, da es die Zugänge weniger unmittelbar deckt, mehr Zeit und Raum zu seiner Wirksamkeit, und es wird also in Fällen, wo das Heer eine sehr grofse Breite einnimmt, wie bei Quartieren, schon eine beträchtliche Entfernung vom Feinde erforderlich, wenn ein vereinigt stehendes Corps die Zugänge sichern soll, daher z. B. Winterquartiere meistens durch einen Vorpostenkordon gedeckt worden sind.

Der zweite Umstand ist die Natur der Gegend; wo nämlich ein starker Bodeneinschnitt Gelegenheit giebt, mit wenig Kräften eine starke Postenlinie zu bilden, da wird man sie nicht unbenutzt lassen.

Endlich kann auch bei Winterquartieren die Strenge der Jahreszeit Veranlassung werden, das Corps der Avantgarde in eine Postenlinie aufzulösen, weil das Unterkommen desselben dadurch erleichtert wird.

Am vollkommensten ausgebildet findet sich der Gebrauch einer verstärkten Vorpostenlinie bei dem englisch-holländischen Heer in den Niederlanden in dem Winterfeldzug von 1794 bis 1795, wo die Vertheidigungslinie aus Brigaden von allen Waffen in einzelnen Posten gebildet und durch eine Reserve unterstützt wurde. Scharnhorst, der sich bei dieser Armee befand, hat diesen Gebrauch im Jahre 1807 in Ostpreufsen bei der preufsischen Armee an der Passarge eingeführt. Sonst ist er aber in den neueren Zeiten wenig vorgekommen, hauptsächlich weil die Kriege zu reich an Bewegungen waren. Aber auch da, wo sich die Gelegenheit dazu fand, ist er versäumt worden, wie z. B. von Murat bei Tarutino. Eine längere Ausdehnung seiner Vertheidigungslinie würde ihn nicht in die Lage gesetzt haben, in einem Vorpostengefecht einige dreifsig Kanonen einzubüfsen.

Es ist nicht zu leugnen, dafs, wo es die Umstände mit sich bringen, aus diesem Mittel grofse Vortheile gezogen werden können, wovon wir noch bei andern Gelegenheiten zu sprechen denken.

Achtes Kapitel.

Wirkungsart vorgeschobener Corps.

Wir haben eben gesehen, wie die Sicherheit des Heeres von den Wirkungen erwartet wird, welche die Avantgarde und Seitencorps auf den vordringenden Feind hervorbringen. Diese Corps sind immer als sehr schwach zu betrachten, sobald man sie sich im Konflikt mit dem feindlichen Hauptheer denkt, und es bedarf daher einer eigenen Entwickelung, wie sie ihre Bestimmung erfüllen können, ohne dafs von jenem Mifsverhältnifs der Stärke bedeutende Verluste zu befürchten sind.

Die Bestimmung dieser Corps ist die Beobachtung des Feindes und die Verzögerung seines Vorrückens.

Schon für den ersten Zweck würde ein kleiner Haufen niemals dasselbe leisten, theils weil er leichter vertrieben ist, theils weil seine Mittel, d. i. seine Augen, nicht so weit reichen.

Aber das Beobachten soll auch einen höhern Grad haben; der Feind soll sich vor solchen Corps in seiner ganzen Stärke entwickeln und dabei nicht blofs seine Stärke, sondern auch seine Pläne deutlicher werden lassen.

Hierzu würde ihr blofses Dasein hinreichen und sie hätten nur nöthig, die Anstalten, welche der Feind zu ihrer Vertreibung macht, abzuwarten und dann ihren Rückzug anzutreten.

Aber sie sollen auch das Vorrücken des Feindes verzögern; dazu gehört schon eigentlicher Widerstand.

Wie läfst sich nun sowohl dieses Abwarten bis auf den letzten Augenblick, als dieser Widerstand denken, ohne dafs sich ein solches Corps dabei in beständiger Gefahr grofser Verluste befindet? Hauptsächlich dadurch, dafs der Feind auch mit einer vorgeschobenen Avantgarde anrückt und folglich nicht gleich mit der überflügelnden und überwältigenden Gewalt des Ganzen. Ist nun auch diese Avantgarde schon von Hause aus unsrem vorgeschobenen Corps überlegen, wie sie denn natürlich dazu eingerichtet wird, und ist auch das feindliche Heer derselben näher, als wir der unsrigen, und, weil es schon im Anzug begriffen ist, auch bald zur Stelle, um den Angriff seiner Avantgarde mit aller Macht zu unterstützen: so gewährt doch dieser erste Abschnitt, wo unser vorgeschobenes Corps es mit der feindlichen Avantgarde, also ungefähr mit seinesgleichen zu thun hat, schon einigen Zeitgewinn und gestattet, das Anrücken des Gegners einige Zeit zu beobachten, ohne seinen eigenen Rückzug in Gefahr zu bringen.

Aber selbst einiger Widerstand, welchen ein solches Corps in einer dazu geeigneten Stellung leistet, bringt nicht allen Nachtheil, den man in Rück-

sicht auf das Mifsverhältnifs der Macht in andern Fällen erwarten könnte. Die Hauptgefahr beim Widerstand gegen einen überlegenen Feind liegt immer in der Möglichkeit, umgangen und durch einen umfassenden Angriff in grofsen Nachtheil gebracht zu werden; diese ist aber in solcher Lage meistens sehr gemindert, weil der Vorrückende niemals recht weifs, wie nahe eine Unterstützung von dem Heere selbst sich findet, und also seine abgeschickten Kolonnen selbst zwischen zwei Feuer bringen könnte. Die Folge ist, dafs der Vorrückende mit seinen einzelnen Kolonnen immer ziemlich in gleicher Höhe bleibt und erst dann, wenn er die Lage seines Gegners genau erforscht hat, anfängt mit Vorsicht und Behutsamkeit den einen oder den andern Flügel zu umgehen. Dieses Herumtasten und diese Behutsamkeit machen es dann dem vorgeschobenen Corps möglich, vor dem Eintritt einer wirklichen Gefahr abzuziehen.

Wie lange übrigens der wirkliche Widerstand eines solchen Corps gegen den Frontalangriff und gegen den Anfang einer Umgehung dauern darf, hängt vorzüglich von der Natur der Gegend und der Nähe seiner Unterstützung ab. Wird dieser Widerstand über sein natürliches Mafs ausgedehnt, entweder aus Unverstand oder aus Aufopferung, weil das Heer Zeit braucht, so wird ein beträchtlicher Verlust immer die Folge davon sein.

In den seltensten Fällen, nämlich nur, wenn ein beträchtlicher Bodenabschnitt dazu Gelegenheit giebt, wird der eigentliche Gefechtswiderstand von Bedeutung sein dürfen, und die Dauer der kleinen Schlacht, welche ein solches Corps liefern könnte, würde, an sich betrachtet, schwerlich ein hinreichender Zeitgewinn sein; dieser ergiebt sich in der dreifachen Weise, welche in der Natur der Sache liegt, nämlich:

1. durch das behutsamere und folglich langsamere Vorschreiten des Gegners,
2. durch die Dauer des wirklichen Widerstandes,
3. durch den Rückzug selbst.

Dieser Rückzug muss so langsam gemacht werden, als es die Sicherheit gestattet. Wo die Gegend zu neuen Aufstellungen Gelegenheit darbietet, mufs sie benutzt werden, was den Feind zwingt, neue Anstalten zum Angriff und zur Umgehung zu treffen, und also neuen Zeitgewinn verschafft. Selbst ein wirkliches Gefecht kann vielleicht in der neuen Stellung angenommen werden.

Man sieht, dafs der Gefechtswiderstand und der Rückmarsch innig mit einander verschmolzen sind, und dafs, was den Gefechten an Dauer abgeht, durch ihre Vervielfältigung gewonnen werden mufs.

Dies ist die Widerstandsart eines vorgeschobenen Corps. Das Resultat derselben richtet sich vor allen Dingen nach der Stärke des Corps und der Natur der Gegend, nächstdem nach der Länge des Weges, welchen es zurückzulegen hat, und der Unterstützung und Aufnahme, die es findet.

Ein kleiner Haufe kann, auch bei gleichem Machtverhältnifs, nicht so lange widerstehen, wie ein beträchtliches Corps; denn je gröfser die Massen werden, um so mehr Zeit brauchen sie zur Vollbringung ihrer Thätigkeit, welcher Art diese auch sein mag. In einer Gebirgsgegend ist schon der blofse Marsch viel langsamer, der Widerstand in den einzelnen Aufstellungen

länger und gefahrloser, und die Gelegenheit zu solchen Aufstellungen auf jedem Schritt vorhanden.

Die Weite, auf welche ein Corps vorgeschoben worden ist, vermehrt die Länge seines Rückzuges und also den absoluten Zeitgewinn seines Widerstandes; aber da ein solches Corps seiner Lage nach weniger widerstandsfähig und unterstützt ist, so wird es den Weg verhältnifsmäfsig in kürzerer Zeit zurücklegen, als einen kürzeren, wenn es dem Heere näher gestanden hätte.

Die Aufnahme und Unterstützung, welche ein Corps findet, mufs natürlich Einflufs auf die Dauer seines Widerstandes haben, da das, was man dem Rückzug an Vorsicht und Behutsamkeit schuldig ist, immer von dem Widerstande genommen und diesem also entzogen werden mufs.

Einen merklichen Unterschied in der Zeit, welche durch den Widerstand der vorgeschobenen Corps gewonnen wird, macht es, wenn der Feind erst in der letzten Hälfte des Tages vor ihnen erscheint; in diesem Fall wird gewöhnlich, weil die Nacht selten zum weitern Vorschreiten benutzt wird, um so viel Zeit mehr gewonnen. So geschah es, dafs im Jahre 1815 das erste preufsische Corps unter General Ziethen von etwa 30,000 Mann Bonaparte mit 120,000 Mann gegen sich haben und auf dem kurzen Weg von Charleroi bis Ligny, der noch nicht zwei Meilen beträgt, dem preufsischen Heer über 24 Stunden Zeit zu seiner Versammlung verschaffen konnte. General Ziethen wurde nämlich den 15. Juni Vormittags um etwa 9 Uhr angegriffen, und die Schlacht von Ligny fing den 16. etwa um 2 Uhr Mittags an. Freilich hatte General Ziethen einen sehr beträchtlichen Verlust, nämlich fünf bis sechstausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen.

Fragen wir die Erfahrung, so dürfte sich folgendes Resultat als ein Anhaltspunkt für Betrachtungen dieser Art aufstellen lassen.

Eine durch Reiterei verstärkte Division von zehn bis zwölftausend Mann, die auf einen Tagemarsch von drei bis vier Meilen vorgeschoben ist, wird in einer gewöhnlichen, nicht eben starken Gegend den Feind einschliesslich des Rückzuges etwa anderthalbmal so lange Zeit aufhalten können, als der einfache Marsch durch die Rückzugsgegend erfordert hätte; ist aber die Division nur eine Meile weit vorgeschoben, so wird der Aufenthalt des Feindes wohl zwei- bis dreimal so lange dauern, wie der einfache Marsch.

Bei vier Meilen also, deren gewöhnliche Marschdauer auf zehn Stunden anzunehmen ist, wird man etwa auf fünfzehn Stunden rechnen können von dem Augenblick, wo der Feind vor der Division mit Macht erscheint, bis zu dem Augenblick, wo er im Stande ist, unser Heer selbst anzugreifen. Dagegen wird, wenn die Avantgarde nur eine Meile weit vom Heere steht, die Zeit, welche bis zum möglichen Angriff unsres Heeres verstreicht, länger als drei bis vier Stunden und füglich auf das Doppelte anzunehmen sein; denn die Zeit, welche der Gegner braucht, um seine ersten Mafsregeln gegen die Avantgarde zu entwickeln, wird dieselbe, die Zeit des Widerstandes dieser Avantgarde in der ursprünglichen Aufstellung sogar gröfser sein, wie im Fall einer weiter vorgeschobenen Stellung.

Die Folge ist, dafs der Feind unter jener ersten Voraussetzung nicht

leicht an demselben Tage, wo er unsere Avantgarde vertreibt, den Angriff gegen unser Heer unternehmen kann, und so hat es sich auch meistens in der Erfahrung ergeben. Selbst im zweiten Fall mufs der Feind unsere Avantgarde wenigstens in der ersten Hälfte des Tags vertreiben, um noch Zeit zu einer Schlacht zu behalten.

Da bei der ersten unserer Voraussetzungen die Nacht uns zu Hülfe kommt, so sieht man, wie viel Zeit durch eine weiter vorgeschobene Avantgarde gewonnen werden kann.

Was die einem Heer zur Seite aufgestellten Corps betrifft, deren Bestimmung wir früher angegeben haben, so ist ihr Verfahren in den meisten Fällen mehr oder weniger an Umstände geknüpft, die in das Gebiet der näheren Anwendung gehören. Am einfachsten ist es, sie wie eine dem Heer zur Seite aufgestellte Avantgarde zu betrachten, die, zugleich etwas vorgeschoben, sich in schräger Richtung auf dasselbe zurückzieht.

Da sich diese Corps nicht gerade vor dem Heere befinden und also nicht zu beiden Seiten von demselben so bequem aufgenommen werden können, wie eine wirkliche Avantgarde, so würden sie gröfserer Gefahr ausgesetzt sein, wenn sich nicht die feindliche Stofskraft auf den äufsersten Enden, in der Allgemeinheit der Fälle, auch etwas verringerte, und in den schlimmsten Fällen diese Corps Raum zum Ausweichen hätten, ohne das Heer so unmittelbar in Gefahr zu bringen, wie eine fliehende Avantgarde thun würde.

Die Aufnahme vorgeschobener Corps geschieht am liebsten und besten durch eine beträchtliche Reiterei, was denn Veranlassung wird, die Reserve dieser Waffe, wo die Entfernungen es nöthig machen, zwischen dem Heer und dem vorgeschobenen Corps aufzustellen.

Das Endresultat ist also, dafs die vorgeschobenen Corps weniger durch eigentliche Kraftanstrengung, als durch ihre blofse Gegenwart, weniger durch Gefechte, die sie wirklich liefern, als durch die Möglichkeit derjenigen, die sie liefern könnten, wirksam werden; dafs sie die feindliche Bewegung nirgends hemmen, sondern wie ein Pendelgewicht ermäfsigen und regeln sollen, damit man im Stande sei, sie dem Kalkül zu unterwerfen [1]).

Neuntes Kapitel.

Läger.

Wir betrachten die drei Zustände des Heeres aufser dem Gefecht nur strategisch, d. h. in so fern sie Ort, Zeit und Menge der Streitkräfte bedingen. Alle Gegenstände, welche sich auf die inneren Anordnungen der Gefechte und auf den Uebergang in den Zustand des Gefechtes beziehen, gehören in die Taktik.

[1]) Diese ganze „Wirksamkeit", die Clausewitz hier von einem „vorgeschobenen Corps" verlangt und in ihrer „Wirkungsart" bespricht, fällt heutzutage — wieder, wie zur Friedericianischen Zeit — den, besonders mit Rücksicht auf

Die Aufstellung in Lägern, worunter wir jede Aufstellung aufser Quartieren verstehen, sei es unter Zelten, in Hütten oder im freien Felde, ist mit dem durch dieselbe bedingten Gefecht strategisch völlig identisch. Taktisch ist sie es nicht immer, denn man kann aus mancherlei Gründen den Lagerplatz etwas verschieden von dem ausersehenen Schlachtfelde wählen. Nachdem wir nun über die Aufstellung des Heeres, d. h. über den Ort, welchen die einzelnen Theile einnehmen werden, bereits das Erforderliche gesagt haben, geben uns die Läger nur noch zu einer historischen Betrachtung Veranlassung.

Früher, d. h. ehe die Armeen wieder zu einer bedeutenden Gröfse angewachsen, die Kriege dauernder, in ihren einzelnen Theilen zusammenhängender geworden sind, und bis zur französischen Revolution, lagerten die Heere stets unter Zelten. Dies war ihr Normalzustand. Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit verliefsen sie die Quartiere und bezogen dieselben erst wieder mit Eintritt des Winters. Die Winterquartiere mufs man gewissermafsen als einen Zustand des Nichtkrieges ansehen, denn in ihnen wurden die Kräfte neutralisirt, das ganze Uhrwerk in seinem Gange angehalten. Erholungsquartiere, welche den eigentlichen Winterquartieren vorangehen, und andere Cantonnements auf kurze Zeit und in engen Räumen waren Uebergänge und aufsergewöhnliche Zustände.

Wie sich jene regelmäfsige, freiwillige Neutralisirung der Kraft mit dem Zweck und Wesen des Krieges vertrug und noch verträgt, ist hier nicht der Ort, zu untersuchen; wir kommen später auf diesen Gegenstand; genug es war so.

Seit dem französischen Revolutionskriege haben die Heere die Zelte des grofsen Trosses wegen, welchen sie veranlassen, ganz abgeschafft. Theils findet man es besser bei einem Heer von 100,000 Mann statt der 6000 Zeltpferde 5000 Mann Reiterei oder ein paar hundert Geschütze mehr zu haben, theils ist bei grofsen und raschen Bewegungen ein solcher Trofs nur hinderlich und wenig nützlich.

Dadurch sind aber zwei Rückwirkungen entstanden, nämlich ein stärkerer Verbrauch von Streitkräften und eine gröfsere Verheerung des Landes.

Wie schwach auch der Schutz eines Daches von schlechter Leinewand sei — es ist nicht zu verkennen, dafs mit ihm die Truppen auf die Dauer eine grofse Erleichterung entbehren. Für einen einzelnen Tag ist der Unterschied gering, weil ein Zelt gegen Wind und Kälte wenig und gegen Nässe nicht vollkommen schützt; aber dieser geringe Unterschied wird bedeutend,

---

diese Aufgabe gebildeten und gegliederten Kavalleriedivisionen zu, deren „Aufnahme" (s. Text vorher) umgekehrt nur durch die folgenden Infanterie-Avantgarden bewirkt werden soll!

Wieder ist es charakteristisch (s. Anmerkung 1 zum vierten Kapitel dieses Buches) für die Zeit, dafs Clausewitz dieses Gesammtfeld selbständiger Thätigkeit vor und in den Flanken der Armee nur der „durch Reiterei verstärkten Infanterie (-Division etc.)" anvertrauen und die „beträchtliche Reserve-Reiterei" nur zu ihrer „Aufnahme" bestimmen will!

wenn es sich zwei- oder dreihundertmal im Jahre wiederholt. Ein gröſserer Verlust durch Krankheiten ist die ganz natürliche Folge.

Wie die Verheerung des Landes durch den Mangel an Zelten zunimmt, braucht nicht auseinander gesetzt zu werden.

Man sollte also glauben, die Abschaffung der Zelte müsse wegen dieser beiden Rückwirkungen den Krieg auf eine andere Weise wieder geschwächt haben: man müsse länger und häufiger in Quartieren stehen und aus Mangel an Lagerungsbedürfnissen manche Aufstellung unterlassen, die vermittelst der Zeltläger möglich war.

Dies würde auch der Fall gewesen sein, wenn der Krieg nicht in derselben Epoche überhaupt eine ungeheure Veränderung erlitten hätte, welche diese kleinen, untergeordneten Wirkungen in sich verschlungen hat.

Sein elementarisches Feuer ist so überwältigend, seine Energie so auſserordentlich geworden, daſs auch jene regelmäſsigen Perioden der Ruhe verschwunden sind, und alle Kräfte sich mit unaufhaltsamer Gewalt zur Entscheidung hindrängen, wovon ausführlicher im neunten Buche[1]) gehandelt werden soll. Unter diesen Umständen kann also von einer Veränderung nicht die Rede sein, welche die Entbehrung der Zelte in dem Gebrauch der Streitkräfte veranlassen sollte. Man lagert in Hütten oder unter freiem Himmel, ohne jede Rücksicht auf Wetter, Jahreszeit und Gegend, wie es der Zweck und Plan des Ganzen fordert.

Ob der Krieg zu allen Zeiten und unter allen Umständen diese Energie behalten wird, davon werden wir in der Folge sprechen; da, wo er sie nicht hat, wird allerdings die Entbehrung der Zelte einigen Einfluſs auf seine Führung äuſsern können; daſs aber diese Rückwirkung je stark genug werden könnte, um wieder zur Einführung der Zeltläger zu führen, ist darum zu bezweifeln, weil, nachdem sich für das kriegerische Element einmal viel weitere Schranken aufgethan haben, es immer nur periodisch für gewisse Zeiten und Verhältnisse in die alten, engeren zurückkehren, von Zeit zu Zeit aber wieder mit der Allgewalt seiner Natur durchbrechen wird. Bleibende Einrichtungen der Heere können also nur auf diese berechnet werden.

Zehntes Kapitel.

Märsche.

Die Märsche sind ein bloſser Uebergang von einer Aufstellung zur andern, und darin sind zwei Hauptbedingungen enthalten.

Die erste ist die Beweglichkeit der Truppen, damit nicht Kräfte unnütz verthan werden, die man nützlich anwenden könnte; die zweite die Genauigkeit der Bewegungen, damit sie richtig zutreffen. Wenn man 100,000 Mann

---

[1]) Dieses „neunte“ Buch existirt nicht! Was es bringen sollte, ist wohl zumeist im Fragment des achten Buches enthalten.

in einer einzigen Kolonne, d. h. auf einer Strafse ohne Zeitabschnitte marschiren lassen wollte, so würde das Ende dieser Kolonne mit ihrer Spitze niemals an demselben Tage eintreffen; man würde entweder ungewöhnlich langsam vorrücken müssen, oder die Masse würde, wie ein fallender Wasserstrahl in Tropfen, auseinanderreifsen, und dieses Auseinanderreifsen, verbunden mit der übermäfsigen Anstrengung, welche die Länge der Kolonne für die hintersten zur Folge hat, würde bald alles in Wirrwarr auflösen.

Von diesem Extrem nun hinunter wird der Marsch immer um so leichter und genauer, je kleiner die Masse der Truppen ist, die sich in einer Kolonne befindet. Daraus entsteht also ein Bedürfnifs der Theilung, welches nichts mit derjenigen Theilung zu thun hat, die von der getheilten Aufstellung herrührt, so dafs die Theilung in Marschkolonnen zwar im Allgemeinen, aber nicht in jedem besondern Fall aus der Aufstellung hervorgeht. Eine grofse Masse, die man auf einen Punkt vereint aufstellen will, mufs man nothwendig im Marsch theilen. Aber selbst dann, wenn eine getheilte Aufstellung einen getheilten Marsch veranlafst, können bald die Bedingungen der Aufstellung, bald die des Marsches vorherrschen. Ist z. B. die Aufstellung eine blofse Rast, und kein Gefecht in derselben zu erwarten, so herrschen die Bedingungen des Marsches vor, und diese Bedingungen bestehen hauptsächlich in der Wahl guter und gebahnter Strafsen. Diese Verschiedenheit im Auge behaltend, wird man in dem einen Fall die Wege der Quartiere und Läger wegen, in dem andern die Quartiere und Läger der Strafse wegen wählen. Wo man eine Schlacht erwartet, und es darauf ankommt, den passenden Punkt mit einer Truppenmasse zu erreichen, da trägt man kein Bedenken, dieselbe nöthigenfalls durch die schwierigsten Seitenwege dahin gelangen zu lassen; befindet man sich dagegen mit dem Heere gewissermafsen noch auf der Reise zum Kriegstheater, so werden die nächsten grofsen Strafsen für die Kolonnen gewählt, und Quartiere und Läger, so gut es gehen will, in ihrer Nähe aufgesucht.

Zu welcher der beiden Arten der Marsch auch gehören mag, — es ist ein allgemeiner Grundsatz der neueren Kriegskunst, überall, wo nur die Möglichkeit eines Gefechtes denkbar ist, d. h. in dem ganzen Bereich des eigentlichen Krieges, die Kolonnen so einzurichten, dafs die in denselben enthaltene Truppenmasse zu einem selbständigen Gefecht geeignet ist. Diese Bedingung wird erfüllt durch die Verbindung der drei Waffen, durch eine organische Eintheilung des Ganzen und durch die gehörige Bestellung des Oberbefehls. Es sind also hauptsächlich die Märsche, welche die neuere Schlachtordnung veranlafst haben, und welche den gröfsten Nutzen von ihr ziehen.

Als man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders auf dem Kriegstheater Friedrichs II., anfing die Bewegung als ein eigenes Prinzip des Schlagens anzusehen und den Sieg durch den Einflufs unvermutheter Bewegungen an sich zu reifsen, machte der Mangel einer organischen Schlachtordnung die künstlichsten und schwerfälligsten Anordnungen in den Märschen nothwendig. Um in der Nähe des Feindes eine Bewegung auszuführen, mufste man immer zum Schlagen bereit sein; man war aber dazu nicht bereit, wenn nicht die Armee beisammen war, weil nur die Armee ein Ganzes aus-

machte. Das zweite Treffen mufste bei Seitenmärschen, um sich immer in einer erträglichen Entfernung, d. h. nicht über eine Viertelmeile vom ersten zu befinden, mit Noth und Mühe und mit einem grofsen Aufwand von Lokalkenntnifs über Stock und Block geführt werden; denn wo findet man auf einer Viertelmeile zwei gebahnte Wege, die parallel nebeneinander herlaufen? Dieselben Umstände traten für die Flügelkavallerie ein, wenn man senkrecht auf den Feind marschirte. Neue Noth war mit der Artillerie, die ihre eigene durch die Infanterie gedeckte Strafse brauchte, weil die Infanterietreffen ununterbrochene Linien bilden sollten und die Artillerie ihre langen, schleppenden Kolonnen noch schleppender gemacht und alle Distancen in Unordnung gebracht haben würde. Man lese nur die Marschdispositionen in Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges, um sich von allen diesen Umständen und von den Fesseln zu überzeugen, welche durch denselben dem Kriege angelegt wurden.

Seitdem aber die neuere Kriegskunst dem Heere eine organische Eintheilung gegeben, in der die Haupttheile als kleine Ganze zu betrachten sind, die im Gefecht alle Wirkungen des grofsen Ganzen hervorbringen können mit dem einzigen Unterschied, dafs ihr Wirken von kürzerer Dauer ist, seitdem ist man, selbst da, wo man ein vereintes Schlagen beabsichtigt, nicht mehr genöthigt, die Kolonnen in dem Mafse nahe bei einander zu haben, dafs sich alle vor Anfang des Gefechts vereinigen können, sondern es ist hinreichend, wenn diese Vereinigung im Lauf des Gefechts stattfindet.

Je kleiner eine Truppenmasse ist, um so leichter ist sie zu bewegen, um so weniger bedarf es derjenigen Theilung, die nicht eine Folge der getheilten Aufstellung, sondern der Unbehülflichkeit der Masse ist. Ein kleiner Haufe marschirt also in einer Strafse, und soll er auf mehreren Linien vorgehen, so finden sich leicht Wege nahe bei einander, gut genug für sein Bedürfnifs. Je gröfser die Massen werden, um so gröfser wird das Bedürfnifs der Theilung, die Anzahl der Kolonnen und das Erfordernifs gebahnter Wege oder gar grofser Strafsen, folglich auch die Entfernung der Kolonnen von einander. Mit diesem Bedürfnifs der Theilung steht nun die Gefahr derselben — arithmetisch gesprochen — in umgekehrtem Verhältnifs. Je kleiner die Theile sind, um so eher müssen sie einander beispringen; je gröfser, um so länger können sie sich selbst überlassen bleiben. Wenn man sich nur dessen erinnert, was im vorigen Buch hierher Gehöriges gesagt worden ist, und bedenkt, dafs in kultivirten Gegenden sich auf einige Meilen Entfernung von der Hauptstrafse immer ziemlich gebahnte parallel laufende Wege finden werden, so wird man leicht einsehen, dafs in der Anordnung des Marsches sich keine sehr grofsen Schwierigkeiten finden, die ein schnelles Vorschreiten und genaues Zutreffen mit der gehörigen Vereinigung der Kräfte unverträglich machten. — In Gebirgen, wo der parallelen Strafsen am wenigsten, und die Verbindungen derselben untereinander am schwierigsten sind, ist auch die Widerstandsfähigkeit einer einzelnen Kolonne sehr viel gröfser.

Um uns des Gegenstandes klarer bewufst zu werden, wollen wir denselben einen Augenblick in konkreter Gestalt betrachten.

Eine Division von 8000 Mann nimmt mit ihrer Artillerie und einigem

andern Fuhrwerk nach der Erfahrung in gewöhnlichen Fällen den Raum einer Stunde ein; wenn also zwei Divisionen auf einer Strafse ziehen, so kommt die zweite eine Stunde nach der ersten an; nun ist aber, wie wir im sechsten Kapitel des vierten Buches schon gesagt haben, eine Division von solcher Stärke wohl im Stande, auch gegen einen überlegenen Feind das Gefecht mehrere Stunden zu unterhalten, und es würde also die zweite Division, selbst im unglücklichsten Fall, wenn nämlich die erste genöthigt worden wäre, das Gefecht augenblicklich zu beginnen, nicht zu spät kommen. Ferner wird man innerhalb einer Stunde rechts und links der Strafse, auf welcher man marschirt, in den kultivirten Ländern Mittel-Europa's meistens auch Seitenwege finden, welche man für den Marsch benutzen kann, ohne, wie das im siebenjährigen Kriege so oft geschah, querfeldein zu marschiren.

Ferner ist es aus der Erfahrung bekannt, dafs ein Heer von vier Divisionen und einer Kavalleriereserve einen Marsch von drei Meilen, selbst auf nicht guten Wegen, mit der Spitze in acht Stunden zurückzulegen pflegt; rechnen wir nun für jede Division eine Stunde Tiefe und eben so viel für die Kavallerie- und Artilleriereserve, so wird der ganze Marsch dreizehn Stunden dauern. Dies ist keine übermäfsige Zeitlänge, und doch würden in diesem Fall an 40,000 Mann auf derselben Strafse marschirt sein. Bei dieser Masse aber kann man die Nebenwege noch weiter suchen und benutzen, folglich den Marsch leicht abkürzen. Wäre die Masse der Truppen, welche auf einer Strafse ziehen sollte, noch gröfser, als die obige, so würde auch schon der Fall eintreten, dafs die Ankunft derselben an ein und demselben Tage nicht mehr unerläfslich wäre; denn solche Massen liefern sich jetzt die Schlachten niemals in der ersten Stunde des Zusammentreffens, sondern gewöhnlich erst am folgenden Tage.

Wir haben diese konkreten Fälle angeführt, nicht um die Verhältnisse der Art zu erschöpfen, sondern um deutlicher zu werden und durch diesen Blick in die Erfahrung zu zeigen, dafs bei der jetzigen Kriegführung die Einrichtung der Märsche keine so grofsen Schwierigkeiten mehr darbietet; dafs die schnellsten und genauesten Märsche nicht mehr eine eigene Kunst und eine so genaue Landeskenntnifs erfordern, wie dies im siebenjährigen Kriege bei den schnellen und genauen Märschen Friedrichs des Grofsen der Fall war; vielmehr machen sie sich jetzt vermittelst der organischen Eintheilung des Heeres fast von selbst, wenigstens ohne grofse Entwürfe. Wie die Schlachten sonst durch das blofse Kommandowort geleitet wurden, die Märsche aber langer Entwürfe bedurften, so bedürfen jetzt die Schlachtordnungen der letzteren, und für den Marsch genügt fast das blofse Kommandowort [1]).

Bekanntlich zerfallen alle Märsche in senkrechte und parallele. Die letzteren, auch Flankenmärsche genannt, verändern die geometrische Lage der Theile; was in der Aufstellung nebeneinander war, wird auf dem Marsch hintereinander sein und umgekehrt. Ob nun gleich alle innerhalb des rechten Winkels liegenden Grade eben so gut als Richtung des Marsches vor-

---

[1]) Ein anregender Vergleich, der zu weiterem Nachdenken auffordert.

kommen können, so mufs doch die Ordnung derselben entschieden von der einen oder der andern Art sein.

Nur der Taktik wäre es möglich, diese geometrische Veränderung vollkommen durchzuführen, und dieser auch nur, wenn sie sich des sogenannten Rottenmarsches bediente, was für grofse Massen unmöglich ist. Noch viel weniger kann es die Strategie. Die Theile, welche ihre geometrischen Verhältnisse wechseln, beziehen sich bei der ehemaligen Schlachtordnung nur auf Flügel und Treffen, bei der neueren Schlachtordnung gewöhnlich auf die Glieder der ersten Ordnung: Corps, Divisionen oder auch Brigaden, je nachdem das Ganze eingetheilt ist. Allein auch hierauf haben die aus der neuern Schlachtordnung oben gezogenen Folgerungen Einflufs; da es nicht mehr so nöthig ist, wie sonst, dafs das Ganze zusammen ist, ehe gehandelt wird, so trägt man mehr Sorge, dafs dasjenige, was zusammen ist, ein Ganzes bildet. Wenn zwei Divisionen so aufgestellt wären, dafs die eine sich als Reserve hinter der andern befände, und sie auf zwei Wegen gegen den Feind vorrücken sollten, so wird Niemand auf den Gedanken kommen, jede der beiden Divisionen in die beiden Wege zu theilen, sondern man wird unbedenklich jeder Division einen Weg geben, sie also nebeneinander marschiren und jeden der Divisionsgenerale dafür sorgen lassen, im Fall eines Gefechts sich seine Reserve selbst zu bilden. Die Einheit des Befehls ist viel wichtiger, als das ursprüngliche geometrische Verhältnifs; kommen die Divisionen ohne Gefecht in der bestimmten Stellung an, so können sie ihr voriges Verhältnifs wieder einnehmen[*]). Noch weniger wird man, wenn zwei nebeneinanderstehende Divisionen einen Parallelmarsch auf zwei Wegen machen sollen, auf den Gedanken kommen, die hinteren Treffen oder Reserve jeder Division auf dem hinteren Wege ziehen zu lassen, sondern man wird jeder der Divisionen einen der beiden Wege anweisen, und also während des Zuges die eine als die Reserve der andern betrachten. Wenn ein Heer von vier Divisionen, von denen drei in der Fronte, die vierte als Reserve aufgestellt sind, in dieser Ordnung gegen den Feind vorrücken soll, so ist es natürlich, jeder der drei Frontedivisionen einen eigenen Weg anzuweisen und die Reserve der mittelsten folgen zu lassen. Finden sich aber diese drei Wege nicht auf passenden Entfernungen, so würde man unbedenklich auch auf zwei Wegen vorrücken können, ohne dafs daraus ein merklicher Nachtheil entspringen könnte.

Eben so ist es bei dem umgekehrten Fall der Parallelmärsche.

Ein anderer Punkt ist der Rechts- und Linksabmarsch der Kolonnen. Bei Parallelmärschen ergiebt er sich von selbst. Niemand wird rechts abmarschiren, um sich nach der linken Seite hin zu bewegen. Beim Marsch vor- und rückwärts sollte sich die Marschordnung eigentlich nach der Lage des Weges gegen die Linie des künftigen Aufmarsches richten. In der Taktik wird dies auch in allen Fällen geschehen können, weil ihr Raum kleiner und also die geometrischen Verhältnisse leichter zu übersehen sind. In der Strategie ist dies ganz unmöglich, und wenn wir dennoch hin und wieder aus der

[*]) Trautenau!

Taktik eine gewisse Analogie in sie haben überführen sehen, so war es reine Pedanterie. Obgleich früher die ganze Marschordnung eine rein taktische Sache war, weil das Heer auch im Marsch ein ungetheiltes Ganzes blieb, und nur ein Totalgefecht vorstellte, so konnte doch Schwerin z. B., als er den 5. Mai aus der Gegend von Brandeis abmarschirte, nicht wissen, ob ihm sein künftiges Schlachtfeld rechts oder links liegen würde, daher der berühmte Contremarsch gemacht werden mufste.

Wenn ein Heer der alten Schlachtordnung in vier Kolonnen gegen den Feind vorrückte, so machten die beiden Kavallerieflügel des ersten und zweiten Treffens die beiden äufsern, die Infanterieflügel beider Treffen die beiden mittleren Kolonnen. Diese Kolonnen konnten nun sämmtlich rechts, oder sämmtlich links, oder der rechte Flügel rechts und der linke links, oder der linke rechts und der rechte links abmarschiren. Im letztern Fall würde man den Abmarsch „aus der Mitte" genannt haben. Alle diese Formen aber waren im Grunde, ob sie gleich eine Beziehung zum künftigen Aufmarsch haben sollten, gerade in dieser Beziehung gleichgültig. Als Friedrich der Grofse in die Schlacht von Leuthen ging, war er flügelweis in vier Kolonnen rechts abmarschirt, daraus entstand mit grofser Leichtigkeit der von allen Geschichtschreibern so sehr bewunderte Uebergang zum Abmarsch in Treffen, weil es zufällig der österreichische linke Flügel war, den der König angreifen wollte. Hätte er den rechten umgehen wollen, so würde wie bei Prag ein Contremarsch nothwendig geworden sein.

Entsprachen diese Formen schon damals jenem Zweck nicht, so wären sie jetzt in Beziehung auf denselben eine völlige Spielerei. Man kennt jetzt eben so wenig als sonst die Lage des künftigen Schlachtfeldes zum Wege, den man zieht, und der kleine Verlust an Zeit, welcher aus einem falschen Abmarsch entsteht, ist jetzt unendlich weniger wesentlich, als sonst. Auch hier übt die neue Schlachtordnung ihren wohlthätigen Einflufs; welche Division zuerst ankommt, welche Brigade zuerst ins Feuer geführt wird, ist völlig gleichgültig.

Unter diesen Umständen hat der Rechts- und Links-Abmarsch jetzt keinen andern Werth, als dafs er, wenn darin abgewechselt wird, dazu dient, die Mühseligkeiten bei den Truppen auszugleichen. Und dies ist der einzige, aber freilich ein sehr wichtiger Grund, diesen doppelten Abmarsch auch im Grofsen beizubehalten.

Der Abmarsch aus der Mitte fällt unter diesen Umständen als eine bestimmte Ordnung von selbst weg und kann nur zufällig entstehen; ein Abmarsch aus der Mitte bei ein und derselben Kolonne ist in der Strategie ohnehin ein Unding, denn er setzt einen doppelten Weg voraus.

Die Ordnung des Marsches gehört übrigens mehr in das Gebiet der Taktik als der Strategie, denn es ist die Zerlegung eines Ganzen in Glieder, welche nach dem Marsch wieder ein Ganzes werden sollen. Da aber in der neuern Kriegskunst auf das genaue Beisammensein der Theile nicht mehr gesehen wird, diese vielmehr während des Marsches weiter von einander entfernt und sich selbst überlassen werden, so können auch viel leichter die Folge davon Gefechte sein, welche die Theile für sich bestehen und die also als

Totalgefechte betrachtet werden müssen; darum haben wir es für nöthig gefunden, so viel davon zu sagen.

Uebrigens wird, da eine Aufstellung in drei neben einander liegenden Theilen, wie wir im zweiten Kapitel dieses Buches gesehen haben, wo keine besondern Zwecke vorwalten, sich als die natürlichste ergiebt, daraus auch die Marschordnung in drei grofsen Zügen als die natürlichste hervorgehoben.

Wir haben jetzt nur noch zu bemerken, dafs der Begriff einer Kolonne nicht blofs von dem Wege ausgeht, welchen eine Truppenmasse zieht, sondern dafs man in der Strategie auch Truppenmassen so benennen mufs, welche an verschiedenen Tagen auf derselben Strafse ziehen. Denn die Theilung in Kolonnen geschieht hauptsächlich zur Abkürzung und Erleichterung des Marsches, weil eine kleine Zahl stets schneller und bequemer marschirt als eine grofse. Dieser Zweck wird aber auch erreicht, wenn die Truppenmasse nicht auf verschiedenen Wegen, aber an verschiedenen Tagen marschirt.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung.

Ueber das Mafs eines Marsches und die dazu erforderliche Zeit ist es natürlich sich an die allgemeinen Erfahrungssätze zu halten.

Für unsere neueren Heere steht es längst fest, dafs ein Marsch von drei Meilen das gewöhnliche Tagewerk ist, das bei langen Zügen sogar auf zwei Meilen heruntergesetzt werden mufs, um die nöthigen Rasttage einschalten zu können, welche für die Herstellung alles schadhaft Gewordenen bestimmt sind.

Bei einer Division von 8000 Mann dauert ein solcher Marsch in ebenen Gegenden und bei mittelmäfsigen Wegen acht bis zehn, in bergigen zehn bis zwölf Stunden. Sind mehrere Divisionen in einer Kolonne beisammen, so dauert er noch ein paar Stunden länger, wenn man auch selbst die Zeit abrechnet, um welche man die folgenden Divisionen später aufbrechen läfst.

Man sieht also, dafs der Tag bei einem solchen Marsch schon ziemlich besetzt ist, dafs die Anstrengung des Soldaten, zehn bis zwölf Stunden unter seinem Gepäck zu sein, nicht mit einer gewöhnlichen Fufsreise von drei Meilen verglichen werden kann, die ein Einzelner bei erträglichen Wegen füglich in fünf Stunden zurücklegen kann.

Zu den stärksten Märschen gehören, wenn sie einzeln vorkommen, fünf, höchstens sechs Meilen, auf längere Dauer vier.

Ein Marsch von fünf Meilen erfordert schon einen Halt von mehreren Stunden, und eine Division von 8000 Mann wird ihn auch bei guten Wegen in nicht weniger als sechszehn Stunden zurücklegen. Beträgt der Marsch sechs Meilen und sind mehrere Divisionen beisammen, so mufs man wenigstens zwanzig Stunden rechnen.

Es ist hier der Marsch von einem Lager ins andere und bei versammelten Divisionen gemeint, denn dies ist die gewöhnliche Form, welche auf dem

Kriegstheater vorkommt. Marschiren mehrere Divisionen in einer Kolonne, so wird man die vordersten etwas früher versammeln und abmarschiren lassen, und sie rücken dann auch um so viel früher ins Lager. Indessen kann dieser Unterschied doch niemals die ganze Zeit betragen[1]), welche der Länge einer Division im Marsch entspricht, und welche sie, wie die Franzosen sehr gut sagen, zu ihrem découlement (Ablauf) braucht. Es wird daher für die Anstrengung des Soldaten dadurch wenig erspart, und jeder Marsch durch die grössere Menge der Truppen in seiner Dauer sehr verlängert. Auf eine ähnliche Art die Division selbst mit ihren Brigaden in verschiedenen Zeiten zu versammeln und abrücken zu lassen, ist in den wenigsten Fällen anwendbar, und darin liegt der Grund, warum wir sie als Einheit angenommen haben.

Bei langen Reisemärschen, wo die Truppen von einem Quartier ins andere rücken und die Wege in kleinen Abtheilungen und ohne Versammlungspunkte zurücklegen, kann freilich der Weg an und für sich gröfser sein; allein er ist es auch schon durch die Umwege, welche die Quartiere verursachen.

Diejenigen Märsche aber, bei welchen die Truppen sich täglich in Divisionen oder gar in Corps versammeln müssen und doch in Quartiere abrücken, kosten die meiste Zeit und sind nur in reichen Gegenden und bei nicht zu grofsen Truppenmassen rathsam, weil dann die erleichterte Beköstigung und das Obdach einen hinreichenden Ersatz geben für die längere Anstrengung. Die preufsische Armee befolgte 1806 auf ihrem Rückzuge unstreitig ein fehlerhaftes System, als sie der Verpflegung wegen die Truppen jede Nacht in Quartiere verlegte. Die Verpflegung hätte sich auch in Feldlägern (Bivouacs) herbeischaffen lassen, die Armee hätte nicht bei übertriebenen Anstrengungen der Truppen auf etwa funfzig Meilen dennoch vierzehn Tage Zeit nöthig gehabt.

Alle jene Zeit- und Längenbestimmungen erleiden aber, wenn schlechte Wege oder bergige Gegenden zu durchziehen sind, solche Veränderungen, dafs man Mühe hat, in einem bestimmten Fall die Zeit eines Marsches mit einiger Sicherheit zu schätzen, geschweige denn etwas Allgemeines darüber zu bestimmen. Die Theorie kann daher nur auf die Gefahr der Mifsgriffe aufmerksam machen, in welcher man hier schwebt. Um sie zu vermeiden, ist der behutsamste Kalkül nöthig und ein grofser Spielraum für unvorhergesehene Verzögerungen. Auch das Wetter und der Zustand der Truppen kommen hierbei in Betracht.

Seit der Abschaffung der Zelte und seit der Verpflegung der Truppen durch gewaltsame Beitreibung der Lebensmittel an Ort und Stelle ist der Trofs der Heere merklich verringert worden, und es ist natürlich die bedeutendste Wirkung davon zunächst in der Beschleunigung ihrer Bewegungen, also in der Vergröfserung des Tagemarsches zu suchen. Dies ist jedoch nur unter gewissen Umständen der Fall.

Die Märsche auf dem Kriegstheater sind dadurch wenig beschleunigt worden, denn es ist eine bekannte Sache, dafs in allen Fällen, wo der Zweck

---

[1]) Heutzutage wird man der folgenden Division doch meistentheils sogar mindestens diese Zeit lassen!

Märsche erforderte, die über das gewöhnliche Maſs hinausgingen, der Troſs zurückgelassen oder vorausgeschickt und gewöhnlich so lange von der Truppe entfernt gehalten wurde, wie diese Bewegungen dauerten; mithin hatte er gewöhnlich auf die Bewegung keinen Einfluſs und wurde, sobald er aufhörte ein unmittelbares Impediment zu sein, wie sehr er auch übrigens dabei leiden mochte, nicht weiter berücksichtigt. Es kommen daher im siebenjährigen Kriege Märsche vor, die auch jetzt nicht übertroffen werden könnten, und wir wollen zum Beweise den Marsch Lascy's 1760 anführen, als er die Diversion der Russen auf Berlin unterstützen sollte. Er legte den Weg von Schweidnitz durch die Lausitz bis Berlin, welcher 45 Meilen beträgt, in zehn Tagen zurück und machte also täglich $4\frac{1}{2}$ Meilen, was für ein Corps von 15,000 Mann auch noch jetzt auſserordentlich sein würde.

Von der andern Seite haben die Bewegungen der neueren Heere eben wegen der veränderten Verpflegungsart wieder ein aufhaltendes Prinzip bekommen. Müssen die Truppen sich ihren Bedarf zum Theil selbst beschaffen, was oft vorkommt, so brauchen sie dazu mehr Zeit, als zum bloſsen Empfang des auf Brotwagen vorräthigen Brotes nöthig gewesen wäre. Auſserdem kann man die Truppen bei länger dauernden Zügen nicht in so groſsen Massen auf einem Fleck lagern lassen, sondern man muſs die Divisionen von einander trennen, um leichter für sie Rath zu schaffen; endlich fehlt es auch selten, daſs ein Theil des Heeres, namentlich die Reiterei, in Quartiere verlegt wird. Alles dieses verursacht im Ganzen einen merklichen Aufenthalt. Wir finden daher, daſs Bonaparte 1806, als er das preuſsische Heer verfolgte und abschneiden wollte, und Blücher 1815, als er dieselbe Absicht mit dem französischen hatte, Beide nur etwa dreiſsig Meilen in zehn Tagen zurückgelegt haben, eine Geschwindigkeit, die auch Friedrich der Groſse seinen Märschen aus Sachsen nach Schlesien und zurück trotz allem Troſs, welchen er dabei mit sich führte, zu geben wuſste.

Indessen haben die Beweglichkeit und Handlichkeit, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der groſsen und kleinen Heerestheile auf dem Kriegsschauplatz durch die Verminderung des Trosses doch merklich gewonnen. Theils hat man bei gleicher Anzahl der Reiterei und des Geschützes weniger Pferde, ist also wegen des Futters nicht so oft in Sorgen, theils ist man in seinen Stellungen weniger befangen, weil man nicht immer auf einen lang nachziehenden Schweif des Trosses Rücksicht zu nehmen braucht.

Märsche, wie sie Friedrich der Groſse nach der Aufhebung der Belagerung von Olmütz 1758 machte, mit 4000 Fuhrwerken, zu deren Deckung die halbe Armee in einzelne Bataillone und Züge aufgelöst wurde, dürften jetzt, auch dem furchtsamsten Gegner gegenüber, nicht mehr gelingen.

Auf langen Reisemärschen, vom Tajo bis an den Njemen, ist freilich jene Erleichterung des Heeres fühlbarer; denn wenn auch wegen des übrigen Fuhrwerks das gewöhnliche Maſs des Tagemarsches dasselbe bleibt, so kann doch in dringenden Fällen mit geringeren Opfern davon abgewichen werden.

Ueberhaupt liegt in der Verminderung des Trosses mehr eine Ersparung von Kräften, als eine Beschleunigung der Bewegungen.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung.

Wir haben jetzt den zerstörenden Einfluſs zu betrachten, welchen die Märsche auf die Streitkraft üben. Er ist so groſs, daſs man ihn als eigenes thätiges Prinzip neben dem Gefecht aufstellen möchte [1]).

Ein einzelner mäſsiger Marsch nutzt das Instrument nicht ab, aber eine Reihe von mäſsigen thut es schon, und eine Reihe von schwierigen natürlich viel mehr.

Auf der Kriegsbühne selbst sind Mangel an Verpflegung und Unterkommen, schlechte, ausgefahrne Wege und die Nothwendigkeit beständiger Schlagfertigkeit die Ursachen der unverhältniſsmäſsigen Kraftanstrengungen, durch welche Menschen, Vieh, Fuhrwerk und Bekleidung zu Grunde gerichtet werden.

Man ist gewohnt zu sagen, daſs eine lange Ruhe dem physischen Wohl eines Heeres nicht tauge, daſs in demselben mehr Krankheiten entständen, als bei mäſsiger Thätigkeit. Allerdings können und werden Krankheiten entstehen, wenn die Soldaten in engen Quartieren auf einander gepackt sind, aber diese werden auch entstehen, wenn dies Marschquartiere sind, und niemals kann Mangel an Luft und an Bewegung die Ursache solcher Krankheiten sein, da man beides durch Uebungen so leicht geben kann.

Man überlege nur, welchen Unterschied es in dem gestörten und schwankenden Organismus eines Menschen macht, ob er auf offner Landstraſse in Koth, Schlamm und Regen unter der Last seines Gepäckes oder im Zimmer erkrankt; selbst aus dem Lager wird er bald nach dem nächsten Ort zu schaffen und nicht ganz ohne ärztliche Hülfe sein, während er auf dem Marsch erst stundenlang am Wege ohne irgend eine Unterstützung liegen bleibt und sich dann meilenweit als Nachzügler fortschleppt. Wie viel leichte Krankheiten werden dadurch zu schweren, wie viel schwere zu tödtlichen! Man überlege, wie im Staub und dem brennenden Sonnenstrahl des Sommers selbst ein mäſsiger Marsch die furchtbarste Erhitzung verursachen kann, in welcher dann, vom glühendsten Durst gepeinigt, der Soldat zum frischen Quell stürzt, um sich Krankheit und Tod zu holen.

Es kann mit dieser Betrachtung nicht unsere Absicht sein, die Thätigkeit im Kriege zu vermindern; für den Gebrauch ist das Instrument da, und nutzt dieser Gebrauch es ab, so liegt das in der Natur der Sache; aber wir wollen nur alles an seinen Ort gestellt wissen und jener theoretischen Prahlerei entgegentreten, nach welcher die überwältigendste Ueberraschung, die schnellste Bewegung, die ruheloseste Thätigkeit nichts kosten sollen, sondern als reiche Minen geschildert werden, welche die Trägheit der Feldherren unbenutzt liegen läſst. Es verhält sich mit der Ausbeute dieser Minen, wie

[1]) Wieder drängt dieses „eigene, thätige Prinzip neben dem Gefecht" zu einer selbständigen Aussonderung der „Funktion" des Marschirens in der Lehre vom Kriege und seinen Thätigkeiten.

mit jener der Gold- und Silbergruben; man sieht nur auf das Produkt und frägt nicht, wie viel die Arbeit werth gewesen, die es zu Tage gefördert.

Bei langen Reisemärschen aufserhalb des Kriegstheaters sind zwar die Bedingungen, unter welchen der Marsch geschieht, gewöhnlich leichter, und die Verluste der einzelnen Tage geringer, dafür aber ist der leichteste Kranke gewöhnlich auf lange Zeit verloren, weil die Genesenden das immer fortrückende Heer nicht erreichen können.

Bei der Reiterei vermehrt sich die Zahl gedrückter und lahmer Pferde in steigender Progression, und beim Fuhrwerk geräth manches in Stocken und Unordnung. Es fehlt daher nie, dafs ein Heer nach einem Zuge von 100 Meilen und darüber sehr geschwächt ankommt, besonders an Reiterei und Fuhrwerk.

Werden solche Züge auf dem Kriegstheater selbst, d. h. unter den Augen des Feindes nöthig, so fliefsen die Nachtheile beider Verhältnisse zusammen, und die Verluste können bei grofsen Massen und sonst ungünstigen Verhältnissen ins Unglaubliche steigen.

Nur ein paar Beispiele, um der Vorstellung Bestimmtheit zu geben.

Als Bonaparte den 24. Juni 1812 den Njemen überschritt, war das ungeheure Centrum, mit dem er in der Folge gegen Moskau zog, 301,000 Mann stark. Bei Smolensk, den 15. August, waren davon entsendet 13,500 Mann, es hätte also 287,500 Mann stark sein müssen. Sein wirklicher Bestand aber betrug 182,000 Mann; der Verlust war also 105,500 Mann.[1]) Bedenkt man, dafs bis dahin nur zwei namhafte Gefechte vorgekommen waren, eines zwischen Davoust und Bagration, das andere zwischen Murat und Tolstoy-Ostermann, so wird man den Verlust des französischen Heeres in Gefechten höchstens auf 10,000 Mann anschlagen können, und betrug also derjenige, welchen es durch Krankheiten und Nachzügler hatte, innerhalb 52 Tagen und bei einem geraden Vorrücken von etwa 70 Meilen 95,000 Mann, d. h. ein Drittheil des Ganzen.

Drei Wochen später, zur Zeit der Schlacht von Borodino, betrug dieser Verlust schon 144,000 Mann (mit Einschlufs der in den Gefechten verlornen) und acht Tage darauf in Moskau 198,000 Mann. Die Verluste jener Armee überhaupt sind in der ersten jener Perioden täglich $^1/_{150}$, in der zweiten $^1/_{120}$ und in der dritten $^1/_{19}$ des Ganzen in seiner anfänglichen Stärke.

Die Bewegung Bonapartes von dem Uebergang über den Njemen bis Moskau ist allerdings eine unaufhaltsame zu nennen; doch mufs man nicht vergessen, dafs sie 82 Tage gedauert hat, in welchen nur etwa 120 Meilen zurückgelegt wurden, und dafs das französische Heer zweimal förmlich Halt gemacht hat: einmal bei Wilna etwa vierzehn Tage, das andere Mal bei Witebsk etwa elf Tage, in welcher Zeit mancher Nachzügler Zeit hatte, sich wieder anzuschliefsen. Bei diesem vierzehnwöchentlichen Vorrücken waren Jahreszeit und Wege nicht zu den schlimmsten zu zählen, denn es war Sommer, und die Wege, welche man zog, meistens Sand. Aber die grofse, auf einer Strafse vereinigte Truppenmasse, der Mangel an zureichender Ver-

[1]) Alle diese Zahlen sind aus Chambray genommen. Vergl. Bd. VII, 2. Aufl., S. 80 u. ff.

pflegung und ein Gegner, welcher sich auf dem Rückzug, aber nicht auf der Flucht befand, waren die erschwerenden Bedingungen.

Von dem Rückzuge der französischen Armee von Moskau bis an den Njemen wollen wir gar nicht sprechen, aber das dürfen wir wohl bemerken, dafs die nachrückende russische Armee 120,000 Mann stark aus der Gegend von Kaluga abmarschirte und 30,000 Mann stark in Wilna eintraf. Wie wenig sie in dieser Zeit in Gefechten eingebüfst, ist Jedermann bekannt.

Noch ein Beispiel aus dem nicht durch einen langen Zug, aber durch viele Hin- und Herbewegung sehr ausgezeichneten Feldzug Blüchers 1813 in Schlesien und Sachsen. Das Yorksche Corps Desselben begann diesen Feldzug den 16. August etwa 40,000 Mann stark und war am 19. Oktober bei Leipzig nur noch 12,000 Mann stark. Die Hauptgefechte, welche dieses Corps bei Goldberg, Löwenberg, in der Schlacht an der Katzbach, bei Wartenburg und in der Schlacht bei Möckern (Leipzig) geliefert hatte, kosteten ihn, nach den Angaben der besten Schriftsteller, etwa 12,000 Mann; mithin betrug der übrige Verlust in acht Wochen 16,000 Mann, also $^2/_5$ des Ganzen.

Man mufs sich also auf eine grofse Zerstörung seiner eigenen Kräfte gefafst machen, wenn man einen bewegungsreichen Krieg führen will, danach seinen übrigen Plan einrichten und vor allem die Verstärkungen, welche nachrücken sollen.

Dreizehntes Kapitel.

Quartiere.

In der neueren Kriegskunst sind die Quartiere wieder unentbehrlich geworden, weil weder Zelte, noch ein vollständiges Fuhrwesen das Heer unabhängig machen. Hütten- und Freiläger (sogenannte Bivouacs), wie weit sie auch getrieben werden, können doch nicht die gewöhnliche Art sein, das Heer zu bergen, ohne dafs nach Mafsgabe des Klimas bald früher, bald später Krankheiten überhandnehmen und die Kräfte desselben vor der Zeit erschöpfen. Der Feldzug in Rufsland im Jahre 1812 ist einer der wenigen, wo in einem sehr rauhen Klima die Truppen während der ganzen sechs Monate seiner Dauer fast gar nicht in Quartiere gelegt worden sind. Was ist aber auch die Folge dieser Anstrengung gewesen, die man eine Extravaganz nennen müfste, wenn nicht diese Benennung noch viel mehr der politischen Idee des Unternehmens gebührte!

Zwei Dinge verhindern das Beziehen von Quartieren: die Nähe des Feindes und die Schnelligkeit der Bewegung. Darum werden sie verlassen, sobald die Entscheidung naht, und können nicht eher wieder bezogen werden, bis diese Entscheidung vollendet ist.

In den neueren Kriegen, d. h. in allen Feldzügen, die wir seit fünfundzwanzig Jahren vor Augen haben, hat das kriegerische Element mit seiner ganzen Energie gewirkt. Es ist in denselben in Rücksicht auf Thätigkeit

und Kraftanstrengung meistens geschehen, was überhaupt möglich war; alle diese Feldzüge sind aber nur von kurzer Dauer gewesen, sie haben selten ein halbes Jahr, meistens nur einige Monate gebraucht, um ans Ziel, d. h. zu dem Punkte zu führen, wo der Besiegte sich zum Waffenstillstand, oder gar zum Frieden genöthigt sah, oder auch, wo beim Ueberwinder die Siegeskraft sich ausgerungen hatte. Innerhalb dieses Zeitraums der höchsten Anstrengung hat wenig von Quartieren die Rede sein können, denn selbst im siegreichen Zug des Verfolgens, wenn keine Gefahr mehr vorhanden war, machte die Schnelligkeit der Bewegung diese Erleichterung unmöglich [1]).

Wo aber aus irgend einem Grunde der Gang der Begebenheiten weniger reifsend ist, wo mehr ein gleichgewichtiges Schweben und Abwägen der Kräfte stattfindet, da ist das Unterbringen der Truppen unter Dach und Fach ein Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit. Dieses Bedürfnifs hat auf die Führung des Krieges selbst einigen Einflufs, theils dadurch, dafs man durch ein stärkeres Vorpostensystem, durch eine bedeutendere und weiter vorgeschobene Avantgarde mehr Zeit und Sicherheit zu gewinnen sucht, theils dadurch, dafs man sich weniger von den taktischen Vortheilen der Gegend, von den geometrischen Verhältnissen der Linien und Punkte, als von dem Reichthum und Anbau derselben leiten läfst. Eine Handelsstadt von zwanzig- oder dreifsigtausend Einwohnern, eine mit grofsen Dörfern und blühenden Städten dicht besetzte Strafse geben eine solche Leichtigkeit in konzentrirter Aufstellung grofser Massen, und diese Konzentrirung giebt eine solche Gewandtheit und einen solchen Spielraum, dafs dadurch die Vortheile reichlich vergolten werden, die eine bessere Lage des Punktes geben könnte.

Ueber die Form der Quartieranordnung haben wir nur einige Bemerkungen zu machen, da dieser Gegenstand zum gröfseren Theile in die Taktik gehört.

Die Unterbringung der Truppen zerfällt in zwei Arten, indem sie entweder die Haupt- oder die Nebensache sein kann. Ist die Aufstellung der Truppen im Laufe des Feldzuges aus blos taktischen und strategischen Gründen angeordnet, und sind ihnen zur Erleichterung die in der Nähe des Aufstellungspunktes vorhandenen Quartiere angewiesen, was besonders mit der Kavallerie zu geschehen pflegt, so sind die Quartiere Nebensache und vertreten die Stelle des Lagers, müssen also in einem solchen Umkreise genommen sein, dafs die Truppen die Aufstellung zur rechten Zeit erreichen können. Bezieht aber das Heer Erholungsquartiere, so ist die Unterbringung der Truppen die Hauptsache, und die übrigen Mafsregeln, also auch die speziellere Wahl des Aufstellungspunktes, müssen sich danach richten.

Die erste Frage, welche hier zu berücksichtigen ist, betrifft die Form des ganzen Quartierbezirks. Gewöhnlich ist diese Form ein sehr gedehntes

---

[1]) Die moderne Kriegführung ist durch die Ausnutzung des „Ortschaftslagers" im Stande, in weit ausgedehnterem Maafse als früher von dem Vortheile der „Quartiere" Nutzen zu ziehen, ohne die „Schnelligkeit der Bewegung" einzubüfsen.

Wieder ist auch Vieles von dem in diesem Kapitel beigebrachten — heute veraltet!

Oblongum, gleichsam eine blofse Ausbreitung der taktischen Schlachtordnung. Der Versammlungspunkt befindet sich vor demselben, und das Hauptquartier dahinter. Diese drei Bestimmungen sind nun gerade der sichern Versammlung des Ganzen vor der Ankunft des Feindes sehr hinderlich, fast entgegengesetzt.

Je mehr die Quartiere ein Quadrat, oder gar einen Kreis bilden, um so schneller lassen sich die Truppen in einem Punkt, nämlich dem Mittelpunkt, vereinigen. Je weiter der Versammlungspunkt zurück gelegt wird, um so später erreicht ihn der Feind, um so längere Zeit verbleibt uns zur Versammlung. Ein Versammlungspunkt hinter den Quartieren kann niemals in Gefahr kommen[2]). Je weiter aber umgekehrt das Hauptquartier vorgelegt wird, um so eher langen die Meldungen an, um so besser ist der Befehlshaber von allem unterrichtet. Indessen sind jene Bestimmungen nicht ohne Gründe, die mehr oder weniger Rücksicht verdienen.

Mit der Ausdehnung der Quartiere in die Breite beabsichtigt man die Deckung des Landes, welches der Feind sonst zu Lieferungen benutzen möchte. Allein dieser Grund ist weder völlig wahr, noch sehr wichtig. Er ist nur wahr, wenn von den äufsersten Flügeln die Rede ist, und gilt nicht von dem Zwischenraume, welcher zwischen zwei Armeeabtheilungen entsteht, wenn sich ihre Quartiere mehr um ihren Versammlungspunkt herumziehen; denn in diesen Zwischenraum wird sich kein feindlicher Haufe hinein wagen. Er ist nicht sehr wichtig, weil es einfachere Mittel giebt, die in unserer Nähe befindlichen Bezirke der Gegend den feindlichen Ausschreibungen zu entziehen, als das Verzetteln des Heeres selbst.

Das Vorlegen der Versammlungspunkte hat die Absicht die Quartiere zu decken. Dies hängt so zusammen. Erstlich hinterläfst eine Truppe, die eiligst unter das Gewehr tritt, in ihrem Quartier immer einen Schweif von Nachziehenden, Kranken, Bagage, Vorräthen u. dgl., die dem Feinde leicht in die Hände fallen können, wenn die Aufstellung rückwärts genommen wird. Zweitens mufs man besorgen, dafs der Feind, wenn er mit Kavallerieabtheilungen der Avantgarde vorbeigeht, oder diese überhaupt gesprengt worden wäre, in die vereinzelten Regimenter und Bataillone fallen würde. Eine aufgestellte Truppe, auf die er stöfst, wenn sie auch schwach ist und am Ende überwältigt werden mufs, bringt ihn doch zum Stehen, und es wird Zeit gewonnen.

Was die Lage des Hauptquartiers betrifft, so hat man geglaubt, dasselbe könne niemals genug gesichert sein.

Nach diesen verschiedenen Rücksichten möchten wir glauben, dafs die beste Einrichtung der Quartierbezirke die wäre, wo sie ein dem Quadrat oder Kreis sich näherndes Oblongum einnehmen, den Versammlungspunkt in der Mitte haben und das Hauptquartier sich bei einigermafsen beträchtlichen Massen in der vorderen Reihe befindet.

---

[2]) Uns scheint die „taktische" Gefahr bei solcher „Rückwärtskonzentration" doch sehr bedenklich, wenngleich sie „strategisch (!)" ihre Vorzüge haben mag! Heutzutage wird sich wohl kaum jemals ein Feldherr zu solcher Anordnung der Quartiere und des Versammlungsortes entschliefsen!

Was bei der Aufstellung im Allgemeinen von der Deckung der Flügel gesagt ist, bleibt auch hier wahr; daher werden von der Hauptmacht rechts und links abgesonderte Corps auch dann noch ihren eigenen Versammlungspunkt, mit der Hauptmacht in gleicher Höhe, haben, wenn man ein gemeinschaftliches Schlagen beabsichtigt.

Wenn man übrigens bedenkt, dafs die Natur der Gegend von der einen Seite durch vortheilhafte Abschnitte des Bodens den natürlichen Aufstellungspunkt, von der andern durch Städte und Ortschaften die Lage der Quartiere bestimmt, so wird man wohl einsehen, wie selten die geometrische Gestalt dabei entscheidet; nöthig aber war es doch, darauf aufmerksam zu machen, weil sie, wie alle allgemeinen Gesetze, bald mehr, bald weniger vorherrschend sich durch die Allgemeinheit der Fälle fortzieht.

Was sich ferner noch über die vortheilhafte Lage der Quartiere sagen läfst, besteht in der Wahl eines deckenden Abschnittes der Gegend, um die Quartiere hinter demselben zu beziehen, während die feindliche Seite von kleinen, aber zahlreichen Haufen beobachtet wird, oder in dem Beziehen derselben hinter Festungen, die unter solchen Umständen, wo man die Stärke ihrer Besatzung nicht schätzen kann, dem Feinde weit mehr Achtung und Vorsicht einflöfsen

Von den befestigten Winterquartieren behalten wir uns vor in einem eigenen Artikel zu reden.

Verschieden von den Quartieren einer stehenden Truppe sind die einer marschirenden dadurch, dafs sie zur Vermeidung der Umwege sich wenig ausbreiten, sondern die Strafse entlang ziehen, was, wenn es das Mafs eines kleinen Tagemarsches nicht überschreitet, nichts weniger als der schnellen Versammlung ungünstig ist.

In allen Fällen, wo man sich vor dem Feinde befindet, wie der Kunstausdruck ist, d. h in allen Fällen, wo kein beträchtlicher Zwischenraum zwischen den gegenseitigen Avantgarden ist, bestimmt die Ausdehnung der Quartiere und die Zeit, welche zur Versammlung der Truppen erforderlich ist, die Stärke und Stellung der Avantgarde und der Vorposten, oder wo diese durch den Feind und die Umstände bedingt sind, wird umgekehrt die Ausdehnung der Quartiere von der Zeit abhängen, welche der Widerstand der Vorhut uns gewährt.

Wie man sich diesen Widerstand im Fall vorgeschobener Corps denken mufs, haben wir im dritten Kapitel dieses Buches gesagt. Von der Zeit desselben mufs man die Zeit der Benachrichtigung und des Ausrückens der Truppen abziehen, und nur, was übrig bleibt, ist die Zeit, welche zum Vereinigungsmarsch verwendet werden kann.

Um auch hier am Schlufs unsere Vorstellungen in einem Resultat zu fixiren, wie es sich unter den gewöhnlichen Bedingungen ergiebt, wollen wir bemerken, dafs wenn die Quartiere die Entfernung der Avantgarde zum Radius hätten, und der Versammlungspunkt ziemlich in der Mitte der Quartiere läge, die durch den Aufenthalt des feindlichen Vorrückens gewonnene Zeit zur Benachrichtigung und zum Ausrücken übrig bleiben würde, was in den meisten Fällen zureichend sein dürfte, wenn auch die Benachrichtigung

nicht durch Fanale, Signalschüsse u. dgl., sondern durch bloſse Ordonnanzrelais geschieht, was allein die gehörige Sicherheit giebt.

Man würde also bei einer drei Meilen weit vorgeschobenen Avantgarde einen Raum von etwa dreiſsig Quadratmeilen mit den Quartieren einnehmen können. In einem mäſsig bevölkerten Lande findet man auf diesem Raum etwa 10,000 Feuerstellen, was für ein Heer von 50,000 Mann nach Abrechnung der Avantgarde etwa vier Mann auf die Feuerstelle, also sehr bequeme, und bei einem doppelt so starken Heer neun Mann auf die Feuerstelle, also immer noch nicht ganz enge Quartiere geben würde. Dagegen wird man, wenn die Avantgarde nicht mehr als eine Meile hätte vorgeschoben werden können, nur einen Raum von vier Quadratmeilen bekommen; denn obgleich der Zeitgewinn nicht in eben dem Maſse abnimmt wie die Entfernung der Avantgarde, und man bei der Entfernung einer Meile noch etwa auf sechs Stunden Zeit würde rechnen können, so muſs doch auch die Behutsamkeit bei solcher Nähe des Feindes zunehmen. Es würde aber ein Heer von 50,000 Mann in solchem Raum nur in einem sehr bevölkerten Landstrich einigermaſsen Unterkommen finden.

Man sieht wohl, welche entscheidende Rolle groſse oder wenigstens bedeutende Städte hierbei spielen, welche Gelegenheit geben, 10,000 bis 20,000 Mann fast auf einem Punkt unterzubringen.

Aus diesem Resultat würde sich ergeben, daſs, wenn man dem Feinde nicht zu nahe steht und bei einer gehörigen Avantgarde, man selbst gegen einen versammelten Feind in Quartieren bleiben könnte, wie auch Friedrich der Groſse im Anfang des Jahres 1762 bei Breslau, und Bonaparte 1812 bei Witebsk gethan hat. Allein wenn man auch selbst gegen einen versammelten Feind bei gehöriger Entfernung und zweckmäſsigen Anstalten für die Sicherheit des Zusammenkommens nichts zu besorgen hätte, so muſs man doch nicht vergessen, daſs ein Heer, welches beschäftigt ist, sich eiligst zu versammeln, in dieser Zeit nichts Anderes thun kann, daſs es augenblicklich also nicht im Stande ist, die sich ergebenden Umstände zu benutzen, wodurch ihm der gröſsere Theil seiner Wirkungsfähigkeit genommen wird. Die Folge hiervon ist, daſs ein Heer nur in den folgenden drei Fällen vollständig in Quartiere verlegt werden darf:

1. wenn der Feind es gleichfalls thut;
2. wenn der Zustand der Truppen es durchaus nothwendig macht;
3. wenn die nächste Thätigkeit derselben sich durchaus auf die Vertheidigung einer starken Stellung beschränkt, und es also auf nichts Anderes ankommt, als die Truppen zur rechten Zeit in derselben zu versammeln.

Ein recht merkwürdiges Beispiel von der Versammlung eines kantonnirenden Heeres giebt der Feldzug von 1815. General Ziethen stand mit der Avantgarde Blüchers von 30,000 Mann bei Charleroy, nur zwei Meilen von Sombreffe, wo die Versammlung des Heeres beabsichtigt war. Die entferntesten Quartiere des Heeres waren von Sombreffe etwa acht Meilen, nämlich auf der einen Seite über Ciney hinaus, auf der andern bis gegen Lüttich hin. Gleichwohl waren die über Ciney hinaus verlegten Truppen mehrere

Stunden vor dem Anfang der Schlacht von Ligny dort versammelt, und die gegen Lüttich hin verlegten (das Bülowsche Corps) würden es ohne Zufall und fehlerhafte Einrichtung in der Benachrichtigung auch gewesen sein.

Unstreitig war für die Sicherheit des preufsischen Heeres nicht gehörig gesorgt; man mufs aber zur Erklärung sagen, dafs jene Verhältnisse angenommen worden waren, als das französische Heer selbst noch in weitläufigen Quartieren stand, und dafs der Fehler nur darin bestand, sie nicht in dem Augenblick geändert zu haben, als man die erste Nachricht von Bewegungen im feindlichen Heer und von der Ankunft Bonapartes bei demselben erhielt.

Immer bleibt es merkwürdig, dafs das preufsische Heer möglicher Weise noch bei Sombreffe vor dem Angriff des Feindes hätte vereinigt sein können. Zwar erhielt Blücher den 14. Nachts, also zwölf Stunden, ehe der General Ziethen wirklich angegriffen wurde, Nachricht vom Vorrücken des Feindes und fing seine Versammlung an; allein den 15. früh neun Uhr stand General Ziethen schon in vollem Feuer, und in diesem Augenblick kam dem General Thielemann in Ciney erst der Befehl zu, nach Namur zu marschiren. Er mufste also sein Corps erst in Divisionen versammeln und dann $6^1/_2$ Meilen bis Sombreffe zurücklegen, was in 24 Stunden geschah. Auch General Bülow hätte um diese Zeit eintreffen können, wenn ihn der Befehl gehörig getroffen hätte.

Bonaparte aber kam nicht vor zwei Uhr Mittags am 16. dazu, seinen Angriff auf Ligny zu machen. Die Besorgnifs, Wellington auf der einen, Blücher auf der andern Seite gegen sich zu haben, mit andern Worten: das Mifsverhältnifs der Macht trug zu dieser Langsamkeit bei; man sieht aber, wie selbst der entschlossenste Feldherr durch das behutsame Herumtasten, dafs bei einigermafsen verwickelten Fällen immer unvermeidlich ist, aufgehalten wird.

Ein Theil der hier aufgestellten Betrachtungen ist offenbar mehr taktischer, als strategischer Natur; wir haben aber lieber etwas hinübergreifen wollen, als uns in der Gefahr befinden, nicht klar zu sein.

Vierzehntes Kapitel.

Der Unterhalt.

Dieser hat in den neueren Kriegen eine viel gröfsere Wichtigkeit bekommen, und zwar aus zwei Gründen: einmal, weil die Heere im Allgemeinen doch sehr viel gröfser sind, als die des Mittelalters und selbst die der alten Welt; denn wenn auch früher ab und zu Heere vorkommen, die den neueren an Umfang gleichen oder auch sie weit übertreffen, so sind das doch seltene, vorübergehende Erscheinungen, während in der neueren Kriegsgeschichte seit Ludwig XIV. die Heere immer sehr zahlreich gewesen sind. Der zweite Grund aber ist noch viel wichtiger und der neueren Zeit eigenthümlicher.

Er besteht nämlich in dem stärkeren innern Zusammenhang unserer Kriege, in der beständigen Schlagfertigkeit der Streitkräfte, die sie führen. Die meisten älteren Kriege bestehen aus einzelnen, unzusammenhängenden Unternehmungen, welche durch Pausen von einander getrennt waren, in denen der Krieg faktisch entweder ganz ruhte und nur politisch noch vorhanden war, oder wo die Streitkräfte wenigstens sich so weit von einander entfernt hatten, dafs jede ohne Rücksicht auf die ihr entgegenstehende nur ihren Bedürfnissen nachging.

Die neueren Kriege, d. h. die Kriege seit dem westphälischen Frieden, haben durch das Bestreben der Regierungen eine regelmäfsigere, zusammenhängendere Gestalt bekommen, der kriegerische Zweck herrscht überall vor und fordert auch in Rücksicht des Unterhalts solche Einrichtungen, dafs ihm überall Genüge geschehen könne. Zwar haben die Kriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auch grofse Pausen der Waffenruhe, die einem gänzlichen Aufhören des Krieges nahe kommen, nämlich die regelmäfsigen Winterquartiere, allein immer bleiben doch auch diese dem kriegerischen Ziel untergeordnet; es ist die schlechte Jahreszeit, aber nicht der Unterhalt der Truppen, welcher dazu veranlafst, und da sie regelmäfsig mit dem eintretenden Sommer aufhören, so ist wenigstens während der guten Jahreszeit die ununterbrochene kriegerische Handlung erforderlich.

Wie überall die Uebergänge von einem Zustand und einer Verfahrungsweise zur andern stufenweis stattgefunden haben, so ist das auch hier der Fall. In den Kriegen gegen Ludwig XIV. pflegten die Verbündeten ihre Truppen während der Winterquartiere noch in entfernte Provinzen zu versenden, um sie leichter unterhalten zu können; in den schlesischen Kriegen kommt das schon nicht mehr vor.

Diese regelmäfsige und zusammenhängende Gestalt der kriegerischen Handlung wurde den Staaten hauptsächlich erst möglich, als sie an die Stelle der Lehnsheere die Söldner treten liefsen. Die Lehnspflicht wurde nun in eine Abgabe verwandelt, und der persönliche Dienst fiel entweder ganz weg, indem Werbung an die Stelle trat, oder er blieb nur in der ganz geringen Volksklasse, indem der Adel die Rekrutenstellung (wie noch jetzt in Rufsland und Ungarn) als eine Art von Abgabe, als eine Menschensteuer betrachtete. In jedem Fall wurden nun die Heere, wie wir das schon anderswo gesagt haben, ein Instrument des Kabinets, dessen Hauptbasis der Schatz oder das Geldeinkommen der Regierung war.

Gerade dieselbe Bewandtnifs, welche es mit der Aufstellung und beständigen Ergänzung der Streitkraft hatte, mufste es mit ihrem Unterhalt nehmen. Hatte man die Stände gegen Geldentschädigung von dem Ersteren entbunden, so konnte man ihnen das Letztere nicht auf einem so kurzen Umwege wieder aufbürden. Das Kabinet, der Schatz mufste also für den Unterhalt des Heeres Sorge tragen und durfte es im eigenen Lande nicht auf Unkosten desselben leben lassen. Die Regierungen mufsten also auch den Unterhalt der Streitkräfte ganz als ihre eigene Sache ansehen. Auf diese Weise wurde der Unterhalt auf eine doppelte Art schwieriger: einmal, indem er Sache der

Regierung wurde, und dann, weil die Streitkräfte immer im Angesicht der feindlichen bleiben sollten.

Es wurde also nicht blos ein selbständiges Kriegsvolk, sondern auch eine selbständige Einrichtung seiner Ernährung geschaffen und so weit ausgebildet, als es nur immer gehen wollte.

Es wurden nicht blos die Vorräthe zum Unterhalt entweder durch Geld oder Dominiallieferungen, also von entlegenen Punkten, herbeigeschafft und in Magazinen aufgehäuft, sondern auch von diesen zu den Truppen vermittelst eines eigenen Fuhrwesens hingeschafft, in ihrer Nähe vermittelst eigener Bäckerei verbacken und dann wieder vermittelst eines andern, den Truppen zuletzt selbst beigegebenen Fuhrwesens von diesen abgeholt. Wir werfen einen Blick auf dieses System, nicht blos, weil es die Eigenthümlichkeit der Kriege erklärt, in welchen es bestanden hat, sondern weil es nie ganz aufhören kann, und einzelne Bestandtheile desselben immer wieder vorkommen werden.

So strebte also die Kriegseinrichtung dahin, immer unabhängiger von Volk und Land zu werden.

Die Folge war, dafs der Krieg auf diese Weise zwar regelmäfsiger, zusammenhängender und dem kriegerischen, d. h. dem politischen Zweck mehr untergeordnet, aber zugleich auch in seinen Bewegungen viel beschränkter und zwangvoller und in seiner Energie unendlich geschwächt wurde. Denn nun war man an Magazine gebunden, auf die Wirkungskreise des Fuhrwesens beschränkt, und es war nichts natürlicher, als dafs das Ganze die Richtung nahm, den Unterhalt des Heeres so sparsam als möglich einzurichten. Der Soldat, genährt durch ein kümmerliches Stückchen Brot, wankte oft wie ein Schatten umher, und keine Aussicht auf einen Wechsel des Glücks tröstete ihn im Augenblick der Entbehrung.

Wer diese kümmerliche Ernährung des Soldaten für eine gleichgültige Sache ausgeben will und nur daran denkt, was Friedrich der Grofse mit seinen so verpflegten Soldaten gethan hat, Der sieht den Gegenstand nicht mit völliger Unbefangenheit an. Die Kraft, Entbehrungen zu ertragen, ist beim Soldaten eine der schönsten Tugenden, und ohne sie giebt es kein Heer von wahrhaft kriegerischem Geist; aber dies Entbehren mufs vorübergehend, durch die Gewalt der Umstände geboten und nicht die Folge eines ärmlichen Systems oder einer kärglichen, abstrakten Berechnung der Nothdurft sein. In diesem Fall wird es immer die Kraft des Individuums physisch und moralisch schwächen. Was Friedrich der Grofse mit seinem Kriegsvolk ausgerichtet hat, kann uns nicht zum Mafsstab dienen; denn theils stand ihm dasselbe System gegenüber, theils wissen wir nicht, wie viel mehr er unternommen hätte, wenn er sein Kriegsvolk so hätte leben lassen können, wie Bonaparte das seinige leben liefs, so oft es die Umstände erlaubten.

Nur bis auf den Unterhalt der Pferde hatte man das künstliche Verpflegungssystem niemals auszudehnen gewagt, weil dieser des Volumens wegen viel schwieriger herbei zu schaffen ist. Eine Ration wiegt ungefähr zehnmal so viel wie eine Portion, die Zahl der Pferde beträgt aber bei einem Heer nicht etwa $^1/_{10}$ der Menschen, sondern noch jetzt $^1/_4$ bis $^1/_3$ und war sonst

$^1/_3$ bis $^1/_2$, also das Gewicht der Rationen drei-, vier- oder fünfmal so groſs wie das der Portionen; darum suchte man dies Bedürfniſs gerade auf die allerunmittelbarste Weise zu befriedigen, nämlich durch Fouragirungen. Diese Fouragirungen nun legten der Kriegführung auf eine andere Art einen groſsen Zwang an; einmal, indem sie einen Hauptgegenstand daraus machten, daſs der Krieg auf feindlichem Gebiet geführt werde, zweitens, indem sie nicht verstatteten, zu lange in einer Gegend zu verbleiben. Indessen hatten doch zur Zeit der schlesischen Kriege die Fouragirungen schon sehr abgenommen; man fand darin eine viel gröſsere Verwüstung und Anstrengung der Gegend, als wenn man das Bedürfniſs durch Lieferungen und Beitreibungen aus der Gegend befriedigte.

Als die französische Revolution mit einem Mal wieder eine Volkskraft auf die Kriegsbühne führte, zeigten sich die Mittel der Regierungen nicht mehr genügend, und das ganze Kriegssystem, welches aus der Beschränktheit entsprang und in dieser Beschränktheit wieder seine Sicherheit fand, wurde gesprengt, und mit dem Ganzen denn auch derjenige Theil, von dem wir hier handeln, nämlich das System des Unterhalts. Ohne sich viel um Magazine zu bekümmern, und noch weniger an eine Einrichtung dieses künstlichen Uhrwerks denkend, welches die verschiedenen Abtheilungen des Fuhrwesens wie ein Räderwerk umlaufen lieſs, sandten die Revolutionsführer ihre Soldaten ins Feld, trieben ihre Generale in die Schlacht, ernährten, stärkten, belebten, reizten alles durch Beitreiben, Rauben und Plündern dessen, was sie brauchten.

Zwischen diesen beiden Extremen ist der Krieg unter und gegen Bonaparte in der Mitte geblieben, d. h. er hat von den Mitteln jeder Art das benutzt, was ihm zusagte; und so wird es auch wohl für die Folge bleiben.

Auch bei der neuern Verpflegungsart der Truppen, d. h. indem man alles, was die Gegend nur irgend darbietet, ohne Rücksicht auf Mein und Dein benutzt, giebt es vier verschiedene Wege, nämlich: die Ernährung durch den Wirth, durch Beitreibungen, welche die Truppen selbst besorgen, durch allgemeine Ausschreibungen und durch Magazine. Alle vier gehen gewöhnlich neben einander her, wobei denn eine vorzuherrschen pflegt; doch kommt auch der Fall vor, daſs nur eine ganz allein angewendet wird.

1. Die Ernährung durch den Wirth oder die Gemeinde, was dasselbe ist. Bedenkt man, daſs in einer Gemeinde, selbst wenn sie wie die groſsen Städte nur aus Konsumenten besteht, doch immer Lebensmittel auf mehrere Tage vorräthig sein müssen, so sieht man wohl ein, daſs auch die volkreichste Stadt im Stande sein wird, eine Einquartierung, die ihrer Volkszahl nahe kommt, einen Tag zu ernähren, und wenn die Einquartierung viel schwächer ist, mehrere Tage, ohne daſs besondere Voranstalten nöthig wären. Dies giebt bei beträchtlichen Städten ein sehr genügendes Resultat, weil man eine beträchtliche Truppenmasse auf einem Punkte ernähren kann. Bei kleineren Städten aber, oder gar bei Dörfern, würde das Resultat sehr ungenügend sein; denn eine Bevölkerung von 3000 bis 4000 Menschen auf der Quadratmeile, die schon sehr beträchtlich ist, würde nur die Ernährung von 3000 bis 4000 Mann geben, was bei beträchtlichen Massen eine so weitläufige Vertheilung der Truppen erfordern würde, daſs die andern

Bedingungen dabei schwerlich bestehen könnten. Allein auf dem flachen Lande und selbst in den kleinen Städten ist die Masse derjenigen Lebensmittel, auf die es im Kriege ankommt, sehr viel gröfser; der Brotvorrath eines Bauern reicht für seine Familie, eins ins andere gerechnet, gewöhnlich auf acht bis vierzehn Tage hin, Fleisch kann täglich beschafft werden, Gemüse sind gewöhnlich bis zur nächsten Ernte vorhanden. Es hat daher in Quartieren, die noch nicht belegt gewesen sind, keine Schwierigkeit, das Drei- bis Vierfache der Bevölkerung auf einige Tage zu ernähren, was denn wieder ein sehr genügendes Resultat giebt. Eine Kolonne von 30,000 Mann würde hiernach bei einer Bevölkerung von 2000 bis 3000 Seelen auf der Quadratmeile, wenn keine beträchtliche Stadt mitbelegt werden kann, etwa vier Quadratmeilen Raum nöthig haben, dies würde eine Seitenausdehnung von zwei Meilen geben. Man würde also mit einer Armee von 90,000 Köpfen, die man etwa auf 75,000 Kombattanten rechnen könnte, wenn sie in drei Kolonnen nebeneinander marschirte, nur eine Breite von sechs Meilen einzunehmen haben, im Fall sich auf dieser Breite drei Strafsen fänden.

Folgen sich in einem solchen Quartiere mehrere Kolonnen hinter einander, so mufs von den Ortsbehörden besonders Rath geschafft werden, was indefs für das Bedürfnifs von einem oder ein paar Tagen mehr nicht schwer hält. Es würden also, wenn den obigen 90,000 Mann eben so viel um einen Tag später folgten, auch diese noch nicht Noth leiden, was schon die beträchtliche Masse von 150,000 Kombattanten giebt.

Das Futter für die Pferde macht noch weniger Schwierigkeiten, denn es bedarf keiner Vermahlung und Verbackung, und da für die Pferde des Landes die Unterhaltsmittel bis zur nächsten Ernte vorhanden sein müssen, so wird selbst da, wo wenig Stallfütterung ist, doch nicht leicht Mangel vorhanden sein; nur mufs freilich die Futterlieferung von der Gemeinde und nicht vom Wirth gefordert werden. Es versteht sich übrigens, dafs einige Rücksichten vorausgesetzt werden, die man bei der Anordnung des Marsches auf die Natur der Gegend nimmt, um nicht gerade die Reiterei in Handels- und Fabrikorte und in Gegenden hinzuweisen, wo es an Futter mangelt.

Das Resultat dieses flüchtigen Blickes ist also, dafs man in einem mittelmäfsig bevölkerten Lande, nämlich von 2000 bis 3000 Seelen auf der Quadratmeile, mit einem Heer von 150,000 Kombattanten in sehr geringer, ein gemeinschaftliches Schlagen nicht ausschliefsender Ausdehnung seinen Unterhalt auf ein bis zwei Tage bei den Wirthen und Gemeinden finden wird, d. h. also, dafs man ein solches Heer auf einem ununterbrochenen Marsch ohne Magazine und andere Vorbereitungen erhalten kann.

Auf dieses Resultat haben sich die Unternehmungen der französischen Heere im Revolutionskriege und unter Bonaparte gestützt. Sie sind von der Etsch bis an die untere Donau, und vom Rhein bis an die Weichsel vorgedrungen, ohne viel andere Verpflegungsmittel zu haben, als die des Wirthes, und ohne je Noth zu leiden. Da ihre Unternehmungen auf physische und moralische Ueberlegenheit gestützt, von unzweifelhaften Erfolgen begleitet, wenigstens in keinem Fall durch Unentschlossenheit und Behutsamkeit ver-

zögert wurden, so war die Bewegung in ihrer Siegesbahn meistens die eines unausgesetzten Marsches.

Sind die Umstände weniger günstig, ist die Bevölkerung nicht so grofs, oder besteht sie mehr aus Gewerbsleuten als aus Bauern, ist der Boden schlecht, die Gegend schon mehreremal mitgenommen, so wird natürlich das Resultat ungünstiger sein. Bedenkt man aber, dafs, indem man die Seitenausdehnung einer Kolonne von zwei auf drei Meilen steigen läfst, man gleich mehr als das Doppelte, nämlich statt vier neun Quadratmeilen Oberfläche bekommt, und dafs dies immer noch eine Ausdehnung ist, die in gewöhnlichen Fällen das gemeinschaftliche Schlagen zuläfst, so sieht man wohl, dafs selbst unter ungünstigen Umständen bei unausgesetzter Bewegung diese Ernährungsart immer noch möglich bleiben wird.

So wie aber ein Stillstand von mehreren Tagen eintritt, müfste die gröfste Noth entstehen, wenn nicht auf andere Weise vorgekehrt würde. Diese Vorkehrungen bestehen nun in zwei Einrichtungen, ohne welche ein beträchtliches Heer auch jetzt nicht bleiben kann. Die erste ist ein den Truppen beigegebenes Fuhrwesen, vermittelst dessen Brot oder Mehl, als der nothwendigste Theil des Unterhalts, auf einige, d. h. drei bis vier Tage mitgenommen werden kann; rechnet man dazu drei bis vier Tage, für die der Soldat selbst seinen Unterhalt trägt, so entsteht immer Sicherheit für den nothdürftigsten Unterhalt auf acht Tage.

Die zweite Einrichtung ist die eines gehörigen Kommissariats, welches in jedem Augenblick der Rast aus entfernten Gegenden Vorräthe herbeizieht, so dafs man in jedem Augenblick aus dem einen System der Quartierverpflegung in ein anderes übergehen kann.

Die Verpflegung durch die Quartiere hat den unendlichen Vortheil, dafs sie gar keiner Transportmittel bedarf und in der kürzesten Zeit geleistet wird; aber freilich setzt sie voraus, dafs in der Regel alle Truppen in Quartieren untergebracht werden.

2. Verpflegung durch Beitreibung der Truppen. Wenn ein einzelnes Bataillon ein Lager bezieht, so kann dies allenfalls in der Nähe einiger Dörfer geschehen, und diese können angewiesen werden, ihm die Lebensmittel zu liefern; dann wäre die Verpflegung im Wesentlichen von der vorigen nicht verschieden. Wenn aber, wie gewöhnlich, die Truppenmasse, welche auf einem Punkt lagern soll, viel stärker ist, so bleibt nichts Anderes übrig, als für ein gröfseres Ganze, z. B. eine Brigade oder Division, das Erforderliche gemeinschaftlich aus gewissen Bezirken beizutreiben und dann zu vertheilen.

Der erste Blick zeigt, dafs mit diesem Verfahren der Unterhalt für beträchtliche Heere niemals zu beschaffen ist. Die Ausbeute aus den Vorräthen des Landes wird viel geringer sein, als wenn die Truppen in demselben Bezirk Quartiere bezogen hätten; denn wo dreifsig oder vierzig Mann dem Bauer in das Haus dringen, werden sie, wo es fehlt, auch das Letzte herbeizutreiben wissen; ein Offizier aber, der mit ein paar Leuten abgeschickt wird, um Lebensmittel beizutreiben, hat weder Zeit, noch Mittel, alle Vorräthe so aufzusuchen; oft wird es auch an Transportmitteln fehlen; er wird also nur

einen geringen Theil des Vorhandenen herbeischaffen können. Andererseits sind in Lagern die Truppenmassen dergestalt auf einen Punkt gehäuft, dafs die Bezirke, aus denen in der Geschwindigkeit beigetrieben werden kann, zu gering für das ganze Bedürfnifs sind. Was will es sagen, wenn 30,000 Mann in der Runde von einer Meile, also von einer drei bis vier Quadratmeilen betragenden Oberfläche Lebensmittel herbeitreiben und doch werden sie selbst das selten können, denn die meisten der nächsten Dörfer werden von einzelnen Truppentheilen belegt sein, die nichts verabfolgen lassen wollen. Endlich wird bei dieser Art am meisten verschwendet, weil Einzelne über das Mafs bekommen, viel ungenossen verloren geht u. s. w.

Das Resultat ist also, dafs die Verpflegung durch solche Beitreibungen mit Erfolg nur bei nicht zu grofsen Truppenmassen, etwa bei einer Division von 8000 bis 10,000 Mann, stattfinden kann, und dafs man sie auch hier nur als ein nothwendiges Uebel eintreten lassen wird.

Unvermeidlich ist sie gewöhnlich bei allen unmittelbar vor dem Feinde stehenden Abtheilungen, wie Avantgarde und Vorposten, im Fall der vorschreitenden Bewegung, weil diese auf Punkte kommen, wo gar keine Vorbereitungen getroffen werden konnten, und gewöhnlich von den für das übrige Heer gesammelten Vorräthen zu entfernt sind; ferner bei Streifcorps, die sich selbst überlassen sind, endlich in allen Fällen, wo zufällig weder Zeit noch Mittel zu einer andern Verpflegung vorhanden waren.

Je mehr die Truppe zu einer regelmäfsigen Ausschreibung eingerichtet ist, je mehr Zeit und Umstände erlauben, zu dieser Verpflegungsweise überzugehen, um so besser wird das Resultat sein. Aber es fehlt meistens die Zeit, denn was die Truppen sich unmittelbar verschaffen, geht ihnen viel schneller zu.

3. Durch regelmäfsige Ausschreibungen. Dies ist unstreitig das einfachste und wirksamste Mittel der Verpflegung, welches auch die Grundlage aller neuern Kriege ausgemacht hat.

Von der vorigen Art unterscheidet sich diese vorzüglich durch die Mitwirkung der Landesbehörden. Es soll nicht mehr der Vorrath gewaltsam genommen werden, wo er sich gerade findet, sondern vermittelst einer vernünftigen Vertheilung ordnungsmäfsig geliefert werden. Diese Vertheilung können nur die Landesbehörden machen.

Hier kommt alles auf die Zeit an. Je mehr Zeit vorhanden ist, um so allgemeiner kann die Vertheilung werden, um so weniger wird sie drücken, um so regelmäfsiger wird der Erfolg sein. Selbst Ankäufe mit baarem Gelde können zu Hülfe genommen werden, und dadurch wird sich diese Verpflegungsart der folgenden nähern. Bei allen Versammlungen der Streitkräfte im eigenen Lande hat dies keine Schwierigkeit, und in der Regel auch nicht bei rückgängigen Bewegungen. Dagegen bleibt bei allen Bewegungen in eine Gegend hinein, in deren Besitz wir noch nicht sind, sehr wenig Zeit zu solchen Einrichtungen übrig, gewöhnlich nur der eine Tag, welchen die Avantgarde dem Heere voraus zu sein pflegt. Durch diese ergehen dann an die Landesbehörde die Aufforderungen, wie viel Portionen und Rationen sie hier und dort in Bereitschaft halten soll. Da diese nur aus der nächsten Gegend,

d. h. ein paar Meilen im Umkreise des bestimmten Punktes herbeigeschafft werden können, so würden bei beträchtlichen Heeren diese in der Eile gemachten Anhäufungen bei weitem nicht hinreichen, wenn das Heer nicht auf mehrere Tage mitbrächte. Es ist also Sache der Kommissariate mit dem Erhaltenen zu wirthschaften und nur denjenigen Truppentheilen zu geben, welche nichts haben. Mit jedem der folgenden Tage aber wird die Verlegenheit abnehmen; wachsen nämlich die Entfernungen, aus denen die Lebensmittel herbeigeschafft werden können, wie die Anzahl der Tage, so wächst die Oberfläche, und folglich das Resultat wie die Quadrate. Haben am ersten Tage nur vier Quadratmeilen Lebensmittel liefern gekonnt, so können es am folgenden sechszehn, am dritten sechsunddreifsig; also am zweiten zwölf mehr, als am ersten, am dritten zwanzig mehr, als am zweiten.

Dafs dies nur eine Andeutung der Verhältnisse ist, versteht sich von selbst, denn es treten dabei viele beschränkende Umstände ein, von denen der hauptsächlichste ist, dafs die Gegend, aus welcher das Heer eben kommt, nicht in demselben Mafse mitwirken kann, wie die andern. Aber von der andern Seite mufs man auch bedenken, dafs die Lieferungsradien sich um mehr, als zwei Meilen täglich erweitern können, vielleicht um drei, vier und an manchen Orten noch mehr.

Dafs diese ausgeschriebenen Lieferungen, wenigstens dem gröfsern Theil nach, wirklich erfolgen, dafür sorgt die exekutive Gewalt einzelner Detachements, welche den Beamten beigegeben sind, noch mehr aber die Furcht vor Verantwortlichkeit, Strafe und Mifshandlung, welche in solchen Fällen wie ein allgemeiner Druck auf der ganzen Bevölkerung zu lasten pflegt.

Uebrigens kann es nicht unsere Absicht sein, die näheren Einrichtungen, das ganze Uhrwerk des Kommissariats- und Verpflegungswesens anzugeben, wir haben blos das Resultat im Auge.

Dieses Resultat, welches sich uns aus dem Blick des gesunden Menschenverstandes auf die allgemeinen Verhältnisse ergeben und durch die Erfahrungen der seit der Revolution geführten Kriege bewährt hat, ist also, dafs auch das beträchtlichste Heer, wenn es auf einige Tage Lebensmittel mit sich führt, unbedenklich durch solche Ausschreibungen ernährt werden kann, welche erst im Augenblick des Eintreffens eintreten, zuerst die nächste Gegend treffen und dann mit der Zeit in immer weitere Kreise ausgedehnt, von immer höheren Standpunkten angeordnet werden.

Dieses Mittel hat keine anderen Grenzen, als die Erschöpfung, Verarmung und Zerstörung des Landes. Da nun bei einem längeren Aufenthalt die Anordnungen bis zu den höchsten Landesstellen hinaufsteigen, und diese natürlich alles thun werden, um die Last so gleichmäfsig als irgend möglich zu vertheilen, durch Käufe den Druck der Lieferung zu erleichtern, da auch selbst der fremde kriegführende Staat in diesem Fall, wenn er lange in unserm Lande verweilt, nicht so roh und rücksichtslos zu sein pflegt, durchaus die ganze Last des Unterhalts diesem aufzubürden, so pflegt das Lieferungssystem sich nach und nach selbst dem Systeme der Magazine zu nähern, ohne darum ganz aufzuhören, noch den Einflufs, den es auf die kriegerischen Bewegungen hat, merklich zu ändern; denn es ist etwas ganz Anderes, wenn

die Kräfte der Gegend durch Vorräthe, die man aus gröfsern Entfernungen herbeischafft, wieder ergänzt werden, das Land aber selbst das eigentliche Organ der Heeresverpflegung bleibt, als wenn das Heer, wie in den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts, seinen ganz selbständigen Haushalt besorgt, und das Land der Regel nach gar nichts damit zu thun hat.

Zwei Dinge machen den Hauptunterschied aus, nämlich: die Benutzung des Landesfuhrwesens und der Landesbäckereien. Dadurch fällt jener ungeheure, sein eigenes Werk fast immer zerstörende Trofs des Armeefuhrwesens weg.

Zwar wird auch jetzt kein Heer ganz ohne Verpflegungsfuhrwesen sein können, allein dasselbe ist unendlich geringer und dient gewissermafsen nur dazu, den Ueberflufs des einen Tages auf den andern zu übertragen. Besondere Verhältnisse, wie die in Rufsland 1812, haben auch in der neuern Zeit zu einem gewaltigen Wagentrofs zwingen können, und auch Feldbäckereien hat man mitnehmen müssen; allein theils sind dies Ausnahmen; denn wie selten wird der Fall vorkommen, dafs 300,000 Mann fast auf einer einzigen Strafse 130 Meilen weit vordringen, und das in einem Lande, wie Polen und Rufsland, und kurz vor der Ernte; theils werden auch in solchen Fällen die bei dem Heere getroffenen Anstalten nur als Aushülfen, und die Lieferungen der Gegend mithin immer als die Grundlage der ganzen Verpflegung betrachtet werden.

Seit den ersten Feldzügen des französischen Revolutionskrieges ist also das Lieferungssystem bei den französischen Heeren beständig jene Grundlage gewesen, und auch die ihnen gegenüberstehenden Verbündeten haben zu demselben übergehen müssen, und es ist schwerlich zu erwarten, dafs man je davon zurückkommen wird. Kein anderes giebt solche Resultate, sowohl was die Energie der Kriegführung, als ihre Leichtigkeit und Ungezwungenheit betrifft. Weil man gewöhnlich für die ersten drei bis vier Wochen, wohin man sich auch wendet, in keiner Verlegenheit ist und später durch Magazine nachgeholfen werden kann, so kann man wohl sagen, dafs der Krieg auf diese Weise die vollkommenste Freiheit gewonnen hat. Zwar werden die Schwierigkeiten in einer Richtung gröfser sein, als in einer andern, und dies kann in der Wagschale der Ueberlegung etwas gelten, aber niemals wird man auf eine absolute Unmöglichkeit stofsen, und niemals wird die Rücksicht, die man dem Unterhalt widmet, gebieterisch entscheiden. Nur ein Verhältnifs macht hiervon eine Ausnahme: es sind die Rückzüge im feindlichen Lande. Hier treffen sehr viele der Verpflegung ungünstige Bedingungen zusammen. Die Bewegung ist eine fortschreitende, und zwar gewöhnlich ohne sonderlichen Aufenthalt; es ist also keine Zeit, Vorräthe zusammenzubringen; die Umstände, unter welchen man einen solchen Rückzug antritt, sind meistens schon sehr ungünstig, man ist also genöthigt, stets in Masse beisammen zu bleiben, und es kann darum gewöhnlich von keiner Vertheilung in Quartiere oder von einer beträchtlichen Ausbreitung in Kolonnen die Rede sein; das feindliche Verhältnifs des Landes erlaubt nicht durch blofse Ausschreibungen ohne exekutive Gewalt Vorräthe zusammenzubringen, und endlich ist der Moment an sich noch besonders geeignet, den Widerstand und

üblen Willen der Landesbewohner herauszufordern. Alles dies macht, daſs man in solchen Fällen in der Regel auf die eingerichteten Verbindungs- und Rückzugslinien beschränkt ist.

Als Bonaparte 1812 seinen Rückzug antreten wollte, konnte dies durchaus nur auf der Straſse geschehen, auf welcher er gekommen war, und zwar wegen des Unterhalts, weil er auf jeder andern noch früher und unzweifelhafter zu Grunde gegangen wäre, und alles, was sogar französische Schriftsteller Tadelndes darüber gesagt haben, ist äuſserst unverständig.

4. Der Unterhalt aus Magazinen. Sollte diese Verpflegungsart sich von der vorigen noch generisch unterscheiden, so könnte es nur bei einer solchen Einrichtung sein, wie sie in dem letzten Drittheil des siebzehnten und während des achtzehnten Jahrhunderts stattgefunden hat. Wird diese Einrichtung je wiederkehren können?

Freilich begreift man kaum, wie es anders sein konnte, wenn man sich den Krieg mit groſsen Heeren 7, 10, 12 Jahre lang auf eine Stelle gebannt denkt, wie das in den Niederlanden, am Rhein, in Oberitalien, in Schlesien und Sachsen vorgekommen ist; denn welches Land könnte so lange das Hauptorgan des Unterhaltes der beiderseitigen Heere bleiben, ohne völlig zu Grunde zu gehen, also seinen Dienst nach und nach zu versagen.

Aber hier entsteht natürlich die Frage: wird der Krieg das Verpflegungssystem, oder das Verpflegungssystem den Krieg bestimmen? Wir antworten: zuerst wird das Verpflegungssystem den Krieg bestimmen, so weit es die übrigen Bedingungen, von denen er abhängt, gestatten; wo diese aber anfangen zu viel Widerstand zu leisten, wird der Krieg auf das Verpflegungssystem zurückwirken und in diesem Falle also dasselbe bestimmen.

Der auf das Lieferungssystem und die örtliche Verpflegung gegründete Krieg hat eine solche Ueberlegenheit über den Krieg mit bloſser Magazinverpflegung, daſs dieser gar nicht mehr als dasselbe Instrument erscheint. Kein Staat wird es also wagen, mit diesem gegen jenen aufzutreten, und gäbe es irgendwo einen Kriegsminister, der beschränkt und unwissend genug wäre, die allgemeine Nothwendigkeit dieser Verhältnisse zu verkennen und das Heer bei Eröffnung des Krieges auf die alte Weise auszurüsten, so würde die Gewalt der Umstände den Feldherrn bald mit sich fortreiſsen, und das Lieferungssystem sich von selbst hervordrängen. Bedenkt man dabei noch, daſs der groſse Kostenaufwand, welchen eine solche Einrichtung verursacht, nothwendig den Umfang der Rüstungen, die Masse der Streitkräfte verringern muſs, weil kein Staat überflüssig mit Geld versehen ist, so läſst dies fast keine andere Möglichkeit einer solchen Ausrüstung zu, als wenn etwa beide kriegführende Parteien sich diplomatisch darüber einigen wollten, ein Fall, der als ein bloſses Spiel der Vorstellungen betrachtet werden muſs.

Es werden also die Kriege fortan wohl immer mit dem Lieferungssysteme anfangen; wie viel die eine oder andere der Regierungen thun will, um dasselbe durch künstliche Einrichtungen zu ergänzen, ihr eigenes Land mehr zu schonen u. s. w., mag dahin gestellt bleiben; allzuviel wird es wohl nicht sein, weil man in solchen Augenblicken immer auf die dringendsten Bedürf-

nisse zuerst geführt wird, und ein künstliches Verpflegungswesen zu diesen nicht mehr gehört.

Wenn nun aber ein Krieg in seinen Erfolgen nicht so entscheidend, in seinen Bewegungen nicht so weit ausgreifend ist, als es eigentlich in seiner Natur liegt, so wird das Lieferungssystem anfangen die Gegend dergestalt zu erschöpfen, dafs man entweder Frieden schliefsen, oder Einrichtungen zur Erleichterung des Landes und zum unabhängigern Unterhalt des Heeres treffen mufs. Dies Letztere war der Fall der Franzosen unter Bonaparte in Spanien; aber viel häufiger wird das Erstere eintreten. In den meisten Kriegen nimmt die Erschöpfung der Staaten so sehr zu, dafs sie, anstatt auf den Gedanken einer kostbareren Kriegführung zu kommen, vielmehr zu der Nothwendigkeit des Friedens hingedrängt sein werden. So wird denn die neuere Kriegführung auch von dieser Seite zu dem Resultat führen, die Kriege abzukürzen.

Wir wollen indessen die Möglichkeit von Kriegen mit der alten Verpflegungseinrichtung nicht ganz allgemein leugnen; wo die Natur der Verhältnisse von beiden Seiten dazu hindrängt, und andere begünstigende Umstände eintreten, wird sie sich vielleicht wieder einmal zeigen; aber wir können nur in dieser Form niemals einen naturgemäfsen Organismus finden; sie ist vielmehr nur eine Abnormität, welche die Umstände zulassen, die aber aus der eigentlichen Bedeutung des Krieges nie hervorgehen kann. Noch weniger können wir diese Form deswegen, weil sie menschenfreundlicher ist, für eine Vervollkommnung des Krieges halten, denn der Krieg ist selbst nichts Menschenfreundliches.

Welche Verpflegungsweise aber auch gewählt werden mag, es ist natürlich, dafs sie in reichen und bevölkerten Gegenden leichter wird, als in armen und menschenleeren. Dafs auch die Bevölkerung dabei in Betracht kommt, liegt in der doppelten Beziehung, welche sie auf die im Lande vorhandenen Vorräthe hat; einmal, indem da, wo viel verzehrt wird, auch viel vorräthig sein mufs, zweitens, indem in der Regel auch bei gröfserer Bevölkerung eine gröfsere Produktion ist. Hiervon machen nun freilich solche Bezirke, die vorzüglich von Fabrikarbeitern bevölkert sind, eine Ausnahme, besonders wenn sie, wie das nicht selten der Fall ist, aus Gebirgsthälern bestehen, die von unfruchtbarem Boden umgeben sind; allein in der Allgemeinheit der Fälle ist es immer sehr viel leichter, in einem bevölkerten Lande für die Bedürfnisse eines Heeres zu sorgen, als in einem menschenarmen. Vierhundert Quadratmeilen, auf denen 400,000 Menschen leben, werden, wenn sie auch noch so fruchtbaren Boden haben, gewifs nicht so leicht 100,000 Köpfe eines Heeres übertragen können, als vierhundert Quadratmeilen, auf denen zwei Millionen leben. Dazu kommt, dafs in sehr bevölkerten Ländern Strafsen- und Wasserverbindungen häufiger und besser, die Mittel des Transports reichlicher, die Handelsverbindungen leichter und sicherer sind. Mit einem Wort: es ist unendlich viel leichter ein Heer in Flandern, als in Polen zu ernähren.

Die Folge ist, dafs der Krieg mit seinem vielfachen Saugrüssel sich am liebsten auf Hauptstrafsen, in volkreichen Städten, fruchtbaren Thälern grofser Ströme oder längs der Küste befahrener Meere niedersenkt.

Hieraus wird die allgemeine Einwirkung klar, welche der Unterhalt des Heeres auf die Richtung und Form der Unternehmungen, auf die Wahl der Kriegstheater und der Verbindungslinien haben kann.

Wie weit dieser Einfluſs gehen, welchen Werth die Schwierigkeit oder Leichtigkeit des Unterhalts in der Rechnung bekommen darf, das hängt freilich sehr von der Art ab, wie der Krieg geführt werden soll. Geschieht dies in seinem eigentlichsten Geist, d. h. mit der ungezügelten Stärke seines Elements, mit dem Drange und Bedürfniſs nach Kampf und Entscheidung, so ist der Unterhalt des Heeres eine wichtige, aber untergeordnete Sache; findet aber ein Aequilibriren statt, wo die Heere in derselben Provinz viele Jahre hin- und herziehen, dann wird die Verpflegung oft die Hauptsache, der Intendant wird der Feldherr, und die Leitung des Krieges eine Administration der Wagen.

So giebt es unzählige Feldzüge, wo nichts geschah, der Zweck verfehlt, die Kräfte unnütz verbraucht wurden, und alles mit dem Mangel an Lebensmitteln entschuldigt wird; dagegen pflegte Bonaparte zu sagen: qu'on ne me parle pas des vivres!

Freilich hat dieser Feldherr im russischen Feldzuge evident gemacht, daſs man diese Rücksichtslosigkeit zu weit treiben kann, denn, um nicht zu sagen, daſs sein ganzer Feldzug vielleicht blos dadurch zu Schanden geworden ist, was doch am Ende eine Vermuthung bleiben würde, so ist doch auſser Zweifel, daſs er dem Mangel an Rücksicht auf den Unterhalt beim Vorgehen das unerhörte Zusammenschmelzen seines Heeres und beim Zurückgehen den gänzlichen Untergang desselben zu verdanken hat.

Aber ohne in Bonaparte den leidenschaftlichen Spieler zu verkennen, der sich oft in ein tolles Extrem wagt, kann man doch wohl sagen, daſs er, und die ihm vorangegangenen Revolutionsfeldherren in Rücksicht auf die Verpflegung ein mächtiges Vorurtheil bei Seite geschafft und gezeigt haben, daſs diese nie anders, als unter dem Gesichtspunkt einer Bedingung, also niemals als Zweck betrachtet werden müsse.

Uebrigens verhält es sich mit der Entbehrung im Kriege, wie mit der körperlichen Anstrengung und der Gefahr; die Forderungen, welche der Feldherr an sein Heer machen kann, sind durch keine bestimmte Linien begrenzt; ein starker Charakter fordert mehr, als ein weichlicher Gefühlsmensch; auch die Leistungen des Heeres sind verschieden, jenachdem Gewohnheit, kriegerischer Geist, Vertrauen und Liebe zum Feldherrn oder Enthusiasmus für die Sache des Vaterlandes den Willen und die Kräfte des Soldaten unterstützen. Aber das sollte man wohl als Grundsatz aufstellen können, daſs Entbehrung und Noth, wie hoch sie auch gesteigert werden mögen, immer nur als vorübergehende Zustände betrachtet werden, und daſs sie zu reichlichem Unterhalt, ja wohl auch einmal zum Ueberfluſs führen müssen. Giebt es etwas Rührenderes, als den Gedanken an so viel tausend Soldaten, die schlecht gekleidet, mit einem Gepäck von dreiſsig bis vierzig Pfund belastet, sich auf tagelangen Märschen in jedem Wetter und Wege mühsam fortschleppen, Gesundheit und Leben unaufhörlich auf das Spiel setzen und sich dafür nicht einmal mit trockenem Brote sättigen können. Wenn man weiſs, wie oft dies im Kriege

vorkommt, so begreift man in der That kaum, wie es nicht öfter zum Versagen des Willens und der Kräfte führt, und wie eine bloſse Richtung der Vorstellungen im Menschen fähig ist, durch ihr nachhaltiges Wirken solche Anstrengungen hervorzurufen und zu unterstützen.

Wer also dem Soldaten groſse Entbehrungen auferlegt, weil groſse Zwecke es fordern, der wird, sei es aus Gefühl oder aus Klugheit, auch die Entschädigung im Auge haben, die er ihm dafür zu andern Zeiten schuldig ist.

Jetzt haben wir noch des Unterschiedes zu gedenken, welcher in Betreff des Unterhaltes beim Angriff und bei der Vertheidigung stattfindet.

Die Vertheidigung ist im Stande, von den Vorbereitungen, die sie zur Verpflegung hat treffen können, während des Aktes ihrer Vertheidigung ununterbrochen Gebrauch zu machen. Es kann also dem Vertheidiger nicht wohl an dem Nothwendigen fehlen; im eigenen Lande wird dies vorzugsweise der Fall sein, aber auch im feindlichen bleibt es wahr. Der Angriff aber entfernt sich von seinen Hülfsquellen und muſs, so lange sein Vorschreiten dauert, und selbst in den ersten Wochen seines Innehaltens, von einem Tage zum andern das Nöthige beschaffen, wobei es denn selten ohne Mangel und Verlegenheit abgeht.

Zweimal pflegt diese Schwierigkeit am gröſsten zu werden. Einmal beim Vorgehen, ehe die Entscheidung gefallen ist; dann sind die Vorräthe des Vertheidigers noch alle in seinen Händen, und der Angreifende hat die seinigen zurücklassen müssen; er muſs seine Massen zusammendrängen und kann also keinen groſsen Raum einnehmen, selbst ein Fuhrwesen hat ihm nicht mehr folgen können, sobald die Schlachtbewegungen ihren Anfang genommen haben. Sind in diesem Augenblick nicht gute Vorbereitungen getroffen, so geschieht es leicht, daſs die Truppen einige Tage vor der entscheidenden Schlacht Mangel und Noth haben, was denn nicht eben das Mittel ist, sie gut in die Schlacht zu führen.

Das zweite Mal entsteht der Mangel vorzugsweise am Ende der Siegesbahn, wenn die Verbindungslinien anfangen zu lang zu werden, besonders wenn der Krieg in einem armen, menschenleeren, vielleicht auch feindselig gesinnten Lande geführt wird. Welch ein ungeheurer Unterschied zwischen einer Verbindung von Wilna auf Moskau, wo jede Fuhre mit Gewalt herbeigeschafft werden muſs, oder von Köln über Lüttich, Löwen, Brüssel, Mons, Valenciennes, Cambray nach Paris, wo ein kaufmännischer Auftrag, ein Wechsel hinreicht Millionen von Rationen herbeizuschaffen[1]).

Schon oft sind die Folgen dieser Schwierigkeit gewesen, daſs der Glanz der herrlichsten Siege erlischt, die Kräfte abmagern, der Rückzug nothwendig wird, und dann nach und nach alle Symptome einer wahren Niederlage annimmt.

Das Futter für die Pferde, welches Anfangs, wie wir gesagt haben, am wenigsten zu fehlen pflegt, wird, wenn eine Erschöpfung der Gegend eintritt, zuerst mangeln, denn es ist wegen seines Volumens am schwersten aus der

---

[1]) Durch die Einführung der Eisenbahnen ist auch in diesem Kapitel mancher Calcül überholt!

Ferne herbeizuschaffen, und das Pferd ist durch Mangel viel schneller zu Grunde gerichtet, als der Mensch. Aus diesem Grunde kann eine zu zahlreiche Reiterei und Artillerie einem Heere eine wahre Last und ein wirkliches Schwächungsprincip werden.

Fünfzehntes Kapitel.

Operationsbasis.

Wenn ein Heer zu einer Unternehmung vorschreitet, sei es um den Feind und sein Kriegstheater anzugreifen oder sich an den Grenzen des eigenen aufzustellen, so bleibt es von den Quellen seiner Verpflegung und Ergänzung in einer nothwendigen Abhängigkeit und muſs die Verbindung mit ihnen unterhalten, denn sie sind die Bedingungen seines Daseins und Bestehens. Diese Abhängigkeit wächst intensiv und extensiv mit der Gröſse des Heeres. Nun ist es aber weder immer möglich, noch erforderlich, daſs das Heer mit dem ganzen Lande in unmittelbarer Verbindung bleibt, sondern nur mit dem Stück, welches sich gerade hinter ihm befindet und folglich durch seine Stellung gedeckt ist. In diesem Theile des Landes werden dann, so weit es nöthig ist, besondere Anlagen von Vorräthen gemacht und Veranstaltungen zur regelmäſsigen Fortschaffung der Ergänzungskräfte getroffen. Dieses Stück des Landes ist also die Grundlage des Heeres und aller seiner Unternehmungen, es muſs als ein Ganzes mit demselben betrachtet werden. Sind die Vorräthe zu gröſserer Sicherheit derselben in befestigten Orten angelegt, so wird der Begriff einer Basis dadurch verstärkt, aber er entsteht nicht erst dadurch, denn in einer Menge von Fällen findet dies nicht statt.

Aber auch ein Stück des feindlichen Landes kann die Grundlage eines Heeres bilden, oder wenigstens mit dazu gehören; denn wenn ein Heer im feindlichen Lande vorgerückt ist, werden eine Menge Bedürfnisse aus dem eingenommenen Theile desselben gezogen; aber die Bedingung ist in diesem Fall, daſs man wirklich Herr dieses Landstrichs, d. h. der Befolgung seiner Anordnungen gewiſs sei. Diese Gewiſsheit reicht indeſs selten weiter, als so weit man die Einwohner durch kleine Garnisonen und hin- und herziehende Haufen in Furcht erhalten kann, und dies ist gewöhnlich ziemlich beschränkt. Die Folge ist also, daſs im feindlichen Lande die Gegend, aus welcher man Bedürfnisse aller Art ziehen kann, in Beziehung auf den Bedarf des Heeres sehr beschränkt ist und meistens nicht ausreicht, daſs also das eigene Land viel geben muſs, und daſs folglich immer wieder dasjenige Stück desselben, welches sich hinter dem Heere befindet, als ein nothwendiger Bestandtheil der Basis in Betracht kommen muſs.

Die Bedürfnisse eines Heeres muſs man in zwei Klassen theilen, nämlich die, welche jede angebaute Gegend giebt, und andere, die es nur aus den Quellen seiner Entstehung ziehen kann. Die ersten sind hauptsächlich Unterhalts- und die zweiten Ergänzungsmittel. Die ersteren kann also auch das

feindliche Land, die letzteren in der Regel nur das eigene liefern, z. B. Menschen, Waffen und meistens auch Munition. Wenn auch in einzelnen Fällen Ausnahmen von diesem Unterschied vorkommen, so sind sie doch selten und unbedeutend, und jene Unterscheidung bleibt sehr wichtig und beweist von Neuem, dafs die Verbindung mit dem eigenen Lande unentbehrlich ist.

Die Ernährungsvorräthe werden meistens in offenen Orten gesammelt, sowohl im feindlichen, als im eigenen Lande, weil es nicht so viel Festungen giebt, wie dazu erforderlich sein würden, die viel gröfsere Masse dieser sich schnell verzehrenden, bald hier, bald dort erforderlichen Vorräthe aufzunehmen, und weil ihr Verlust leichter zu ersetzen ist; dagegen werden Vorräthe zur Ergänzung, also von Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenständen in der Nähe des Kriegstheaters nicht leicht in offenen Orten niedergelegt, sondern lieber aus gröfseren Entfernungen herbeigeholt, im feindlichen Lande aber nie anders als in Festungen. Auch dieser Umstand macht, dafs die Wichtigkeit der Basis mehr von den Ergänzungs-, als von den Ernährungsmitteln herrührt.

Jemehr nun die Mittel beider Art, ehe sie ihre Anwendung finden, in grofsen Niederlagen zusammengebracht werden, jemehr sich also alle einzelnen Quellen in grofsen Reservoiren vereinigen, um so mehr können diese als die Stellvertreter des ganzen Landes betrachtet werden, und der Begriff der Basis wird sich um so mehr auf diese grofsen Vorrathsorte beziehen; aber niemals kann das soweit gehen, dafs sie allein für die Basis genommen werden könnten.

Sind diese Quellen der Ergänzung und Ernährung sehr reich, d. h. sind es grofse und reiche Länderstriche, sind sie zu schnellerer Wirksamkeit in gröfseren Anlagen gesammelt, sind sie auf die eine oder andere Weise gedeckt, liegen sie dem Heere nahe, führen gute Strafsen zu ihnen, breiten sie sich weit hinter dem Heere aus, oder umfassen dasselbe sogar theilweise, — so entsteht daraus theils ein kräftigeres Leben für das Heer, theils eine gröfsere Freiheit seiner Bewegungen. Diese Vortheile der Lage eines Heeres hat man in einer einzigen Vorstellung zusammenfassen wollen, nämlich in der Gröfse der Operationsbasis. Mit dem Verhältnifs dieser Basis zum Ziel der Unternehmungen, mit dem Winkel, den ihre Endpunkte mit diesem Ziel (als Punkt gedacht) machen, hat man die ganze Summe der Vortheile und Nachtheile ausdrücken wollen, die einer Armee aus der Lage und Beschaffenheit ihrer Ernährungs- und Ergänzungsquellen erwachsen; aber es fällt in die Augen, dafs diese geometrische Eleganz eine Spielerei ist, da sie auf einer Reihe von Substitutionen beruht, die alle auf Kosten der Wahrheit gemacht werden mufsten. Die Basis eines Heeres bildet, wie wir gesehen haben, eine dreifache Abstufung, in welcher sich das Heer befindet: die Hülfsmittel der Gegend, die auf einzelnen Punkten gemachten Vorrathsanlagen, und das Gebiet, aus dem diese Vorräthe sich sammeln. Diese drei Dinge sind örtlich getrennt, lassen sich nicht auf eins zurückführen, und am wenigsten durch eine Linie vertreten, welche die Breitenausdehnung der Basis vorstellen soll, und die meistens ganz willkürlich, entweder von der einen Festung zur

andern oder von einer Provinzialhauptstadt zur andern oder längs den politischen Landesgrenzen gedacht wird. Auch ein bestimmtes Verhältnifs jener drei Abstufungen läfst sich nicht feststellen, denn in der Wirklichkeit vermischen sich ihre Naturen stets mehr oder weniger. In dem einen Fall giebt die Umgegend mancherlei Ergänzungsmittel, die man sonst nur aus grofser Ferne herbei zu ziehen pflegt; in dem andern ist man genöthigt sogar die Lebensmittel von weit her kommen zu lassen. Hier sind die nächsten Festungen grofse Waffenplätze, Häfen, Handelsorte, die die Streitkräfte eines ganzen Staates in sich vereinigen, dort sind sie nichts als eine dürftige Umwallung, die kaum sich selbst genügt.

Die Folge ist gewesen, dafs alle Folgerungen, welche man aus der Gröfse der Operationsbasis und der Operationswinkel gezogen, und das ganze System der Kriegführung, das man darauf gebaut hat, so weit es geometrischer Natur war, nie die kleinste Rücksicht in dem wirklichen Kriege gewonnen und in der Ideenwelt nur verkehrte Bestrebungen veranlafst hat. Weil aber der Grund der Vorstellungsreihe wahr ist, und nur die Entwickelungen falsch sind, so wird diese Ansicht sich leicht und oft wieder vordrängen[1]).

---

[1]) Die schroffe Abfertigung, die Clausewitz im vorstehenden Satze der „Spielerei einer geometrischen Eleganz“ (s. Text oben) angedeihen läfst und welche ihn zu dem Ausspruche veranlafst, dafs das „ganze System der Kriegführung, welches man auf die aus der Gröfse der Operationsbasis und der Operationswinkel gezogenen Folgerungen gebaut habe, nie die kleinste Rücksicht im wirklichen Krieg gewonnen hat“, richtet sich offenbar in erster Instanz gegen Bülow — ist also zunächst polemisch!

Dafs trotzdem auch diese „geometrische Seite“ der Sache in der Theorie eine gewisse Berechtigung hat und vor allen Dingen dazu mitwirken kann, die ja — wie die folgenden Kapitel zeigen — von Clausewitz selbst für die Praxis anerkannte Wechselbeziehung zwischen Basis und Verbindungslinie durch momentane Vereinfachung der Vorstellungen wesentlich zu erleichtern — glauben wir selbst seiner Autorität gegenüber vertreten zu dürfen.

Gar Manches in der „kriegerischen“ Strategie läfst sich auf „Linien und Winkel“ zurückführen, ohne dafs es defshalb nothwendig wäre, „alle Dinge“, welche Clausewitz oben genannt hat, „zugleich“ — aus den Augen zu verlieren!

Wir wollen gern zugeben, dafs mit diesen geometrischen Beziehungen ein crasser Unfug getrieben werden kann und oft genug getrieben worden ist — das braucht uns aber noch nicht zu zwingen, dieses sehr nützliche Baugerüst der bezüglichen Geistesarbeit ohne Weiteres zu verwerfen, weil dieser oder jener es für das Bauwerk selbst genommen hat!

Ohne Abstractionen kommt auch Clausewitz nicht fort, seine philosophischen Baugerüste (namentlich später, wenn er von Vertheidigung und Angriff handelt) haben auch schon Manchen zu Fall gebracht und dennoch bleibt sein „System“ der herrlichste Bau, den wir besitzen und Niemand macht es ihm zum Vorwurf — wenn er mifsverstanden wird!

Wenn Derjenige, welcher sich des geometrischen Gerüstes bedient, zur Klarlegung seiner Gedanken über Krieg und Kriegführung, nur dafür sorgt, es rechtzeitig wieder abzutragen, d. h. die aus den Abstractionen gezogenen Folgerungen mit dem concreten Inhalte derjenigen „Dinge“ zu füllen, für welche er einen Augenblick „Linien und Winkel“ substituirt hatte; so wird man ein solches Verfahren nicht unbedingt verwerfen dürfen, weil offenbar das Verständnifs für die Sache selbst dadurch nur gefördert werden kann.

Wir glauben also, daſs man dabei stehen bleiben muſs, den Einfluſs der Basis auf die Unternehmungen überhaupt anzuerkennen, daſs es aber kein Mittel giebt, dies bis auf ein paar Vorstellungen als brauchbare Regel zu vereinfachen, sondern daſs man in jedem einzelnen Fall alle Dinge, welche wir genannt haben, zugleich im Auge haben muſs.

Sind einmal die Anstalten zur Ergänzung und Ernährung des Heeres in einem gewissen Bezirk und für eine gewisse Richtung getroffen, so ist selbst im eigenen Lande nur dieser Bezirk als die Basis des Heeres zu betrachten, und da eine Veränderung desselben immer Zeit und Kraftaufwand erfordert, so kann auch im eigenen Lande das Heer seine Basis nicht von einem Tage zum andern verlegen, und darum ist es auch in der Richtung seiner Unternehmungen immer mehr oder weniger beschränkt. Wenn man also bei Unternehmungen im feindlichen Lande die ganze eigene Landesgrenze gegen dasselbe als die Basis des Heeres betrachten wollte, so könnte das wohl im Allgemeinen gelten, in so fern überall Einrichtungen getroffen werden könnten, aber nicht für jeden gegebenen Augenblick, weil nicht überall Einrichtungen getroffen sind. Als am Anfange des Feldzuges von 1812 das russische Heer sich vor dem französischen zurückzog, konnte es freilich ganz Ruſsland um so mehr als seine Basis betrachten, als die groſsen Dimensionen dieses Landes dem Heer überall, wohin es sich auch wandte, groſse Flächenräume darboten. Diese Vorstellung war nicht illusorisch, sondern sie trat ins Leben, als später andere russische Heere von mehreren Seiten gegen das französische vordrangen; allein für jeden gegebenen Zeitabschnitt des Feldzugs war doch die

---

Bülow freilich ist nicht über sein Gerüst hinausgekommen oder hat mindestens eine falsche Anwendung davon gemacht; Willisen aber trifft mit Unrecht ein gleicher Vorwurf! Schwerlich hat Clausewitz beabsichtigt, mit seinem Satze denjenigen ein Wurfgeschoſs in die Hand zu liefern, welche als seine Bewunderer „drappirt", aber innerlich ohne Verständniſs für ihn, sofort mit ihrem — „steinigt ihn"! bei der Hand sind, sobald Jemand auf geometrische Verhältnisse zurückgreift.

Im fünfzehnten Kapitel des dritten Buches spricht Clausewitz selbst von dem geometrischen Element der Strategie und stellt es dort nur als eine „ausgemachte Wahrheit" hin, daſs es „in der Strategie" — d. h. nach seiner Lesart hier kurzweg „im Kriege" — mehr auf die Anzahl und den Umfang der siegreichen Gefechte ankomme, als auf die Form der groſsen Lineamente, in welcher dieselben zusammenhängen. Das besagt mit anderen Worten doch wohl aber nicht mehr und nicht weniger, als: der Ausfall der Schlacht ist das Entscheidende im Krieg! ein Satz, den Willisen ebenso scharf hervorhebt.

Wer daraus heraus lesen zu sollen glaubt, Clausewitz habe sagen wollen, daſs die „Form der groſsen Lineamente" — und was kann man sich denn anderes unter diesem Ausdruck denken, als „die Richtungslinie der eigenen Operation in Beziehung auf die gegnerischen und eigenen Verbindungslinien"? — an deren Ende die siegreiche Schlacht steht, absolut gleichgültig — eine Spielerei! — sei, der traut dem groſsen Denker doch ein zu dürftiges Verständniſs für Friederich und Napoleon zu!

Es war nothwendig, hier nochmals (vergl. Anmerkung 1 zum fünfzehnten Kapitel des dritten Buches) ausführlicher auf diese Fragen einzugehen, weil grade jener Text zu einem stets gesattelten Paradepferd Clausewitz'scher Citatoren geworden ist!

Basis des russischen Heeres nicht eben so grofs, sondern sie war hauptsächlich in den Strafsen vorhanden, auf welche der ganze Tractus der Transporte zum Heer und von demselben zurück eingerichtet war. Diese Beschränktheit verhinderte z. B. das russische Heer, nachdem es sich bei Smolensk drei Tage geschlagen hatte, den weiteren nöthig gewordenen Rückzug in einer anderen Richtung als auf Moskau anzutreten und sich, wie man vorgeschlagen hatte, plötzlich gegen Kaluga zu wenden, um den Feind von Moskau abzuziehen. Eine solche veränderte Richtung wäre nur möglich gewesen, insofern sie lange vorgesehen war.

Wir haben gesagt, dafs die Abhängigkeit von der Basis mit der Gröfse des Heeres extensiv und intensiv wächst, was an sich verständlich ist. Das Heer gleicht einem Baume; aus dem Boden, auf dem er wächst, zieht er seine Lebenskräfte; ist er klein, so kann er leicht verpflanzt werden, dies wird aber schwieriger, je gröfser er wird. Eine kleiner Haufe hat auch seine Lebenskanäle, aber er schlägt leicht Wurzel, wo er sich befindet, nicht so ein zahlreiches Heer. Wenn also von dem Einflufs der Basis auf die Unternehmungen die Rede ist, so mufs allen Vorstellungen immer der Mafsstab zum Grunde liegen, welchen die Gröfse des Heeres bedingt.

Ferner liegt es in der Natur der Dinge, dafs für das augenblickliche Bedürfnifs die Ernährung, für das allgemeine Bestehen durch längere Zeiträume aber die Ergänzung wichtiger ist, weil die letztere nur aus bestimmten Quellen fliefst, die erstere aber auf mannichfaltige Weise beschafft werden kann; dies bestimmt wieder den Einflufs näher, welchen die Basis auf die Unternehmungen haben wird.

So grofs nun dieser Einflufs sein kann, so mufs man doch nie vergessen, dafs er zu denjenigen gehört, welche viel Zeit brauchen, ehe sie eine entscheidende Wirkung zeigen, und dafs also immer die Frage bleibt, was in dieser Zeit geschehen kann. Der Werth der Operationsbasis wird die Wahl einer Unternehmung von vorn herein selten entscheiden. Blofse Schwierigkeiten, welche von dieser Seite entstehen können, müssen mit den andern wirksamen Mitteln zusammengestellt und verglichen werden; oft verschwinden diese Hindernisse vor der Kraft entscheidender Siege.

Sechszehntes Kapitel.

Verbindungslinien.

Die Strafsen, welche von dem Standpunkte einer Armee aus nach denjenigen Punkten zurückgehen, in welchen sich ihre Unterhalts- und Ergänzungsquellen hauptsächlich vereinigen, und die sie in allen gewöhnlichen Fällen auch zu ihrem Rückzug wählt, haben eine doppelte Bedeutung; einmal sind sie Verbindungslinien zur beständigen Alimentirung der Streitkraft, und dann Rückzugsstrafsen.

Wir haben in dem vorigen Kapitel gesagt, dafs eine Armee, ungeachtet sie bei der jetzigen Verpflegungsart sich hauptsächlich aus der Gegend ernährt, in welcher sie steht, doch als ein Ganzes mit ihrer Basis angesehen

werden müsse. Die Verbindungslinien gehören zu diesem Ganzen, sie machen den Zusammenhang zwischen der Basis und der Armee aus und sind als eben so viele Lebensadern anzusehen. Lieferungen aller Art, Munitionstransporte, hin- und herziehende Detachements, Posten, Couriere, Hospitäler und Depots, Munitionsreserve, Administrationsbehörden sind Gegenstände, die diese Strafsen unaufhörlich bedecken, und deren Gesammtwerth von entscheidender Wichtigkeit für das Heer ist.

Diese Lebenskanäle dürfen also weder bleibend unterbrochen werden, noch zu lang und beschwerlich sein, weil immer etwas von der Kraft auf dem langen Wege verloren geht, und ein siecher Zustand des Heeres die Folge davon wird.

In der zweiten Bedeutung, nämlich als Rückzugsstrafsen, konstituiren sie im eigentlichsten Sinn den strategischen Rücken des Heeres.

In beiden Bedeutungen kommt es bei dem Werth dieser Strafsen auf ihre Länge, ihre Anzahl, ihre Lage, nämlich ihre allgemeine Richtung und ihre Richtung nahe bei der Armee, ihre Beschaffenheit als Strafse, die Schwierigkeit des Bodens, das Verhältnifs und die Stimmung der Einwohner und endlich auf ihre Deckung durch Festungen oder Hindernisse der Gegend an.

Aber nicht alle Strafsen und Wege, welche von dem Standpunkt eines Heeres nach den Quellen seines Lebens und seiner Kraft führen, gehören zu seinen eigentlichen Verbindungslinien. Sie können freilich allenfalls dazu benutzt und als ein Subsidium des Systems der Verbindungslinien betrachtet werden, aber dieses System beschränkt sich auf die dazu eingerichteten Strafsen. Nur diejenigen Strafsen, auf denen man seine Niederlagen, seine Hospitäler, seine Etappen, seine Briefposten eingerichtet, seine Kommandanten bestellt, seine Gensdarmen und Besatzungen vertheilt hat, können als die wahren Verbindungslinien angesehen werden. Aber hier tritt ein sehr wichtiger und oft übersehener Unterschied zwischen dem eigenen und dem feindlichen Heere ein. Das Heer im eigenen Lande wird zwar auch seine eingerichtete Verbindungslinie haben, aber es ist nicht durchaus darauf beschränkt und kann im Fall der Noth davon abspringen und jede andere Strafse wählen, die überhaupt noch vorhanden ist; denn es ist überall zu Hause, hat überall seine Behörden und findet überall den guten Willen. Wenn also auch andere Strafsen weniger gut und passend für seine Verhältnisse sind, so ist doch ihre Wahl nicht unmöglich und das Heer wird also, wenn es sich umgangen und zu einer Drehung genöthigt sähe, diese nicht als unmöglich betrachten. Das Heer im feindlichen Lande hingegen kann in der Regel nur diejenigen Strafsen als Verbindungslinien betrachten, auf denen es selbst vorgegangen ist, und es entsteht hier eine grofse Verschiedenheit in der Wirkung aus kleinen und unscheinbaren Ursachen[1]). Die im feindlichen Lande vorgehende Armee trifft die Einrichtungen, welche das Wesen der Verbindungslinie ausmachen, im Vorgehen mit dem Heere, unter seinem Schutz und kann, indem

[1]) Welche Verschiedenheit dann allerdings bei der Beurtheilung der Dinge nach ihren „geometrischen Elementen“ sehr wesentlich in's „praktische“ Gewicht fällt!

die Furcht und Schrecken einflöfsende Gegenwart des Heeres in den Augen der Einwohner diesen Mafsregeln das Gepräge der unabänderlichen Nothwendigkeit geben, Diese sogar veranlassen, sie als eine Milderung des allgemeinen Kriegsübels anzusehen. Kleine Besatzungen, die man hin und wieder zurückläfst, unterstützen und halten das Ganze. Wollte man dagegen seine Commissaire, Etappenkommandanten, Gensdarmen, Feldposten und anderen Ordnungsapparat auf eine entlegene Strafse senden, auf welcher das Heer nicht gekommen, so würden die Einwohner diese Anstalten wie eine Last ansehen, von der sie ganz füglich befreit bleiben könnten, und wenn nicht etwa die entschiedensten Niederlagen und Unglücksfälle das feindliche Land in einen panischen Schrecken versetzt haben, so werden diese Beamten feindlich behandelt, mit blutigen Köpfen abgewiesen werden. Es werden also vor allen Dingen Besatzungen erfordert, um die neue Strafse zu unterwerfen, und zwar in diesem Falle beträchtlichere, als in dem gewöhnlichen, wobei doch immer noch die Gefahr bleibt, dafs die Einwohner es versuchen möchten, sich diesen Besatzungen zu widersetzen. Mit einem Wort: die im feindlichen Lande vorgehende Armee entbehrt aller Werkzeuge des Gehorsams, sie mufs sich ihre Behörden erst einsetzen, und zwar durch die Autorität der Waffen; dies kann sie nicht überall, nicht ohne Aufopferungen und Schwierigkeiten, nicht im Augenblick. — Es folgt hieraus, dafs ein Heer im feindlichen Lande noch viel weniger durch den Wechsel des Verbindungssystems von einer Basis auf die andere überspringen kann, wie im eigenen Lande, wo es allenfalls möglich ist; dafs mithin hieraus im Allgemeinen eine gröfsere Beschränkung in ihren Bewegungen und eine gröfsere Empfindlichkeit ihrer Verbindungslinien entsteht.

Aber auch die Wahl und Einrichtung der Verbindungslinien ist von Hause aus an viele Bedingungen gebunden, die sie beschränken. Es müssen nicht nur überhaupt gebahnte Strafsen sein, sondern sie werden auch um so nützlicher sein, je gröfser die Strafsen sind, je mehr volkreiche und wohlhabende Städte dadurch berührt, durch je mehr feste Plätze sie geschützt werden. Auch Ströme als Wasserstrafsen, und Brücken als Uebergangspunkte entscheiden dabei viel. Es ist also dadurch die Lage der Verbindungslinien, und folglich auch der Weg, welchen ein Heer beim Angriff nimmt, nur bis auf einen gewissen Punkt freier Wahl unterworfen, in seiner Lage aber an die geographischen Verhältnisse gebunden.

Alle oben genannten Dinge zusammengenommen machen die Verbindung eines Heeres mit seiner Basis stark oder schwach, und dieses Resultat, verglichen mit demselben Gegenstand bei der feindlichen Armee, entscheidet, welcher von beiden Gegnern eher im Stande ist dem andern die Verbindungslinie oder gar den Rückzug abzuschneiden, d. h. mit dem gewöhnlichen Kunstausdruck, ihn zu u m g e h e n. Abgesehen von der moralischen oder physischen Ueberlegenheit wird nur Derjenige es mit Wirksamkeit thun, dessen Verbindungslinien den feindlichen überlegen sind[*]), weil sonst der Gegner sich durch die Wiedervergeltung am kürzesten sichert.

[*]) Ist diese „Ueberlegenheit der Verbindungslinien in Rücksicht auf das

Dieses Umgehen kann nun nach der doppelten Bedeutung der Strafsen auch einen doppelten Zweck haben. Entweder sollen die Verbindungslinien gestört oder unterbrochen werden, damit die Armee verwelke und hinsterbe und auf diese Weise zum Rückzug gezwungen werde, oder man will ihr den Rückzug selbst nehmen.

Für den ersten Zweck ist zu bemerken, dafs eine augenblickliche Unterbrechung bei der jetzigen Art der Verpflegung selten fühlbar wird, dafs vielmehr eine gewisse Zeit dazu nöthig ist, um durch die Menge der einzelnen Verluste zu ersetzen, was ihnen an Wichtigkeit abgeht. Eine einzelne Flankenunternehmung, die zu gewissen Zeiten einen entscheidenden Schlag thun konnte, als noch bei dem künstlichen Verpflegungssystem Tausende von Mehlwagen hin und her fuhren, wird jetzt gar nichts bewirken, wenn sie auch noch so gut gelingt; sie kann höchstens einen Transport aufheben, und hierdurch eine theilweise Schwäche veranlassen, aber keinen Rückzug nothwendig machen.

Die Folge ist, dafs die Flankenunternehmungen, welche immer mehr in Büchern, als im Leben Mode gewesen sind, jetzt noch unpraktischer erscheinen, und man kann sagen, dafs nur sehr lange Verbindungslinien unter ungünstigen Umständen, hauptsächlich aber die überall und zu jedem Augenblick bereiten Anfälle einer Volksbewaffnung dieselben gefährlich machen.

Was das Abschneiden des Rückzugs betrifft, so mufs man die Gefahr eingeengter und bedrohter Rückzugswege auch in dieser Rücksicht nicht überschätzen, da uns die neueren Erfahrungen darauf aufmerksam machen, dafs bei guten Truppen und dreisten Führern das Einfangen schwerer ist, als das Durchschlagen.

Die Mittel zur Abkürzung und Sicherung langer Verbindungslinien sind sehr beschränkt. Die Eroberung einiger Festungen in der Nähe der genommenen Aufstellung und auf den rückwärts führenden Strafsen oder, im Fall das Land keine Festungen hat, die Befestigung passender Plätze, die gute Behandlung der Einwohner, strenge Kriegszucht auf der Heerstrafse, gute Polizei im Lande, fleifsige Ausbesserung der Strafsen sind die einzigen, durch die das Uebel vermindert, aber freilich nie ganz gehoben werden kann.

Uebrigens mufs das, was bei Gelegenheit des Unterhaltes von den Wegen gesagt ist, welche die Heere vorzugsweise nehmen, noch besonders auf die Verbindungslinien angewendet werden. Die gröfsten Strafsen durch die reichsten Städte, die bebautesten Provinzen sind die besten Verbindungslinien; sie verdienen selbst bei bedeutenden Umwegen den Vorzug und geben in den meisten Fällen die nähere Bestimmung über die Aufstellung des Heeres[3]).

Umgehen“ nicht ein in erster Linie — geometrisches Verhältnifs, von dem man doch behaupten will, dafs Clausewitz es gar nicht gelten läfst!?

[3]) Der Einflufs der Eisenbahnen auf alle diese Beziehungen ist wohl hier nicht besonders hervorzuheben.

Siebzehntes Kapitel.

Gegend und Boden.

Ganz abgesehen von den Mitteln des Unterhalts, die eine andere Seite dieses Gegenstandes bilden, haben Gegend und Boden eine sehr nahe und nie fehlende Beziehung zur kriegerischen Thätigkeit, nämlich einen sehr entscheidenden Einflufs auf das Gefecht, sowohl was seinen Verlauf selbst, als seine Vorbereitung und Benutzung betrifft. In dieser Beziehung, also in der ganzen Bedeutung des französischen Ausdrucks „Terrain"[1]), haben wir hier Gegend und Boden zu betrachten.

Ihre Wirksamkeit liegt gröfstentheils im Gebiet der Taktik, allein die Resultate erscheinen in der Strategie; ein Gefecht in einem Gebirge ist auch in seinen Folgen etwas ganz Anderes als ein Gefecht in der Ebene.

Aber so lange wir den Angriff noch nicht von der Vertheidigung getrennt und uns zur näheren Betrachtung beider gewendet haben, können wir auch die Hauptgegenstände des Terrains noch nicht in ihren Wirkungen betrachten, und wir müssen also hier bei ihrem allgemeinen Charakter stehen bleiben. Drei Eigenschaften sind es, durch die Gegend und Boden Einflufs auf die kriegerische Thätigkeit haben, nämlich: als Hindernifs des Zugangs, als Hindernifs der Uebersicht, und als Deckungsmittel gegen die Wirkung des Feuers; auf diese drei lassen sich alle zurückführen.

Unstreitig hat diese dreifache Einwirkung der Gegend die Tendenz, das kriegerische Handeln mannichfaltiger, zusammengesetzter und kunstvoller zu machen, denn es sind offenbar drei Gröfsen mehr, welche in die Kombination treten.

Der Begriff einer vollkommnen und vollkommen offenen Ebene, also eines ganz einflufslosen Bodens, existirt in der Wirklichkeit nur für ganz kleine Abtheilungen, und auch bei diesen nur für die Dauer eines gegebenen Momentes. Bei gröfseren Abtheilungen und längerer Dauer mischen sich die Gegenstände des Bodens in die Handlung, und bei ganzen Heeren ist auch für einen einzelnen Moment, z. B. die Schlacht, der Fall kaum denkbar, dafs die Gegend nicht Einflufs darauf gehabt haben sollte.

Dieser Einflufs ist also immer vorhanden, aber er ist freilich stärker oder schwächer je nach der Natur des Landes.

Wenn wir die grofse Masse der Erscheinungen im Auge haben, so werden wir finden, dafs eine Gegend hauptsächlich auf dreifache Weise sich von dem Begriff einer offenen, freien Ebene entfernt; einmal durch die Gestalt des Bodens, also durch Erhöhungen und Vertiefungen, dann durch Wälder, Sümpfe und Seen als natürliche Erscheinungen, und endlich durch das, was die Kultur hervorbringt. In allen drei Richtungen nimmt der Einflufs der Gegend auf das kriegerische Handeln zu. Verfolgen wir diese drei Richtungen bis zu einer gewissen Weite, so haben wir das Gebirgs-Land, das

---

[1]) Das Wort wird also auch von Clausewitz als bestimmt (taktisch!) beschränkter terminus technicus verwendet.

wenig bebaute, mit Wald und Sümpfen bedeckte, und das sehr angebaute. In allen drei Fällen also wird der Krieg dadurch verwickelter und kunstvoller.

Was den Anbau betrifft, so wirken freilich nicht alle Arten desselben in gleicher Stärke; am stärksten jener in Flandern, Holstein und andern Gegenden gebräuchliche, wo das Land von vielen Gräben, Zäunen, Hecken und Wällen durchschnitten, mit vielen einzelnen Wohnungen und kleinen Gebüschen überstreut ist.

Die leichteste Art der Kriegführung wird also in einem Lande stattfinden, welches flach und mäfsig angebaut ist. So verhält es sich aber nur in ganz allgemeiner Beziehung, und wenn wir von dem Gebrauch, welchen die Vertheidigung von den Hindernissen des Bodens macht, ganz absehen.

Jede jener drei Terrainarten wirkt in Beziehung auf Zugänglichkeit, Uebersicht und Deckung auf ihre Weise.

In einem waldbedeckten Lande ist das Hindernifs der Uebersicht, in einem gebirgigen das Hindernifs des Zuganges vorherrschend, in sehr angebauten Gegenden halten beide die Mitte.

Da das waldreiche Land einen grofsen Theil des Bodens den Bewegungen gewissermafsen entzieht, weil aufser den Schwierigkeiten des Zuganges auch noch der gänzliche Mangel an Uebersicht nicht gestattet, von jedem Mittel des Durchkommens Gebrauch zu machen, so vereinfacht es auf der einen Seite die Handlung wieder, die es auf der andern so viel schwieriger macht. Ist es daher in einem Lande schwer thunlich, seine Kräfte im Gefecht ganz zu sammeln, so findet doch auch nicht eine so viel gegliederte Theilung statt, wie sie im Gebirge und in sehr durchschnittenen Gegenden gewöhnlich ist, mit andern Worten: die Theilung ist in einem solchen Lande weniger zu vermeiden, aber auch weniger grofs.

Im Gebirge ist das Hindernifs des Zuganges vorherrschend und auf eine doppelte Art wirksam, indem man nämlich nicht überall hindurch kann, und da, wo man es kann, sich langsamer und mit gröfserer Anstrengung bewegen mufs. Deswegen wird die Schnellkraft aller Bewegungen im Gebirge sehr gemäfsigt, und der ganzen Wirkungsart viel mehr Zeit zugemischt. Aber der Gebirgsboden hat vor den andern noch die Eigenthümlichkeit voraus, dafs ein Punkt den andern überhöht. Wir werden vom Ueberhöhen überhaupt im folgenden Kapitel noch besonders sprechen und wollen hier nur bemerken, dafs es diese Eigenthümlichkeit ist, welche die grofse Theilung der Kräfte im Gebirgslande veranlafst, denn nun sind die Punkte nicht blofs um ihrer selbst willen wichtig, sondern auch um des Einflusses willen, den sie auf andere ausüben.

Alle drei sich zu einem Aeufsersten hinneigenden Arten der Gegend und des Bodens haben, wie wir das schon anderswo gesagt haben, die Wirkung, den Einflufs des obersten Feldherrn auf den Erfolg in eben dem Mafse zu schwächen, als die Kräfte der Untergeordneten bis zum gemeinen Soldaten hinab stärker hervortreten. Je gröfser die Theilung, je weniger die Uebersicht möglich ist, um so mehr ist jeder Handelnde sich selbst überlassen; das ist an sich verständlich. Zwar wird bei der gröfsern Gliederung, Mannich-

faltigkeit und Vielseitigkeit des Handelns der Einflufs der Intelligenz überhaupt zunehmen müssen, und auch der oberste Feldherr wird eine gröfsere Einsicht dabei zeigen können; aber wir müssen auch hier wieder auf das zurückkommen, was wir schon früher gesagt haben, dafs im Kriege die Summe der einzelnen Erfolge mehr entscheidet, als die Form, in welcher sie zusammenhängen, und dafs also, wenn wir unsere jetzige Betrachtung bis an die äufserste Grenze fortsetzen und uns ein Heer in eine grofse Schützenlinie aufgelöst denken wollen, wo jeder Soldat seine eigene kleine Schlacht liefert, es mehr auf die Summe der einzelnen Siege*), als auf die Form ihres Zusammenhangs ankommt; denn die Wirksamkeit guter Kombinationen kann nur von positiven Erfolgen ausgehen, nicht von negativen. Es wird also der Muth, die Gewandtheit und der Geist des Einzelnen in diesem Fall über alles entscheiden. Nur wo die Heere von gleichem Werthe sind, oder die Eigenthümlichkeiten in beiden sich die Wage halten, kann das Talent und die Einsicht der Feldherrn wieder entscheidend werden. Die Folge ist, dafs Nationalkriege, Volksbewaffnungen u. s. w., wo wenigstens der kriegerische Geist der Einzelnen sehr gesteigert zu sein pflegt, wenn auch die Gewandtheit und Tapferkeit nicht grade überlegen sein sollte, bei einer grofsen Vereinzelung der Kräfte und begünstigt durch sehr durchschnittenen Boden, ihre Ueberlegenheit zu behaupten vermögen, dafs sie aber auch nur auf einem solchen auf die Dauer bestehen können, weil Streitkräften dieser Art gewöhnlich alle die Eigenschaften und Tugenden ganz fehlen, die schon bei der Vereinigung mäfsig starker Haufen unentbehrlich sind.

Auch die Natur der Streitkraft stuft sich von dem einen Aeufsersten bis zum andern nur nach und nach ab, denn schon das Verhältnifs der Vertheidigung des eigenen Landes giebt einem Heere, wenn es auch ganz stehendes Heer ist, etwas Nationales und macht es mehr zur Vereinzelung geeignet.

Je mehr nun einem Heere diese Eigenschaften und Verhältnisse abgehen, je stärker sie bei dem Gegner hervortreten, um so mehr wird es die Vereinzelung fürchten und durchschnittene Gegenden vermeiden; allein das Vermeiden einer durchschnittenen Gegend liegt selten in seiner Wahl, man kann sich sein Kriegstheater nicht wie eine Waare unter vielen Proben aussuchen, und so finden wir denn meistens, dafs die Heere, welche ihrer Natur nach in der Vereinigung der Massen ihren Vortheil finden, ihre ganze Kunst aufbieten, dies System gegen die Natur der Gegend, so viel als immer möglich durchzusetzen. Sie müssen sich dabei andern Nachtheilen unterwerfen, z. B. einer dürftigen und schwierigen Verpflegung, schlechtem Unterkommen, im Gefecht: häufigen Anfällen von allen Seiten; allein der Nachtheil, sich seiner eigenthümlichen Vorzüge ganz zu begeben, würde ein viel gröfserer sein.

---

*) Es will uns doch bedünken, als gehe Clausewitz in diesem Bilde zu weit. Wenn wir uns einige tausend Mann in „eine grofse Schützenlinie aufgelöst“ denken — nebenbei bemerkt ja heutzutage keine so abnorme Erscheinung mehr, wie Clausewitz sie noch auffassen mufste — so wären „500 Einzelsiege“ nebeneinander errungen, für den Gesammterfolg offenbar unendlich viel durchschlagender, als die „Summe“ von 1000 über die ganze Frontausdehnung zerstreuter Siege.

Beide in entgegengesetzter Richtung liegende Tendenzen zur Sammlung und zur Zerstreuung der Streitkräfte finden in dem Mafse statt, als die Natur dieser Streitkräfte sich nach der einen oder andern Seite hinneigt; aber auch in den entschiedensten Fällen kann der Eine nicht immer vereinigt bleiben, und der Andere den Erfolg nicht allein von seiner zerstreuten Wirksamkeit erwarten. Auch die Franzosen in Spanien mufsten ihre Kräfte theilen, und auch die Spanier in der Vertheidigung ihres Bodens vermittelst eines Volksaufstandes mufsten einen Theil ihrer Kräfte auf grofsen Schlachtfeldern versuchen.

Nächst der Beziehung, welche Gegend und Boden auf die allgemeine und besonders auf die politische Beschaffenheit der Streitkräfte haben, ist die auf das Waffenverhältnifs die wichtigste.

In allen sehr unzugänglichen Gegenden, sei die Ursache Gebirge, Wald oder Kultur, ist eine zahlreiche Reiterei unnütz, das ist an sich klar; eben so ist es in waldreichen Gegenden mit der Artillerie, es kann leicht an Raum fehlen, sie mit allem Nutzen zu gebrauchen, an Wegen, sie durchzubringen, an Futter für die Pferde. Weniger nachtheilig sind für diese Waffe kulturreiche Gegenden, und am wenigsten Gebirge. Beide bieten zwar Deckung gegen das Feuer dar und sind mithin der Waffe, die vorzugsweise durch das Feuer wirkt, ungünstig, beide geben auch dem alles durchdringenden Fufsvolk die Mittel, das schwerfälligere Geschütz häufig in Verlegenheit zu bringen, allein in beiden fehlt es doch niemals geradezu an Raum zum Gebrauch einer zahlreichen Artillerie, und im Gebirge hat sie den grofsen Vortheil, dafs die langsameren Bewegungen des Gegners ihre Wirksamkeit wieder vermehren.

Unverkennbar aber ist die entschiedene Ueberlegenheit, welche das Fufsvolk auf jedem schwierigen Boden über die anderen Waffen hat, und dafs also auf solchem seine Zahl das gewöhnliche Verhältnifs merklich übersteigen darf[3]).

Achtzehntes Kapitel.

Ueberhöhen.

Das Wort: „dominiren" hat in der Kriegskunst einen eigenen Zauber, und in der That gehört diesem Elemente ein sehr grofser Theil, vielleicht die gröfsere Hälfte der Einflüsse an, welche die Gegend auf den Gebrauch der

[3]) Was hier über „Gegend und Boden" in ihrer Beziehung zur „Streitkraft" gesagt worden, hat sicherlich an Werth verloren, seit man sich gewöhnt hat, das „Terrain" schlechtweg als „Schutzwaffe" zu behandeln und bei der Feststellung und Anlage der Gefechte (s. Schlufsbemerkungen zu dem 3. und 4. Kapitel des 4. Buches) eine Rücksicht auf dasselbe im ersteren Fall (für die Schlacht) gar nicht mehr, im zweiten Falle (das eigentliche Gefecht) nur noch bedingt zu nehmen und die Sorge um solche Rücksichtnahme lediglich nur der Anordnung (im Kampfe) zu überlassen!

Streitkräfte ausübt. Hier haben manche Heiligthümer der kriegerischen Gelehrsamkeit ihre Wurzel, z. B. beherrschende Stellungen, Schlüsselpositionen, strategisches Manövriren u. s. w. Wir wollen den Gegenstand so scharf ins Auge fassen, als es ohne die Weitläufigkeit einer Abhandlung geschehen kann, und das Wahre mit dem Falschen, das Reale mit dem Uebertriebenen vor unserm Blick vorübergehen lassen.

Jede physische Kraftäufserung von unten nach oben ist schwieriger, als umgekehrt, folglich mufs es auch wohl das Gefecht sein, und es liegen drei Ursachen davon zu Tage. Erstens ist jede Höhe als ein Hindernifs des Zugangs anzusehen; zweitens schiefst man von oben nach unten zwar nicht merklich weiter, aber man trifft, alle geometrischen Verhältnisse wohl in Betracht gezogen, merklich besser, als im umgekehrten Fall; drittens hat man den Vortheil der bessern Uebersicht. Wie sich das alles im Gefecht vereinigt, geht uns hier nichts an: wir fassen die Summe der Vortheile, welche die Taktik aus dem Hochstehen zieht, in einen zusammen und sehen ihn als den ersten strategischen an.

Aber der erste und letzte der aufgezählten Vortheile mufs in der Strategie selbst noch einmal vorkommen, denn man marschirt und beobachtet in der Strategie so gut, wie in der Taktik; wenn also das Höherstehen ein Hindernifs des Zugangs für Den ist, der niedriger steht, so ist dies der zweite, und die daraus entspringende bessere Uebersicht der dritte Vortheil, den die Strategie daraus ziehen kann.

Aus diesen Elementen ist die Kraft des Dominirens, Ueberhöhens, Beherrschens zusammengesetzt; aus diesen Quellen fliefst das Gefühl der Ueberlegenheit und Sicherheit für Den, welcher sich auf einem Gebirgsrande befindet und seinen Feind unter sich erblickt, und das Gefühl der Schwäche und Besorgnifs für Den, der unten ist. Vielleicht ist sogar der Totaleindruck stärker, als er sein sollte, weil die Vortheile des Ueberhöhens mehr, als die sie modifizirenden Umstände, mit der sinnlichen Anschauung zusammenfallen; vielleicht geht er also über die Wahrheit hinaus, und in diesem Fall mufs diese Wirkung der Einbildungskraft als ein neues Element angesehen werden, durch das die Wirkung des Ueberhöhens verstärkt wird.

Allerdings ist der Vortheil der erleichterten Bewegung nicht absolut und nicht immer zu Gunsten des Höherstehenden; er ist es nur, wenn der Andere an ihn will[1]); er ist es nicht, wenn ein grofses Thal Beide trennt, und er ist es sogar für den Niedrigstehenden, wenn sie sich in der Ebene treffen wollen (Schlacht von Hohenfriedberg). Eben so hat auch das Uebersehen seine grofsen Beschränkungen; eine waldreiche Gegend unten, und oft die Masse des Gebirges selbst, auf dem man sich befindet, verbieten es sehr leicht. Unzählig sind die Fälle, wo man in der Gegend selbst vergeblich nach den Vortheilen der überhöhenden Stellung suchen würde, die man nach der Karte gewählt hat, man würde oft glauben, sich nur in alle entgegengesetzten Nachtheile verwickelt zu sehen. Allein diese Beschränkungen und

---

[1]) Das ist auch umgekehrt richtig: das Debouchiren **aus** dem Gebirge hat oft sogar noch gröfsere Schwierigkeiten als das Eindringen **in** dasselbe!

Bedingungen heben die Ueberlegenheit nicht auf, welche der Höherstehende sowohl bei der Vertheidigung als beim Angriff hat; nur mit ein paar Worten wollen wir sagen, auf welche Weise in beiden.

Von den drei strategischen Vortheilen des Ueberhöhens: der gröfseren taktischen Stärke, dem schwierigen Zugang und der besseren Uebersicht sind die beiden ersten von der Art, dafs sie eigentlich nur dem Vertheidiger zukommen, denn nur Der, welcher feststeht, kann sie benutzen, weil der Andere sie in seiner Bewegung nicht mitnehmen kann; der dritte Vortheil aber kann eben so gut vom Angreifenden, als vom Vertheidiger gebraucht werden.

Hieraus folgt, wie wichtig das Ueberhöhen dem Vertheidiger ist, und da es auf eine entschiedene Weise nur bei Gebirgsstellungen zu erhalten ist, so würde daraus ein wichtiger Vorzug der Gebirgsstellungen für den Vertheidiger folgen. Wie sich das aber wegen anderer Umstände anders stellt, wird in dem Kapitel über die Gebirgsvertheidigung gesagt werden.

Ueberhaupt mufs man unterscheiden, ob blofs von der Ueberhöhung eines einzelnen Punktes, z. B. einer Stellung, die Rede ist; dann schwinden die strategischen Vortheile ziemlich in den einzigen taktischen einer vortheilhaften zusammen; denkt man sich aber einen bedeutenden Landstrich, z. B. eine ganze Provinz, als eine schiefe Fläche, wie der Abfall einer allgemeineren Wasserscheidung, so dafs man mehrere Märsche thun kann und immer in der Ueberhöhung über die vorliegende Gegend bleibt, so erweitern sich die strategischen Vortheile; denn man geniefst nun diese Begünstigung des Ueberhöhens nicht blofs bei der Combination der Kräfte im einzelnen Gefecht, sondern auch bei der Combination mehrerer Gefechte unter einander. So ist es mit der Vertheidigung.

Was den Angriff betrifft, so geniefst er einigermafsen dieselben Vortheile von dem Ueberhöhen, welche die Vertheidigung davon hat; deswegen, weil der strategische Angriff nicht in einem einzelnen Akt besteht, wie der taktische. Sein Vorschreiten ist nicht die kontinuirliche Bewegung eines Räderwerks, sondern es geschieht in einzelnen Märschen und nach kürzeren oder längeren Pausen, und bei jedem Ruhepunkt befindet er sich so gut, wie sein Gegner, auf der Vertheidigung.

Aus dem Vortheil einer bessern Uebersicht entspringt für den Angriff wie für die Vertheidigung eine gewissermafsen aktive Wirksamkeit des Ueberhöhens, deren wir noch gedenken müssen: es ist die Leichtigkeit, mit abgesonderten Haufen wirken zu können. Denn eben die Vortheile, welche das Ganze aus dieser überhöhenden Stellung zieht, zieht auch jeder Theil aus derselben; mithin ist ein grofses oder kleines abgesondertes Corps stärker, als es ohne diesen Vortheil sein würde, und man kann seine Aufstellung mit weniger Gefahr wagen, als man es ohne eine beherrschende Stellung könnte. Welche Vortheile aus solchen Haufen zu ziehen sind, gehört an einen andern Ort hin.

Verbindet sich das Ueberhöhen mit andern geographischen Vortheilen in unserm Verhältnifs zum Gegner, sieht er sich auch noch aus andern Gründen in seinen Bewegungen beschränkt, z. B. durch die Nähe eines grofsen

Stromes, so können die Nachtheile seiner Lage ganz entschieden werden, so dafs er sich ihnen nicht schnell genug entziehen kann. Keine Armee ist im Stande sich in dem Thale eines grofsen Stromes zu erhalten, wenn sie nicht den Gebirgsrand inne hat, der dasselbe bildet.

So kann das Ueberhöhen zum wirklichen Beherrschen werden, und es ist die Realität dieser Vorstellung keineswegs zu leugnen. Aber dies hindert nicht, dafs die Ausdrücke „beherrschende Gegend", „deckende Stellung", „Schlüssel des Landes" u. s. w., in so weit sie sich auf die Natur des Ueberhöhens und Herabsteigens gründen, meistens hohle Schalen sind, denen ein gesunder Kern fehlt[2]. Um das anscheinend Gemeine der kriegerischen Combinationen zu würzen, hat man sich vorzugsweise an diese vornehmen Elemente der Theorie gehalten; sie sind das Lieblingsthema der gelehrten Soldaten, die Zauberruthe der strategischen Adepten geworden, und alle Nichtigkeit dieses Gedankenspiels, aller Widerspruch der Erfahrung hat nicht hingereicht, Autoren und Leser zu überzeugen, dafs sie hier in das lecke Fafs der Danaiden schöpften. Die Bedingungen hat man für die Sache selbst, das Instrument für die Hand genommen. Das Einnehmen einer solchen Gegend und Stellung sieht man wie eine Kraftäufserung, wie einen Stofs oder Hieb an, die Gegend und Stellung selbst wie eine wirkliche Gröfse, während jenes doch nichts ist, wie das Aufheben des Armes, diese nichts als ein todtes Instrument, eine blofse Eigenschaft, die sich an einem Gegenstande verwirklichen mufs, ein blofses Plus- oder Minuszeichen, dem noch die Gröfse fehlt. Dieser Stofs und Hieb, dieser Gegenstand, diese Gröfse, ist siegreiches Gefecht, nur dieses zählt wirklich, nur mit ihm kann man rechnen, und immer mufs man es im Auge haben, sowohl bei der Beurtheilung in Büchern, als beim Handeln im Felde.

Wenn also nur die Zahl und das Gewicht der siegreichen Gefechte entscheidet, so ist klar, dafs das Verhältnifs beider Armeen und ihrer Führer wieder zuerst in Betracht kommt, und dafs die Rolle, welche der Einflufs der Gegend spielt, nur eine untergeordnete sein kann.

---

[2]) Sicherlich! Ohne hier näher auf diese Abhandlung über das „Dominiren" eingehen zu wollen, sei nur soviel bemerkt, dafs, was über seine Vortheile gesagt ist, sich doch eigentlich nur auf „relativ kleine Verhältnisse" beziehen kann, und dafs auch dieses Kapitel, indem es die Dinge auf ihr richtiges Maafs zurückführen will, seine Entstehung wohl wesentlich wieder nur polemischen Rücksichten verdankt!

SECHSTES BUCH.

Vertheidigung.

Vorbemerkungen zum sechsten Buche.

Die Behauptung dürfte vielleicht nicht allzu gewagt erscheinen: dafs in den ersten neun oder allenfalls zwölf bis vierzehn Kapiteln des sechsten Buches vom Kriege der Kern Alles dessen enthalten ist, was die grofse Masse des militärischen Publikums von Clausewitz überhaupt weifs! und dafs dieses Wissen in dem im ersten Kapitel aufgestellten Satze gipfelt „dafs die Vertheidigung die stärkere Form des Kriegführens ist!“

Dieses „Dogma“ und der Name „Clausewitz“ sind namentlich auch im Auslande in den Köpfen der grofsen Mehrzahl derjenigen, welche sich überhaupt mit kriegstheoretischen Studien beschäftigen, zu einem fast untrennbaren Begriff zusammengewachsen und höchstens ist daneben von dem grofsen Kriegsphilosophen aufserdem noch bekannt, dafs er der erste gewesen, welcher unsere hehre Wissenschaft aus den Banden formalistischer Scholastiker befreit hat.

In der That, die Auffassung, dafs Clausewitz der Vertheidigung einen unbedingten Vorzug vor dem Angriff einräumt, erscheint nicht ganz ungerechtfertigt, wenn man sieht, wie allein schon äufserlich das wesentlich der Entwickelung jenes eben erwähnten Satzes gewidmete Buch von der „Vertheidigung“, obgleich ja nicht einmal fertig durchgearbeitet, räumlich nahezu ein Drittheil des ganzen Werkes vom Kriege (mit seinen acht Büchern) einnimmt; nicht ungerechtfertigt ferner, wenn man darauf geachtet hat, wie in den vorangegangenen Büchern bei jeder sich bietenden Gelegenheit vom Autor, gewissermafsen schon vorbereitend, auf diesen Kernsatz hingewiesen worden ist; nicht ungerechtfertigt endlich, wenn man dieses Buch selbst durcharbeitet hat!

An diesen Satz hat sich dann aber weiterhin die ganze einst nicht leidenschaftslose Polemik für und wider Clausewitz gehängt und schliefslich ist in denselben hinein und aus ihm heraus interpretirt worden, was Clausewitz selbst so — gar nicht hat sagen wollen, gar nicht sagen zu wollen, beabsichtigt haben kann!

Die Controverse knüpft sich dabei an den Clausewitz'schen Zusatz, dafs die Vertheidigung die stärkere Form — „aber mit dem negativen Zwecke“ — sei!

Die Einen — wir möchten sie die Friedliebenden nennen — acceptiren einfach diesen Zusatz und sehen in ihm das wahre Problem der Kriegführung gelöst, die ja moralischer Weise nur die Abwehr feindlichen Unrechts, die Vertheidigung des Vaterlandes zum Zwecke haben sollte!

Die Anderen ignoriren kurzweg den Zusatz, weil Clausewitz selbst auf jeder Zeile die reine „Passivität" der Vertheidigung verdammt, vielmehr ausdrücklich und sehr bestimmt verlangt, dafs der Abwehr der kräftige Nachstofs — „das blitzende Vergeltungsschwert" — niemals fehlen dürfe — ein Verlangen, welches hinwiederum die Dritten nicht recht mit dem „negativen Zweck" zusammenreimen zu können vermeinen!

Wir selbst müssen uns einigermafsen zur Kategorie dieser Letzteren rechnen und offen eingestehn, dafs die Lösung des Zwiespaltes der Clausewitz'schen Deductionen, welche einerseits grade in dem negativen Zwecke des „Abwartens und Erhaltens" alle jene Vortheile finden, welche den Ausspruch von der „stärkeren Form" begründen und doch auch andrerseits wieder eine „Vertheidigung" ohne den positiven Zweck des Gegenstofses als etwas Widernatürliches verwerfen — zu dem schwierigsten Theil des Clausewitz-Studiums zu gehören scheint.

Vielleicht ist die Voraussetzung nicht ungerechtfertigt, dafs dem Verfasser selbst die Art und Weise, wie er diese Lösung versucht hat, nicht „ganz genügt" hat, und dafs aus diesem Gefühl heraus, jener in der „Nachricht" (s. dieselbe) enthaltene Satz entsprungen ist: „dafs das sechste Buch als ein blofser Versuch zu betrachten sei und dafs der Verfasser es ganz umgearbeitet und den Ausweg anders gesucht haben würde" — wenn nicht ein allzu früher Tod diese Absicht vereitelt hätte!

In einer Schlufsbemerkung zu den ersten neun Kapiteln dieses Buches wollen wir versuchen, den Ausgleich zwischen diesen entgegengesetzten Strömungen zu finden, welche sich nicht nur in demselben zu bekämpfen scheinen, sondern auch weit über sie hinaus das denkende militairische Publikum in zwei feindliche Lager zu trennen geeignet gewesen sind.

Grade diese Absicht aber wird uns nöthigen, in den Anmerkungen zum Text die Gegensätzlichkeit der entwickelten Gedanken mit doppelter Aufmerksamkeit hervorzuheben, um schliefslich an der Hand dieser Gegensätze beweisen zu können, dafs Clausewitz doch am Ende etwas ganz Anderes gemeint, als, bei oberflächlicher Lectüre mindestens, dem Anscheine nach gesagt hat, nach Ansicht gewisser Ausleger wirklich hat sagen wollen!

Erstes Kapitel.

Angriff und Vertheidigung.

1. Begriff der Vertheidigung.

Was ist der Begriff der Vertheidigung? Das Abwehren eines Stofses. Was ist also ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stofses. Dieses Merkmal

also macht jedesmal die Handlung zu einer vertheidigenden, und durch dieses Merkmal allein kann im Kriege die Vertheidigung vom Angriff unterschieden werden. Da aber eine absolute Vertheidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihr nur der eine Theil Krieg führen würde, so kann auch im Kriege die Vertheidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal mufs also nur auf den Totalbegriff angewendet, nicht auf alle Theile von ihm ausgedehnt werden. Ein partielles Gefecht ist vertheidigend, wenn wir den Anlauf, den Sturm des Feindes abwarten; eine Schlacht, wenn wir den Angriff, d. h. das Erscheinen vor unserer Stellung, in unserem Feuer abwarten; ein Feldzug, wenn wir das Betreten unseres Kriegstheaters abwarten. In allen diesen Fällen kommt dem Gesammtbegriff das Merkmal des Abwartens und Abwehrens zu, ohne dafs daraus ein Widerspruch mit dem Begriff des Krieges folgt, denn wir können unsern Vortheil darin finden, den Anlauf gegen unsere Bajonete, den Angriff auf unsere Stellung und auf unsere Kriegstheater abzuwarten. Da man aber, um wirklich auch seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöfse zurückgeben mufs, so geschieht dieser Actus des Angriffs im Vertheidigungskriege gewissermafsen unter dem Haupttitel der Vertheidigung, d. h. die Offensive, deren wir uns bedienen, fällt innerhalb der Begriffe von Stellung oder Kriegstheater. Man kann also in einem vertheidigenden Feldzuge angriffsweise schlagen, in einer vertheidigenden Schlacht angriffsweise seine einzelnen Divisionen gebrauchen, endlich in einer einfachen Aufstellung gegen den feindlichen Sturm schickt man ihm sogar noch die offensiven Kugeln entgegen[1]). Die vertheidigende Form des Kriegführens ist also kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche.

2. Vortheile der Vertheidigung.

Was ist der Zweck der Vertheidigung? Erhalten. Erhalten ist leichter, als gewinnen, schon daraus folgt, dafs die Vertheidigung bei vorausgesetzten gleichen Mitteln leichter sei, als der Angriff. Worin liegt aber die gröfsere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, dafs alle Zeit, welche ungenutzt verstreicht, in die Wagschale des Vertheidigers fällt. Er erntet, wo er nicht gesäet hat. Jedes Unterlassen des Angriffs aus falscher Ansicht, aus Furcht, aus Trägheit, kommt dem Vertheidiger zu gut. Dieser Vortheil hat den preufsischen Staat im siebenjährigen Kriege mehr als einmal vom Untergang gerettet. — Dieser aus Begriff und Zweck sich ergebende Vortheil der Vertheidigung liegt in der Natur aller Vertheidigung und ist im übrigen Leben, besonders in dem dem Kriege so ähnlichen Rechtsverkehr in dem lateinischen Sprichwort: beati sunt possidentes fixirt. Ein anderer, der nur aus der Natur des Krieges hinzukommt, ist der Beistand der örtlichen Lage, welchen die Vertheidigung vorzugsweise geniefst.

Nach Feststellung dieser allgemeinen Begriffe wollen wir uns mehr zur Sache wenden.

---

[1]) Wie denn überhaupt von der blofsen Abwehr eines Stofses im freien Felde eigentlich erst seit Einführung der Feuerwaffe die Rede sein kann!

In der Taktik ist also jedes Gefecht, grofs oder klein, ein vertheidigendes, wenn wir dem Feinde die Initiative überlassen und sein Erscheinen vor unserer Fronte abwarten. Von diesem Augenblick an können wir uns aller offensiven Mittel bedienen, ohne dafs wir die beiden genannten Vortheile der Vertheidigung, nämlich den des Abwartens und den der Gegend, verlieren. In der Strategie tritt zuerst der Feldzug an die Stelle des Gefechts, und das Kriegstheater an die Stelle der Stellung; sodann aber auch der ganze Krieg wieder an die Stelle des Feldzugs, und das ganze Land an die Stelle des Kriegstheaters, und in beiden Fällen bleibt die Vertheidigung, was sie in der Taktik war.

Dafs die Vertheidigung leichter sei, als der Angriff, ist schon im Allgemeinen bemerkt; da aber die Vertheidigung einen negativen Zweck hat, das Erhalten, und der Angriff einen positiven, das Erobern, und da dieser die eigenen Kriegsmittel vermehrt, das Erhalten aber nicht, so mufs man, um sich bestimmt auszudrücken, sagen: die vertheidigende Form des Kriegführens ist an sich stärker, als die angreifende. Auf dies Resultat haben wir hinausgewollt; denn obgleich es ganz in der Natur der Sache liegt und von der Erfahrung tausendfältig bestätigt wird, so läuft es dennoch der herrschenden Meinung völlig entgegen, — ein Beweis, wie sich die Begriffe durch oberflächliche Schriftsteller verwirren können.

Ist die Vertheidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, dafs man sich ihrer nur so lange bedienen mufs, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen mufs, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen. Da man nun, indem man unter ihrem Beistand Sieger wird, gewöhnlich ein günstigeres Verhältnifs der Kräfte herbeiführt, so ist auch der natürliche Gang im Kriege, mit der Vertheidigung anzufangen und mit der Offensive zu enden. Es ist also eben so gut im Widerspruch mit dem Begriff des Krieges, den letzten Zweck die Vertheidigung sein zu lassen, als es Widerspruch war, die Passivität der Vertheidigung nicht blofs vom Ganzen, sondern von allen seinen Theilen zu verstehen. Mit andern Worten: ein Krieg, bei dem man seine Siege blofs zum Abwehren benutzen, und gar nicht widerstofsen wollte, wäre eben so widersinnig, als eine Schlacht, in der die absoluteste Vertheidigung (Passivität) in allen Mafsregeln herrschen sollte.

Gegen die Richtigkeit dieser allgemeinen Vorstellung könnte man viele Beispiele von Kriegen anführen, wo die Vertheidigung in ihrem letzten Ziel nur vertheidigend blieb und an eine offensive Rückwirkung nicht gedacht ward; das könnte man, wenn man vergäfse, dafs hier von einer allgemeinen Vorstellung die Rede ist, und dafs die Beispiele, welche man derselben entgegenstellen könnte, sämmtlich als solche Fälle zu betrachten sind, wo die Möglichkeit der offensiven Rückwirkung noch nicht gekommen war[2]).

Im siebenjährigen Kriege z. B. dachte Friedrich der Grofse, wenigstens

[2]) Es wird später nachzuweisen bleiben, dafs aber auch sehr oft da, wo „die Möglichkeit gekommen war", dieselbe dennoch — wegen der Schwierigkeiten des Umsatzes — nicht ausgenutzt worden ist.

in den letzten drei Jahren desselben, nicht an eine Offensive; ja, wir glauben sogar, dafs er überhaupt seine Offensive in diesem Kriege nur wie ein besseres Mittel[a]) der Vertheidigung angesehen hat; seine ganze Lage nöthigte ihn dazu, und es ist natürlich, dafs ein Feldherr nur dasjenige im Auge hat, was in seiner Lage zunächst begründet ist. Nichts desto weniger kann man dieses Beispiel einer Vertheidigung im Grofsen nicht betrachten, ohne dabei den Gedanken einer möglichen offensiven Rückwirkung gegen Oesterreich dem Ganzen zum Grunde zu legen und sich zu sagen: der Augenblick dazu war nur bis dahin nicht gekommen. Dafs diese Vorstellung auch bei diesem Beispiel nicht ohne Realität war, zeigt der Friede; was hatte wohl die Oesterreicher zum Frieden bewegen können, als der Gedanke, dafs sie allein nicht im Stande sein würden, mit ihrer Macht dem Talent des Königs das Gleichgewicht zu halten; dafs ihre Anstrengungen in jedem Fall noch gröfser sein müfsten, als bisher, und dafs bei dem mindesten Nachlasse derselben ein neuer Länderverlust zu fürchten sei. Und in der That, wer könnte bezweifeln, dafs Friedrich der Grofse, wenn Rufsland, Schweden und die Reichsarmee seine Kräfte nicht in Anspruch nahmen, gesucht haben würde, die Oesterreicher wieder in Böhmen und Mähren zu besiegen?

Nachdem wir also den Begriff der Vertheidigung in seiner wahren Bedeutung festgestellt, nachdem wir die Grenze der Vertheidigung angegeben haben, kehren wir noch einmal zu der Behauptung zurück, dafs die Vertheidigung die stärkere Form des Kriegführens ist.

Aus der nähern Betrachtung und Vergleichung des Angriffs und der Vertheidigung wird dies völlig klar hervorgehen; jetzt aber wollen wir nur die Bemerkung machen, in welchen Widersprüchen mit sich selbst und mit der Erfahrung die umgekehrte Behauptung steht. Wäre die angreifende Form die stärkere, so gäbe es keinen Grund mehr, die vertheidigende je zu gebrauchen, da sie ohnehin den blofsen negativen Zweck hat; Jedermann müfste also angreifen wollen, und die Vertheidigung wäre ein Unding. Umgekehrt aber ist es sehr natürlich, dafs man den höheren Zweck mit gröfseren Opfern erkauft. Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, Der darf den gröfsern Zweck wollen; wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur thun, um den Vortheil der stärkeren Form zu geniefsen. — Sieht man auf die Erfahrung, so wäre es wohl etwas Unerhörtes, dafs man bei zwei Kriegstheatern mit der schwächeren Armee den Angriff führte, und die stärkere auf der Vertheidigung liefse. Ist es aber von jeher und überall umgekehrt gewesen, so beweist das wohl, dafs die Feldherren, selbst bei eigener entschiedener Neigung für den Angriff, dennoch die Vertheidigung für stärker halten. Wir müssen in den nächsten Kapiteln noch einige vorläufige Punkte erläutern.

---

[a]) Das kann also der Fall sein!

Zweites Kapitel.

Wie verhalten sich Angriff und Vertheidigung in der Taktik zu einander.

Zuerst müssen wir uns nach den Umständen umsehen, welche im Gefechte den Sieg geben.

Von der Ueberlegenheit und Tapferkeit, Uebung oder anderen Eigenschaften des Heeres ist hier nicht zu reden, weil sie in der Regel von Dingen abhängen, die aufser dem Gebiete derjenigen Kriegskunst liegen, von der hier die Rede ist, übrigens bei Angriff und Vertheidigung dieselbe Wirksamkeit äufsern würden; ja, auch die Ueberlegenheit in der Zahl im Allgemeinen kann hier nicht in Betracht kommen, da die Anzahl der Truppen gleichfalls ein Gegebenes ist und nicht in der Willkür des Feldherrn steht. Auch haben diese Dinge zum Angriff und zur Vertheidigung keine besondere Beziehung. Aufserdem aber scheinen uns nur noch drei Sachen von entscheidendem Vortheil zu sein, nämlich: die Ueberraschung, der Vortheil der Gegend und der Anfall von mehreren Seiten. Die Ueberraschung zeigt sich dadurch wirksam, dafs man dem Feinde auf einem Punkt viel mehr Truppen entgegen stellt, als er erwartete. Diese Ueberlegenheit der Zahl ist von der allgemeinen sehr verschieden, sie ist das wichtigste Agens der Kriegskunst. — Wie der Vortheil der Gegend zum Siege beiträgt, ist an sich verständlich genug, und es ist nur das Eine zu bemerken, dafs hier nicht blofs von den Hindernissen die Rede ist, welche dem Angreifenden bei seinem Vorrücken aufstofsen, wie: steile Gründe, hohe Berge, sumpfige Bäche, Hecken u. s. w., sondern dafs es auch ein Vortheil der Gegend ist, wenn sie uns Gelegenheit giebt, uns verdeckt darin aufzustellen; selbst von einer ganz gleichgültigen Gegend kann man sagen, dafs Derjenige ihren Beistand geniefst, der sie kennt. Der Anfall von mehreren Seiten schliefst alle taktischen Umgehungen, grofs und klein, in sich, und seine Wirkung gründet sich theils auf doppelte Wirksamkeit der Feuerwaffen, theils auf die Furcht vor dem Abschneiden.

Wie verhalten sich nun Angriff und Vertheidigung in Rücksicht auf diese Dinge?

Wenn man die oben entwickelten drei Prinzipe des Sieges im Auge hat, so ergiebt sich für diese Frage, dafs der Angreifende nur einen geringen Theil des ersten und letzten Prinzips für sich hat, während der gröfsere Theil und das zweite Prinzip ausschliefsend dem Vertheidiger zu Gebote steht[1]).

Der Angreifende hat nur den Vortheil des eigentlichen Ueberfalles des Ganzen mit dem Ganzen, während der Vertheidiger im Laufe des Gefechts durch Stärke und Form seiner Anfälle unaufhörlich zu überraschen im Stande ist.

Der Angreifende hat eine gröfsere Leichtigkeit, das Ganze einzuschliessen und abzuschneiden, als der Vertheidiger, weil Dieser schon steht, während

---

[1]) Man kann die „drei Prinzipe des Sieges" zugestehen, ohne darum die taktischen Folgerungen, die Clausewitz daraus zieht, als absolut unanfechtbar anzuerkennen. (Siehe Anmerkung 4 zu diesem Kapitel.)

Jener sich noch in Beziehung auf dieses Stehen bewegt. Aber dieses Umgehen bezieht sich auch wieder nur auf das Ganze, denn im Laufe des Gefechtes und für die einzelnen Theile ist der Anfall von mehreren Seiten dem Vertheidiger leichter, als dem Angreifenden, weil er, wie oben gesagt wurde, mehr im Stande ist, durch Form und Stärke seiner Anfälle zu überraschen.

Dafs der Vertheidiger den Beistand der Gegend vorzugsweise geniefst, ist an sich klar; was aber die Ueberlegenheit in der Ueberraschung durch Stärke und Form der Anfälle betrifft, so folgt sie daraus, dafs der Angreifende auf Strafsen und Wegen einherziehen mufs, wo es nicht schwer wird, ihn zu beobachten, während der Vertheidiger sich verdeckt aufstellt und bis zum entscheidenden Augenblicke dem Angreifenden fast unsichtbar bleibt. — Seitdem die rechte Art der Vertheidigung stattzufinden pflegt, sind Rekognoscirungen ganz aus der Mode gekommen, d. h. sie sind unmöglich geworden. Man rekognoscirt zwar noch zuweilen, aber man bringt selten viel mit nach Hause. So unendlich grofs der Vortheil ist, sich die Gegend zu seiner Aufstellung aussuchen zu können und mit ihr vor dem Gefecht völlig bekannt zu sein, so einfach es ist, dafs Der, welcher sich in dieser Gegend in den Hinterhalt legt (der Vertheidiger), seinen Gegner viel mehr überraschen kann, als der Angreifende, so hat man sich doch noch zur Stunde von den alten Begriffen nicht losmachen können, als sei eine angenommene Schlacht schon eine halb verlorne. Dies kommt von der Art von Vertheidigung, die vor zwanzig Jahren, und zum Theil auch im siebenjährigen Kriege üblich war, wo man vom Terrain keinen andern Beistand, als den einer schwer zugänglichen Front (steile Berglehnen u. s. w.) erwartete, wo die dünne Aufstellung und die Unbeweglichkeit der Flanken eine solche Schwäche gab, dafs man sich von einem Berge zum andern hin neckte und dadurch das Uebel immer ärger machte. Hatte man nun eine Art von Anlehnung gefunden, so kam alles darauf an, dafs in diese wie auf einem Strickrahmen ausgespannte Armee kein Loch gestofsen wurde. Das besetzte Terrain bekam auf jedem Punkt einen unmittelbaren Werth, mufste also unmittelbar vertheidigt werden. Da konnte also in der Schlacht weder von einer Bewegung, noch von einer Ueberraschung die Rede sein; es war der völlige Gegensatz von dem, was eine gute Vertheidigung sein kann, und was sie in der neuern Zeit auch wirklich geworden ist[1]).

---

[1]) Man darf wohl fragen: wo? Ganz abgesehen, von der verschwindend kleinen Zahl siegreicher Vertheidigungsschlachten (und hier ist ja von „Taktik“ die Rede!) früherer Zeiten, haben die Erfahrungen von 1859, 1864, 1866, 1870/71, 1877/78 die taktische Vertheidigung in der unendlichen Mehrzahl der doch sehr verschiedenartigen Fälle unterliegen sehen!

Einzelne Ausnahmen, wie Beaune la Rolande und an der Lisaine, aber führen sich — ehrlich betrachtet — sehr viel leichter auf das vollendete Ungeschick des Angriffs, als auf die „stärkere Form der Vertheidigung“ zurück und beide sind zudem, aus sich selbst heraus doch nicht zu jenem vergeltenden Widerstofse gekommen, den Clausewitz auf Schritt und Tritt von seiner „Vertheidigung“ verlangt und welcher im grofsen Styl überhaupt wohl nur einmal bei Belle-Alliance vollständig geglückt ist!

Eigentlich ist die Geringschätzung der Vertheidigung immer die Folge einer Epoche, in der eine gewisse Manier der Vertheidigung sich überlebt hat, und das war denn auch der Fall mit der oben erwähnten, die früher ihre Zeit hatte, wo sie dem Angriff wirklich überlegen war.

Gehen wir die Ausbildung der neueren Kriegskunst durch, so war im Anfange, d. h. im dreifsigjährigen und im spanischen Erbfolge-Kriege, die Entwickelung und Aufstellung der Armee eine der grofsen Hauptsachen in der Schlacht. Sie war der wichtigste Theil des Schlachtenplanes. Dies gab dem Vertheidiger in der Regel grofse Vortheile, weil er schon aufgestellt und entwickelt war. Sobald die Manövrirfähigkeit der Truppen gröfser wurde, hörte dieser Vortheil auf, und der Angreifende bekam eine Zeitlang das Uebergewicht. Nun suchte der Vertheidiger Schutz hinter Flüssen, tiefen Thaleinschnitten und auf Bergen. Dadurch bekam er abermals ein entschiedenes Uebergewicht, welches so lange dauerte, bis der Angreifende so beweglich und gewandt wurde, dafs er sich selbst in die durchschnittene Gegend wagen und in getrennten Kolonnen angreifen, also den Gegner umgehen konnte. Dies führte zu der immer gröfseren Ausdehnung, durch welche nun der Angreifende auf die Idee gebracht werden mufste, sich auf ein paar Punkten zu konzentriren und die dünne Stellung zu durchstofsen. Dadurch bekam der Angreifende das Uebergewicht zum dritten Mal, und die Vertheidigung mufste ihr System abermals ändern. Das hat sie in den letzten Kriegen gethan. Sie hat ihre Kräfte in grofsen Massen zusammengehalten, diese meistens unentwickelt, wo es anging, auch verdeckt aufgestellt, und sich also blofs in Bereitschaft gesetzt, den Mafsregeln der Angreifenden zu begegnen, wenn diese sich mehr entwickeln würden.

Dies schliefst die theilweise passive Vertheidigung des Bodens nicht ganz aus; der Vortheil derselben ist zu grofs, als dafs deren Benutzung nicht hundertmal in einem Feldzuge vorkommen sollte. Aber solche passive Vertheidigung des Bodens ist gewöhnlich nicht mehr die Hauptsache, und darauf kommt es hier an.

Sollte der Angreifende irgend ein neues grofses Hülfsmittel erfinden, was doch bei der Einfachheit und inneren Nothwendigkeit, zu der alles gediehen ist, nicht wohl abzusehen ist, so wird die Vertheidigung auch ihr Verfahren ändern müssen. Immer aber wird ihr der Beistand der Gegend gewifs sein, und weil Gegend und Boden jetzt mehr als je[3]) den kriegerischen Akt mit ihren Eigenthümlichkeiten durchdringen, ihr im Allgemeinen ihre natürliche Ueberlegenheit sichern[4]).

---

[3]) Das steht im Widerspruche mit dem Schlufssatze des 18. Kapitels des 5. Buches, wo Clausewitz selbst sagt, „dafs die Rolle, welche der Einflufs der Gegend spielt, nur eine untergeordnete sein kann".

[4]) Clausewitz führt diese Ueberlegenheit auf die drei Siegesprinzipe „der Ueberraschung, des Vortheils der Gegend und des Anfalles von mehreren Seiten" zurück, von denen er behauptet, dafs der Angreifer nur einen „geringen Theil" des ersten und letzten Prinzipes für sich habe!

Er vindicirt der Vertheidigung schlechthin allein den Vortheil der Gegend und fernerhin die Möglichkeit, „im Laufe des Gefechtes durch Stärke und Form

Drittes Kapitel.

Wie verhalten sich Angriff und Vertheidigung in der Strategie zu einander.

Fragen wir zuerst wieder: Welches sind die Umstände, die in der Strategie den glücklichen Erfolg gewähren?

---

ihrer Anfälle unaufhörlich überraschen", in Folge dessen auch „den Anfall von mehreren Seiten leichter durchführen" zu können, als der Angriff, der diese beiden Vortheile nur „mit dem Ganzen gegen das Ganze" auszunutzen vermöge.

Er findet die Gewähr für diese Möglichkeit in dem „in den letzten Kriegen zum dritten Male geänderten System" der Vertheidigung, nach welchem sie sich „in Massen verdeckt in Bereitschaft" hält, den Maafsregeln des Angreifenden zu begegnen, wenn diese sich mehr entwickelt haben, und er hält die abermalige Auffindung „eines neuen grofsen Hülfsmittels" seitens des Angreifers, um (zum vierten Male!) die Ueberlegenheit über die Vertheidigung zu erringen, zwar nicht für ausgeschlossen (!), aber doch für wenig wahrscheinlich!

Wir stimmen mit diesen Auffassungen zunächst in soweit überein, als wir der Vertheidigung bereitwilligst den weitaus gröfseren Antheil an den Vortheilen des Terrains und — bei gruppenweiser „guter" Aufstellung (!) — eine bis zu einem gewissen Grade erleichterte Anwendung von „überraschenden und umfassenden" Partial-Offensivgegenstöfsen einräumen!

Beides aber in relativ kleinen Verhältnissen und fast ausschliefslich nur zum Zwecke reiner Behauptung!

Diesem Zugeständnifs gegenüber möchten wir zunächst auf Grund unserer Erfahrungen behaupten, dafs der heutige (Schützen-) Angriff sich einen immerhin nicht zu unterschätzenden Antheil an den Vortheilen des Terrains zu sichern und auch seinerseits „gut" (s. Text) d. i. „einheitlich und doch dabei in richtiger Gliederung" geführt, sich „im detail" die gröfsere Leichtigkeit der Ueberraschung und Umfassung zu bewahren im Stande ist! und zwar:

Beides um so mehr je relativ gröfser die Verhältnisse werden!

Ein Weiteres kommt hinzu, um die der Vertheidigung „im Allgemeinen" auch von uns zugestandene „natürliche Ueberlegenheit" namentlich im concreten Falle „grofser" Verhältnisse sehr bedenklich abzuschwächen.

Die in verdeckten Massen „unentwickelt" (s. Text) in Bereitschaft aufgestellte Vertheidigung mufs — die Gründe sind hier wohl nicht erst zu erbringen —, um den Maafsregeln des Angreifers zu begegnen, sich selbst in dem Momente („zum Kampfe") entwickeln, wo jene Maafsregeln (d. h. also auch jene Angriffskräfte!) sich bereits „mehr entwickelt" haben!

So hat hier offenbar der Angriff einen Vorsprung, dessen Vortheil nur derjenige läugnen kann, der die Nothwendigkeit solcher „Entwickelung zum Kampfe" überhaupt zu verneinen den Muth hat; dessen eingestandenen Vortheil aber zu paralysiren, die Vertheidigung nur das eine Gegenmittel besitzt — sich früher zu „entwickeln!", womit dann wieder in den vorangegangenen Kreislauf des Textes eingelenkt wäre!

Das Alles aber berührt noch nicht einmal den taktischen Kernpunkt der Sache, der darin liegt, dafs Clausewitz doch letztinstanzlich unter seiner „Vertheidigung" nichts anderes (auch taktisch!) verstanden wissen will, als was wir — die Defensiv-Offensive nennen möchten, und dafs trotzdem doch so ziemlich Alles, was er hier zu Gunsten der „Vertheidigung" anführt, sich zunächst nur — auf die taktische reine Defensive bezieht!! — Davon später mehr!

In der Strategie giebt es keinen Sieg, wie wir schon früher gesagt haben. Der strategische Erfolg ist von der einen Seite die günstige Vorbereitung des taktischen Sieges; je gröfser dieser strategische Erfolg ist, um so wahrscheinlicher wird der Sieg im Gefecht. Von der anderen Seite liegt der strategische Erfolg in der Benutzung des erfochtenen Sieges. Jemehr Ereignisse die Strategie durch ihre Combinationen nach einer gewonnenen Schlacht in die Folgen derselben hinein zu ziehen, jemehr sie von den nachfallenden Trümmern, deren Grundfeste durch die Schlacht erschüttert worden, an sich zu reifsen vermag, jemehr sie in grofsen Zügen eintreibt, was in der Schlacht selbst mühevoll einzeln errungen werden mufste, um so grofsartiger sind ihre Erfolge. — Diejenigen Dinge nun, welche diesen Erfolg vorzüglich herbeiführen oder erleichtern, also die Hauptprinzipe der strategischen Wirksamkeit, sind folgende:

1. Der Vortheil der Gegend.
2. Die Ueberraschung, entweder wie im eigentlichen Ueberfall, oder durch die unvermuthete Aufstellung gröfserer Kräfte auf gewissen Punkten.
3. Der Anfall von mehreren Seiten; alle drei wie in der Taktik.
4. Der Beistand des Kriegstheaters durch Festungen und alles, was dazu gehört.
5. Der Beistand des Volkes.
6. Die Benutzung grofser moralischer Kräfte.

Wie verhalten sich nun Angriff und Vertheidigung in Rücksicht auf diese Dinge?

Der Vertheidiger hat den Vortheil der Gegend; der Angreifende den des Ueberfalls in der Strategie, wie in der Taktik. Vom Ueberfall ist aber zu bemerken, dafs er in der Strategie ein unendlich wirksameres und wichtigeres Mittel ist, als in der Taktik. In dieser wird man einen Ueberfall selten bis zum grofsen Sieg ausdehnen können, wogegen ein Ueberfall in der Strategie nicht selten den ganzen Krieg mit einem Streich geendigt hat. Dagegen ist zu bemerken, dafs der Gebrauch dieses Mittels grofse, entschiedene, seltene Fehler beim Gegner voraussetzt, es daher in die Wagschale des Angriffs kein sehr grofses Gewicht legen kann.

Die Ueberraschung des Gegners durch Aufstellen überlegener Kräfte auf gewissen Punkten hat wieder sehr viel Aehnliches mit dem analogen Fall in der Taktik. Wäre der Vertheidiger gehalten, seine Kräfte auf mehrere Zugangspunkte seines Kriegstheaters zu vertheilen, so hätte der Angreifende offenbar den Vortheil, mit voller Macht auf einen Theil fallen zu können. Allein auch hier hat die neue Vertheidigungskunst durch ein anderes Verfahren unmerklich andere Grundsätze herbeigeführt. Befürchtet der Vertheidigende nicht, dafs sich der Gegner durch Benutzung einer nicht besetzten Strafse auf ein bedeutendes Magazin oder Depot oder auf eine unvorbereitete Festung oder auf die Hauptstadt wirft, — und mufs er sich nicht deswegen dem Angreifenden auf der gewählten Strafse gerade entgegenwerfen, weil er sonst den Rückzug verlieren würde, so ist kein Grund vorhanden, seine Kräfte zu vertheilen; denn wenn der Angreifende eine andere Strafse wählt, als die, auf welcher er den Vertheidiger findet, so kann Dieser ihn einige

Tage später immer noch mit seiner ganzen Macht auf dieser Strafse aufsuchen; ja, er kann sogar in den meisten Fällen sicher sein, dafs der Angreifende ihm die Ehre erzeigen wird, ihn selbst aufzusuchen. — Sieht sich aber der Letztere veranlafst, selbst mit getheilten Kräften vorzurücken, was der Verpflegung wegen oft kaum zu vermeiden ist, so ist der Vertheidigende offenbar in dem Vortheil, mit seiner ganzen Macht auf einen Theil seines Gegners fallen zu können.

Die Flanken- und Rückenangriffe verändern ihre Natur in der Strategie, wo sie sich auf den Rücken und die Seiten der Kriegstheater beziehen, in einem hohen Grade;

1. fällt die doppelte Wirkung des Feuers weg, weil man nicht von dem einen Ende des Kriegstheaters bis zum andern hinschiefst.
2. Die Furcht, den Rückzug zu verlieren, ist bei dem Umgangenen sehr viel schwächer, denn die Räume lassen sich in der Strategie nicht sperren, wie in der Taktik.
3. Es tritt in der Strategie des gröfsern Raumes wegen die Wirksamkeit der inneren, d. h. der kürzeren Linien stärker hervor und bildet ein grofses Gegengewicht gegen die Anfälle von mehreren Seiten.
4. Ein neues Prinzip erscheint in der Empfindlichkeit der Verbindungslinien, d. h. in der Wirkung, welche aus ihrer blofsen Unterbrechung hervorgeht.

Nun liegt es allerdings in der Natur der Sache, dafs in der Strategie wegen der gröfseren Räume das Umfassen, der Anfall von mehreren Seiten, in der Regel nur Demjenigen möglich ist, welcher die Initiative hat, also dem Angreifenden, und dafs der Vertheidiger nicht, wie in der Taktik, im Stande ist im Verlauf der Handlung den Umfassenden wieder zu umfassen, weil er seine Streitkräfte weder in solcher verhältnifsmäfsigen Tiefe, noch so verborgen aufstellen kann; aber was hilft dem Angriff die Leichtigkeit des Umfassens, wenn die Vortheile desselben nicht vorhanden sind? Man würde daher in der Strategie den umfassenden Angriff überhaupt nicht als ein Prinzip des Sieges aufstellen können, wenn nicht die Wirkung auf die Verbindungslinien in Betracht käme. Aber dieser Faktor ist im ersten Augenblick, wo Angriff und Vertheidigung einander begegnen und noch in ihrer einfachen Stellung gegen einander sind, selten grofs; er wird erst grofs im Verlauf eines Feldzuges, wenn der Angreifende in Feindes Land nach und nach zum Vertheidiger wird; dann werden die Verbindungslinien dieses neuen Vertheidigers schwach, und der ursprüngliche Vertheidiger kann von dieser Schwäche als Angreifender Nutzen ziehen. Wer sieht aber nicht, dafs diese Ueberlegenheit des Angriffs ihm im Allgemeinen nicht zugerechnet werden kann, da sie eigentlich aus höheren Verhältnissen der Vertheidigung geschöpft ist[1].

[1]) Was zunächst die drei ersten — mit den drei Siegesprinzipien der Taktik gleichen – Erfolgsprinzipe der Strategie anbetrifft, die jetzt in etwas veränderter Reihenfolge als aus dem Vortheil der Gegend, der Ueberraschung und dem Anfalle von mehreren Seiten entspringend, aufgeführt werden, so sind auch sie ohne Weiteres hier anzuerkennen.

Gegen die daraus gezogenen Folgerungen zum Beweis der „Ueberlegenheit“

Das vierte Prinzip: der Beistand des Kriegstheaters, ist natür-

der Vertheidigung läfst sich zunächst wider „den Vortheil der Gegend" nichts einwenden: offenbar ist eine durch einen grofsen Flufs, ein Gebirge u. dgl. gedeckte Grenze für den Angreifer oft ein noch viel mifslicheres Hindernifs für seine strategischen, wie für seine taktischen Ziele, denn die Schwierigkeiten (der Verbindung) machen sich erst recht geltend, wenn er dasselbe hinter sich hat.

So mufs man diesen Vortheil der Vertheidigung — wenn er vorhanden, was aber nicht immer von ihr abhängt! — offenbar auch ganz und ungetheilt zurechnen.

Was „das Prinzip der Ueberraschung" angeht, so räumt ihm Clausewitz schon selbst für den Angriff „in der Strategie" einen weit „wirksameren" Einflufs ein, als in der Taktik, wenngleich er hinzufügt, dafs der Gebrauch dieses Mittels beim Gegner „grofse, entschiedene, seltene" Fehler voraussetze. Die Erfahrung ist da, um zu beweisen, dafs solche Fehler trotzdem gemacht werden, und wir wollen hier nur das Gleichgewicht constatiren, dafs wenn das der Fall ist, der Angreifer sich dieselben leichter und wirksamer zu Nutze machen kann, als der Vertheidiger die Fehler des Angreifers.

Ein ähnliches Gleichgewicht zwischen Angriff und Vertheidigung scheint uns auch in Bezug auf die Anwendbarkeit des dritten „Prinzipes des (strategischen) Anfalls von mehreren Seiten" obzuwalten. (Vergl. was oben im Text über die Benutzung von seitens der Vertheidigung nicht besetzter Strafsen durch den Angreifer gesagt ist!) Das jedesmalige Gegengewicht der „inneren Linie" steht beiden Formen der Kriegführung, ebenso wie das Mittel selbst, gewöhnlich in ganz gleichem Mafse zur Verfügung! Mittel und Gegenmittel leiden aber an demselben Uebel „der Empfindlichkeit der Verbindungslinien", die, wenn sie auch beim Angreifer reizbarer sein mag, als beim Vertheidiger, doch auch bei diesem stets noch grofs genug bleibt, um in dem gegenseitigen Streben nach strategischen Erfolgen eine einflufsreiche Rolle zu spielen.

Wenn aus dem „ursprünglich" gewöhnlich vorhandenen Gleichgewicht in dieser Beziehung eine Verschiebung stattfindet, so ist das „meist" — wenn auch nicht immer — die Folge des vorangegangenen Schlachtsieges und die Ausnutzung dieses verschobenen Verhältnisses kommt dem Ur-Angreifer dann genau ebenso zu Statten, wie dem „zum Angreifenden gewordenen Ur-Vertheidiger", wenn er die Schlacht gewonnen hat!

So möchten wir dann aber resumiren:

Dafs eine Ueberlegenheit der Vertheidigung in der Strategie entspringen kann aus dem Vortheile der Gegend, wenn ihr dieselbe zur Seite steht;

aus der „geminderten", aber doch darum keineswegs bei ihr „nicht vorhandenen" Reizbarkeit ihrer Verbindungslinien, im Verein mit dem Umstande, dafs es ihr „gewöhnlich" leichter werden wird (von der inneren Linie aus! s. Text oben Passus 3) die gegnerischen zu unterbrechen, als umgekehrt; und endlich

daraus. dafs sie es wesentlich nur ihren „eigenen Fehlern" zuzuschreiben hat, wenn der Angreifer sie überrascht!

Augenscheinlich geht dieses Resumé um ein sehr bedeutendes Stück weiter nach der Seite des Anerkenntnifses der Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff in der Strategie, als jenes andere (Anmerkung 4 zum 2. Kapitel) gegangen war, welches sich mit dieser Frage in Bezug auf die Taktik beschäftigt hat!

Was Clausewitz weiter beibringt, ist dieser Richtung nur förderlich — und so ist vielleicht schon hier ein erster Anknüpfungspunkt für den erstrebten Ausgleich zwischen den früher (in der Vorbemerkung) hervorgehobenen Widersprüchen gefunden; namentlich wenn man bedenkt, dafs Clausewitz sich ja fast ausschliefslich nur mit der strategischen Seite der Kriegführung beschäftigt!

lich auf der Seite des Vertheidigers. Wenn die angreifende Armee den Feldzug eröffnet, so reifst sie sich von ihrem Kriegstheater los und wird dadurch geschwächt, d. h. sie läfst Festungen und Depots aller Art zurück. Je gröfser der Operationsraum ist, den sie zu durchschreiten hat, um so mehr wird sie geschwächt (durch den Marsch und durch Besatzungen); die vertheidigende Armee bleibt mit dem allen verbunden, d. h. sie geniefst den Beistand ihrer Festungen, wird durch nichts geschwächt[1]) und ist ihren Hülfsquellen näher.

Der Beistand des Volks als fünftes Prinzip findet zwar nicht bei jeder Vertheidigung statt, denn es kann ein Vertheidigungsfeldzug in Feindes Land[2]) stattfinden, aber dieses Prinzip geht doch nur aus dem Begriff der Vertheidigung hervor und findet seine Anwendung in den allermeisten Fällen. Uebrigens ist hiermit vorzugsweise, aber doch nicht ausschliefsend, die Wirksamkeit eines Landsturms und einer Nationalbewaffnung gemeint, und es gehört auch dahin, dafs alle Friktion geringer und alle Hülfsquellen näher sind und reichhaltiger fliefsen.

Eine deutliche Anschauung von der Wirksamkeit der unter 3. und 4. genannten Mittel giebt der Feldzug von 1812 wie im Vergröfserungsspiegel. 500,000 Mann gingen über den Njemen, 120,000 schlugen die Schlacht von Borodino, und noch viel weniger kamen nach Moskau.

Man kann sagen: die Wirkung dieses ungeheuren Versuchs war so grofs, dafs die Russen, auch wenn sie gar keine Offensive hätten folgen lassen, doch auf geraume Zeit vor einem neuen Einbruch sicher gewesen wären. Freilich ist mit Ausnahme Schwedens kein europäisches Land in einer ähnlichen Lage wie Rufsland, aber das wirkende Prinzip bleibt dasselbe und unterscheidet sich nur in dem Grade der Stärke.

Fügt man dem vierten und fünften Prinzip die Betrachtung hinzu, dafs diese Kräfte der Vertheidigung sich auf die ursprüngliche, nämlich auf die im eigenen Lande beziehen und geschwächt werden, wenn die Vertheidigung auf feindlichen Boden verpflanzt und in Offensivunternehmungen verflochten ist, so wird daraus ungefähr wie oben beim dritten Prinzip ein neuer Nachtheil des Angriffs; denn so wenig die Vertheidigung aus blofs abwehrenden Elementen zusammengesetzt ist, eben so wenig ist der Angriff aus lauter

---

[1]) Wir müssen unter voller Anerkenntnifs dieses „verstärkenden" Prinzip's für die Vertheidigung doch den kleinen Vorbehalt machen, dafs dieselbe jedenfalls „etwas" von ihrem Kriegstheater und damit ihren Hülfsquellen hat aufgeben müssen, weil andernfalls ja der „Gegensatz des Angriffes" noch nicht vorhanden d. h. noch „gar kein Krieg" im eigentlichen Sinne wäre!

[2]) Ein solcher Feldzug fällt aber consequenter Weise unter den Begriff des Angriffs, nach Analogie dessen, dafs Clausewitz oben (s. Text Schlufs des vorletzten Absatzes) diejenige „Ueberlegenheit des Angriffs", welche aus der erleichterten Ausnutzung der Schwäche der Verbindungslinien eines „in Feindes Land zum Vertheidiger gewordenen Angreifers seitens des nunmehr zum Angreifer gewordenen ursprünglichen Vertheidigers" entspringt — „auf die höheren Verhältnisse der Vertheidigung" zurückführt!

aktiven Elementen zusammengesetzt, ja jeder Angriff, der nicht unmittelbar zum Frieden führt, mufs sogar mit einer Vertheidigung enden[4]).

Werden nun alle Vertheidigungselemente, die im Angriff vorkommen, durch seine Natur, d. i. dadurch, dafs sie ihm angehören, geschwächt, so mufs dies wohl als ein allgemeiner Nachtheil desselben betrachtet werden[5]).

Dies ist so wenig eine müfsige Spitzfindigkeit, dafs hierin vielmehr der Hauptnachtheil des Angriffs überhaupt liegt, und dafs man daher bei jedem Entwurf zu einem strategischen Angriff auf diesen Punkt, also auf die Vertheidigung, welche ihm folgen wird, von Hause aus sein Hauptaugenmerk richten mufs[6]), wie wir das in dem Buche vom Feldzugsplan näher sehen werden.

Die grofsen moralischen Kräfte, welche zuweilen das Element des Krieges wie ein eigener Gährungsstoff durchdringen, und deren sich also ein Feldherr in gewissen Fällen zur Verstärkung seiner Kräfte bedienen kann, sind wohl eben so gut auf der Seite der Vertheidigung, als des Angriffs zu denken[7]); wenigstens treten diejenigen, welche im Angriff besonders glänzen, wie Verwirrung und Schrecken beim Gegner, gewöhnlich erst nach dem entscheidenden Schlage auf und tragen folglich selten bei, diesem eine Richtung zu geben.

Hiermit glauben wir unsern Satz, dafs die Vertheidigung eine stärkere Kriegsform sei, als der Angriff, zur Genüge durchgeführt zu haben; es bleibt aber noch ein kleiner[8]), bisher unbeachteter, Faktor zu

---

[4]) Umgekehrt aber kann — mindestens in heutigen Kriegen — der Friede nur durch den Angriff (Gegenstofs!) erzwungen werden und diejenige Vertheidigung, welche ihren Gegenstofs nicht „auf feindlichen Boden zu verpflanzen“ vermag, wird schliefslich doch rettungslos dem (schimpflichen) Frieden verfallen!

[5]) Diesem an sich durchaus richtigen Satze stellt nur die Erfahrung den anderen gegenüber, dafs „alle Offensivelemente, welche in der Vertheidigung liegen müfsten, nur allzuleicht durch ihre Natur geschwächt — ja vernichtet werden!“

[6]) Auch hier steht die umgekehrte Forderung gegenüber, dafs der Entwurf zur strategischen Vertheidigung ein Hauptaugenmerk auf den Angriff zu richten hat, welcher ihr folgen mufs; — es mag dahin gestellt bleiben, was schwerer ist?

[7]) Zu denken — ja! zu finden — nein!

Im Jahre 1870 hat es des „entscheidenden Schlages“ (s. Text Fortsetzung) nicht bedurft und schon die Thatsache des strategischen Angriffs deutscherseits genügte, um die „moralischen Kräfte“ hüben und drüben in sehr entgegengesetzter Weise „zur Gährung“ zu bringen!

[8]) Man kann wohl schwerlich umhin, hinter dieses Clausewitz'sche „klein“ — ein grofses Fragezeichen zu setzen?

Clausewitz, der Mann der „moralischen Potenzen“ par excellence, schlüpft mit dem Wörtchen „klein“ über jenes Hochgefühl der Begeisterung, über jenen selbstbewufsten männlichen Stolz, über jenes instinctive Vertrauen des gemeinen Mannes hinweg, welche alle, zu aufserordentlichen Leistungen anspornend, dem „Bewufstsein entspringen, zum Angreifenden zu gehören“!?

Grade hier wird man sich gern des Wortes vom „anderen Ausweg“ erinnern!

erwähnen übrig. Es ist der Muth, das Gefühl der Ueberlegenheit im Heere, welches aus dem Bewufstsein entspringt, zum Angreifenden zu gehören. Die Sache ist an sich wahr, nur geht das Gefühl sehr bald in dem allgemeineren und stärkeren unter, welches einem Heere durch seine Siege oder Niederlagen, durch das Talent oder die Unfähigkeit seines Führers gegeben wird[*]).

Viertes Kapitel.

Konzentrizität des Angriffs und Exzentrizität der Vertheidigung.

Es kommen diese beiden Vorstellungen, diese beiden Formen in dem Gebrauch der Kräfte bei Angriff und Vertheidigung, in Theorie und Wirklichkeit so häufig vor, dafs sie sich der Phantasie unwillkürlich als fast nothwendige dem Angriff und der Vertheidigung inwohnende Formen aufdringen, was doch, wie die kleinste Ueberlegung zeigt, eigentlich nicht der Fall ist. Wir wollen sie daher so früh als möglich betrachten und uns ein- für allemal klare Vorstellungen von ihnen verschaffen, um dann bei unsern weiteren Betrachtungen des Verhältnisses von Angriff und Vertheidigung davon ganz abstrahiren zu können und nicht unaufhörlich durch den Schein von Vortheil oder Nachtheil, den sie auf die Dinge werfen, gestört zu werden. Wir betrachten sie also hier als reine Abstraktionen, ziehen den Begriff wie eine Essenz heraus und behalten uns vor, auf den Antheil, welchen er an den Dingen hat, in der Folge aufmerksam zu machen.

---

[*]) Wir resumiren aber jetzt, im Anschlusse an unsere Bemerkung 4 zum 2. und 1 und folgende zum 3. Kapitel, das Gesammtresultat unserer Auffassungen dahin:

a) dafs wir die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff, insoweit es sich zunächst um ihren ersten Theil des Abwartens und Erhaltens dem offensiven Vorgehen und Erobern gegenüber handelt:
in der Strategie ziemlich vollständig
in der Taktik aber nur local begrenzt
einräumen;

b) dafs wir diese Ueberlegenheit in Bezug auf den zweiten Theil der Vertheidigung: die positive Reaction,
in der Strategie nur bedingt
in der Taktik aber fast gar nicht
anerkennen und endlich

c) dafs wir — wenn wir im Clausewitz'schen Sinne unter dem Begriff „Vertheidigung" eine „strategisch und taktisch durchzuführende Defensiv-Offensive" verstehen müssen — eine Ueberlegenheit „dieser Form der Kriegführung" über die strategisch und taktisch-reine Offensive, nur allenfalls im Hinblick auf die nicht endgültig entscheidende strategische Seite der Sache bis zu einem gewissen Grade zugestehen, dieser immerhin also doch nur sehr fragwürdigen Ueberlegenheit aber einen mafsgebenden Einflufs auf die Kriegführung im grofsen Ganzen für die Praxis nicht einräumen können!

Der Vertheidiger wird in der Taktik, wie in der Strategie, als abwartend, also als stehend, der Angreifende als in Bewegung gedacht, und zwar sich bewegend in Beziehung auf jenes Stehen. Es folgt hieraus nothwendig, dafs das Umfassen und Umschliefsen nur in der Willkür des Angreifenden liegt, nämlich so lange seine Bewegung und das Stehen des Vertheidigers dauert. Diese Freiheit des Angriffs, konzentrisch zu sein oder es nicht zu sein, je nachdem es vortheilhaft oder nachtheilig ist, würde ihm als ein allgemeiner Vorzug angerechnet werden müssen. Allein diese Wahl ist ihm nur in der Taktik, nicht aber immer in der Strategie frei gegeben. In der erstern sind die Anlehnungspunkte für beide Flügel fast niemals absolut sichernd, in der Strategie sehr häufig, wenn sich die Vertheidigungslinie in gerader Richtung von Meer zu Meer oder von neutralem Gebiet zu neutralem Gebiet erstreckt. In diesem Fall kann der Angriff nicht konzentrisch vorgehen, und die Freiheit seiner Wahl ist beschränkt. Noch unangenehmer wird sie aber beschränkt, wenn er konzentrisch vorgehen mufs. Rufsland und Frankreich können Deutschland nicht anders, als mit umschliefsenden, also nicht mit vereinigten Kräften angreifen. Dürften wir nun annehmen, dafs die konzentrische Form in der Wirkung der Kräfte in der Mehrheit der Fälle die schwächere sei, so würde der Vortheil, welchen der Angreifende von der gröfseren Freiheit in der Wahl hat, wahrscheinlich dadurch völlig aufgewogen, dafs er in andern Fällen gewungen ist, sich der schwächern Form zu bedienen.

Jetzt wollen wir die Wirkung dieser Formen in Taktik und Strategie näher betrachten.

Bei der konzentrischen Richtung der Kräfte, vom Umfang nach dem Mittelpunkt, hat man es als einen ersten Vorzug betrachtet, dafs sich die Kräfte im Vorschreiten immer mehr vereinigen; das Faktum ist wahr, der vermeintliche Vorzug aber nicht, denn das Vereinigen findet bei beiden Theilen statt, hält sich also das Gleichgewicht. Eben so ist es mit dem Zerstreuen bei der exzentrischen Wirkung.

Aber ein anderer und der wahre Vorzug ist, dafs die konzentrisch bewegten Kräfte ihre Wirksamkeit nach einem gemeinschaftlichen Punkt richten, die exzentrisch bewegten nicht. — Welches sind nun diese Wirkungen? Hier müssen wir Taktik und Strategie trennen.

Wir wollen die Analyse nicht zu weit treiben und geben daher folgende Punkte als die Vortheile dieser Wirkungen in der Taktik an:

1. Eine doppelte oder wenigstens verstärkte Wirkung des Feuers, sobald sich nämlich alles schon bis auf einen gewissen Grad genähert hat.
2. Anfall eines und desselben Theils von mehreren Seiten.
3. Das Abschneiden des Rückzugs.

Das Abschneiden des Rückzuges kann strategisch auch gedacht werden, es ist aber offenbar viel schwieriger, weil sich die grofsen Räume nicht gut sperren lassen. Der Anfall eines und desselben Theils von mehreren Seiten wird überhaupt um so wirksamer und entscheidender, je kleiner dieser Theil, je näher er der äufsersten Grenze, nämlich dem einzelnen Kämpfenden, gedacht wird. Ein Heer kann sich füglich von mehreren Seiten zugleich schlagen,

eine Division schon weniger, ein Bataillon nur, wenn es eine Masse macht, ein einzelner Mensch schon gar nicht mehr. Nun nimmt aber die Strategie das Gebiet der grofsen Massen, Räume und Zeiten ein, und die Taktik liegt auf der entgegengesetzten Seite. Hieraus geht schon hervor, dafs der mehrseitige Anfall in der Strategie nicht dieselben Folgen haben kann, die er in der Taktik hat.

Die Wirkung des Feuers ist gar kein Gegenstand der Strategie, an deren Stelle tritt aber etwas Anderes. Es ist die Erschütterung der Basis, welche jede Armee mehr oder weniger empfindet, wenn der Feind, nahe oder weit, hinter ihrem Rücken siegreich ist.

Es steht also fest, dafs die konzentrische Wirkung der Kräfte einen Vorzug dadurch hat, dafs die Wirkung gegen a zugleich eine gegen b wird, ohne darum gegen a schwächer zu sein, und dafs die gegen b zugleich eine gegen a, das Ganze also nicht $a + b$, sondern noch etwas mehr ist, und dafs dieser Vortheil in der Taktik und in der Strategie, wiewohl in beiden etwas verschieden, stattfindet.

Was steht nun diesem Vortheil bei der exzentrischen Wirkung der Kräfte gegenüber? Offenbar das Nahebeisammensein, das Bewegen auf innern Linien. Es ist unnöthig zu entwickeln, auf welche Weise dies ein solcher Multiplikator der Kräfte werden kann, dafs der Angreifende sich ohne eine grofse Ueberlegenheit diesem Nachtheil nicht aussetzen darf. —

Hat die Vertheidigung einmal das Prinzip der Bewegung auf sich genommen (einer Bewegung, die zwar später anfängt, als die des Angreifenden, aber immer zeitig genug, um die Fesseln der erstarrenden Passivität zu lösen), so wird dieser Vortheil der gröfseren Vereinigung und der inneren Linien ein sehr entscheidender und meistens wirksamerer zum Siege, als die konzentrische Figur des Angriffs. Sieg aber mufs dem Erfolg vorhergehen; erst mufs man überwinden, ehe man an das Abschneiden denken kann[1]). Kurz, man sieht: es besteht hier ein ähnliches Verhältnifs, wie das zwischen Angriff und Vertheidigung überhaupt; die konzentrische Form führt zu den glänzenden Erfolgen, die exzentrische gewährt die ihrigen sicherer, jenes ist die schwächere Form mit dem positiveren, dieses die stärkere Form mit dem negativen Zweck. Dadurch, scheint uns, sind diese beiden Formen schon in ein gewisses schwebendes Gleichgewicht gebracht. Fügt man nun hinzu, dafs die Vertheidigung, weil sie nicht überall eine absolute ist, sich auch nicht immer in der Unmöglichkeit befindet, sich der konzentrischen Kräfte zu bedienen[2]), so wird man wenigstens kein Recht mehr haben, zu glauben, dafs diese Wirkungsart allein hinreichend sei, dem Angriff ein ganz allgemeines Uebergewicht über die Vertheidigung zu gewähren, und so wird man sich von dem Einflufs befreien, den diese Vorstellungsart bei jeder Gelegenheit auf das Urtheil auszuüben pflegt[3]).

---

[1]) Das wäre also ein vollständiges Verwerfen der „Schlacht mit verkehrter Front"!?

[2]) und umgekehrt!

[3]) Exzentrizität und Konzentrizität scheinen uns überhaupt in Angriff und Vertheidigung nicht nur in einem „gewissen", sondern in einem „vollkommenen" — „schwebenden Gleichgewicht" zu stehen!

Was wir bisher gesagt haben, umfaſste Taktik und Strategie: jetzt muſs noch ein höchst wichtiger Punkt hervorgehoben werden, der die Strategie allein angeht. Der Vortheil der innern Linien wächst mit den Räumen, auf die sich diese Linien beziehen. Bei Entfernungen von einigen Tausend Schritten oder einer halben Meile kann natürlich die Zeit, welche man gewinnt, nicht so groſs sein, wie bei Entfernungen von mehreren Tagemärschen oder gar von zwanzig bis dreiſsig Meilen; die ersteren, nämlich die kleinen Räume, gehören der Taktik an, die gröſseren der Strategie. Wenn man nun freilich in der Strategie auch mehr Zeit zur Erreichung des Zwecks braucht, als in der Taktik, und eine Armee nicht so schnell überwunden ist, als ein Bataillon, so nehmen doch diese Zeiten in der Strategie auch nur bis zu einem gewissen Punkt zu, nämlich bis zur Dauer einer Schlacht, und allenfalls der paar Tage, um welche sich eine Schlacht ohne entscheidende Opfer vermeiden läſst. Ferner findet ein noch viel gröſserer Unterschied in dem eigentlichen Vorsprung statt, den man in dem einen und dem andern Fall gewinnt. Bei den kleinen Entfernungen in der Taktik: in der Schlacht, geschehen die Bewegungen des Einen fast unter den Augen des Andern; der auf der äuſsern Linie Stehende wird also die seines Gegners meistens schnell gewahr. Bei den gröſsern Entfernungen der Strategie geschieht es wohl höchst selten, daſs eine Bewegung des Einen nicht wenigstens einen Tag dem Andern verborgen bleibt, und es giebt Fälle genug, in denen, besonders, wenn die Bewegung nur einen Theil betraf und in einer beträchtlichen Entsendung bestand, dies wochenlang verborgen geblieben ist. — Wie groſs der Vortheil des Verbergens für Denjenigen ist, welcher durch die Natur seiner Lage am meisten geeignet ist, davon Gebrauch zu machen, läſst sich leicht einsehen. —

Hiermit schlieſsen wir unsere Betrachtungen über konzentrische und exzentrische Wirkung der Kräfte und ihr Verhältniſs zu Angriff und Vertheidigung und behalten uns vor, in beiden noch darauf zurückzukommen.

Fünftes Kapitel.

Charakter der strategischen Vertheidigung.

Schon früher ist gesagt worden, was die Vertheidigung überhaupt ist: nämlich nichts, als eine stärkere Form des Kriegführens (s. S. 299), vermittelst welcher man den Sieg erringen will, um nach dem gewonnenen Uebergewicht zum Angriff, d. h. zu dem positiven Zweck des Krieges, überzugehen.

Selbst wenn die Absicht des Krieges bloſse Erhaltung des status quo ist, so ist doch eine bloſse Zurückweisung des Stoſses etwas dem Begriff des Krieges Widersprechendes, weil Kriegführung kein bloſses Dulden ist. Hat der Vertheidiger einen bedeutenden Vortheil errungen, so hat die Vertheidigung das Ihre gethan, und er muſs unter dem Schutze dieses Vortheils den Stoſs zurückgeben, wenn er sich nicht gewissem Untergange aussetzen will. Die Klugheit fordert, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist, die ge-

wonnene Ueberlegenheit zu benutzen, um einem zweiten Anfall vorzubeugen. Wie, wann und wo diese Reaktion eintreten soll, ist freilich vielen andern Bedingungen unterworfen, die sich erst in der Folge entwickeln lassen. Hier bleiben wir dabei stehen, daſs dieser Uebergang zum Rückstoſs als eine Tendenz der Vertheidigung, also als ein wesentlicher Bestandtheil derselben gedacht werden muſs, und daſs überall, wo der durch die vertheidigende Form errungene Sieg nicht auf irgend eine Weise in dem kriegerischen Haushalt verbraucht wird, wo er gewissermaſsen ungenutzt dahin welkt, ein groſser Fehler begangen wird.

Ein schneller, kräftiger Uebergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsschwert — ist der glänzendste Punkt der Vertheidigung; wer ihn nicht gleich hinzudenkt, oder vielmehr, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Vertheidigung aufnimmt[1]), Dem wird nimmermehr die Ueberlegenheit der Vertheidigung einleuchten, er wird immer nur an die Mittel denken, die man durch den Angriff dem Feinde zerstört und sich erwirbt, welche Mittel aber nicht von der Weise, den Knoten zu schürzen, sondern ihn aufzulösen, abhängen. Ferner ist es eine grobe Verwechslung, wenn man unter Angriff immer einen Ueberfall versteht und sich folglich unter Vertheidigung nichts als Noth und Verwirrung denkt.

Freilich faſst der Eroberer seinen Entschluſs zum Kriege früher, als der harmlose Vertheidiger, und wenn er seine Maſsregeln gehörig geheim zu halten weiſs, wird er Diesen wohl auch überraschen können; aber das ist etwas dem Kriege selbst ganz Fremdes, denn es sollte nicht so sein. Der Krieg ist mehr für den Vertheidiger, als für den Eroberer da, denn der Einbruch hat erst die Vertheidigung hervorgerufen, und mit ihr den Krieg. Der Eroberer ist immer friedliebend (wie Bonaparte auch stets von sich behauptet hat), er zöge ganz gern ruhig in unsern Staat ein; damit er dies aber nicht könne, darum müssen wir den Krieg wollen, und also auch vorbereiten, d. h. mit andern Worten: es sollen gerade die Schwachen, der Vertheidigung Unterworfenen, immer gerüstet sein, um nicht überfallen zu werden; so will es die Kriegskunst.

Das frühere Erscheinen auf dem Kriegstheater hängt übrigens in den meisten Fällen von ganz andern Dingen ab, als von der Angriffs- oder Vertheidigungsabsicht. Diese sind also nicht die Ursache, aber oft die Folge davon. Wer früher fertig wird, geht, wenn der Vortheil des Ueberfalls groſs genug ist, aus diesem Grunde angriffsweise zu Werke, und Der, welcher später fertig wird, kann den Nachtheil, der ihn bedroht, allein durch die Vortheile der Vertheidigung noch einigermaſsen[2]) ausgleichen.

Indessen muſs es im Allgemeinen als ein Vortheil des Angriffs angesehen werden, von der früheren Bereitschaft diesen schönen Gebrauch machen zu

---

[1]) Dies kann man wohl durch die Anwendung des terminus technicus der Defensiv-Offensive anstreben als einer „begrifflichen“ Eigenart, welche etwas anderes ist, als die reine Defensive, die man doch für gewöhnlich hinter dem Worte „Vertheidigung“ sucht!

[2]) Wir nehmen Akt von diesem „noch einigermaſsen“! (s. Anmerkung 9 zum 3. Kapitel.)

können, was auch in dem dritten Buch schon anerkannt ist; nur ist dieser allgemeine Vortheil keine integrirende Nothwendigkeit für jeden einzelnen Fall.

Wenn wir uns also die Vertheidigung denken, wie sie sein soll, so ist es mit der möglichsten Vorbereituug aller Mittel, mit einem zum Kriege tüchtigen Heere, mit einem Feldherrn, der nicht aus verlegener Ungewifsheit in Angst den Feind erwartet, sondern aus freier Wahl, mit ruhiger Besonnenheit, mit Festungen, die keine Belagerung scheuen, endlich mit einem gesunden Volk, das seinen Gegner nicht mehr fürchtet, als es von ihm gefürchtet wird. Mit solchen Attributen[3]) wird die Vertheidigung dem Angriff gegenüber wohl keine so schlechte Rolle mehr spielen, und dieser nicht mehr so leicht und unfehlbar erscheinen, wie in der dunklen Vorstellung Derjenigen, die beim Angriff nur an Muth, Willenskraft und Bewegung, bei der Vertheidigung an Ohnmacht und Lähmung denken.

Sechstes Kapitel.

Umfang der Vertheidigungsmittel.

Wir haben in dem zweiten und dritten Kapitel dieses Buches gezeigt, wie die Vertheidigung im Gebrauch derjenigen Dinge, welche aufser der absoluten Stärke und dem Werth der Streitkräfte den taktischen wie den strategischen Werth bestimmen, nämlich Vortheil der Gegend, Ueberraschung, Anfall von mehreren Seiten, Beistand des Kriegstheaters, Beistand des Volks, Benutzung grofser moralischer Kräfte, — eine natürliche Ueberlegenheit hat. Wir halten es für nützlich, hier noch einen Blick auf den Umfang der Mittel zu werfen, welche dem Vertheidiger vorzugsweise zu Gebote stehen und gewissermafsen als die verschiedenen Säulenordnungen seines Baues zu betrachten sind.

1. Die Landwehr[1]). Sie ist in neueren Zeiten auch aufser dem Lande zum Angriff des feindlichen Landes gebraucht worden, und ist es nicht zu leugnen, dafs ihre Einrichtung in manchen Staaten, z. B. Preufsen, von der Art ist, dafs sie fast wie ein Theil des stehenden Heeres betrachtet werden mufs, also der Vertheidigung nicht allein angehört. Indessen ist doch nicht zu übersehen, dafs ihr sehr kräftiger Gebrauch 1813, 1814 und 1815 von dem Vertheidigungskriege ausging, dafs sie an den wichtigsten Orten wie in

---

[3]) Warum aber ein solchergestalt vorbereiteter „Vertheidiger" mit seinen „rein-kriegerischen" Mafsregeln warten soll, wenn ihm die „politische" Nothwendigkeit des Krieges vor Augen steht — statt, wie Friedrich und Wilhelm, der politischen Vertheidigung durch militärischen Angriff Rechnung zu tragen — ist nicht recht erfindlich!

[1]) Ohne der Bedeutung dieses Institutes zu nahe treten zu wollen, weist doch die Erfahrung neuerer Zeiten darauf hin, dafs dasselbe ebenso, wie die Faktoren 3 und 4: Volk und Volksbewaffnung heutzutage nur von relativem Werthe sind, der lediglich in dem Mafse wächst, als es gelingt, dieses Aufgebot der Volkskraft dem „eigentlichen Heere" näher und näher zu bringen.

Preufsen eingerichtet, bei jedem unvollkommenen Grade der Einrichtung aber nothwendig mehr zur Vertheidigung, als zum Angriff geeignet sein mufs. Aufserdem aber liegt in dem Begriff der Landwehr immer der Gedanke einer aufserordentlichen, mehr oder weniger freiwilligen, Mitwirkung der ganzen Volksmasse beim Kriege mit ihren körperlichen Kräften, ihrem Reichthum und ihrer Gesinnung. Je mehr sich die Einrichtung davon entfernt, um so mehr wird das, was sie aufstellt, ein stehendes Heer unter anderm Namen sein, um so mehr wird es die Vortheile desselben haben, aber auch um so mehr wird es die Vortheile der eigentlichen Landwehr entbehren, nämlich eines Kraftumfanges, der viel ausgedehnter, viel weniger bestimmt, viel leichter durch Geist und Gesinnung zu steigern ist. In diesen Dingen liegt das Wesen der Landwehr; dieser Mitwirkung des ganzen Volkes mufs durch ihre Einrichtung Spielraum gelassen werden, oder man verfolgt, indem man sich von der Landwehr etwas Besonderes verspricht, ein Schattenbild.

Nun ist aber die nahe Verwandtschaft nicht zu verkennen, in welcher dieses Wesen einer Landwehr mit dem Begriff der Vertheidigung steht, und also auch nicht zu verkennen, dafs eine solche Landwehr der Vertheidigung immer mehr angehören wird, als dem Angriff, und dafs sie diejenigen Wirkungen, durch die sie den Angriff überbietet, hauptsächlich bei der Vertheidigung zeigen wird.

2. Festungen[1]. Die Mitwirkung der Festungen des Angreifenden erstreckt sich nur auf die der Grenze zunächst gelegenen und ist nur schwach; bei dem Vertheidiger greift sie tiefer ins Land hinein, bringt also mehrere in Wirksamkeit, und diese Wirksamkeit selbst ist von einer ungleich gröfsern intensiven Stärke. Eine Festung, die eine wirkliche Belagerung veranlafst und aushält, drückt natürlich mit einem stärkern Gewicht auf die Wagschale des Krieges, als eine, welche durch ihre Werke blofs den Gedanken einer Wegnahme dieses Punktes entfernt, also nicht wirklich feindliche Kräfte beschäftigt und zerstört.

3. Das Volk. Obgleich der Einflufs eines einzelnen Bewohners des Kriegsschauplatzes auf den Krieg in den meisten Fällen nicht bemerklicher ist, als die Mitwirkung eines Wassertropfens bei dem ganzen Strom, so ist doch selbst in Fällen, wo von einem Volksaufstand nicht die Rede ist, der Gesammteinflufs, den die Einwohner des Landes auf den Krieg haben, nichts weniger, als unmerklich. Alles geht im eigenen Lande leichter, vorausgesetzt, dafs die Gesinnung der Unterthanen nicht im Widerspruch mit diesem Begriff ist. Alle Leistungen, grofs und klein, geschehen dem Feinde nur unter dem Zwange offenbarer Gewalt; diese mufs von der Streitkraft bestritten werden und kostet ihr viele Kräfte und Anstrengungen. Der Vertheidiger erhält dies alles, wenn auch nicht immer freiwillig, wie in den Fällen enthusiastischer Hingebung, doch durch die lang geübten Wege des bürgerlichen Gehorsams, der dem Einwohner zur zweiten Natur geworden und aufserdem durch ganz andere, vom Heere nicht ausgehende, viel entfernter liegende Furcht- und Zwangsmittel in Gang erhalten wird. Aber auch die

[1] Diesem Faktor der Vertheidigung ist später näher zu treten.

freiwillige, aus wahrer Anhänglichkeit hervorgehende Mitwirkung ist in allen Fällen sehr bedeutend, insofern sie nämlich in allen den Punkten, die keine Opfer kosten, niemals ausbleibt. Wir wollen nur einen dieser Punkte herausheben, welcher von grofser Bedeutung für die Kriegführung ist: es sind die Nachrichten, nicht sowohl die einzelnen, grofsen, wichtigen Kundschafterberichte, als die unzähligen kleinen Berührungen, in welche der tägliche Dienst eines Heeres mit der Ungewifsheit tritt, und wo das Verständnifs mit den Einwohnern den Vertheidigern eine allgemeine Ueberlegenheit giebt.

Steigt man von diesen ganz allgemeinen, nie ausbleibenden Beziehungen zu den besondern Fällen auf, in denen die Bevölkerung an dem Kampf Theil zu nehmen anfängt, bis zum höchsten Grade, wo sie, wie in Spanien, durch einen Volkskrieg diesen Kampf der Hauptsache nach selbst führt, so begreift man, dafs hier nicht blofs eine Steigerung des Volksbeistandes, sondern eine wahrhaft neue Potenz entsteht, und dafs wir also

4. die Volksbewaffnung oder den Landsturm als ein eigenthümliches Mittel der Vertheidigung anführen können.

5. Endlich dürfen wir noch die Bundesgenossen*) als die letzte Stütze des Vertheidigers nennen. Die gewöhnlichen, welche der Angreifende auch hat, können wir hiermit natürlich nicht meinen, sondern diejenigen, welche bei der Erhaltung eines Landes wesentlich betheiligt sind. Wenn wir nämlich die Staatenrepublik des heutigen Europa im Auge haben, so finden wir (um nicht von einem systematisch geregelten Gleichgewicht der Macht und der Interessen zu reden, wie es nicht vorhanden und darum oft und mit Recht bestritten worden ist) doch unstreitig, dafs sich die grofsen und kleinen Staats- und Volksinteressen auf die mannichfaltigste und veränderlichste Weise durchkreuzen. Jeder solcher Kreuzpunkt bildet einen befestigenden Knoten, denn in ihm giebt die Richtung des Einen der Richtung des Andern das Gleichgewicht; durch alle diese Knoten also wird offenbar ein mehr oder weniger grofser Zusammenhang des Ganzen gebildet und dieser Zusammenhang mufs bei jeder Veränderung theilweise überwunden werden. Auf diese Weise dienen die Gesammtverhältnisse aller Staaten zu einander mehr, das Ganze in seiner Gestalt zu erhalten, als Veränderungen darin hervorzubringen, d. h. es ist im Allgemeinen jene Tendenz des Erhaltens vorhanden.

So glauben wir, mufs man den Gedanken eines politischen Gleichgewichts auffassen, und in diesem Sinn wird dasselbe überall von selbst entstehen, wo mehrere kultivirte Staaten in vielseitige Berührung treten.

Wie wirksam diese Tendenz der Gesammtinteressen zur Erhaltung des bestehenden Zustandes sei, ist eine andere Frage; es lassen sich allerdings Veränderungen in dem Verhältnifs einzelner Staaten untereinander denken,

---

*) Wir haben hier keine Veranlassung auf die jetztfolgenden politischen Expectorationen des Verfassers aus der Zeit der „heiligen Allianz“ weiter einzugehen; sind sie doch in letzter Instanz nichts anderes, als eine weitere Ausführung des schon früher berührten Themas, dafs der Krieg — ein politischer Akt ist, und die Politik also auch stets auf die „Kriegführung“, wie sie der „Feldherr“ ins Auge zu fassen hat, reagirt hat und wieder reagiren mufs!

die diese Wirksamkeit des Ganzen erleichtern, und andere, die sie erschweren. In dem ersten Fall sind es Bestrebungen, das politische Gleichgewicht auszubilden, und da sie dieselbe Tendenz haben, wie die Gesammtinteressen, so werden sie auch die Majorität dieser Interessen für sich haben. In dem andern Fall aber sind es Ausweichungen, überwiegende Thätigkeit einzelner Theile, wahre Krankheiten; daſs diese in einem so schwach verbundenen Ganzen, wie die Menge groſser und kleiner Staaten ist, vorkommen, ist nicht zu verwundern, kommen sie doch in dem so wundervoll geordneten organischen Ganzen aller lebendigen Natur vor.

Wenn man uns also auf die Fälle in der Geschichte hinweist, wo einzelne Staaten bedeutende Veränderungen bloſs zu ihrem Vortheil haben bewirken können, ohne daſs das Ganze auch nur einen Versuch gemacht hätte, dies zu verhindern, oder gar auf die Fälle, wo ein einzelner Staat im Stande gewesen ist, sich so über die andern zu erheben, daſs er fast der unumschränkte Gebieter des Ganzen wurde, — so antworten wir, damit sei keineswegs erwiesen, daſs die Tendenz der Gesammtinteressen zur Erhaltung des Zustandes nicht vorhanden, sondern nur, daſs ihre Wirksamkeit in dem Augenblick nicht groſs genug gewesen sei; das Streben zu einem Ziel ist etwas Anderes, als die Bewegung dahin, aber darum keineswegs etwas Nichtiges, wie wir das am besten aus der Dynamik des Himmels ersehen.

Wir sagen: die Tendenz des Gleichgewichts ist die Erhaltung des vorhandenen Zustandes, wobei wir allerdings voraussetzen, daſs in diesem Zustande Ruhe, d. i. Gleichgewicht, vorhanden war; denn wo diese schon gestört, eine Spannung schon eingetreten ist, da kann die Tendenz des Gleichgewichts allerdings auch auf eine Veränderung gerichtet sein Diese Veränderung kann aber, wenn wir auf die Natur der Sache sehen, immer nur einzelne wenige, also niemals die Majorität der Staaten treffen, und so ist es denn gewiſs, daſs diese ihre Erhaltung immer durch die Gesammtinteressen aller vertreten und versichert sehen, also auch gewiſs, daſs jeder einzelne Staat, der nicht in dem Fall ist, sich gegen das Ganze schon in einer Spannung zu befinden, bei seiner Vertheidigung mehr Interessen für, als gegen sich haben wird.

Wer über diese Betrachtungen wie über utopische Träume lacht, Der thut es auf Kosten der philosophischen Wahrheit. Wenn diese uns die Verhältnisse erkennen läſst, in welchen die wesentlichen Elemente der Dinge zu einander stehen, so wäre es freilich unüberlegt, mit Uebergehung aller zufälligen Einmischungen daraus Gesetze herleiten zu wollen, nach welchen jeder einzelne Fall geregelt werden könnte. Wer sich aber nach dem Ausdruck eines groſsen Schriftstellers „nicht über die Anekdote erhebt", die ganze Geschichte daraus zusammenbaut, überall mit dem Individuellsten, mit der Spitze des Ereignisses anfängt und nur so tief hinunter steigt, als er eben Veranlassung findet, also nicht bis auf den tiefsten Grund der herrschenden allgemeinen Verhältnisse gelangt, Dessen Meinung wird auch niemals für mehr als einen Fall Werth haben, und Dem wird freilich, was die Philosophie für die Allgemeinheit der Fälle ausmacht, wie ein Traum erscheinen.

Wenn jenes allgemeine Bestreben zur Ruhe und Erhaltung des Bestehen-

den nicht vorhanden wäre, so würde niemals eine Anzahl gebildeter Staaten eine geraume Zeit hindurch ruhig neben einander bestehen können, sie müfsten nothwendig in einen zusammenfliefsen. Wenn also das jetzige Europa über tausend Jahre so besteht, so können wir diese Wirkung nur jener Tendenz der Gesammtinteressen zuschreiben, und wenn der Schutz des Ganzen nicht immer zur Erhaltung jedes Einzelnen hingereicht hat, so sind das Unregelmäfsigkeiten in dem Leben dieses Ganzen, die aber dasselbe doch nicht zerstört haben, sondern von ihm überwältigt worden sind.

Es würde sehr überflüssig sein, die Masse der Ereignisse zu durchlaufen, wo Veränderungen, welche das Gleichgewicht zu sehr störten, durch mehr oder weniger offenbare Gegenwirkung der andern Staaten verhindert oder rückgängig gemacht worden sind; der flüchtigste Blick auf die Geschichte zeigt sie. Nur von einem Fall wollen wir sprechen, weil er stets im Munde Derer ist, die den Gedanken eines politischen Gleichgewichts verspotten, und weil er ganz besonders hierher zu gehören scheint, als ein Fall, in welchem ein harmloser Vertheidiger unterging, ohne die Theilnahme eines fremden Beistandes zu gewinnen. Wir sprechen von Polen. Dafs ein Staat von acht Millionen Einwohnern verschwinden, von drei andern getheilt werden konnte, ohne dafs von einem der übrigen Staaten ein Schwert gezogen wurde, erscheint auf den ersten Blick als ein Fall, der entweder die allgemeine Unwirksamkeit des politischen Gleichgewichts hinreichend bewiese, oder wenigstens zeigte, wie weit sie in einzelnen Fällen gehen könne. Dafs ein Staat von solchem Umfang verschwinden und andern zur Beute werden könnte, die schon zu den mächtigsten gehörten (Rufsland und Oesterreich), schien ein Fall der äufsersten Art zu sein, und wenn ein solcher nichts von den Gesammtinteressen der ganzen Staatenrepublik aufregen konnte, wird man sagen, so ist die Wirksamkeit, welche diese Gesammtinteressen für die Erhaltung einzelner haben sollen, als eine eingebildete zu betrachten. Aber wir bleiben dabei stehen, dafs ein einzelner Fall, wie auffallend er auch sei, nichts gegen die Allgemeinheit beweist, und behaupten demnächst, dafs Polens Untergang auch nicht so unbegreiflich ist, wie es scheint. War denn Polen wirklich als ein europäischer Staat, als ein homogenes Glied in der europäischen Staatenrepublik zu betrachten? Nein! es war ein Tartarenstaat, der, anstatt wie die Tartaren der Krimm am schwarzen Meer, an der Grenze der europäischen Staatenwelt, gelegen zu sein, an der Weichsel zwischen ihnen lag. Wir wollen damit weder verächtlich von dem Volk der Polen reden, noch die Theilung des Landes rechtfertigen, sondern nur die Sachen betrachten, wie sie sind. Seit hundert Jahren hat dieser Staat im Grunde keine politische Rolle mehr gespielt, sondern war nur der Zankapfel für andere gewesen. In seinem Zustand und seiner Verfassung konnte er sich auf die Dauer zwischen den andern unmöglich erhalten; eine wesentliche Veränderung in diesem Tartarenzustand aber hätte nur das Werk eines halben oder ganzen Jahrhunderts sein können, wenn die Führer dieses Volkes dazu willig gewesen wären. Diese aber waren selbst viel zu sehr Tartaren, um eine solche Veränderung zu wünschen. Ihr liederliches Staatsleben und ihr unermefslicher Leichtsinn gingen Hand in Hand, und sie taumelten so in den Abgrund. Lange vor der Theilung

Polens waren die Russen dort so gut wie zu Haus, der Begriff eines selbständigen, nach aufsen abgeschlossenen Staates war gar nicht mehr vorhanden, und nichts gewisser, als dafs Polen, wenn es nicht getheilt wurde, zur russischen Provinz werden mufste. Wäre das alles nicht, und Polen ein Staat gewesen, der einer Vertheidigung fähig war, so würden die drei Mächte nicht so leicht zu seiner Theilung geschritten sein, und diejenigen Mächte, die bei seiner Erhaltung am meisten betheiligt waren, wie Frankreich, Schweden und die Türkei, hätten dann ganz anders zu seiner Erhaltung mitwirken können. Wenn aber die Erhaltung eines Staates blos von aufsen besorgt werden soll, so ist das freilich zu viel verlangt.

Die Theilung Polens war über hundert Jahre vorher mehrmals zur Sprache gekommen, und das Land war seitdem nicht wie ein geschlossenes Haus, sondern wie eine öffentliche Strafse zu betrachten gewesen, auf der sich beständig fremde Kriegsmacht herumtummelte. Sollten die andern Staaten dies alles verhindern, sollten sie beständig das Schwert gezückt halten, um die politische Heiligkeit der polnischen Grenze zu bewachen? Das heifst eine moralische Unmöglichkeit fordern. Polen war in dieser Zeit politisch nicht viel mehr, als eine unbewohnte Steppe; und so wenig man im Stande gewesen wäre, diese zwischen andern Staaten gelegene, vertheidigungslose Steppe vor ihren Eingriffen immer zu schützen, eben so wenig konnte man die Unverletzlichkeit dieses sogenannten Staates sichern. Aus allen diesen Gründen sollte man sich eben so wenig über den geräuschlosen Untergang Polens wundern, als über den stillen Untergang der krimschen Tartarei; die Türken waren bei letzterem jedenfalls mehr interessirt, als irgend ein europäischer Staat bei der Erhaltung Polens, aber sie sahen ein, dafs es vergebliche Austrengung sein würde, eine widerstandslose Steppe zu schützen.

Wir kehren zu unserm Gegenstand zurück und glauben dargethan zu haben, dafs der Vertheidiger im Allgemeinen mehr auf äufsern Beistand rechnen darf, als der Angreifende; er wird um so sicherer darauf rechnen dürfen, je wichtiger sein Dasein für alle Uebrigen, d. h. je gesunder und kräftiger sein politischer und kriegerischer Zustand ist.

Die Gegenstände, welche wir hier als eigentliche Mittel der Vertheidigung genannt haben, werden nicht jeder einzelnen Vertheidigung zu Gebot stehen, das versteht sich von selbst, bald werden die einen fehlen, bald die andern, aber dem Kollektivbegriffe der Vertheidigung gehören sie insgesammt an.

Siebentes Kapitel.

Wechselwirkung von Angriff und Vertheidigung.

Wir wollen jetzt die Vertheidigung und den Angriff besonders in Betracht ziehen, so weit sich beide von einander trennen lassen [1]). Wir fangen

---

[1]) Insofern Clausewitz unter „Vertheidigung" den vollen Kriegsact mit seinem endlich doch immer nothwendigerweise durchbrechenden positiven Zwecke versteht, ist dieser Zweifel durchaus in seiner Anschauung begründet!

mit der Vertheidigung aus folgenden Gründen an. Es ist zwar sehr natürlich und nothwendig, die Regeln der Vertheidigung auf die des Angriffs, und die Regeln des Angriffs auf die der Vertheidigung zu gründen, allein eins von beidem mufs noch einen dritten Punkt haben, wenn die ganze Vorstellungsreihe einen Anfang nehmen, also möglich werden soll. Die erste Frage gilt nun diesem Punkt.

Wenn wir uns die Entstehung des Krieges philosophisch denken, so entsteht der eigentliche Begriff des Krieges nicht mit dem Angriff, weil dieser nicht sowohl den Kampf, als die Besitznahme zum absoluten Zweck hat, sondern er entsteht erst mit der Vertheidigung, denn diese hat den Kampf zum unmittelbaren Zweck, weil Abwehren und Kämpfen offenbar Eins ist. Das Abwehren ist nur auf den Anfall gerichtet, setzt ihn also nothwendig voraus, der Anfall aber nicht auf das Abwehren, sondern auf etwas Anderes, nämlich die Besitznahme, setzt das letztere also nicht nothwendig voraus. Es liegt daher in der Natur der Sache, dafs Derjenige, welcher das Element des Krieges zuerst in die Handlung bringt, von dessen Standpunkt aus zuerst zwei Parteien gedacht werden, auch die ersten Gesetze für den Krieg aufstelle, nämlich der Vertheidiger. Hier ist nicht von einem einzelnen Fall, sondern von dem allgemeinen, von dem abstrakten Fall die Rede, den die Theorie zur Bestimmung ihres Weges sich denkt.

Dadurch nun wissen wir, wo der feste Punkt aufserhalb der Wechselwirkung von Angriff und Vertheidigung zu suchen ist, nämlich bei der Vertheidigung.

Ist diese Folgerung richtig, so mufs es für den Vertheidiger Bestimmungsgründe für sein Verhalten geben, auch wenn er noch gar nichts von dem weifs, was der Angreifende thun wird, und zwar müssen diese Bestimmungsgründe über die Anordnung der Kampfmittel entscheiden. Umgekehrt müfste es für den Angreifenden, so lange er nichts von seinem Gegner wüfste, auch keine Bestimmungsgründe für sein Verfahren und die Anwendung seiner Kampfmittel geben. Er müfste nichts thun können, als diese mitnehmen, d. h. vermittelst einer Armee Besitz ergreifen. Und so ist es doch auch in der That; denn Kampfmittel herbeischaffen heifst noch nicht sie gebrauchen, und der Angreifende, der sie in der ganz allgemeinen Voraussetzung mitnimmt, dafs er sie brauchen werde, und der, anstatt durch Kommissarien und Proklamationen von dem Lande Besitz zu nehmen, dies mit Armeen thut, übt eigentlich noch keinen positiven kriegerischen Akt aus: der Vertheidiger aber, der seine Kampfmittel nicht blos sammelt, sondern auch so disponirt, wie er den Kampf führen will, der übt zuerst eine Thätigkeit aus, auf welche der Begriff des Krieges wirklich pafst.

Die zweite Frage ist nun: welcher Natur können in der Theorie die Bestimmungsgründe sein, welche für die Vertheidigung zuerst aufgestellt werden, ehe über den Angriff selbst etwas gedacht worden ist? Offenbar ist es das Vorschreiten zur Besitznahme, welches aufserhalb des Krieges gedacht wird, aber den Stützpunkt für die ersten Sätze der kriegerischen Handlung abgiebt. Dieses Vorschreiten soll die Vertheidigung hindern, es mufs also in Beziehung auf das Land gedacht werden, und so entstehen die ersten,

allgemeinsten Bestimmungen der Vertheidigung. Sind diese einmal festgestellt, so wird der Angriff auf sie angewandt, und aus der Betrachtung der Mittel, welche dieser anwendet, ergeben sich neue Vertheidigungsgrundsätze. Nun ist die Wechselwirkung da, welche die Theorie in ihrer Untersuchung so lange fortsetzen kann, als sie die sich ergebenden neuen Resultate der Berücksichtigung werth findet.

Diese kleine Analyse war nothwendig[1]), um allen unsern künftigen Betrachtungen etwas mehr Klarheit und Festigkeit zu geben; dergleichen ist nicht für das Schlachtfeld, auch nicht für den künftigen Feldherrn gemacht, sondern für das Heer der Theoretiker, die sich die Sachen bisher gar zu leicht gemacht haben.

Achtes Kapitel.

Widerstandsarten.

Der Begriff der Vertheidigung ist das Abwehren; in diesem Abwehren liegt das Abwarten, und dieses Abwarten ist uns das Hauptmerkmal der Vertheidigung und zugleich ihr Hauptvortheil gewesen.

Da aber die Vertheidigung im Kriege kein bloſses Dulden sein kann, so kann auch das Abwarten kein absolutes sein, sondern nur ein relatives; der Gegenstand, auf welchen sich dasselbe bezieht, ist dem Raum nach entweder das Land oder das Kriegstheater oder die Stellung, der Zeit nach der Krieg, der Feldzug oder die Schlacht. Daſs diese Gegenstände keine unveränderliche Einheiten sind, sondern nur die Mittelpunkte gewisser Gebiete, die sich in einander verlaufen und mit einander verschlingen, wissen wir wohl; allein im praktischen Leben muſs man sich oft damit begnügen, die Dinge nur zu gruppiren, nicht streng zu sondern, und jene Begriffe haben durch das praktische Leben selbst hinreichende Bestimmtheit bekommen, so daſs man um sie die übrigen Vorstellungen bequem sammeln kann.

Eine Vertheidigung des Landes also wartet nur den Angriff des Landes, eine Vertheidigung des Kriegstheaters den Angriff des Kriegstheaters, eine Vertheidigung der Stellung den Angriff der Stellung ab. Jede positive und folglich mehr oder weniger angriffsartige Thätigkeit, welche sie nach diesem Augenblick übt, wird den Begriff der Vertheidigung nicht aufheben, denn das Hauptmerkmal derselben und ihr Hauptvortheil, das Abwarten, hat stattgefunden.

Die der Zeit angehörigen Begriffe von Krieg, Feldzug, Schlacht, gehen neben den Begriffen von Land, Kriegstheater und Stellung her und haben deshalb dieselbe Beziehung zu unserm Gegenstand.

---

[1]) Schalten wir ein: „von Clausewitz' philosophischem Standpunkte" aus, der den „Krieg" als eine bestimmte Art des „Völkerverkehrs" behandelt! Für denjenigen, welcher den „Kriegszustand" als bereits gegeben annimmt, ist es natürlicher vom Angriff auszugehen, bei welchem die Initiative liegt.

Die Vertheidigung besteht also aus zwei heterogenen Theilen, dem Abwarten und dem Handeln. Indem wir das erstere auf einen bestimmten Gegenstand bezogen haben und also dem Handeln vorangehen lassen, haben wir die Verbindung beider zu einem Ganzen möglich gemacht. Aber ein Akt der Vertheidigung, besonders ein großer, wie ein Feldzug oder ganzer Krieg, wird der Zeit nach nicht aus zwei großen Hälften bestehen, der ersten, wo man blos abwartet, und der zweiten, wo man blos handelt, sondern aus einem Wechsel dieser beiden Zustände, in denen sich das Abwarten durch den ganzen Akt der Vertheidigung wie ein fortlaufender Faden durchziehen kann.

Daſs wir diesem Abwarten eine solche Wichtigkeit beilegen, geschieht blos, weil die Natur der Sache es fordert; in den bisherigen Theorien ist es freilich als ein selbständiger Begriff niemals hervorgehoben worden, in der praktischen Welt aber hat es, obgleich oft unbewuſst, unaufhörlich zum Leitfaden gedient. Es ist ein solcher Grundbestandtheil des ganzen kriegerischen Aktes, daſs dieser ohne jenen kaum als möglich erscheint, und wir werden daher in der Folge noch oft darauf zurückkommen, indem wir auf die Wirkungen desselben in dem dynamischen Spiel der Kräfte aufmerksam machen.

Jetzt wollen wir uns damit beschäftigen, deutlich zu machen, wie das Prinzip des Abwartens sich durch den Akt der Vertheidigung hindurchzieht, und welche Stufenfolge der Vertheidigung selbst daraus entspringt.

Um unsere Vorstellungen an dem einfacheren Gegenstande festzustellen, wollen wir die Landesvertheidigung, in welcher eine gröſsere Mannichfaltigkeit und ein stärkerer Einfluſs politischer Verhältnisse stattfinden, bis zu dem Buche vom Kriegsplan liegen lassen; auf der andern Seite ist der Vertheidigungsakt in einer Stellung und Schlacht ein Gegenstand der Taktik, welcher nur als Ganzes den Anfangspunkt der strategischen Thätigkeit bildet, daher wird die Vertheidigung des Kriegstheaters derjenige Gegenstand sein, an dem wir die Verhältnisse der Vertheidigung am besten zeigen können.

Wir haben gesagt: das Abwarten und das Handeln, welches letztere immer ein Zurückgeben des Stoſses, also eine Reaktion ist, sind beides ganz wesentliche Theile der Vertheidigung, denn ohne das erstere wäre sie keine Vertheidigung, ohne das letztere kein Krieg. Diese Ansicht hat uns früher schon auf die Vorstellungsart geführt, daſs die Vertheidigung nichts sei, als die stärkere Form der Kriegführung, um den Gegner um so sicherer zu besiegen; diese Vorstellung müssen wir durchaus festhalten, theils, weil sie in letzter Instanz allein gegen das Absurdum schützt, theils, weil sie den ganzen Akt der Vertheidigung um so mehr kräftigt, je lebendiger und näher sie uns bleibt.

Wollte man also in der Reaktion, welche den zweiten nothwendigen Bestandtheil der Vertheidigung ausmacht, einen Unterschied machen, und diejenige, welche das eigentliche Abwehren ausmacht: das Abwehren vom Lande, vom Kriegstheater, von der Stellung, allein als den nothwendigen Theil betrachten, der nur so weit reichen würde, als die Sicherung dieser Gegenstände es erfordert, und dagegen die Möglichkeit einer weiter getriebe-

nen Reaktion, die in das Gebiet des wirklichen strategischen Angriffs übergeht, als einen der Vertheidigung fremden und gleichgültigen Gegenstand ansehen, so würde das gegen die obige Vorstellungsart sein, und wir können daher einen solchen Unterschied nicht als einen wesentlichen betrachten, sondern müssen dabei beharren, dafs jeder Vertheidigung die Idee einer Wiedervergeltung zu Grunde liegen mufs; denn, wie viel Nachtheil man auch im glücklichen Falle bei jener ersten Reaktion seinem Gegner zugefügt haben könnte, es würde immer noch an dem gehörigen Gleichgewicht in dem dynamischen Verhältnifs von Angriff und Vertheidigung fehlen.

Wir sagen also: die Vertheidigung ist die stärkere Form der Kriegführung, um den Gegner leichter zu besiegen, und überlassen es den Umständen, ob dieser Sieg über den Gegenstand, auf welchen sich die Vertheidigung bezog, hinausgeht oder nicht.

Aber da die Vertheidigung an den Begriff des Abwartens gebunden ist, so kann jener Zweck, den Feind zu besiegen, nur bedingungsweise vorhanden sein, nämlich nur, wenn der Angriff erfolgt, und es versteht sich also, dafs die Vertheidigung, wenn dies nicht geschieht, sich mit der Erhaltung des Besitzes begnügt; dies ist also ihr Zweck im Zustand des Abwartens, d. h. ihr nächster, und nur, indem sie sich mit diesem bescheideneren Ziel begnügt, kann sie zu den Vortheilen der stärkeren Kriegsform gelangen [1]).

Denken wir uns nun ein Heer mit seinem Kriegstheater zur Vertheidigung bestimmt, so kann diese geschehen:

1. Indem das Heer den Feind angreift, sobald er in das Kriegstheater eindringt (Mollwitz, Hohen-Friedberg).
2. Indem es eine Stellung nahe an der Grenze einnimmt, und abwartet, bis der Feind zum Angriff vor derselben erscheint, um ihn dann selbst anzugreifen (Czaslau, Soor, Rofsbach). Offenbar ist hier das Verhalten schon leidender, man wartet länger ab, und wenn auch die Zeit

---

[1]) Clausewitz selbst räumt also hier ein, dafs die „Vertheidigung“ nur deshalb und solange die „stärkere Form“ ist, als sie sich mit dem „bescheideneren Ziel der Erhaltung des Besitzes“ begnügt; weiter oben aber verlangt er von ihr, dafs sie, um dem „Kriegsbegriff“ zu entsprechen, an die Stelle dieses negativen später ein positives Ziel setzen müsse!

Mit diesem Moment hört offenbar der Vortheil der stärkeren Form fast ganz auf, und wir haben es also bei dem Gegensatze von „Angriff und Vertheidigung“ nach Clausewitz'scher Benutzung des Wortes „Vertheidigung“ mit einem Doppelten zu thun: dem Angriffe gegenüber der „abwartenden“ und dem Angriffe gegenüber der „handelnden“ Vertheidigung! (s. Absatz 5 dieses Kapitels.)

Es ist von Wichtigkeit, sich das stets gegenwärtig zu halten, weil wir behaupten und nachweisen zu können vermeinen, dafs die mathematische Schlufsfolgerung:

1. der Angriff ist schwächer als die abwartende Vertheidigung;
2. der Angriff ist gleich stark oder wohl auch schwächer als die handelnde (angreifende, nachstofsende) Vertheidigung;
3. also: der Angriff ist schwächer als die doppelgeartete Vertheidigung — hier nicht zutreffend ist!

sehr gering oder Null sein wird, die durch das zweite Verfahren, im Vergleich mit dem ersten, gewonnen wird, wenn der feindliche Angriff wirklich statt hat, so ist doch die Schlacht, welche im vorigen Fall gewiſs war, nun schon weniger gewiſs, es kann sein, daſs der Entschluſs des Feindes nicht bis zum Angriff reicht; der Vortheil des Abwartens ist also schon gröſser.

3. Indem das Heer in einer solchen Stellung nicht blos den Entschluſs des Feindes zur Schlacht, d. h. das Erscheinen im Angesicht unserer Stellung, sondern auch den wirklichen Angriff abwartet (um bei demselben Feldherrn zu bleiben: Bunzelwitz). In diesem Fall wird man also eine wahre Vertheidigungsschlacht liefern, welche aber doch, wie wir früher schon gesagt haben, die offensive Bewegung mit dem einen oder andern Theil in sich schlieſsen kann. Auch hier wird, wie vorher, der Zeitgewinn noch nicht in Betracht kommen, der Entschluſs des Feindes wird aber auf eine neue Probe gestellt; Mancher hat, nachdem er zum Angriff vorgerückt war, noch im letzten Augenblick oder bei dem ersten Versuch, davon abgelassen, weil er die Stellung des Gegners zu stark fand.
4. Indem das Heer seinen Widerstand in das Innere des Landes verlegt. Der Zweck dieses Rückzugs ist, bei dem Angreifenden eine solche Schwächung zu veranlassen und abzuwarten, daſs er entweder in seinem Vorschreiten von selbst innehalten muſs, oder wenigstens den Widerstand, welchen wir ihm am Ende seiner Bahn leisten, nicht mehr überwinden kann.

Am einfachsten und deutlichsten zeigt sich dieser Fall, wenn der Vertheidiger eine oder mehrere seiner Festungen hinter sich lassen kann, die der Angreifende zu belagern oder einzuschlieſsen gezwungen ist. Wie sehr seine Streitkraft dadurch geschwächt, und dem Vertheidiger Gelegenheit gegeben wird, sie auf einem Punkt mit groſser Ueberlegenheit anzugreifen, ist an sich klar.

Aber auch wenn keine Festungen da sind, kann ein solcher Rückzug in das Innere dem Vertheidiger allmählich das nöthige Gleichgewicht oder die Ueberlegenheit verschaffen, die ihm an der Grenze fehlten, denn jedes Vorschreiten im strategischen Angriff schwächt theils absolut, theils durch die nothwendig werdende Theilung, wovon wir beim Angriff mehr sagen werden. Wir antizipiren hier diese Wahrheit, indem wir sie als ein durch alle Kriege hinlänglich bewiesenes Faktum betrachten.

In diesem vierten Fall nun ist vor allen Dingen der Zeitgewinn als ein bedeutender Vortheil zu betrachten. Belagert der Angreifende unsere Festungen, so haben wir Zeit bis zu ihrem wahrscheinlichen Fall (was doch mehrere Wochen, in einigen Fällen mehrere Monate betragen kann); ist aber seine Schwächung, d. h. die Erschöpfung seiner Angriffskraft, blos durch das Vorgehen und die Besetzung der nothwendigen Punkte, also blos durch die Länge seiner Bahn entstanden, so wird der Zeitgewinn in den meisten Fällen noch gröſser, und unser Handeln nicht so sehr an einen bestimmten Zeitpunkt gebunden sein.

Außer dem veränderten Machtverhältniß, welches am Ende dieser Bahn zwischen Vertheidiger und Angreifendem eintritt, müssen wir für Jenen auch wieder den gesteigerten Vortheil des Abwartens in Rechnung bringen. Wenn auch wirklich der Angreifende durch dieses Vorgehen noch nicht in dem Maße geschwächt worden wäre, daß er nicht unsere Hauptmacht da, wo sie Halt macht, noch angreifen könnte, so wird es ihm doch vielleicht am Entschluß dazu fehlen, denn dieser Entschluß wird hier immer stärker sein müssen, als er es an der Grenze zu sein braucht; theils sind die Kräfte geschwächt und nicht mehr frisch, und die Gefahr gesteigert, theils reicht bei unentschlossenen Feldherren der Besitz des Landes, zu dem sie gelangt sind, oft hin, den Gedanken an eine Schlacht ganz zu entfernen, weil sie entweder wirklich glauben oder als Vorwand annehmen, sie nicht mehr nöthig zu haben. Durch diesen unterlassenen Angriff kann nun freilich nicht, wie an der Grenze, dem Vertheidiger ein genügender negativer Erfolg zu Theil werden, aber doch ein großer Zeitgewinn. —

Es ist klar, daß in allen den vier angegebenen Fällen der Vertheidiger den Beistand der Gegend genießt, und eben so, daß er dadurch die Mitwirkung seiner Festungen und des Volkes mit in die Handlung bringen kann; und zwar werden diese wirksamen Prinzipe mit jeder neuen Stufe der Vertheidigung zunehmen, denn sie sind es namentlich, welche bei der vierten Stufe die Schwächung der feindlichen Macht bewirken. Da nun die Vortheile des Abwartens in derselben Richtung zunehmen, so folgt von selbst, daß jene Stufen als eine wahre Steigerung der Vertheidigung zu betrachten sind, und daß diese Form des Krieges immer stärker wird, je weiter sie sich von dem Angriff entfernt. Wir fürchten nicht, daß man uns darum der Meinung beschuldige, als sei die passiveste aller Vertheidigungen die stärkste. Die Handlung des Widerstandes soll mit jeder neuen Stufe nicht geschwächt, sondern nur verzögert, verlegt werden. Die Behauptung aber, daß man in einer starken und zweckmäßig verschanzten Stellung eines stärkeren Widerstandes fähig sei, und daß, wenn sich an diesem die Kräfte des Feindes halb erschöpft haben, auch ein wirksamerer Rückstoß gegen ihn erfolgen könne, ist gewiß nichts Widersinniges*). Ohne die Vortheile der Stellung hätte Daun bei Kollin den Sieg wohl nicht errungen, und wenn er, als Friedrich der Große nicht mehr als 18,000 Mann vom Schlachtfelde zurückbrachte, Diese stärker verfolgt hätte, so konnte der Erfolg einer der glänzendsten in der Kriegsgeschichte werden.

Wir behaupten also, daß mit jeder neuen Vertheidigungsstufe das Uebergewicht oder, genauer gesprochen, das Gegengewicht wächst, welches der Vertheidiger bekommt, und folglich auch die Stärke des Rückschlages.

Sind nun diese Vortheile der steigenden Vertheidigung ganz umsonst zu haben? Keineswegs, denn die Opfer, mit welchen sie erkauft werden, steigen in demselben Verhältniß.

*) Gewiß nicht! im Gegentheil stützt sich auf diese Vorstellung und diese theoretische Wahrheit der ganze Beweis für die Ueberlegenheit der Defensiv-Offensive über die reine Offensive und dennoch — ist jene Wahrheit praktisch fast immer Lügen gestraft worden!

Wenn wir den Feind innerhalb unsers Kriegstheaters abwarten, so wird, wie nahe auch an der Grenze die Entscheidung gegeben wird, dieses Kriegstheater doch immer von der feindlichen Macht betreten, was nicht ohne Opfer von Seiten desselben geschehen kann, während wir durch einen Angriff diesen Nachtheil dem Feinde auferlegt haben würden. Gehen wir dem Feinde nicht gleich entgegen, um ihn anzugreifen, so werden die Opfer schon etwas gröfser, und der Raum, welchen der Feind einnimmt, wie die Zeit, welche er braucht, um an unsere Stellung zu kommen, vermehren sie fortwährend. Wollen wir eine Vertheidigungsschlacht liefern, überlassen wir also den Entschlufs und die Wahl des Augenblicks dazu dem Feinde, so kann es sein, dafs er geraume Zeit im Besitz des Landstrichs bleibt, den er inne hat, und die Zeit, welche er uns durch seinen Mangel an Entschlufs gewinnen läfst, wird auf jene Weise von uns bezahlt. Noch fühlbarer werden die Opfer, wenn ein Rückzug in das Innere des Landes stattfindet.

Aber alle diese Opfer, welche der Vertheidiger bringt, verursachen ihm meist nur einen Ausfall an Kräften, der blos mittelbar, also später und nicht unmittelbar auf seine Streitkräfte einwirkt, und oft so mittelbar, dafs die Wirkung wenig fühlbar wird. Der Vertheidiger sucht sich also auf Kosten der Zukunft im gegenwärtigen Augenblick zu verstärken, d. h. er borgt, wie Jeder thun mufs, der für seine Verhältnisse zu arm ist [*]).

Wenn wir nun den Erfolg dieser verschiedenen Widerstandsformen betrachten wollen, so müssen wir auf den Zweck des Angriffs sehen. Dieser ist: in den Besitz unsers Kriegstheaters oder wenigstens eines bedeutenden Theils desselben zu gelangen, denn unter dem Begriff des Ganzen muss wenigstens die gröfsere Masse desselben verstanden werden, da der Besitz eines Landstrichs von wenigen Meilen in der Strategie in der Regel keine selbstständige Wichtigkeit hat. So lange also der Angreifende in diesem Besitz noch nicht ist, d. h. so lange er, weil er sich vor unserer Macht fürchtet, entweder noch gar nicht zum Angriff des Kriegstheaters vorgeschritten ist, oder uns in unserer Stellung noch nicht aufgesucht hat oder der Schlacht, welche wir ihm liefern wollten, ausgewichen ist, so lange ist der Zweck der Vertheidigung erfüllt, und die Wirkungen der Vertheidigungsmafsregeln sind also erfolgreich gewesen. Aber freilich ist dieser Erfolg ein blos negativer, welcher zu einem eigentlichen Rückstofs zwar nicht unmittelbar die Kräfte geben kann. Er kann sie aber mittelbar geben, d. h. er ist auf dem Wege dazu, denn die Zeit, welche verstreicht, verliert der Angreifende, und jeder Zeitverlust ist ein Nachtheil und mufs auf irgend eine Art Den, welcher ihn erleidet, schwächen.

Es wird also bei den ersten drei Stufen der Vertheidigung, d. h. wenn sie an der Grenze geschieht, schon die Nichtentscheidung ein Erfolg der Vertheidigung sein.

So ist es aber nicht bei der vierten.

Belagert der Feind unsere Festungen, so müssen wir sie zur rechten Zeit

---

*) Wenn er nur nicht so oft das „Wiederzahlen" vergäfse!

entsetzen, also ist es an uns, die Entscheidung durch positives Handeln herbeizuführen.

Eben dies ist der Fall, wenn der Feind uns in das Innere des Landes gefolgt ist, ohne einen unserer Plätze zu belagern. Zwar haben wir in diesem Fall mehr Zeit, wir können den Augenblick der höchsten Schwächung des Feindes abwarten, aber immer bleibt doch die Voraussetzung, dass wir endlich zum Handeln übergehen müssen. Der Feind ist zwar nun im Besitz vielleicht des ganzen Landstrichs, welcher den Gegenstand seines Angriffs ausmachte; allein er ist ihm nur geliehen; die Spannung dauert fort, und die Entscheidung steht noch bevor. So lange der Vertheidiger sich täglich verstärkt und der Angreifende sich täglich schwächt, ist die Nichtentscheidung in dem Interesse des Erstern; so wie aber der Kulminationspunkt eintritt, der nothwendig eintreten mufs, wäre es auch nur durch die endliche Einwirkung der allgemeinen Verluste, welchen der Angreifende sich ausgesetzt hat, so ist das Handeln und Entscheiden an dem Vertheidiger, und der Vortheil des Abwartens ist als völlig erschöpft zu betrachten[4]).

Dieser Zeitpunkt hat natürlich kein allgemeines Mafs, denn eine Menge von Umständen und Verhältnissen können ihn bestimmen, aber bemerken müssen wir doch, dafs der Winter ein natürlicher Wendepunkt zu sein pflegt. Können wir den Feind nicht verhindern, in dem eingenommenen Landstrich zu überwintern, so wird er in der Regel als aufgegeben zu betrachten sein. Man braucht aber nur an das Beispiel von Torres Vedras zu denken, um einzusehen, dass diese Regel keine allgemeine ist.

Welches ist nun die Entscheidung überhaupt?

Wir haben sie in unserer Betrachtung stets in Form einer Schlacht gedacht; dies ist nun freilich nicht nothwendig, sondern es lassen sich eine Menge Gefechtskombinationen mit getheilter Macht denken, die zu einem Umschwung führen können, entweder, indem sie sich wirklich blutig entladen oder indem ihre wahrscheinlichen Wirkungen den Rückzug des Gegners nothwendig machen.

Eine andere Entscheidung kann es auf dem Kriegstheater selbst nicht geben, das folgt ganz nothwendig aus der Ansicht vom Kriege, wie wir sie aufgestellt haben; denn selbst wenn ein feindliches Heer aus blofsem Mangel an Lebensmitteln seinen Rückzug antritt, so entsteht doch dieser erst aus der Einschränkung, in welcher unser Schwert dasselbe hält; wäre unsere Streitkraft gar nicht vorhanden, so würde es schon Rath zu schaffen wissen.

Also auch am Ende seiner Angriffsbahn, wenn der Feind den schwierigen Bedingungen seines Angriffs erliegt, Entsendungen, Hunger und Krankheit ihn geschwächt und ausgezehrt haben, ist es immer nur die Furcht vor unserm Schwert, die ihn veranlassen kann, umzukehren und alles wieder fahren zu lassen. Aber es findet freilich nichtsdestoweniger ein grosser Unterschied zwischen einer solchen Entscheidung statt und einer an der Grenze gegebenen.

---

[4]) Es ist wichtig, sich diese Grenze des Vortheils einzuprägen, die da sie „kein allgemeines Mafs“ hat (s. Fortsetzung des Textes) von dem „Vertheidiger“ so leicht überschritten, bezüglich nicht gefunden wird!

Hier treten seinen Waffen nur die unsrigen entgegen, nur diese halten jene im Zaum oder wirken zerstörend auf sie ein; dort aber, am Ende der Angriffsbahn, sind die feindlichen Streitkräfte schon durch die eigenen Anstrengungen halb zu Grunde gerichtet, dadurch wird unsern Waffen ein ganz anderes Gewicht gegeben, und sie sind also, wenn auch der letzte, doch nicht mehr der einzige Entscheidungsgrund. Diese Vernichtung der feindlichen Streitkräfte im Vorgehen bereitet die Entscheidung vor, und sie kann das in dem Maſse thun, daſs die bloſse Möglichkeit unserer Reaktion den Rückzug, also den Umschwung veranlassen kann. In diesem Fall also kann man praktisch nicht anders als die Entscheidung diesen Anstrengungen im Vorgehen zuschreiben. Nun wird man freilich keinen Fall finden, wo das Schwert des Vertheidigers nicht mitgewirkt hätte; aber es ist für die praktische Ansicht wichtig, zu unterscheiden, welches der beiden Prinzipe das vorherrschende gewesen ist.

In diesem Sinne nun glauben wir sagen zu können, dass es in der Vertheidigung eine doppelte Entscheidung, also eine doppelte Reaktionsart gebe, jenachdem der Angreifende durch das Schwert des Vertheidigers oder durch seine eigenen Anstrengungen zu Grunde gehen soll.

Daſs die erste Entscheidungsart bei den ersten drei Stufen der Vertheidigung, die zweite bei der vierten vorherrschen[5]) wird, ist an sich klar; und zwar wird die letztere hauptsächlich nur vorkommen können, wenn der Rückzug tief in das Innere des Landes stattfindet; und sie allein ist es, welche einen solchen Rückzug mit den grossen Opfern, die er kostet, motiviren kann.

Wir haben also zwei verschiedene Prinzipe des Widerstandes kennen gelernt; es giebt Fälle in der Kriegsgeschichte, wo sie so rein und getrennt vorkommen, als im praktischen Leben ein Elementarbegriff nur vorkommen kann. Wenn Friedrich der Groſse 1745 die Oesterreicher bei Hohenfriedberg angreift, als sie eben aus den schlesischen Gebirgen niedersteigen, so konnte ihre Kraft weder durch Entsendungen, noch durch Anstrengungen auf eine merkliche Weise geschwächt sein; wenn auf der andern Seite Wellington in der verschanzten Stellung von Torres Vedras abwartet, bis Hunger und Kälte Massena's Heer so weit gebracht haben, daſs es seinen Rückzug von selbst antritt, so hat an der wirklichen Schwächung des Angreifenden das Schwert des Vertheidigers keinen Antheil gehabt. In andern Fällen, wo sie vielfältig mit einander verbunden sind, herrscht doch das Eine bestimmt vor. So war es im Jahre 1812. Es haben in diesem berühmten Feldzuge so viele blutige Gefechte stattgefunden, daſs durch sie unter andern Verhältnissen die vollkommenste Entscheidung durch das Schwert hätte gegeben werden können; nichtsdestoweniger ist wohl nie so deutlich wie in diesem Feldzuge gesehen

---

[5]) Diese vierte Stufe ist selbst nach Clausewitz' Auffassung — der sichtlich in all diesen Erörterungen unter dem Einflusse des von ihm auf Russischer Seite mitgemachten Feldzuges 1812 steht! — eine „nur ausnahmsweise seltene" und man darf wohl behaupten, daſs der „Angreifer" stets in der Lage sein wird, den Kalkül auf „seine Vernichtung durch eigene Anstrengungen (!)" illusorisch zu machen! Die Franzosen haben 1870—71 vergeblich darauf speculirt!

worden, wie der Angreifende durch seine eigenen Anstrengungen zu Grunde gehen kann. Von den 300,000 Mann, die das französische Centrum bildeten, kamen nur etwa 90,000 nach Moskau; nur etwa 13,000 waren detachirt, es waren also 197,000 Mann verloren worden, und gewifs ist nicht über ein Drittheil dieses Verlustes auf die Gefechte zu rechnen.

Alle Feldzüge, welche sich durch ein sogenanntes Temporisiren ausgezeichnet haben, wie die des berühmten Fabius Cunctator, sind vorzugsweise auf die Vernichtung des Gegners durch seine eigenen Anstrengungen berechnet gewesen. Dies Prinzip war in vielen Feldzügen das leitende, ohne dafs es recht zur Sprache käme, und nur wenn man gegen die erkünstelten Gründe der Geschichtschreiber die Augen verschliefst, dafür aber den Begebenheiten selbst scharf ins Auge sieht, wird man auf diesen wahren Grund vieler Entscheidungen hingeführt[6]).

Hiermit glauben wir diejenigen Vorstellungen, welche der Vertheidigung zu Grunde liegen, hinlänglich entwickelt und in den zwei Hauptarten des Widerstandes deutlich gezeigt und verständlich gemacht zu haben, wie sich das Prinzip des Abwartens durch das ganze Gedankensystem hindurch zieht und sich mit dem positiven Handeln verbindet, so dafs dieses hier früher, dort später hervortritt, und der Vortheil des Abwartens dann als erschöpft erscheint.

Wir meinen nun hiermit das ganze Gebiet der Vertheidigung[7]) durchmessen und umfasst zu haben. Freilich giebt es in demselben noch Gegenstände von hinreichender Wichtigkeit, um besondere Abschnitte, d. h. Mittelpunkte eigener Gedankensysteme zu bilden, deren wir also auch gedenken müssen, z. B. des Wesens und Einflusses der Festungen, verschanzter Läger, der Gebirgs- und Flussvertheidigungen, der Flankenwirkungen u. s. w. Wir werden davon in den folgenden Kapiteln handeln; aber alle diese Gegenstände liegen nicht ausser unserer obigen Vorstellungsreihe, sondern sind nur als eine nähere Anwendung derselben auf Oertlichkeit und Verhältnisse zu betrachten. Jene Vorstellungsreihe hat sich uns aus dem Begriff der Vertheidigung und aus ihrem Verhältnifs zum Angriff ergeben; wir haben diese einfachen Vorstellungen an die Wirklichkeit angeknüpft und so den Weg gezeigt, wie man aus der Wirklichkeit zu jenen einfachen Vorstellungen wieder zurückgelangen und festen Grund gewinnen kann, damit man nicht genöthigt sei, im Raisonnement zu Stützpunkten seine Zuflucht zu nehmen, die selbst in der Luft schweben.

Allein der Widerstand durch das Schwert kann durch die Mannichfaltigkeit der Gefechtskombinationen, besonders in Fällen, wo diese nicht wirklich zur Ausführung gelangen, sondern durch ihre blofse Möglichkeit wirksam

---

[6]) Stets aber auch war in solchen Fällen, dem Angriff — „des Gedankens Blässe angekränkelt!" was ja allerdings immer wieder geschehen kann und dann die Clausewitz'schen Anschauungen freilich nur aufs Neue bestätigen würde.

[7]) Uns scheint doch das „Gebiet der handelnden Vertheidigung" — mindestens der Wendepunkt aus der „abwartenden" zu dieser Form noch nicht „erschöpfend" genug ventilirt!

werden, ein so verändertes Ansehen, einen so verschiedenen Charakter bekommen, dafs man sich zu der Meinung hingezogen fühlt, hier müsse auch ein anderes wirksames Prinzip aufgefunden werden können: zwischen dem blutigen Zurückweisen in einer einfachen Schlacht und den Wirkungen strategischer Kombinationen, welche die Sache gar nicht so weit kommen lassen, sei ein solcher Unterschied, dass man nothwendig eine neue Kraft annehmen müsse; ungefähr wie die Astronomen aus dem grofsen Zwischenraum zwischen Mars und Jupiter auf das Dasein anderer Planeten geschlossen haben.

Wenn der Angreifende den Vertheidiger in einer festen Stellung findet, die er nicht glaubt überwältigen oder hinter einem bedeutenden Flusse, den er nicht glaubt überschreiten zu können, selbst wenn er beim weiteren Vorgehen fürchtet, seiner Verpflegung nicht gehörig sicher zu sein, so ist es immer nur das Schwert des Vertheidigers, welches diese Wirkungen hervorbringt; denn die Furcht, von diesem Schwerte entweder in Hauptgefechten oder auf besonders wichtigen Punkten besiegt zu werden, ist es, die den Angreifenden zum Stillstand nöthigt, nur wird er dies entweder gar nicht, oder nicht unumwunden aussprechen.

Giebt man uns nun auch zu, dafs selbst bei der unblutigen Entscheidung in letzter Instanz die Gefechte entschieden haben, welche nicht wirklich stattfanden, sondern blofs angeboten wurden, so wird man doch meinen, dafs in diesem Fall die strategische Kombination dieser Gefechte als das wirksamste Prinzip betrachtet werden müsse, nicht ihre taktische Entscheidung, und dafs dieses Vorwalten der strategischen Kombination nur gemeint sein könne, wenn man an andere Vertheidigungsmittel als die des Schwertes denke. Wir räumen dies ein, befinden uns nun aber gerade auf dem Punkte, auf welchen wir gelangen wollten. Wir sagen nämlich: wenn der taktische Erfolg in den Gefechten die Grundlage aller strategischen Kombinationen ausmachen mufs, so ist es immer möglich und zu fürchten, dafs der Angreifende bis auf diese Grundlage durchgreife und sich vor allen Dingen darauf einrichte, in diesen taktischen Erfolgen Meister zu werden, um dadurch die strategische Kombination zu vernichten; dafs diese also niemals als etwas Selbständiges betrachtet werden darf, sondern dafs sie nur ihre Geltung hat, wenn man wegen der taktischen Erfolge aus diesem oder jenem Grunde ohne Sorgen sein kann. Um uns hier mit wenigen Worten verständlich zu machen, wollen wir nur daran erinnern, dafs ein Feldherr wie Bonaparte durch ein ganzes strategisches Gewebe seiner Gegner rücksichtslos durchschritt, um den Kampf selbst aufzusuchen, weil er in diesem Kampf fast niemals an dem Ausgang zweifelte. Wo also die Strategie nicht ihr ganzes Streben darauf richtete, ihn bei diesem Kampfe mit einer überlegenen Macht zu unterdrücken, wo sie sich auf feinere (schwächere) Beziehungen einliefs, war sie wie Spinngewebe zerrissen. Ein Feldherr aber wie Daun konnte durch solche Beziehungen aufgehalten werden; es wäre also thöricht, einem Bonaparte und seiner Armee zu bieten, was die preussische Armee des siebenjährigen Krieges Daun und der seinigen bieten durfte. Warum? — weil Bonaparte recht gut wufste, dafs alles auf die taktischen Erfolge ankomme,

und derselben gewiss war, während beides sich bei Daun anders verhielt. **Darum** also halten wir es für verdienstlich zu zeigen, dafs jede strategische Kombination nur auf den taktischen Erfolgen ruht, und dafs diese überall, in der blutigen, wie in der unblutigen Lösung, die eigentlichen Grundursachen der Entscheidung sind. Nur wenn man diese nicht zu fürchten hat, sei es wegen des Charakters oder der Verhältnisse des Gegners, oder wegen des moralischen und physischen Gleichgewichts beider Heere, oder gar wegen des Uebergewichts des unsrigen, nur dann kann man von den strategischen Kombinationen ohne Gefecht an sich etwas erwarten.

Wenn wir nun in dem ganzen Umfang der Kriegsgeschichte eine grofse Anzahl von Feldzügen finden, in denen der Angreifende ohne blutigen Kampf seinen Angriff aufgiebt, wo sich also schon die blofsen strategischen Kombinationen so wirksam zeigen, so könnte das zu dem Gedanken führen, dafs diese Kombinationen wenigstens in sich eine grosse Stärke haben und da, wo nicht in den taktischen Erfolgen eine zu entschiedene Ueberlegenheit des Angreifenden vorauszusetzen wäre, die Sache meistens allein entscheiden könnten. Hierauf müssen wir antworten, dafs, wenn man von den Dingen spricht, die auf dem Kriegstheater ihren Ursprung haben, also dem Kriege selbst angehören, auch diese Vorstellung falsch ist, und dafs die Unwirksamkeit der meisten Angriffe ihren Grund in den höheren, den politischen Verhältnissen des Krieges hat.

Die allgemeinen Verhältnisse, aus denen ein Krieg hervorgeht, und die natürlich seine Grundlage bilden, bestimmen auch seinen Charakter; wir werden davon in der Folge beim Kriegsplan mehr zu sagen haben. Diese allgemeinen Verhältnisse aber haben die meisten Kriege zu einem Halbdinge[8]) gemacht, in dem die eigentliche Feindschaft sich durch einen solchen Konflikt von Beziehungen winden mufs, dafs sie nur ein sehr schwaches Element bleiben kann. Dies mufs sich natürlich beim Angriff, **auf dessen Seite sich das positive Handeln findet**, am meisten und stärksten zeigen. So ist es denn freilich kein Wunder, wenn solcher athemloser, hektischer Angriff durch den Druck eines Fingers zum Stillstand gebracht werden konnte. Gegen einen matten, von tausend Rücksichten gelähmten, kaum noch vorhandenen Entschluss ist oft der Schein eines Widerstandes genug.

Es ist nicht die Anzahl unangreifbarer Stellungen, welche sich überall finden, nicht die Furchtbarkeit der dunklen Gebirgsmassen, welche sich über das Kriegstheater hin lagern, oder des breiten Stromes, der es durchzieht, nicht die Leichtigkeit, durch gewisse Zusammenstellungen der Gefechte den Muskel, der den Stofs gegen uns ausführen soll, wirklich zu lähmen; alle diese Dinge sind nicht die wahre Ursache des häufigen Erfolges, den der

---

[8]) Es ist in früheren Anmerkungen erörtert, warum in den Zeiten heutiger allgemeiner Wehrpflicht diese Erscheinung immer seltener, in Folge dessen **unsere** Anschauungen vom Krieg immer **realistischer** werden müssen!
Eine Kriegführung, wie sie im Folgenden (Text) beschrieben wird, können **wir** uns kaum noch vorstellen, immerhin bleibt es Clausewitz' Verdienst, auch hier auf das aufmerksam gemacht zu haben — **worauf es ankommt!**

Vertheidiger auf unblutigem Wege erlangt, sondern sie liegt in der Schwäche des Willens, mit welcher der Angreifende den zögernden Fuſs vorsetzt.

Jene Gegengewichte können und müssen berücksichtigt werden, aber man soll sie nur als das erkennen, was sie sind, und ihre Wirkungen nicht anderen Dingen zuschreiben, nämlich den Dingen, von denen wir hier allein sprechen. Wir dürfen nicht unterlassen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie die Kriegsgeschichte in dieser Beziehung so leicht zu einem stehenden Lügner und Betrüger werden kann, wenn die Kritik nicht darauf bedacht ist, einen berichtigenden Standpunkt einzunehmen.

Betrachten wir jetzt die vielen ohne blutige Lösung miſslungenen Angriffsfeldzüge in der Gestalt, welche wir die vulgäre nennen möchten.

Der Angreifende rückt in Feindes Land vor, drängt den Gegner ein Stück zurück, findet aber zu viel Bedenken, es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen; er bleibt also vor ihm stehen, thut, als habe er eine Eroberung gemacht und keine andere Aufgabe, als diese zu decken; als sei es an dem Gegner, die Schlacht zu suchen, als biete er sie ihm täglich an u. s. w. Dies sind Vorspiegelungen, die der Feldherr seinem Heer, seinem Hof, der Welt, ja sich selbst macht. Der wahre Grund ist aber, daſs man den Gegner in seiner Lage zu stark findet. Wir sprechen hier nicht von dem Fall, wo der Angreifende den Angriff unterläſst, weil er vom Siege keinen Gebrauch machen kann, weil er am Ende seiner Laufbahn nicht mehr Schwungkraft genug hat, eine neue zu beginnen. Dieser Fall setzt einen schon gelungenen Angriff, eine wirkliche Eroberung voraus; wir haben aber hier den Fall im Auge, wo der Angreifende mitten in der beabsichtigten Eroberung stecken bleibt.

Nun wird gewartet, um günstige Umstände zu benutzen; zu diesen günstigen Umständen sind in der Regel keine Aussichten vorhanden, denn der beabsichtigte Angriff beweist schon, daſs man sich von der nächsten Zukunft nicht mehr versprechen konnte, als von der Gegenwart; es ist also ein neues Trugbild. Steht nun, wie gewöhnlich, das Unternehmen im Zusammenhange mit andern gleichzeitigen, so wird andern Heeren zugeschoben, was man nicht selbst leisten mag, und die Gründe der eigenen Unthätigkeit werden im Mangel an Unterstützung und Zusammenstimmung gesucht. Es wird von unüberwindlichen Schwierigkeiten gesprochen, und Motive werden in den verwickeltsten, feinsten Beziehungen gefunden. So verzehren sich die Kräfte des Angreifenden in Unthätigkeit, oder vielmehr in einer unzureichenden und darum erfolglosen Thätigkeit. Der Vertheidiger gewinnt Zeit, worauf es ihm hauptsächlich ankommt, die schlechte Jahreszeit naht, und der Angriff endigt damit, daſs der Angreifende in sein eigenes Kriegstheater zu den Winterquartieren zurückkehrt.

Jenes Gewebe von unwahren Vorstellungen geht nun in die Geschichte über und verdrängt den ganz einfachen, wahren Grund des Nichterfolges, nämlich die Furcht vor dem feindlichen Schwert. Geht nun die Kritik in einen solchen Feldzug ein, so müht sie sich an einer Menge von Gründen und Gegengründen ab, die kein überzeugendes Resultat geben, weil sie alle in der Luft schweben und man in den eigentlichen Grundbau der

Wahrheit nicht hinuntersteigt. Die Gegengewichte, durch welche die Elementarkraft des Krieges, und also der Angriff insbesondere geschwächt wird, liegen dem gröfseren Theile nach in den politischen Verhältnissen und Absichten des Staats, und diese werden der Welt, dem eigenen Volke und Heere immer, in manchen Fällen aber sogar dem Feldherrn verborgen. Niemand wird seine Zaghaftigkeit durch das Geständnifs motiviren, dafs er fürchtet, mit seiner Kraft nicht bis ans Ende zu reichen, oder sich neue Feinde zu erwecken, oder dafs er seinen Bundesgenossen nicht will zu stark werden lassen u. s. w. Solche Dinge werden verschwiegen; für die Welt aber soll das Geschehene im Zusammenhange dargestellt werden, und so wird denn der Feldherr genöthigt, entweder für eigene Rechnung oder für Rechnung seiner Regierung ein Gewebe falscher Gründe geltend zu machen. Diese immer wiederkehrenden Spiegelfechtereien der Kriegsdialektik haben sich in der Theorie zu Systemen verknöchert, die natürlich eben so wenig Wahrheit haben. Nur indem die Theorie, wie wir es versucht haben, dem einfachen Faden des innern Zusammenhangs folgt, kann sie auf das Wesen der Dinge zurückkommen.

Betrachtet man die Kriegsgeschichte mit diesem Mifstrauen, so sinkt ein grofser Angriffs- und Vertheidigungsapparat, der nur in Hin- und Herreden besteht, in sich zusammen, und die einfache Vorstellungsart, welche wir davon gegeben haben, tritt von selbst hervor. Wir glauben also, dafs sie auf das ganze Gebiet der Vertheidigung angewendet werden mufs, und dafs man nur, indem man an ihr festhält, im Stande ist, die Masse der Ereignisse mit klarer Einsicht zu beurtheilen.

Jetzt haben wir uns noch mit der Frage über den Gebrauch dieser verschiedenen Formen der Vertheidigung zu beschäftigen.

Da sie nur in Steigerungen derselben bestehen, die durch immer steigende Opfer erkauft werden, so würde dadurch, wenn andere Umstände nicht mitwirkten, die Wahl des Feldherrn schon hinlänglich bestimmt werden. Er würde diejenige Form wählen, welche ihm eben zureichend schiene, um seiner Streitkraft den erforderlichen Grad von Widerstandsfähigkeit zu verschaffen, aber nicht weiter zurückreichen, um keine unnützen Opfer zu bringen. Allein man darf nicht übersehen, dafs die Wahl dieser verschiedenen Formen meistens sehr beschränkt ist, weil andere Umstände, welche berücksichtigt werden müssen, zu der einen oder andern Vertheidigungsweise nothwendig hindrängen. Für den Rückzug ins Innere des Landes ist eine beträchtliche Oberfläche erforderlich, oder Verhältnisse, wie die in Portugal 1810, wo ein Verbündeter (England) im Rücken den Anhalt gab, und ein anderer (Spanien) mit seiner weiten Länderfläche die Stofskraft des Feindes beträchtlich schwächte. Die Lage der Festungen, mehr an der Grenze oder mehr im Innern des Landes, kann ebenfalls für oder gegen einen solchen Plan entscheiden, noch mehr aber die Natur des Landes und Bodens, der Charakter, die Sitten, die Gesinnung der Einwohner. Die Wahl zwischen Angriffs- und Vertheidigungsschlacht kann durch den Plan des Gegners, durch die Eigenthümlichkeit beider Heere und Feldherren entschieden werden; endlich kann der Besitz einer vorzüglichen Stellung oder

Vertheidigungslinie, oder deren Mangel, zu dem Einen oder Andern führen; — kurz, es ist genug, diese Dinge zu nennen, um fühlen zu lassen, dafs die Wahl bei der Vertheidigung in vielen Fällen mehr durch sie, als durch das blofse Machtverhältnifs bestimmt werden kann. Da wir die wichtigsten hier berührten Gegenstände noch näher kennen lernen werden, so wird sich der Einflufs, welchen sie auf die Wahl haben, auch dann erst bestimmter entwickeln und zuletzt alles in dem Buche vom Kriegs- und Feldzugsplan zu einem Ganzen zusammenfassen lassen.

Aber jener Einflufs wird meistens nur dann bestimmend werden, wenn das Machtverhältnifs nicht zu ungleich ist, im entgegengesetzten Fall aber (so wie in der Allgemeinheit der Fälle) wird dieses Machtverhältnifs durchgreifen. Dafs es dies gethan hat, auch ohne dafs solche Vorstellungsreihe, wie wir sie hier entwickelt haben, vorhanden war, also dunkel nach dem blofsen Takt des Urtheils, wie das Meiste, was im Kriege geschieht, beweist die Kriegsgeschichte hinlänglich. Es war derselbe Feldherr, dasselbe Heer, welche auf demselben Kriegstheater einmal die Schlacht von Hohenfriedberg lieferten und ein andermal das Lager von Bunzelwitz bezogen. Also auch Friedrich der Grofse, welcher, was die Schlacht betrifft, der offensiveste aller Feldherren war, sah sich zuletzt bei grofsem Mifsverhältnifs der Macht zu einer eigentlichen Vertheidigungsstellung gezwungen, und Bonaparte, der früher wie ein wilder Eber seinen Gegner anfiel, sehen wir ihn nicht, als das Machtverhältnifs sich gegen ihn wandte, im August und September 1813, schon wie in einen Käfig eingesperrt, sich hin- und herwenden, ohne auf einen der Gegner rücksichtslos fortzuschiefsen? Im Oktober desselben Jahres aber, als das Mifsverhältnifs seinen Gipfel erreichte, sehen wir ihn nicht bei Leipzig, in dem Winkel der Parthe, Elster und Pleifse Schutz suchend, wie im Winkel eines Zimmers den Rücken gegen die Wand gelehnt, seine Feinde abwarten?

Wir können nicht unbemerkt lassen, dafs aus diesem Kapitel mehr, als aus irgend einem andern unseres Buches deutlich wird, wie wir es nicht darauf anlegen, neue Grundsätze und Methoden des Kriegführens anzugeben, sondern nur das längst Vorhandene in seinem innersten Zusammenhange untersuchen und auf seine einfachsten Elemente zurückführen wollen*).

Neuntes Kapitel.

Die Vertheidigungsschlacht.

Wir haben im vorigen Kapitel gesagt, dafs der Vertheidiger sich in seiner Vertheidigung einer Schlacht bedienen könne, die taktisch eine vollkommene Angriffsschlacht ist, wenn er den Gegner im Augenblick, wo Dieser in unser

*) Wir dürfen diesen Schlufssatz wohl dahin umschreiben, dafs Clausewitz es mehr „darauf angelegt“ hat, zu zeigen „wie es ist, war und wieder sein kann“, als — „wie es sein sollte!“

Kriegstheater einbricht, aufsucht und angreift; daſs er aber auch den Feind vor seiner Fronte abwarten und dann zum Angriff übergehen könne, in welchem Fall die Schlacht taktisch wieder eine Angriffsschlacht sein wird, obgleich schon eine etwas bedingte, endlich daſs er den Angriff des Gegners in seiner Stellung wirklich abwarten und Demselben, sowohl durch örtliche Vertheidigung, als durch Anfälle mit einem Theile seiner Macht, entgegenwirken könne. Hier lassen sich natürlich mehrere Grade und Abstufungen denken, welche immer mehr von dem Prinzip eines positiven Rückstoſses abweichen und in das Prinzip einer örtlichen Vertheidigung übergehen. Wir können uns hier nicht darauf einlassen zu sagen, wie weit das gehen darf, und welches das vortheilhafteste Verhältniſs beider Elemente zur Gewinnung eines entscheidenden Sieges sein möchte. Aber wir bleiben dabei stehen, daſs, wo dieser gesucht wird, der offensive Theil der Schlacht niemals ganz fehlen dürfe, und haben die Ueberzeugung, daſs von diesem offensiven Theile aus alle Wirkungen eines entscheidenden Sieges hervorgehen können und müssen, so gut wie in einer rein taktischen Offensivschlacht[1]).

So wie das Schlachtfeld strategisch nur ein Punkt ist, so ist die Zeit einer Schlacht strategisch nur ein Moment, und nicht der Verlauf, sondern das Ende und Resultat einer Schlacht ist eine strategische Gröſse.

Wäre es nun wahr, daſs sich an die Angriffselemente, die in jeder Vertheidigungsschlacht liegen, ein vollständiger Sieg anknüpfen läſst, so müſste für die strategische Kombination im Grunde zwischen Angriffs- und Vertheidigungsschlacht gar kein Unterschied sein. So ist es auch nach unserer Ueberzeugung, aber es scheint freilich anders. Um den Gegenstand schärfer ins Auge zu fassen, unsere Ansicht klar zu machen und damit jenen Schein zu entfernen, wollen wir das Bild einer Vertheidigungsschlacht, wie wir sie uns denken, flüchtig hinwerfen.

Der Vertheidiger erwartet den Angreifenden in einer Stellung, er hat sich eine passende Gegend dazu ausersehen und eingerichtet, d. h. er hat sie genau kennen gelernt, hat auf einigen der wichtigsten Punkte tüchtige Schanzen errichtet, Verbindungen geöffnet und geebnet, Batterien eingeschnitten, Dörfer befestigt und passende Orte zur verdeckten Aufstellung seiner Massen ausgesucht u. s. w. Eine mehr oder weniger starke Fronte, deren Zugang durch einen oder mehrere parallele Einschnitte oder andere Hindernisse, oder auch durch den Einfluſs vorherrschender fester Punkte erschwert wird, setzt ihn in den Stand, in den verschiedenen Stadien des Widerstandes bis zum Kern der Stellung hin, während sich die gegenseitigen Kräfte in ihren Berührungspunkten an einander verzehren, mit wenigen der

---

[1]) Wir theilen die „Ueberzeugung", daſs „alle Wirkungen des entscheidenden Sieges" aus der defensiv-offensiven Schlacht hervorgehen „können" und „müſsten" — aber wir zweifeln, auf die Erfahrung gestützt, daſs sie unter hundert Fällen auch nur einmal „daraus hervorgehen werden!"

Hier liegt der archimedische Punkt, von welchem aus man zwar nicht die Theorie von der „stärkeren Form der Vertheidigung", wohl aber die daraus als selbstverständlich gefolgerte Theorie von der — leichteren Form der Vertheidigung aus den Angeln heben kann!

seinigen viele der feindlichen zu zerstören. Die Anlehnungspunkte, welche er seinen Flügeln gegeben hat, sichern ihn vor einem urplötzlichen Anfall von mehreren Seiten; die verdeckte Gegend, die er zur Aufstellung gewählt hat, macht den Angreifenden behutsam, ja zaghaft, und gewährt dem Vertheidiger die Mittel, die allgemeine rückgängige Bewegung des sich immer mehr zusammenziehenden Gefechts durch kleine glückliche Anfälle zu schwächen. So blickt der Vertheidiger mit Zufriedenheit in die Schlacht, die mit gemäfsigtem Element vor ihm fortbrennt; — aber er hält seinen Widerstand in der Fronte nicht für unerschöpflich — aber er glaubt seine Seiten nicht unantastbar — aber er erwartet von dem glücklichen Anfall einiger Bataillone oder Schwadronen nicht den Umschwung der ganzen Schlacht. Seine Stellung ist tief, denn jeder Theil auf der Stufenleiter der Schlachtordnung, von der Division bis zum Bataillon hinab, hat seinen Rückhalt für unvorhergesehene Fälle und zur Erneuerung des Gefechts; aber eine bedeutende Masse, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ des Ganzen, hält er ganz zurück, aufserhalb der Schlacht, so weit zurück, dafs von keinem Verlust durch das feindliche Feuer die Rede sein kann, und wo möglich so weit, dafs dieser Theil noch aufserhalb der Umgehungslinie bleibt, auf welcher der Angreifende den einen oder den andern Flügel der Stellung umfassen kann. Mit diesem Theil will er seine Flügel vor weiteren und gröfseren Umgehungen decken, sich gegen unvorhergesehene Fälle sichern, und im letzten Dritttheil der Schlacht, wenn der Angreifende seinen Plan ganz entwickelt, seine Kräfte gröfstentheils ausgegeben hat, dann will er mit dieser Masse sich auf einen Theil der feindlichen Macht werfen, gegen diesen seine eigene, kleinere Angriffsschlacht entwickeln, sich in derselben aller Elemente des Angriffs, wie Anfall, Ueberraschung, Umgehung, bedienen und durch diesen Druck gegen den noch auf einer Spitze ruhenden Schwerpunkt der Schlacht die zurückschlagende Bewegung des Ganzen hervorbringen.

Dies ist die Normalvorstellung [*]), welche wir uns von einer Vertheidigungsschlacht machen, die auf den jetzigen Stand der Taktik gegründet ist. In derselben ist das allgemeine Umfassen des Angreifenden, durch das er seinem Angriff mehr Wahrscheinlichkeit und zugleich dem Erfolge mehr Umfang geben will, durch ein untergeordnetes Umfassen erwiedert, nämlich desjenigen Theils der feindlichen Streitkräfte, welcher zum Umgehen gebraucht worden ist. Dieses untergeordnete Umfassen kann als hinreichend gedacht werden, die Wirkung des feindlichen aufzuheben, aber es kann daraus nicht ein ähnliches allgemeines Umfassen des feindlichen Heeres entspringen, und es wird daher immer der Unterschied zwischen den Lineamenten des Sieges sein, dafs er bei der Angriffsschlacht das feindliche Heer umfafst und nach dem Mittelpunkt desselben, bei der Vertheidigungsschlacht hingegen mehr oder weniger von dem Mittelpunkt nach dem Umfang hin in der Richtung der Radien wirkt.

Auf dem Schlachtfelde selbst und in dem ersten Stadium der Verfolgung

*) Eine „Normalvorstellung" von der defensiv-offensiven Flügelschlacht, wie sie reiner und klarer nicht gewünscht werden kann (vergl. Anmerk. 1 zum 2. Kapitel des 4. Buches!).

mufs die umfassende Form immer als die wirksamere erkannt werden, aber nicht sowohl überhaupt wegen ihrer Gestalt, als vielmehr nur dann, wenn es ihr gelingt, das Umfassen bis auf den äufsersten Punkt durchzusetzen, nämlich dem feindlichen Heer schon in der Schlacht den Rückzug wesentlich zu beschränken. Gegen diesen äufsersten Punkt aber ist gerade die positive Rückwirkung des Vertheidigers gerichtet und sie wird in vielen Fällen, wo sie nicht hinreicht ihm den Sieg zu verschaffen, doch hinreichen ihn gegen jenes Aeufserste zu beschützen. Immer aber müssen wir einräumen, dafs bei einer Vertheidigungsschlacht diese Gefahr, nämlich die einer zu grofsen Beschränkung des Rückzugs, vorzugsweise vorhanden ist, und dafs, wenn sie nicht abgewendet werden kann, dadurch der Erfolg in der Schlacht selbst und im ersten Stadium der Verfolgung für den Gegner sehr gesteigert wird.

Aber so ist es in der Regel nur im ersten Stadium der Verfolgung, nämlich bis zum Einbruch der Nacht; den folgenden Tag hat das Umfassen sein Ende erreicht, und beide Theile sind in dieser einen Beziehung wieder im Gleichgewicht.

Freilich kann der Vertheidiger um seine beste Rückzugsstrafse gekommen und dadurch strategisch fortwährend in eine nachtheilige Lage versetzt sein, aber das Umfassen selbst wird, mit wenig Ausnahmen, immer sein Ende haben, weil es nur für das Schlachtfeld berechnet war, und also nicht viel weiter reichen kann. Was wird aber auf der andern Seite entstehen, wenn der Vertheidiger siegreich ist? Eine Trennung des Geschlagenen[*]). Diese erleichtert im ersten Augenblick den Rückzug, aber am nächsten Tage ist das höchste Bedürfnifs die Vereinigung aller Theile. Ist nun der Sieg sehr entschieden erfochten worden, stöfst der Vertheidiger mit grofser Energie nach, so wird jene Vereinigung oft nicht möglich, und es entstehen aus dieser Trennung des Geschlagenen die schlimmsten Folgen, die in einer Stufenfolge bis zum Zersprengen gehen können. Wenn Bonaparte bei Leipzig gesiegt hätte, so würde die gänzliche Trennung der verbündeten Heere die Folge davon gewesen sein und das Niveau ihres strategischen Verhältnisses mächtig heruntergedrückt haben. Bei Dresden, wo Bonaparte zwar keine eigentliche Vertheidigungsschlacht lieferte, hatte doch der Angriff die geometrische Form, von welcher wir hier sprechen, nämlich von dem Mittelpunkt nach dem Umkreis; es ist bekannt, in welcher Verlegenheit sich das verbündete Heer durch seine Trennung befand, eine Verlegenheit, aus welcher sie nur der Sieg an der Katzbach rifs, weil auf die Nachricht davon Bonaparte mit den Garden nach Dresden zurückkehrte.

---

[*]) Man wird im Allgemeinen einräumen können, dafs der Erfolg eines rein-offensiven Sieges sich gewöhnlich mehr als „fortgesetzte strategische Umfassung", der Erfolg eines defensiv-offensiven Sieges mehr als „strategischer Durchbruch" geltend machen wird; doch können offenbar die Resultate auch die entgegengesetzten sein. Die strategische Consequenz erscheint uns in dem einen Fall so übel wie im anderen; und wir sehen keinen Grund ein, warum dem Besiegten gegenüber die „fortgesetzte Umfassung" auch am Tage nach der Schlacht nicht mit demselben Erfolge aufrecht erhalten werden könnte, wie die „fortgesetzte Trennung"!!

Diese Schlacht an der Katzbach selbst ist ein ähnliches Beispiel; hier ist ein Vertheidiger, der im letzten Augenblick zum Angriff übergeht und folglich exzentrisch wirkt; die französischen Corps wurden dadurch auseinandergedrückt, und mehrere Tage nach der Schlacht fiel die Division Puthod als eine Frucht des Sieges den Verbündeten in die Hände.

Wir schliefsen hieraus, dafs, wenn der Angriff durch die ihm homogenere konzentrische Form ein Mittel hat, seinen Sieg zu steigern, dem Vertheidiger durch die ihm homogenere exzentrische Form gleichfalls Mittel verliehen werden, um seinem Siege gröfsere Folgen zu geben, als bei einer blos parallelen Stellung und senkrechten Wirkung der Kräfte der Fall sein würde, und wir glauben, dafs das eine Mittel wenigstens eben so viel gelte, als das andere [4]).

Wenn wir aber in der Kriegsgeschichte selten so grofse Siege aus der Vertheidigungsschlacht hervorgehen sehen, als aus der Angriffsschlacht, so beweist das nichts gegen unsere Behauptung, dafs sie an sich eben so sehr dazu geeignet sei, sondern die Ursache liegt in den sehr verschiedenen Verhältnissen des Vertheidigers. Der Vertheidiger ist meistens der Schwächere, nicht blos in der Streitkraft, sondern seinen ganzen Verhältnissen nach; er ist oder glaubt sich meistens nicht im Stande seinem Siege eine grofse Folge zu geben, und begnügt sich mit der blofsen Zurückweisung der Gefahr und der geretteten Waffenehre. Dafs der Vertheidiger durch seine Schwäche und seine Verhältnisse in dem Mafse gebunden sein kann, ist keine Frage; aber allerdings hat man auch oft das, was nur die Folge einer Nothwendigkeit sein sollte, für die Folge der Rolle genommen, die man als Vertheidiger spielt, und so ist es denn wirklich thörichter Weise eine Grundansicht über die Vertheidigung geworden, dafs ihre Schlachten nur auf das Abwehren, nicht auf das Vernichten des Feindes gerichtet sein sollen. Wir halten dies für einen der schädlichsten Irrthümer, für eine wahre Verwechslung der Form mit der Sache und behaupten unbedingt, dafs in der Kriegsform, welche wir Vertheidigung nennen, nicht allein der Sieg wahrscheinlicher sein, sondern auch eben die Gröfse und Wirksamkeit erlangen könne, wie beim Angriff, und dafs dies nicht blos in dem summarischen Erfolg aller Gefechte, die einen Feldzug ausmachen, sondern auch in der einzelnen Schlacht [5]), wenn es nicht an dem gehörigen Mafs von Kraft und Willen fehlt, der Fall sei.

---

[4]) Vergl. Anmerkung 3.

[5]) In diesem „Wenn“ aber liegt der Kernpunkt der ganzen Frage und zwar nicht allein in Rücksicht auf „Kraft und Wille“, sondern noch vielmehr in Rücksicht auf „Erkenntnifs und Ausführung“!

Wir unterschreiben von Anfang bis zu Ende die schönen Entwickelungen und klaren Folgerungen dieses Kapitels, aber wir setzen an seinen Schlufs das crafs-realistische Wort: „schöner Gedanke — aber es kommt anders!“ Davon in den Schlufsbemerkungen.

Schlussbemerkungen zum ersten bis neunten Kapitel.

Wenn man an der Hand der seitherigen Clausewitz'schen Deduktionen sich seine Anschauung über die „Vertheidigung“ klar macht, so gelangt man kurz resümirend zu folgendem Ergebnifs:

„Vertheidigen“ heifst zunächst „Abwarten und Erhalten!“

Das Abwarten bietet den Vortheil, dafs alle vom Gegner unbenutzt gelassene Zeit in die Wagschale des Abwartenden fällt.

Das Erhalten ist an sich — begrifflich — schon leichter, als das Gewinnen, denn es ist, während dieses erst werden mufs; im Kriege aber wird dieser Vortheil noch dadurch gesteigert, dafs die Tendenz des Erhaltens den Beistand der örtlichen Lage findet.

Dieser Doppelvorzug der Vertheidigung vor dem Angriff läfst dieselbe als die stärkere Form der Kriegführung erscheinen.

Abwarten und Erhalten verfolgen aber nur einen — dem Kriegszweck begrifflich widerstrebenden — negativen Zweck und es folgt daraus, dafs man im Kriege sich ihrer nur während einer gewissen Zeit bedienen kann und darf, nach deren Ablauf der positive Zweck des „Entgegengehens (Widerstofsens) und Gewinnens“ (Eroberns) an ihre Stelle treten mufs!

Die Vertheidigung im Kriege stellt sich demgemäfs überall und immer als ein aus Abwehr und Nachstofs Zusammengesetztes dar, dessen erster Theil nur das Merkmal für den Totalbegriff bildet, dessen zweiter Theil aber zur Erfüllung der eigentlich kriegerischen Aufgabe, schlechthin unerläfslich ist, weil eben reines „Leiden“ kein „Kriegführen“ wäre!

Nur in dieser Doppelerscheinung bildet die Vertheidigung eine berechtigte Form der Kriegführung; und diese Doppelnatur mufs defshalb sowohl in strategischer, wie in taktischer Beziehung, sowohl bei der Verwendung der Gefechte zum Kriegszwecke, wie bei der Verwendung der Streitkräfte zum Gefechtszwecke, thatsächlich zur Geltung kommen!

In Taktik und Strategie führen sich die Vortheile, welche der Vertheidigung aus ihrem ersten Theile des Abwartens und Erhaltens erwachsen, wesentlich darauf zurück, dafs der Angreifer, um seinen positiven Zweck zu erreichen, sich an jener stärkeren Form bis zu einem gewissen Grade abarbeiten, „durch eigene Anstrengungen zu Grunde richten“, mit einem Wort — sich selbst schwächen mufs. Da dies aber selbstverständlich niemals bis zur vollen Zerstörung seiner eigenen (selbst auch nur lebendigen, geschweige denn anderen) Kriegsmittel geschehen wird, bildet in Taktik und Strategie der erste Theil der Vertheidigung immer nur eine gute Vorbereitung für die Thätigkeit des zweiten Theils.

Für den Uebergang zu diesem zweiten Theile kommt es daher wesentlich darauf an, den richtigen Moment zu erfassen, wo diese Vorbereitung ihren Höhepunkt erreicht hat, weil sonst, wenn dieser Umsatz zu früh erfolgt: die Vortheile des ersten Theiles nicht genügend zur Geltung gebracht worden sind; andernfalls, wenn er zu spät erfolgt: nicht mehr zur Geltung gebracht werden können!

Man wird also sagen müssen:

wenn die Vertheidigung den richtigen Moment erfafst, wo sie aus der ihr natürlich inhärirenden gröfseren Stärke den höchsten Nutzen gezogen hat, um nunmehr „handelnd" eine andere Form der Kriegführung werden zu können, als sie seither war: so wird ihre Doppelnatur die höchsten Früchte des Sieges ernten!

wenn aber nicht: so wird sie in den ihr gleichfalls natürlich inhärirenden negativen Zwecken befangen bleiben, d. h. aber in die Sprache des Krieges übersetzt (der nur positive Zwecke kennt) endlich doch — immer unterliegen!

Die Clausewitz'sche Deduktion schildert uns den Verlauf der Vertheidigung unter jener ersten Prämisse! Von ihr ausgehend, nennt sie, nicht nur den ersten Theil, sondern den Totalbegriff der Vertheidigung — die stärkere Form der Kriegführung; der zweiten Prämisse trägt Clausewitz Rechnung durch den Zusatz von dem negativen, d. i. aber nach seiner eigenen Ansicht dem widerkriegsnatürlichen Zweck!

So darf man wohl bestimmt behaupten, jener berühmte Ausspruch ist auch von Clausewitz nur bedingungsweise gebraucht!

Unter der gemachten Voraussetzung aber kann man dann rückhaltslos seine Richtigkeit anerkennen, ohne sich dadurch mit der praktischen Erfahrung in Widerspruch zu setzen!

Jetzt aber zur Erfüllung dieser Bedingungen!

Was die Vertheidigung durch Abwarten und Erhalten gewinnt, stellt sich zunächst nur dar: als Aequivalent für einen Mangel an Kraft, welcher ihr vorläufig verbietet, sich positive Zwecke zu setzen.

Die vertheidigende Form der Kriegführung wird dadurch die natürliche Zuflucht des Schwächeren, als welche sie sich eine Zeitlang bewähren kann und meist bewährt hat.

Für den Kriegszweck an sich wäre aber dennoch durch jenes Aequivalent nichts oder nur sehr wenig erreicht, wenn nicht der weitere Vortheil hinzu käme, dafs der Angriff, welcher der abwartenden und erhaltenden Vertheidigung entgegentritt, dabei selbst lebendige Kraft verbraucht und es somit geschehen kann, dafs der ursprünglich vorhandene Mangel auf Seiten des Vertheidigers sich nicht nur allmählig ausgleicht, sondern schliefslich sogar zu einem Ueberschufs an lebendiger Kraft gestaltet.

Mit dem Momente, wo das geschieht, mufs die Vertheidigung ihre abwartende und erhaltende Tendenz mit einer handelnden vertauschen, selbst Angriff werden, ohne welchen die Erreichung des Kriegszweckes schlechthin unmöglich ist; denn wenn sie es nicht thäte, würde sie trotzdem nichts mehr gewinnen — d. h. aber nach dem Begriff des Krieges: Alles verlieren!

Ueber den reellen Werth der Vortheile, welche die Vertheidigung aus dem Abwarten und Erhalten zu ziehen vermag, kann man etwas anderer Ansicht sein, wie Clausewitz (s. Bemerkung 9 zum 3. Kapitel); Thatsache aber bleibt immerhin, dafs in Strategie und Taktik ein solcher Vortheil besteht!

und dafs lediglich auf ihm der wirkliche wie der vermeintliche Vorzug der Vertheidigung vor dem Angriffe beruht.

Der abstrakten Schlufsfolgerung aus dieser Sachlage tritt nun aber die Schwierigkeit der konkreten Ausnutzung dieses Vortheils erfahrungsmäfsig entgegen.

Die Vertheidigung ist zweiseitig, der Angriff einfach; für den Uebergang von der einen zur anderen Seite bietet sich dem Vertheidiger in Strategie und Taktik immer nur ein ganz bestimmter Moment, der, wenn er ungenutzt gelassen wird, meist unwiederbringlich verloren ist. Der Angriff im unbestrittenen Besitz der Initiative ist unabhängig von solcher Beschränkung und in der Lage, wo es für ihn nothwendig erscheint, jeden Moment, seine Tendenz des Handelns gegen die des Abwartens und Erhaltens ganz oder theilweise vertauschen zu können.

Der Vertheidiger arbeitet mit einem „Wechsel auf Sicht", löst er ihn am Verfalltage nicht ein, so ist meist sein Kapital verloren; der Angreifer aber „bezahlt baar" und ist dadurch in der Lage, den Stand seiner Verhältnisse stets klar zu übersehen, indefs der Vertheidiger — um bei dem Bilde zu bleiben — nur selten jenen Verfalltag seines Wechsels im Voraus sicher wird berechnen können.

Das gilt absolut für den Moment des Umsatzes in der Schlacht; es ist noch sehr wahr gegenüber dem Umsatze in einem Feldzuge; es schwächt sich einigermafsen ab gegenüber den Verhältnissen eines ganzen Krieges.

Ob und wann man auf einem Kriegstheater seines gesammten Grenzgebietes zur Offensive übergehen kann, wird meist nicht allzuschwer zu entscheiden sein, liegt gewöhnlich schon aus politischen Motiven ziemlich klar auf der Hand. Ob und wann man innerhalb seines Kriegstheaters z. B. aus der gewählten Centralstellung den Vortheil der inneren Linie ausnutzend, den Ansatz zur strategischen Offensive nehmen mufs, erfordert schon einen durchgearbeiteten Kalkül.

Ob und wann aber endlich im heifsen Schlachtgedränge der Moment gekommen ist, seine zurückgehaltenen Reserven in Masse zum entscheidenden Gegenstofse einzusetzen, erheischt offenbar jenen klarsten Feldherrnblick, den nur das geborene Genie besitzt!

So geartet sind schon die Schwierigkeiten des Entschlusses; an den „gefafsten" aber hängt sich mit Bleigewicht die Schwierigkeit — der Ausführung, abermals für die Schlacht das höchste Mafs der Reibung entwickelnd!

In der Schlacht aber liegt doch der Schwerpunkt der ganzen Frage! und wieder geschieht es nur in der Schlacht, dafs der Hauptvortheil, der im Abwarten und Erhalten liegt, zu voller Geltung gelangt, weil ganz besonders nur in diesem taktischen Akte, das „Abnutzen der eigenen Kräfte seitens des Angreifers" sich vollzieht, welches während der strategischen Operationen nur unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen (Rufsland!) Dimensionen von entscheidender Wirkung annehmen wird!

So kommt denn im konkreten Falle gar Vieles zusammen, um den abstrakt richtigen Satz, dafs die Vertheidigung die stärkere Form der Kriegführung sei,

um den Gegner leichter besiegen zu können, nicht unwesentlich abzuschwächen, den Nachsatz vom negativen Zwecke aber in den Vordergrund zu schieben! Ein auffallendes Mifsverhältnifs der gegenseitigen Kräfte kann dem Schwächeren die Wahl der „stärkeren Form“ aufzwingen, trotzdem er sich sagen mufs, dafs er damit günstigsten Falles nur „negative Zwecke“ erreicht. Wo aber Gleichgewicht oder gar Ueberlegenheit der Kraft vorhanden, da erscheint die Wahl einer Form, welche nur solche Zwecke in Aussicht stellt, als — eine Sünde gegen den Geist der Kriegführung, welcher meist die Strafe auf dem Fufse folgt!

Es ist nicht anzunehmen, dafs einem Clausewitz diese erschwerenden Umstände entgangen sein sollten!

Nirgends findet sich nun aber auch bei ihm der Satz, dafs die Vertheidigung leichter sei, als der Angriff! eine Schlufsfolgerung, welche nur durch willkürliche Interpretation in die Clausewitz'sche Entwickelung hineingetragen werden kann, hineingetragen worden ist!

Man mufs sich erinnern, dafs der Verfasser ausdrücklich erklärt hat, dafs er „die einzelnen Elemente seines Gegenstandes“ nur betrachten, von allen Seiten beleuchten, ihre innere Natur erkennen will und dafs Folgerungen daraus zu ziehen — von ihm dem „geistreichen Leser“ überlassen wird!

Wenn diese Folgerungen schief ausfallen, kann er nicht dafür verantwortlich gemacht werden.

Wenn der forschende Arzt an einer Giftpflanze Eigenschaften von unter bestimmt gegebenen Umständen wohlthätiger Wirkung entdeckt, so darf man ihm keinen Vorwurf daraus machen, wenn der unerfahrene Adept sie flugs zu einem Universalmittel stempeln will!

Man kann Clausewitz nicht Schuld geben, dafs er die „besonderen Umstände“, denen die Vertheidigung ihre Charakterisirung als „stärkere Form“ verdankt, verschwiegen oder nicht genügend entwickelt habe; man mufs einräumen, dafs er die „Bedingungen“, unter welchen dieser Satz zutrifft, überall klar hervorhebt und er hat ein Recht darauf, zu verlangen, dafs man diese Umstände und Bedingungen auch thatsächlich „würdigt“!

Vom Feldherrn erwartet Clausewitz, dafs er die einschlägigen Verhältnisse prüft, vom Leser, dafs er sie begreift!

Sein Satz ist eine abstrakte Wahrheit angesichts seiner Prämissen; er ist, war und sollte aber niemals sein — ein konkretes Rezept! Noch einmal, Clausewitz betrachtet den Krieg — aber er lehrt ihn nicht!

Für denjenigen, welcher bei seinem Studium sich dieser Thatsache bewufst geblieben ist, wird aber nunmehr der Zwiespalt der Anschauungen, von denen wir in den Vorbemerkungen zu diesem Buche gesprochen haben, sich harmonisch auflösen, der scheinbare Widerspruch sich klären.

Dem selbstdenkenden Forscher wird die aus der Saat der lichtvollen Clausewitz'schen Gedanken erblühte, am Stamme seiner klaren Schlufsfolgerungen entwickelte Frucht zu selbständiger Reife gedeihen und ihn befähigen zu dem, was das letzte Streben all unserer Geistesarbeit im Frieden ist: zum — Selbsthandeln!

Zehntes Kapitel.

Festungen.

Früher und bis zur Zeit der grofsen stehenden Heere waren Festungen, d. i. Schlösser und befestigte Städte, nur zum Schutz ihrer Einwohner da. Der Edelmann rettete sich, wenn er sich von allen Seiten bedrängt sah, in sein Schlofs, um Zeit zu gewinnen und einen günstigeren Augenblick abzuwarten; die Städte suchten durch ihre Befestigungen die vorüberziehende Wetterwolke des Krieges von sich abzuhalten. Bei dieser einfachsten und natürlichsten Bestimmung der Befestigungen ist es nicht geblieben; die Beziehungen, welche ein solcher Punkt zum ganzen Lande und zu dem Kriegsvolk bekam, welches sich im Lande hier und dort bekämpfte, gaben den befestigten Punkten bald eine erweiterte Wichtigkeit, eine Bedeutung, die sich auch aufserhalb ihrer Mauern geltend machte und zur Einnahme oder Behauptung des Landes, zum glücklichen oder unglücklichen Ausgang des ganzen Kampfes wesentlich beitrug, und auf diese Weise selbst ein Mittel werden konnte, den Krieg mehr zu einem zusammenhängenden Ganzen zu machen. So haben die Festungen ihre strategische Bedeutung bekommen, die eine Zeit lang für so wichtig angesehen wurde, dafs sie die Grundlinien zu den Feldzugsplänen hergab, die mehr darauf gerichtet waren, eine oder einige Festungen zu erobern, als die feindliche Streitkraft zu vernichten. Man kehrte zu der Veranlassung dieser Bedeutung zurück, nämlich zu den Beziehungen, welche ein befestigter Punkt zur Gegend und zum Heere hat, und glaubte nun in der Bestimmung der zu befestigenden Punkte nicht sorgfältig, fein und abstrakt genug sein zu können. Ueber dieser abstrakten Bestimmung wurde die ursprüngliche fast ganz aus den Augen verloren, und man kam auf die Idee der Festungen ohne Städte und Einwohner.

Andrerseits sind die Zeiten vorüber, in denen die blofse Befestigung der Mauern ohne andere Kriegsanstalten einen Ort vor der Ueberschwemmung eines Krieges, der über das ganze Land herzieht, völlig trocken erhalten konnte; diese Möglichkeit gründete sich theils auf die kleinen Staaten, in welche die Völker früher getheilt waren, theils auf die periodische Natur der damaligen Angriffe, die fast wie die Jahreszeiten ihre bestimmte, sehr begrenzte Dauer hatten, weil entweder die Lehnleute nach Hause eilten oder das Geld für die Condottieri regelmäfsig auszugehen pflegte. Seitdem grofse

stehende Heere mit ihren gewaltigen Artilleriezügen den Widerstand von Mauern und Wällen maschinenartig niedermähen, hat keine Stadt und keine andere kleine Korporation mehr Lust, ihre Kräfte aufs Spiel zu setzen, um einige Wochen oder Monate später genommen und dann um so strenger behandelt zu werden. Noch weniger kann es das Interesse der Heere sein, sich durch Besetzung vieler fester Plätze zu zersplittern, die das Vorschreiten des Feindes zwar etwas aufhalten, aber nothwendig mit Unterwerfung endigen würden. Es müssen immer so viel Kräfte übrig bleiben, um dem Feinde im Felde gewachsen zu sein [1]), es sei denn, dafs man sich auf die Ankunft eines Bundesgenossen stützt, der unsere festen Plätze entsetzt und unser Heer befreit [2]). Es hat sich also die Zahl der Festungen nothwendig sehr vermindern müssen, und dies hat von Neuem von der Idee, durch Befestigungen die Menschen und Güter der Städte unmittelbar zu schützen, ab- und zu der andern Idee hinführen müssen, die Festungen als einen m i t t e l b a r e n Schutz des Landes zu betrachten, den sie durch ihre strategische Bedeutung gewähren, als Knoten, die das strategische Gewebe zusammenhalten.

So ist der Gang der Ideen nicht blos in Büchern, sondern auch im praktischen Leben gewesen, aber freilich in Büchern weiter ausgesponnen worden, wie das gewöhnlich geschieht.

So nothwendig diese Richtung der Sache war, so haben die Ideen doch zu weit geführt, und es haben Künstlichkeiten und Spielereien den gesunden Kern des natürlichen und grofsen Bedürfnisses verdrängt. Nur diese einfachen, grofsen Bedürfnisse werden wir ins Auge fassen, wenn wir die Zwecke und Bedingungen der Festungen neben einander aufzählen, wir werden dabei von den einfachen zu den zusammengesetzteren fortschreiten und im folgenden Kapitel sehen, was sich daraus für die Bestimmung ihrer Lage und Anzahl ergiebt.

Offenbar ist die Wirksamkeit einer Festung aus zwei verschiedenen Elementen zusammengesetzt, dem passiven und dem aktiven. Durch das Erste schützt sie den Ort und alles, was in ihm enthalten ist; durch das Andere übt sie einen gewissen [3]) Einflufs auf die auch über ihre Kanonenschufsweite hinaus liegende Umgegend.

---

[1]) Diese Ausgleichsrechnung scheint uns für die ganze „Festungsfrage" nahezu die m a f s g e b e n d e zu sein und es wird dabei wesentlich darauf ankommen, sich nicht nur mit der Tendenz zu begnügen, dem Gegner „im Felde gewachsen" — sondern womöglich ihm „überlegen" zu sein. In diesem Kalkül spielt dann der „Feld-Werth", wenn man so sagen darf, der zu „Festungsbesatzungen" bestimmten Formationen (sogenannter zweiter Linie) eine grofse Rolle. Ist ein solcher nur in sehr geringem Mafse vorhanden, so ist auch der „Festungs-Werth" solcher Truppentheile nich weit her; andernfalls aber, wenn sie wirklich etwas taugen, bildet offenbar ihr Hineinstecken in (ein U e b e r m a f s an) Festungen eine wirkliche „Schwächung" der Feldarmee.

Wenn irgend wo, so gilt es daher hier, einen „richtigen Takt" zu zeigen.

[2]) Dieser Gedanke liegt bekanntlich dem Bau von Antwerpen zu Grunde — ob er ein „glücklicher": bleibe dahingestellt! ?

[3]) Betonen wir das Wort: „gewissen", um schon hier vor „Künstlichkeiten und Spielereien" zu warnen, welche den „gesunden Kern des natürlichen und grofsen Bedürfnisses zu verdrängen" so sehr geneigt sind!

Dieses aktive Element besteht in den Angriffen, welche die Besatzung auf jeden Feind unternehmen kann, der sich bis auf einen gewissen Punkt nähert. Je gröfser die Besatzung ist, um so gröfser werden die Haufen sein, welche zu solchen Zwecken aus ihr hervorgehen, und je gröfser diese sind, um so weiter können sie in der Regel gehen, woraus dann folgt, dafs der aktive Wirkungskreis einer grossen Festung nicht nur intensiv stärker, sondern auch gröfser ist, als der der kleinen. Aber das aktive Element besteht selbst gewissermafsen wieder aus zwei Theilen, nämlich: den Unternehmungen der eigentlichen Besatzung, und den Unternehmungen, welche andere, nicht dazu gehörige, aber mit ihr in Verbindung stehende, grofse und kleine Heereshaufen ausführen können. Es können nämlich Corps, die zu schwach sein würden, dem Feinde selbständig gegenüber zu treten, durch den Schutz, welchen sie im Nothfall hinter den Mauern der Festung finden, in den Stand gesetzt werden, sich in der Gegend zu behaupten und dieselbe gewissermafsen zu beherrschen.

Die Unternehmungen, welche die Besatzung einer Festung sich erlauben darf, sind immer ziemlich beschränkt. Selbst bei grofsen Festungen und starken Besatzungen sind die Haufen, welche dazu ausgesandt werden können, in Beziehung auf die im Felde stehenden Streitkräfte meistens nicht beträchtlich*), und der Durchmesser ihres Wirkungskreises beträgt selten über ein paar Märsche. Ist die Festung aber klein, so werden die Haufen ganz unbedeutend und ihr Wirkungskreis wird meist auf die nächsten Dörfer beschränkt sein. Solche Corps aber, die nicht zur Besatzung gehören, also nicht nothwendig in die Festung zurückkehren müssen, sind dadurch viel weniger gebunden, und so kann durch sie die aktive Wirkungssphäre einer Festung, wenn die übrigen Umstände dazu günstig sind, aufserordentlich erweitert werden. Wir müssen also, wenn wir von der aktiven Wirksamkeit der Festungen im Allgemeinen sprechen, diesen Theil derselben vorzüglich im Auge haben.

Aber auch die kleinste aktive Wirksamkeit der schwächsten Besatzung kann noch eine wesentliche für alle Zwecke sein, welche Festungen zu erfüllen haben; denn streng genommen ist ja die passiveste aller Thätigkeiten einer Festung (die Vertheidigung beim Angriff) nicht ohne jene aktive Wirksamkeit zu denken. Indessen fällt es in die Augen, dafs unter den verschiedenen Bedeutungen, welche eine Festung überhaupt oder in diesem und jenem Augenblick haben kann, die eine mehr die passive, die andere mehr die aktive Wirksamkeit in Anspruch nimmt. Diese Bedeutungen sind theils einfach, und die Wirksamkeit der Festung ist in diesem Fall gewissermafsen direkt; theils zusammengesetzt, und die Wirksamkeit ist dann mehr oder weniger indirekt. Wir wollen von den ersteren zu den letzteren übergehen, aber von vorn herein erklären, dafs eine Festung mehrere oder auch alle diese Bedeutungen zugleich oder wenigstens in verschiedenen Momenten haben kann.

---

*) Das gilt den **heutigen** Massenheeren gegenüber nur noch in verstärktem Grade.

Wir sagen also: die Festungen sind grofse und vorzügliche Stützen der Vertheidigung, und zwar:

1. als gesicherte Vorrathshäuser. Der Angreifende lebt während des Angriffs von einem Tage zum andern; der Vertheidiger mufs gewöhnlich lange vorher in Bereitschaft sein, er kann also nicht blos aus der Gegend seinen Unterhalt ziehen, in der er steht, und die er ohnehin gern schont; Vorrathshäuser sind ihm folglich ein sehr grofses Bedürfnifs. Die Vorräthe aller Art, die der Angreifende hat, bleiben beim Vorgehen zurück und werden also den Gefahren des Kriegstheaters entzogen, während ihnen die des Vertheidigers ausgesetzt bleiben. Befinden sich diese Vorräthe aller Art nicht in befestigten Orten, so müssen sie den nachtheiligsten Einflufs auf das Handeln im Felde haben, und oft werden die gezwungensten und gedehntesten Stellungen nöthig, um sie zu decken.

Ein Vertheidigungsheer ohne Festungen hat hundert verwundbare Stellen, es ist ein Körper ohne Harnisch.

2. als Sicherung grofser und reicher Städte. Diese Bestimmung ist der ersten sehr nahe verwandt, denn grofse und reiche Städte, besonders Handelsplätze, sind die natürlichen Vorrathshäuser der Heere; als solche trifft ihr Besitz und Verlust das Heer unmittelbar. Aufserdem ist es doch immer der Mühe werth, diesen Theil des Staatseigenthums zu erhalten, theils wegen der Kräfte, die mittelbar daraus gezogen werden, theils weil ein bedeutender Ort selbst bei den Friedensunterhandlungen ein merkliches Gewicht in die Wagschale legt.

Diese Bestimmung der Festungen ist in der neuern Zeit zu wenig gewürdigt worden, und doch ist sie eine der natürlichsten, die am kräftigsten wirkt und den wenigsten Irrthümern unterworfen ist. Gäbe es ein Land, wo nicht blos alle grofsen und reichen Städte, sondern auch alle volkreichen Orte befestigt wären und durch ihre Einwohner und die benachbarten Bauern vertheidigt würden, so würde die Geschwindigkeit der kriegerischen Bewegung dadurch in einem solchen Mafse geschwächt werden, und das angegriffene Volk mit einem solchen Theil seiner ganzen Schwere auf die Wagschale drücken, dafs das Talent und die Willenskraft des feindlichen Heerführers zur Unmerklichkeit herabsinken würde [5]).

Dieses Ideal einer Landesbefestigung erwähnen wir blos, damit der eben gedachten Bestimmung der Festungswerke ihr Recht widerfahren, und die Wichtigkeit des unmittelbaren Schutzes, welchen sie gewähren, in keinem Augenblick übersehen werden möge; übrigens aber soll uns diese Vorstellung nicht in unserer Betrachtung stören, denn immer müfsten unter der ganzen Zahl der Städte einige sein, die, stärker als die andern befestigt, als die eigentlichen Stützen der bewaffneten Macht anzusehen sind.

Die beiden unter 1. und 2. genannten Zwecke nehmen fast nur die passive Wirksamkeit der Festungen in Anspruch.

---

[5]) Wo aber käme dann die Feldarmee her?

Dieses „Ideal“ entspricht nicht der „Wahrheit“, welche in dem früheren Satze ausgesprochen, dafs man dem Gegner auch „im Felde gewachsen sein“ mufs — und bleibt defshalb Ideal!

3. als eigentliche Schlösser[6]. Sie sperren die Strafsen und in den meisten Fällen auch die Flüsse, an welchen sie liegen.

Es ist nicht so leicht, wie man sich gewöhnlich denkt, einen brauchbaren Nebenweg zu finden, der die Festung umgeht; denn dieses Umgehen mufs nicht blos aufserhalb der Kanonenschufsweite, sondern auch, in Rücksicht auf mögliche Ausfälle, in mehr oder weniger grofsen Umkreisen stattfinden.

Ist die Gegend im mindesten schwierig, so sind oft mit dem geringsten Ausbiegen aus der Strafse Verzögerungen verknüpft, die einen ganzen Tagemarsch kosten, was beim wiederholten Gebrauch der Strafse sehr wichtig werden kann.

Wie sie durch das Sperren der Schiffahrt auf den Strömen in die Unternehmungen eingreifen, ist an sich klar.

4. als taktische Anlehnungspunkte. Da der Durchmesser des von ihrem Feuer wirksam bestrichenen Raumes bei einer nicht ganz unbedeutenden Festung schon einige Stunden zu betragen pflegt, und der offensive Wirkungskreis in jedem Fall noch etwas weiter reicht, so sind die Festungen immer als die besten Anlehnungspunkte für den Flügel einer Stellung zu betrachten. Ein See von mehreren Meilen Länge kann gewifs für einen ganz vortrefflichen Stützpunkt gelten, und doch leistet eine mäfsige Festung mehr. Der Flügel braucht nicht ganz nahe an ihr zu stehen, da der Angreifende seines Rückzugs wegen sich nicht zwischen sie und diesen Flügel werfen wird[7].

5. als Station. Liegen die Festungen auf der Verbindungslinie des Vertheidigers, was doch meistens der Fall ist, so sind sie bequeme Stationen für alles, was darauf hin- und herzieht. Die Gefahren, mit denen die Verbindungslinien bedroht sind, kommen meistens von Streifzügen her, deren Einwirkung immer nur stofsweise geschieht. Kann ein wichtiger Transport bei der Annäherung eines solchen Kometen eine Festung erreichen, indem er seinen Marsch beeilt oder schnell umwendet, so ist er gerettet und wartet dann ab, bis die Gefahr vorüber ist. Ferner können alle hin- und herziehenden Haufen hier einen oder mehrere Tage Rast halten und dadurch um so eher ihre folgenden Märsche beschleunigen. Es sind aber grade die Rasttage diejenigen, an denen sie am meisten bedroht sind. Auf diese Weise wird eine dreifsig Meilen lange Verbindungslinie durch eine in ihrer Mitte gelegene Festung gewissermafsen um die Hälfte verkürzt.

6. als Zufluchtsort schwacher oder geschlagener Corps. Unter den Kanonen einer nicht zu kleinen Festung ist jedes Corps vor den feindlichen Streichen gesichert, wenn auch kein verschanztes Lager besonders dazu eingerichtet ist. Freilich mufs ein solches Corps, wenn es verweilen will, seinen weiteren Rückzug aufgeben, aber es giebt Verhältnisse, in denen

---

[6]) Unsere heutigen (namentlich auch Eisenbahn-) Sperrforts!

[7]) Es erscheint nicht unnütz, besonders darauf hinzuweisen, dafs Clausewitz die Mitwirkung einer Festung bei der taktischen Thätigkeit einer Feldarmee hier lediglich in ihrer Ausnutzung als „Flügelanlehnung“ sieht, für einen Flügel der — „nicht ganz nahe an ihr zu stehen braucht!“

dies Opfer nicht grofs ist, weil ein weiterer Rückzug doch nur mit völliger Zerstörung endigen würde.

In vielen Fällen kann die Festung auch auf einige Tage Aufenthalt gewähren, ohne dafs der Rückzug darum verloren geht. Besonders ist sie für die einem geschlagenen Heer vorauseilenden leicht Verwundeten, Versprengten u. s. w. ein Zufluchtsort, um das Heer wieder abzuwarten.

Hätte Magdeburg im Jahre 1806 auf der graden Rückzugslinie des preufsischen Heeres gelegen, und wäre diese nicht schon bei Auerstädt verloren worden, so hätte das Heer bei dieser grofsen Festung füglich drei bis vier Tage verweilen, sich sammeln und neu ordnen können. Aber auch so wie die Umstände waren, hat es den Ueberresten des Hohenlohe'schen Heeres, welches erst dort wieder in die Reihe der Erscheinungen zurücktrat, zum Sammelplatz gedient.

Nur im Kriege selbst erhält man mit der lebendigen Anschauung den rechten Begriff von dem wohlthätigen Einflufs naher Festungen unter schlimmen Umständen. Sie enthalten Pulver und Gewehre, Hafer und Brodt, geben Unterkommen den Kranken, Sicherheit den Gesunden und Besonnenheit den Erschreckten. Sie sind eine Herberge in der Wüste.

In den zuletzt genannten vier Bedeutungen wird die aktive Wirksamkeit der Festungen schon etwas mehr in Anspruch genommen, was an sich klar ist.

7. als eigentlicher Schild gegen den feindlichen Angriff. Festungen, welche der Vertheidiger vor sich läfst, brechen wie Eisblöcke den Strom des feindlichen Angriffs. Der Feind mufs sie wenigstens einschliefsen, und braucht dazu, wenn die Besatzungen tüchtig und unternehmend sind, vielleicht das Doppelte ihrer Stärke. Aufserdem aber können und werden diese Besatzungen meistens zum Theil aus Truppen bestehen, die man zwar in Festungen, aber nicht im Felde verwenden kann: halbfertigen Landwehren, Halbinvaliden, bewaffneter Bürgerschaft, Landsturm u. s. w. Der Feind wird also in diesem Fall vielleicht viermal mehr geschwächt, als wir.

Diese unverhältnifsmäfsige Schwächung der feindlichen Macht ist der erste und wichtigste Vortheil, den uns eine belagerte Festung durch ihren Widerstand giebt; aber er ist nicht der einzige. Von dem Augenblick an, wo der Angreifende die Linie unserer Festungen durchschnitten hat, unterliegen alle seine Bewegungen einem viel gröfseren Zwange; er ist in seinen Rückzugswegen beschränkt und mufs stets auf die unmittelbare Deckung der Belagerungen bedacht sein, die er unternimmt.

Hier also greifen die Festungen in den Akt der Vertheidigung auf eine grofsartige und sehr entscheidende Weise ein, und man mufs dies als die wichtigste aller Bestimmungen betrachten, die eine Festung haben kann.

Wenn wir nichts desto weniger diese Benutzung der Festungen in der Kriegsgeschichte — weit entfernt sie regelmäfsig wiederkehren zu sehen, — verhältnifsmäfsig selten finden, so liegt der Grund hievon in dem Charakter der meisten Kriege, für welche dieses Mittel gewissermafsen zu entscheidend, zu durchgreifend ist, was sich erst in der Folge wird deutlicher machen lasssen.

Bei dieser Bestimmung der Festung wird im Grunde hauptsächlich ihre

Offensivkraft in Anspruch genommen, wenigstens ist es diese, von welcher ihre Wirksamkeit ausgeht. Wäre die Festung für den Angreifenden nichts, als ein unbesetzbarer Punkt, so könnte sie ihm zwar hinderlich werden, aber nicht in solchem Maſse, daſs er sich zu einer Belagerung bewogen fühlen sollte. Weil er aber sechs-, acht- bis zehntausend Mann in seinem Rücken nicht schalten und walten lassen kann, darum muſs er sie mit einer angemessenen Macht berennen, und um dies nicht immerwährend nöthig zu haben, einnehmen, also belagern. Von dem Augenblick der Belagerung an ist es dann hauptsächlich die passive Wirksamkeit, welche thätig wird[*]).

Alle die bisher betrachteten Bestimmungen der Festungen werden ziemlich unmittelbar und auf eine einfache Weise erfüllt. Dagegen ist bei den nächsten beiden Zwecken die Wirkungsweise zusammengesetzter.

8. als Deckung ausgedehnter Quartiere. Daſs eine mäſsige Festung den Zugang zu den hinter ihr gelegenen Quartieren auf drei bis vier Meilen Breite verschlieſst, ist eine einfache Wirkung ihres Daseins; wie aber ein solcher Platz zu der Ehre kommt, eine fünfzehn bis zwanzig Meilen lange Quartierlinie zu decken, wovon doch in der Kriegsgeschichte so häufig die Rede ist, das bedarf, so weit es in der That stattfindet, einer Auseinandersetzung, und so weit es illusorisch sein möchte, einer Widerlegung.

Es kommt hier Folgendes in Betracht:

1. daſs der Platz an sich eine der Hauptstraſsen verschlieſst und die Gegend auf drei bis vier Meilen Breite wirklich deckt;
2. daſs es als ein ungewöhnlich starker Vorposten betrachtet werden kann oder eine vollkommenere Beobachtung der Gegend gestattet, die durch die bürgerlichen Verhältnisse, in welchen ein bedeutender Ort mit der Umgegend steht, auf dem Wege geheimer Nachrichten noch erhöht wird. Es ist natürlich, daſs man in einem Ort von sechs-, acht- bis zehntausend Einwohnern mehr aus der Umgegend erfährt, als in einem bloſsen Dorf, dem Standquartier eines gewöhnlichen Vorpostens;
3. daſs kleinere Corps sich an ihn anlehnen, bei ihm Schutz und Sicherheit finden und von Zeit zu Zeit gegen den Feind ausziehen können, sei es um Nachrichten einzubringen, oder auch um, im Fall er an der Festung vorbeigeht, etwas in seinem Rücken zu unternehmen; daſs also eine Festung, ob sie gleich ihre Stelle nicht verlassen kann, doch die Wirksamkeit eines vorgeschobenen Corps haben kann; (fünftes Buch achtes Kapitel)
4. daſs die Aufstellung des Vertheidigers, nachdem er seine Truppen versammelt hat, gerade hinter dieser Festung genommen werden kann, so daſs der Angreifende bis zu diesem Aufstellungspunkt nicht vorzudringen vermag, ohne daſs ihm die Festung in seinem Rücken gefährlich werde.

Zwar ist jeder Angriff auf eine Quartierlinie als solcher in dem Sinn eines Ueberfalls zu nehmen, oder vielmehr, es ist hier nur von dieser Seite

---

*) Gegenüber den heutigen Massen sind die Verhältnisse für diese Aufgabe als „Schild“ nicht unwesentlich verschoben!

des Angriffs die Rede; nun ist es an sich klar, dafs ein Ueberfall seine Wirkungen in einem viel kleineren Zeitraum vollbringt, als der wirkliche Angriff eines Kriegstheaters. Wenn also in dem letztern Falle eine Festung, an der man vorbei mufs, nothwendig berennt und in Schranken gehalten werden mufs, so wird dies bei dem blofsen Ueberfall einer Quartierlinie nicht so nothwendig sein, und darum wird eine Festung denselben auch nicht in gleichem Mafse schwächen. Das ist allerdings wahr, auch können die sechs bis acht Meilen von derselben entfernten Quartiere durch sie nicht unmittelbar geschützt werden; allein in dem Anfall einiger Quartiere besteht auch der Zweck eines solchen Ueberfalls nicht. Wir können erst im Buch vom Angriff umständlicher sagen, was ein solcher Ueberfall eigentlich beabsichtigt, und was man sich von ihm versprechen darf; so viel aber dürfen wir hier schon voraussetzen, dafs sein Hauptresultat nicht durch das wirkliche Ueberfallen der einzelnen Quartierstände, sondern durch die Gefechte erhalten wird, welche der Angreifende im Nachdringen den einzelnen, nicht in gehöriger Verfassung befindlichen, mehr zum Eilen nach gewissen Punkten, als zum Schlagen eingerichteten Corps aufdringt. Dieses Vor- und Nachdringen wird aber immer mehr oder weniger gegen das Centrum der feindlichen Quartiere gerichtet sein müssen, und dabei würde eine vor demselben gelegene bedeutende Festung allerdings dem Angreifenden in hohem Grade beschwerlich sein.

Bedenkt man diese vier Punkte in ihrer gemeinschaftlichen Wirkung, so wird man einsehen, dafs eine bedeutende Festung auf direktem und indirektem Wege allerdings einer viel gröfseren Quartierausdehnung einige Sicherheit gewährt, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. „Einige Sicherheit", sagen wir, denn alle jene mittelbaren Wirkungen machen das Vorrücken des Feindes nicht unmöglich, sondern nur schwieriger und bedenklicher, dadurch also unwahrscheinlicher und weniger gefährlich für den Vertheidiger. Das ist aber auch alles, was gefordert und was in diesem Fall unter Deckung verstanden wird. Die eigentliche unmittelbare Sicherheit mufs durch Vorposten und Einrichtung der Quartiere erlangt werden.

Es ist also nicht ohne Realität, wenn man einer bedeutenden Festung die Fähigkeit zuschreibt, eine hinter ihr gelegene Quartierlinie von bedeutender Ausdehnung zu decken; aber es ist auch nicht zu leugnen, dafs man hier bei den wirklichen Kriegsentwürfen, noch mehr aber in den historischen Darstellungen oft auf leere Ausdrücke oder illusorische Ansichten stöfst. Denn wenn jene Deckung nur durch das Zusammenwirken mehrerer Umstände entsteht, wenn sie auch dann nur eine Verminderung der Gefahr bewirkt, so sieht man wohl ein, wie in einzelnen Fällen durch besondere Umstände, vor allem durch die Kühnheit des Gegners, diese ganze Deckung illusorisch werden kann, und man wird sich also im Kriege nicht damit begnügen, die Wirkung einer solchen Festung summarisch anzunehmen, sondern die einzelnen Fälle bestimmt durchdenken müssen [9]).

---

[9]) Eine Aufforderung, welche auch allen anderen an eine Festung zu stellenden Anforderungen gegenüber, sehr am Platze ist! Uns will bedünken, dafs

9. als Deckung einer nicht besetzten Provinz. Wenn eine Provinz im Kriege entweder gar nicht, oder nicht mit einer namhaften Macht besetzt, gleichwohl feindlichen Streifereien mehr oder weniger ausgesetzt ist, so sieht man eine in ihr liegende, nicht zu unbedeutende Festung als eine Deckung oder, wenn man will, als eine Sicherung dieser Provinz an. Als eine Sicherung kann man sie allerdings betrachten, weil der Feind nicht eher Herr der Provinz sein wird, als bis er die Festung genommen hat, und wir Zeit gewinnen zu ihrer Vertheidigung herbeizueilen. Die eigentliche Deckung aber kann freilich nur sehr mittelbar gedacht oder uneigentlich verstanden werden. Die Festung kann nämlich nur durch ihre aktive Wirksamkeit den feindlichen Streifereien einigermafsen Grenzen setzen. Ist diese Wirksamkeit auf die blofse Besatzung beschränkt, so wird der Erfolg nicht bedeutend sein, da die Besatzungen solcher Festungen hiezu meistens nur schwach sind, auch aus blofsem Fufsvolk, und zwar nicht dem besten, zu bestehen pflegen. Etwas mehr Realität wird die Vorstellung gewinnen, wenn kleine Haufen mit der Festung in Verbindung treten, die sie zu ihrem Anhalt und Stützpunkt machen.

10. als Mittelpunkt einer Volksbewaffnung. Lebensmittel, Waffen, Munition können zwar in einem Volkskriege nicht der Gegenstand regelmäfsiger Lieferungen sein, sondern es liegt eben in der Natur eines solchen Krieges, sich in diesen Dingen zu helfen, wie man kann; auf diese Weise werden tausend kleine Quellen von Widerstandsmitteln eröffnet, die sonst unbenutzt geblieben wären; allein es ist begreiflich, dafs eine bedeutende Festung durch grofse Vorräthe jener Gegenstände dem ganzen Widerstande mehr Kraft und Gediegenheit, mehr Zusammenhang und Folge geben kann.

Aufserdem ist die Festung der Zufluchtsort der Verwundeten, der Sitz der leitenden Behörden, die Schatzkammer, der Versammlungspunkt für gröfsere Unternehmungen u. s. w., endlich der Kern des Widerstandes, der die feindliche Macht während der Belagerung in einen Zustand versetzt, welcher die Anfälle der Landesbewaffnung erleichtert und begünstigt.

11. zur Vertheidigung der Ströme und Gebirge. Nirgends kann eine Festung so viele Zwecke erfüllen, so viele Rollen übernehmen, als wenn sie an einem grofsen Strome liegt. Hier sichert sie unsern Uebergang zu jeder Zeit, verhindert den feindlichen auf einige Meilen in ihrem Umkreise, beherrscht den Handel des Stromes, nimmt alle Schiffe in sich auf, sperrt Brücken und Strafsen und giebt Gelegenheit, den Strom auf dem indirekten Wege, nämlich durch eine Stellung auf der feindlichen Seite zu vertheidigen. Es ist klar, dafs sie durch diesen vielseitigen Einflufs die Stromvertheidigung [10]) in einem hohen Grade erleichtert und als ein wesentliches Glied derselben zu betrachten ist.

---

man oft allzu geneigt ist, die Wirksamkeit einer Festung (namentlich der grofsen) „summarisch“ anzunehmen und sich in Illusionen über ihre „flankirende Offensivwirkung“, die „Unmöglichkeit ihres Vorbeigehens“ u. dgl. zu wiegen — ohne den Einzelfall des gegenseitigen Machtverhältnisses genügend in Ansatz zu bringen.

[10]) „und namentlich den Uebergang zur Offensive“.

Auf eine ähnliche Art werden die Festungen in Gebirgen wichtig. Hier öffnen und schliefsen sie ganze Strafsensysteme, deren Knoten sie bilden, beherrschen dadurch die ganze Gegend, durch welche diese Strafsen im Gebirge ziehen, und sind als die rechten Strebepfeiler ihres Vertheidigungssystems zu betrachten.

Elftes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen Kapitels.

Wir haben von der Bestimmung der Festungen gesprochen, jetzt von ihrer Lage. Im ersten Augenblick scheint die Sache sehr verwickelt, wenn man an die Menge der Bestimmungen denkt, von denen eine jede wieder durch die Oertlichkeit modificirt werden kann; diese Besorgnifs ist aber sehr unbegründet, wenn wir uns an das Wesen der Sache halten und vor überflüssigen Spitzfindigkeiten in Acht nehmen.

Es ist klar, dafs allen jenen Forderungen zu gleicher Zeit Genüge geschieht, wenn in denjenigen Landstrichen, welche als das Kriegstheater zu betrachten sind, die gröfsten und reichsten Städte auf den grofsen, beide Länder mit einander verbindenden Landstrafsen, und zwar vorzugsweise die an Hafenplätzen und Meerbusen, an grofsen Strömen und in Gebirgen liegenden befestigt werden. Grofse Städte und Strafsen gehen immer Hand in Hand, und auch mit den grofsen Strömen und der Meeresküste haben beide eine natürliche Verwandtschaft, es werden also diese vier Bestimmungen leicht mit einander bestehen und keinen Widerspruch erzeugen; dagegen vertragen sich die Gebirge nicht damit, denn selten findet man grofse Städte in denselben. Es ist also, wenn die Lage und Richtung eines Gebirges dasselbe zur Vertheidigungslinie eignet, nöthig, seine Strafsen und Pässe durch kleine Forts zu schliefsen, die nur zu diesem Zweck und mit so wenig Kosten als möglich, erbaut werden, während die grofsen Festungsanlagen für die wichtigsten Waffenplätze der Ebene bestimmt bleiben müssen.

Wir haben noch keine Rücksicht auf die Grenze genommen, nichts von der geometrischen Gestalt der ganzen Festungslinie, auch nichts von den übrigen geographischen Beziehungen ihrer Lage gesagt, weil wir die angegebenen Bestimmungen als die wesentlichsten betrachten und der Meinung sind, dafs sie in vielen Fällen, namentlich bei kleinen Staaten, allein hinreichen werden. Allerdings können aber bei Ländern von einer weiteren Oberfläche, welche entweder sehr viele bedeutende Städte und Strafsen haben, oder auch umgekehrt derselben fast ganz entbehren; die entweder sehr reich sind und bei vielen schon vorhandenen Festungen noch neue anlegen wollen, oder umgekehrt sehr arm und genöthigt sind, sich mit sehr wenigen zu behelfen, kurz in den Fällen, wo die Zahl der Festungen nicht ziemlich zusammenfällt mit der Zahl der bedeutenden Städte und Strafsen, die sich von selbst darbieten, wo sie entweder bedeutend gröfser oder kleiner ist, — da

können noch andere Bestimmungen zugelassen und auch erforderlich werden, auf die wir nur einen Blick werfen wollen.

Die Hauptfragen, welche übrig bleiben, betreffen:

1. die Auswahl der Hauptstrasse, wenn zur Verbindung der beiden Länder ihrer mehrere da sind, als man befestigen will;
2. ob die Festungen nur an der Grenze liegen, oder über das ganze Land verbreitet sein; oder
3. ob sie gleichmäfsig oder gruppenweis vertheilt sein sollen;
4. wie die geographischen Verhältnisse der Gegend beschaffen sind, auf welche Rücksicht zu nehmen ist.

Mehrere andere Fragen, welche sich noch aus der geometrischen Gestalt der Festungslinien ableiten liefsen: ob sie in einer oder in mehreren Reihen angelegt werden sollen, d. h. ob sie mehr leisten, wenn sie hintereinander, oder mehr, wenn sie nebeneinander liegen, ob sie schachbrettförmig gelegt, oder ob sie in gerader Linie, oder mit vorspringenden und zurücktretenden Theilen, wie die Befestigungen selbst, sich hinziehen sollen, halten wir für leere Spitzfindigkeiten, d. h. für Rücksichten von so unbedeutender Art, dafs die wichtigeren sie nicht zur Sprache kommen lassen werden, und wir berühren sie hier nur deswegen, weil in manchen Büchern nicht allein die Rede davon gewesen, sondern diesen Erbärmlichkeiten auch eine viel zu grofse Wichtigkeit eingeräumt worden ist.

Was die erste Frage betrifft, so wollen wir, um sie klarer vor Augen zu stellen, nur an das südliche Deutschland in seiner Beziehung zu Frankreich, d. h. zum Oberrhein erinnern. Denkt man sich diesen Länderstrich als ein Ganzes, dessen Befestigung ohne Rücksicht auf die einzelnen Staaten, die denselben bilden, strategisch bestimmt werden sollte, so müsste eine sehr grofse Ungewifsheit entstehen, denn es führen eine Unzahl der schönsten Kunststrafsen vom Rhein in das Innere von Franken, Baiern und Oesterreich. Zwar fehlt es nicht an Städten, die ihrer Gröfse wegen unter den übrigen hervorragen, wie Nürnberg, Würzburg, Ulm, Augsburg, München; aber wenn man nicht alle befestigen will, so bleibt immer eine Auswahl nöthig; wenn man ferner auch nach unserer Ansicht die Befestigung der gröfsten und reichsten Städte für die Hauptsache hält, so ist doch nicht zu leugnen, dafs bei der Entfernung Nürnbergs von München das erstere auch von dem letzteren merklich verschiedene strategische Beziehungen haben wird, und es bliebe also immer die Frage denkbar, ob nicht statt Nürnberg ein zweiter, wenn auch weniger bedeutender Ort in der Gegend von München zu befestigen wäre.

Was also die Entscheidung in solchen Fällen, d. h. die Beantwortung der ersten Frage betrifft, so müssen wir auf das verweisen, was wir in den Kapiteln von dem allgemeinen Vertheidigungsplan und von der Wahl des Angriffspunktes gesagt haben. Da, wo der natürlichste Angriffspunkt ist, da werden wir auch vorzugsweise die Vertheidigungsanstalten hinlegen.

Wir werden also unter mehreren Hauptstrafsen, die von dem feindlichen Lande in das unsrige führen, vorzugsweise diejenige befestigen, die am geradesten nach dem Herzen unsres Staates führt, oder diejenige, welche, weil

sie fruchtbare Provinzen durchschneidet oder einem schiffbaren Strome entläuft, dem Feinde sein Unternehmen sehr erleichtert, und dann sicher sein. Der Angreifende trifft dann auf diese Befestigung, oder, entschliefst er sich, an ihr vorbei zu gehen, so giebt er dem Vertheidiger Gelegenheit zu einer natürlichen und vortheilhaften Flankenwirkung.

Wien ist das Herz des südlichen Deutschlands, und offenbar würde schon in Beziehung auf Frankreich allein, also die Schweiz und Italien neutral gedacht, München oder Augsburg als Hauptfestung wirksamer sein, als Nürnberg oder Würzburg. Betrachtet man aber zugleich die von der Schweiz durch Tirol und aus Italien kommenden Strafsen, so wird dies noch sichtbarer, denn für diese bliebe München oder Augsburg immer von einiger Wirksamkeit, während Würzburg und Nürnberg für sie so gut wie gar nicht vorhanden sind.

Wir wenden uns nun zur zweiten Frage, nämlich: ob die Festungen nur an den Grenzen liegen oder über das ganze Land verbreitet sein sollen. Zuvörderst bemerken wir, dafs bei kleinen Staaten diese Frage überflüssig ist, denn was man strategisch Grenze nennen kann, fällt bei ihnen ziemlich mit dem Ganzen zusammen. Je gröfser der Staat ist, den man sich bei dieser Frage denkt, um so deutlicher springt die Nothwendigkeit ihrer Beantwortung in die Augen.

Die natürlichste Antwort ist, dafs die Festungen an die Grenzen gehören, denn sie sollen den Staat vertheidigen, und der Staat ist vertheidigt, so lange die Grenzen es sind. Diese Bestimmung mag im Allgemeinen gelten, aber wie sehr sie beschränkt werden kann, werden folgende Betrachtungen zeigen.

Jede Vertheidigung, die hauptsächlich auf fremden Beistand berechnet ist, legt einen grofsen Werth auf Zeitgewinn; sie ist nicht ein kräftiger Rückstofs, sondern ein langsames Verfahren, bei welchem mehr die Zeit als die Schwächung des Feindes der Hauptgewinn ist. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, dafs, alle übrigen Umstände gleich gedacht, Festungen, die über das ganze Land verbreitet sind und einen grofsen Flächenraum zwischen sich einschliefsen, langsamer eingenommen werden, als die in einer dichten Linie an den Grenzen zusammengedrängten. Ferner würde es in allen Fällen, in denen der Feind durch die Länge seiner Verbindungslinie und die Schwierigkeit seiner Existenz besiegt werden soll, also bei Ländern, welche auf diese Reaktionsart vorzüglich rechnen können, ein völliger Widerspruch sein, die Vertheidigungsanstalten nur an der Grenze zu haben. Bedenkt man endlich noch, dafs die Befestigung der Hauptstadt, wenn die Umstände es irgend erlauben, eine Hauptsache ist, dafs nach unsern Grundsätzen die Hauptstädte und Haupthandelsorte der Provinzen es gleichfalls erfordern, dafs Ströme, welche das Land durchschneiden, Gebirge und andere Abschnitte des Bodens den Vortheil neuer Vertheidigungslinien geben, dafs manche Städte durch eine von Natur feste Lage zur Befestigung auffordern, endlich dafs gewisse Kriegsanstalten, z. B. Waffenfabriken u. s. w., besser im Innern des Landes als an der Grenze liegen und ihrer Wichtigkeit wegen den Schutz der Festungswerke wohl verdienen, so sieht man, dafs es immer

bald mehr, bald weniger Veranlassung giebt, Festungen im Innern des Landes anzulegen; wir sind deshalb der Meinung, dafs, wenn auch bei Staaten, die sehr viel Festungen besitzen, mit Recht die gröfsere Zahl an den Grenzen angelegt ist, es doch ein grofser Fehler sein würde, wenn das Innere ganz von denselben entblöfst wäre. Wir glauben z. B., dafs dieser Fehler bei Frankreich schon in einem merklichen Grade stattfindet. — Ein grofser Zweifel kann mit Recht in dieser Hinsicht entstehen, wenn die Grenzprovinzen des Landes von bedeutenden Städten entblöfst sind, und diese sich erst weiter rückwärts finden, wie dies namentlich der Fall mit Süddeutschland ist, weil Schwaben der grofsen Städte fast ganz entbehrt, während Baiern deren sehr viele hat. Diesen Zweifel ein für allemal nach allgemeinen Gründen aufzuheben halten wir nicht für nöthig, sondern glauben, dafs in diesem Falle Gründe der individuellen Lage hinzutreten müssen, um die Bestimmung zu geben; doch müfsen wir auf die Schlufsbemerkung dieses Kapitels aufmerksam machen.

Die dritte Frage, ob die Festungen gruppenweise zusammengehalten oder mehr gleichmässig vertheilt werden sollen, wird, wenn man alles überlegt, selten vorkommen, doch möchten wir sie deswegen nicht zu den unnützen Spitzfindigkeiten zählen, weil allerdings eine Gruppe von zwei, drei oder vier Festungen, die nur einige Tagemärsche von einem gemeinschaftlichen Centrum entfernt sind, diesem Punkt und der Armee, welche sich auf ihm befindet, eine solche Stärke giebt, dafs man, wenn die andern Bedingungen es einigermafsen zulassen, sehr versucht sein mufs, sich ein solches strategisches Bastion zu bilden[1]).

Der letzte Punkt betrifft die noch übrigen geographischen Beziehungen des auszuwählenden Punktes. Am Meere, an Strömen und grofsen Flüssen und in Gebirgen sind Festungen doppelt wirksam, das haben wir schon gesagt, weil es zu den Hauptrücksichten gehört, aber es bleiben noch manche andere Beziehungen zu beachten.

Kann eine Festung nicht am Strome selbst liegen, so ist es besser, sie nicht in seiner Nähe, sondern zehn bis zwölf Meilen entfernt von demselben zu bauen; der Strom durchschneidet und stört die Wirkungssphäre der Festung in allen den Beziehungen, die wir oben angegeben haben*).

Dies findet nicht eben so bei einem Gebirge statt, weil ein solches die Bewegung grofser und kleiner Massen nicht in dem Mafse auf einzelne Punkte beschränkt, wie ein Strom. Aber auf der feindlichen Seite der Gebirge sind Festungen in ihrer Nähe darum nicht günstig gelegen, weil sie schwer zu entsetzen sind. Wenn sie diesseits liegen, wird dem Feinde die Belagerung aufserordentlich erschwert, weil das Gebirge seine Verbindungslinie durchschneidet. Wir erinnern an Olmütz 1758.

Dafs grofse, unzugängliche Wälder und Moräste ähnliche Beziehungen darbieten, wie Ströme, ist leicht einzusehen.

---

[1]) Vergl. über dieses Thema: Willisen „Vom grofsen Krieg"!

*) Philippsburg war das Muster einer schlecht gelegenen Festung und glich einem blödsinnigen Menschen, der sich mit der Nase dicht an die Wand stellt. (Anm. des Verf.)

Ob Städte von einer sehr unzugänglichen Oertlichkeit sich besser oder schlechter zu Festungen eignen, ist auch häufig gefragt worden. Da sie mit weniger Kosten befestigt und vertheidigt werden können, oder bei gleichem Aufwande von Kräften viel stärker, oft unüberwindlich werden, und die Dienste einer Festung immer mehr passiv als aktiv sind, so, scheint es, darf man auf die Einwendung, daſs sie leicht gesperrt werden können, kein allzugroſses Gewicht legen.

Werfen wir zuletzt noch einen Rückblick auf unser so einfaches System der Länderbefestigung, so dürfen wir behaupten, daſs es sich auf groſse, dauernde, mit der Grundlage des Staates unmittelbar verbundene Dinge und Verhältnisse gründet, daſs folglich darin nichts von den vergänglichen Modeansichten des Krieges, von eingebildeten strategischen Feinheiten, von ganz individuellen Bedürfnissen des Augenblicks vorkommen kann, was für Festungen, die für ein halbes, vielleicht für ein ganzes Jahrtausend gebaut werden, ein Fehler von trostlosen Folgen sein würde. Silberberg in Schlesien, welches Friedrich II. auf einem der Kämme der Sudeten erbaute, hat unter ganz veränderten Umständen fast seine ganze Bedeutung und Bestimmung verloren, während Breslau, wenn es eine tüchtige Festung gewesen und geblieben wäre, sie unter allen Umständen behalten haben würde, gegen Franzosen, wie gegen Russen, Polen und Oesterreicher.

Unser Leser wird nicht vergessen, daſs diese Betrachtungen nicht sowohl für den Fall aufgestellt worden, daſs ein Staat sich ganz neu mit Festungen versehe, dann wären sie ebenfalls unnütz, weil das selten oder nie vorkommt, sondern daſs sie alle bei der Anlage jeder einzelnen Festung vorkommen können[1].

Zwölftes Kapitel.

Defensivstellung.

Jede Stellung, in welcher wir eine Schlacht annehmen, indem wir uns dabei der Gegend als eines Schutzmittels bedienen, ist eine **Defensivstellung**, und wir machen keinen Unterschied, ob wir uns dabei mehr

[1]) Was Clausewitz in den beiden Kapiteln (10 und 11) über „Festungen" beibringt, entspricht durchaus seiner klaren, nüchternen, auf die **realen** Verhältnisse gerichteten Art, wie er die Dinge zu betrachten liebt.

Wie er einerseits den unläugbaren Nutzen von Festungen für die Vertheidigung hervorhebt und die Zwecke präzisirt, welchen sie dienen **können**, so hält er sich andrerseits fern von jener neuerdings vielfach wieder modisch gewordenen Schwärmerei, welche in einer (unverhältniſsmäſsigen) Vermehrung und Vergröſserung der Festungen die beste Stütze der Vertheidigung suchen zu sollen vermeint.

Was wir besonders hervorheben möchten, ist, daſs in seinen Erörterungen die neuen Schlagwörter von „Offensiv-Festungen, strategischen Ausfallspforten, strategischer Flankenwirkung der Festung" u. dgl. keinen Platz gefunden haben, obgleich er keineswegs das thatsächlich vorhandene — nur eben unendlich **beschränkte** — Maſs solch' offensiver Wirksamkeit einer Festung verkennt!

leidend oder mehr angriffsweise verhalten. Es folgt dies schon aus unserer allgemeinen Ansicht von der Vertheidigung.

Nun könnte man ferner eine jede Stellung so benennen, in welcher ein Heer, indem es seinem Gegner entgegenzieht, allenfalls eine Schlacht annehmen würde, wenn Dieser es in derselben aufsuchte. So tragen sich im Grunde die meisten Schlachten zu, und im ganzen Mittelalter war von nichts Anderem die Rede. Dies ist aber nicht der Gegenstand, von welchem wir hier sprechen; die grofse Mehrzahl aller Stellungen ist von dieser Art, und der Begriff einer Stellung im Gegensatz zu einem Marsch-Lager wird hier schon genügen. Eine Stellung, die als eine Vertheidigungsstellung besonders bezeichnet wird, mufs also noch etwas Anderes sein.

Offenbar herrscht bei den Entscheidungen, welche in einer gewöhnlichen Stellung stattfinden, der Begriff der Zeit vor; die Heere gehen einander entgegen, um sich zu treffen; der Ort ist eine untergeordnete Sache, von der man nur verlangt, dafs sie nicht unangemessen sei. Bei der eigentlichen Vertheidigungsstellung aber herrscht der Begriff des Ortes vor; die Entscheidung soll an diesem Ort, oder vielmehr hauptsächlich durch diesen Ort gegeben werden. Nur von einer solchen Stellung ist hier die Rede.

Die Beziehung des Ortes wird nun eine doppelte sein, nämlich einmal, indem eine auf diesen Punkt gestellte Streitkraft eine gewisse Wirksamkeit auf das Ganze übt, und dann, indem die Oertlichkeit dieser Streitkraft zum Schutz- und Verstärkungsmittel dient; mit einem Wort: eine strategische und eine taktische Beziehung.

Nur aus der taktischen Beziehung entspringt, wenn wir genau sein wollen, der Ausdruck Vertheidigungsstellung, denn die strategische Beziehung, dafs nämlich die an diesem Ort aufgestellte Streitkraft durch ihr Dasein die Vertheidigung des Landes bewirkt, wird auch auf eine angriffsweise verfahrende passen.

Die strategische Wirksamkeit einer Stellung wird sich erst später bei der Vertheidigung eines Kriegstheaters in ihrem vollkommenen Lichte zeigen lassen, wir wollen ihrer hier nur so weit gedenken, als es schon jetzt geschehen kann, und dazu müssen wir zwei Vorstellungen genauer kennen, die Aehnlichkeit mit einander haben und oft verwechselt werden, nämlich das Umgehen einer Stellung und das Vorbeigehen derselben.

Das Umgehen einer Stellung bezieht sich auf die Fronte derselben und geschieht entweder, um sie von der Seite oder gar von hinten anzugreifen, oder um ihre Rückzugs- und Verbindungslinie zu unterbrechen.

Das Erstere, nämlich der Seiten- und Rückangriff, ist taktischer Natur. In unsern Tagen, in denen die Beweglichkeit der Truppen so grofs ist, und alle Gefechtspläne mehr oder weniger auf das Umgehen und das umfassende Schlagen gerichtet sind, mufs jede Stellung darauf eingerichtet sein, und eine die den Namen einer starken verdienen soll, mufs bei einer starken Fronte für Seiten und Rücken, in sofern sie bedroht sind, wenigstens gute Gefechtskombinationen zulassen. Durch das Umgehen in der Absicht, sie von der Seite oder im Rücken anzufallen, wird eine Stellung also nicht unwirksam gemacht, sondern die Schlacht, welche in ihr stattfindet, liegt in ihrer Be-

deutung und mufs dem Vertheidiger die Vortheile gewähren, die er sich überhaupt von dieser Stellung versprechen konnte.

Wird die Stellung vom Angreifenden in der Absicht umgangen, auf ihre Rückzugs- und Verbindungslinie zu wirken, so ist dies eine strategische Beziehung, und es kommt darauf an, wie lange die Stellung dies aushalten, und ob sie den Gegner nicht darin überbieten kann, welches beides von der Lage des Punktes, d. h. hauptsächlich von dem Verhältnifs der gegenseitigen Verbindungslinien abhängt. Eine gute Stellung sollte darin der vertheidigenden Armee die Ueberlegenheit sichern. In jedem Falle wird auch hierdurch die Stellung nicht unwirksam gemacht, sondern der Gegner, der sich auf diese Weise mit ihr beschäftigt, dadurch neutralisirt.

Wenn aber der Angreifende, ohne sich um das Dasein der in einer Vertheidigungsstellung ihn erwartenden Streitkraft zu bekümmern, mit seiner Hauptmacht auf einem andern Wege vordringt und seinen Zweck verfolgt, so geht er der Stellung vorbei; und wenn er im Stande ist, dies ungestraft zu thun, so wird er, indem er es wirklich thut, uns augenblicklich zwingen, die Stellung zu verlassen, diese also unwirksam werden[1]).

Es giebt fast keine Stellung in der Welt, der man nicht im blofsen Wortsinn vorbeigehen könnte; denn Fälle wie die Landenge von Perekop verdienen ihrer Seltenheit wegen kaum eine Rücksicht. Die Unmöglichkeit des Vorbeigehens mufs sich also auf die Nachtheile beziehen, in welche der Angreifende durch das Vorbeigehen gerathen würde. Worin diese Nachtheile bestehen, werden wir im siebenundzwanzigsten Kapitel zu sagen bessere Gelegenheit haben; sie mögen grofs oder klein sein, in jedem Fall sind sie das Aequivalent für die nicht erfolgte taktische Wirksamkeit der Stellung und machen mit dieser gemeinschaftlich den Zweck der Stellung aus.

Aus dem bisher Gesagten haben sich also zwei strategische Eigenschaften der Vertheidigungsstellung ergeben:

1. dafs ihr nicht vorbeigegangen werden könne;
2. dafs sie in dem Kampf um die Verbindungslinien dem Vertheidiger Vortheile gewähre.

Hier haben wir noch zwei andere strategische Eigenschaften hinzuzufügen, nämlich:

3. dafs das Verhältnifs der Verbindungslinien auch auf die Gestalt des Gefechts vortheilhaft einwirke; und
4. dafs der allgemeine Einflufs der Gegend vortheilhaft sei.

Es hat nämlich das Verhältnifs der Verbindungslinien nicht blos Einflufs auf die Möglichkeit, einer Stellung vorbeizugehen oder dem Gegner die Lebensmittel abzuschneiden oder nicht, sondern auch auf den ganzen Gang der Schlacht. Eine schiefe Rückzugslinie erleichtert dem Angreifenden das

---

[1]) Nach unserer heutigen Terminologie wird man die taktische Seite der Sache, als „Umfassung", die strategische in beiden Fällen als „Umgehung" bezeichnen; weil, wie Clausewitz im achtundzwanzigsten (nicht „siebenundzwanzigsten", wie es oben im Text gleich nachher heifst!) Kapitel selbst nachweist, das strategische „Vorbei- und Umgehen" ziemlich von denselben Bedingungen abhängig sind.

taktische Umgehen und lähmt die eigenen taktischen Bewegungen während der Schlacht. Eine schiefe Aufstellung in Beziehung auf die Verbindungslinie ist aber oft nicht Schuld der Taktik, sondern eine Folge des fehlerhaften strategischen Punktes; sie ist z. B. gar nicht zu vermeiden, wenn die Strafse in der Gegend der Stellung eine veränderte Richtung nimmt (Borodino 1812); der Angreifende befindet sich alsdann in der Richtung, uns zu umgehen, ohne selbst von seiner senkrechten Aufstellung abzuweichen.

Ferner ist der Angreifende, wenn er viele Wege zu seinem Rückzug hat, während wir auf einen beschränkt sind, gleichfalls in dem Vortheil einer viel gröfseren taktischen Freiheit. In diesen Fällen wird die taktische Kunst des Vertheidigers vergebens trachten, des nachtheiligen Einflusses mächtig zu werden, den die strategischen Verhältnisse ausüben.

Was endlich den vierten Punkt betrifft, so kann auch in den übrigen Beziehungen der Gegend ein so nachtheiliges allgemeines Verhältnifs vorherrschen, dafs auch die sorgfältigste Auswahl und die zweckmäfsigste Anwendung der taktischen Hülfsmittel nichts dagegen auszurichten vermögen. Unter solchen Umständen wird das Hauptsächlichste Folgendes sein:

1. Der Vertheidiger mufs vorzugsweise den Vortheil suchen, seinen Gegner zu übersehen, um sich innerhalb des Gebietes seiner Stellung schnell auf ihn werfen zu können. Nur da, wo sich die Zugangshindernisse des Bodens mit diesen beiden Bedingungen verbinden, ist dem Vertheidiger die Gegend wirklich günstig.

   Nachtheilig sind ihm hingegen die Punkte, die unter dem Einflufs einer dominirenden Gegend stehen; auch die meisten Stellungen in Gebirgen (wovon in den Kapiteln vom Gebirgskrieg noch besonders die Rede sein wird); ferner Stellungen, die sich an ein Gebirge seitwärts anlehnen, denn ein solches erschwert zwar dem Angreifenden das Vorbeigehen, erleichtert aber das Umgehen; desgleichen alle Stellungen, die ein Gebirge nahe vor sich haben, und überhaupt alle Beziehungen, die sich aus den oben genannten Verhältnissen des Bodens herleiten lassen.

   Von den Kehrseiten jener nachtheiligen Verhältnisse wollen wir nur den Fall herausheben, wo die Stellung ein Gebirge im Rücken hat, woraus sich so viele Vortheile ergeben, dafs sie im Allgemeinen für eine der günstigsten Lagen für Vertheidigungsstellungen angenommen werden kann.

2. Die Gegend kann dem Charakter des Heeres und seiner Zusammensetzung mehr oder weniger entsprechen. Eine sehr überlegene Reiterei läfst uns mit Recht offene Gegenden suchen. Mangel an dieser Waffe, vielleicht auch an Geschütz, und kriegsgeübtes, landeskundiges, beherztes Fufsvolk macht die Benutzung sehr schwieriger, verwickelter Gegenden rathsam.

Von der taktischen Beziehung, welche die Oertlichkeit einer Vertheidigungsstellung zur Streitkraft hat, haben wir hier nicht im Einzelnen zu

sprechen, sondern nur vom Gesammt-Resultat, weil dies allein eine strategische Gröfse ist.

Unstreitig soll eine Stellung, in der ein Heer den feindlichen Angriff vollkommen abwarten will, demselben bedeutende Vortheile des Bodens gewähren, so dafs diese als ein Multiplikator seiner Kräfte anzusehen sind. Wo die Natur vieles thut, aber nicht so viel, als wir wünschen, kommt die Verschanzungskunst zu Hülfe. Auf diese Weise geschieht es nicht selten, dafs einzelne Theile unangreifbar werden, und es ist nicht ungewöhnlich, dafs das Ganze es hierdurch wird. Offenbar wird in diesem letzteren Fall die ganze Natur der Mafsregel verändert. Nun ist es nicht mehr eine Schlacht unter vortheilhaften Bedingungen, die wir suchen und in dieser Schlacht den Erfolg des Feldzuges, sondern ein Erfolg ohne Schlacht. Indem wir unsere Streitkraft in einer unangreifbaren Stellung halten, versagen wir geradezu die Schlacht und drängen dem Gegner auf andere Weise die Entscheidung auf.

Wir müssen also beide Fälle ganz von einander trennen und werden von dem letzteren im folgenden Kapitel unter dem Titel einer festen Stellung handeln.

Die Vertheidigungsstellung aber, mit der wir es hier zu thun haben, soll nichts als ein Schlachtfeld mit gesteigerten Vortheilen sein; damit sie aber ein Schlachtfeld werde, dürfen die Vortheile nicht überspannt werden [2]). Welchen Grad der Stärke darf nun aber eine solche Stellung haben? Offenbar um so mehr, je entschlossener unser Gegner zum Angriff ist, und das hängt von der Beurtheilung des individuellen Falles ab. Einem Bonaparte gegenüber darf und mufs man sich hinter stärkere Schutzwehren zurückziehen, als vor einem Daun oder Schwarzenberg.

Sind einzelne Theile einer Stellung unangreifbar, z. B. die Fronte, so ist das als ein einzelner Faktor ihrer Gesammtstärke zu betrachten, denn die Kräfte, welche man auf diesen Punkten nicht braucht, kann man auf anderen verwenden; allein es ist nicht unbemerkt zu lassen, dafs, indem der Feind von solchen unangreifbaren Theilen ganz abgedrängt wird, die Form seines Angriffs einen ganz andern Charakter bekommt, von dem erst auszumachen ist, ob er auch unsern Verhältnissen zusagt.

Sich z. B. so nahe hinter einem bedeutenden Flufs aufzustellen, dafs dieser als Fronteverstärkung betrachtet wird, was wohl vorgekommen ist, heifst nichts Anderes, als den Flufs zum Stützpunkt seiner rechten oder linken Flanke machen, denn der Feind ist natürlich gezwungen, weiter rechts oder links überzugehen und nur mit verwandter Fronte anzugreifen; es mufs also die Hauptfrage sein, welche Vortheile oder Nachtheile uns das bringt.

Nach unserer Meinung wird die Vertheidigungsstellung sich ihrem Ideal um so mehr nähern, je versteckter ihre Stärke ist, und je mehr wir Gelegenheit haben, den Gegner durch unsere Gefechtskombinationen zu überraschen. Wie man rücksichtlich der Streitkräfte bewogen werden kann dem Gegner seine ganze Stärke und die wahre Richtung derselben zu verbergen, in eben dem Sinne sollte man ihm auch die Vortheile zu verbergen suchen, die man

---

[2] Ein sehr wahres Wort, welches nicht immer genügend beachtet wird.

von der Gestalt des Bodens zu ziehen gedenkt. Dies läfst sich freilich nur bis auf einen gewissen Punkt thun und erfordert vielleicht eine eigene, noch wenig versuchte Verfahrungsweise [*]).

Die Nähe einer bedeutenden Festung, in welcher Richtung es auch sei, verschafft jeder Stellung für die Bewegung und den Gebrauch ihrer Kräfte ein grofses Uebergewicht über den Feind; durch einen passenden Gebrauch einzelner Feldschanzen kann der Mangel an natürlicher Festigkeit einzelner Punkte ersetzt, und es können dadurch die grofsen Lineamente des Gefechts im Voraus willkürlich bestimmt werden; dies sind die Verstärkungen der Kunst; verbindet man damit eine gute Wahl derjenigen Hindernisse des Bodens, welche die Wirksamkeit der feindlichen Streitkräfte erschweren, ohne sie unmöglich zu machen, sucht man allen Vortheil aus dem Umstande zu ziehen, dafs wir das Schlachtfeld genau kennen, und der Feind nicht, dafs wir unsere Mafsregeln besser verbergen können, als er die seinigen, und überhaupt in den Mitteln der Ueberraschung im Lauf des Gefechts ihm überlegen sind, so kann aus diesen vereinigten Beziehungen ein überwiegender und entscheidender Einflufs der Oertlichkeit entspringen, dessen Macht der Feind erliegt, ohne die wahre Quelle seiner Niederlage kennen zu lernen. Das ist es, was wir unter einer Vertheidigungsstellung verstehen und für einen der gröfsten Vorzüge des Vertheidigungskrieges halten.

Ohne Rücksicht auf besondere Umstände kann man annehmen, dafs ein wellenförmiges, nicht zu stark, aber auch nicht zu wenig bebautes Land die meisten Stellungen dieser Art darbieten wird.

Dreizehntes Kapitel.

Feste Stellungen und verschanzte Läger.

Wir haben im vorigen Kapitel gesagt, dafs eine Stellung, welche durch Natur und Kunst so stark ist, dafs sie für unangreifbar gelten mufs, ganz aus der Bedeutung eines vortheilhaften Schlachtfeldes heraustritt und darum eine eigenthümliche bekömmt. Wir wollen in diesem Kapitel ihre Eigenthümlichkeiten betrachten und sie wegen ihrer festungsähnlichen Natur feste Stellungen nennen.

Durch blofse Verschanzungen werden sie nicht leicht hervorgebracht, es sei denn als verschanzte Läger bei Festungen, aber noch weniger blos durch natürliche Hindernisse. Natur und Kunst pflegen sich die Hand zu geben, und daher werden sie häufig mit dem Namen verschanzter Läger oder

---

[*]) Der „Eintheilung der Stellung in einen lediglich zur Defensive und einen speciell zur Offensive bestimmten Flügel und der Durchführung der (Flügel-) Schlacht in diesem Sinne!"

Der folgende Passus des Textes läfst etwas derartiges als Clausewitz'schen Gedanken zwischen den Zeilen lesen, der wohl nicht weiter ausgeführt ist, weil Clausewitz sich überhaupt nicht auf „Taktik" einläfst!

Stellungen bezeichnet; indessen kann dieser Name eigentlich für jede mit mehr oder weniger Schanzen versehene Stellung gelten, die nichts mit der Natur der hier in Rede stehenden gemein zu haben braucht.

Der Zweck einer festen Stellung ist die in ihr aufgestellte Streitkraft so gut wie unangreifbar zu machen und dadurch entweder wirklich einen Raum unmittelbar zu schützen, oder nur die Streitkraft, welche in diesem Raume aufgestellt ist, um durch sie dann auf eine andere Art mittelbar zur Deckung des Landes zu wirken. Das Erstere war die Bedeutung der Linien der früheren Kriege, namentlich an der französischen Grenze, das Letztere jene der nach allen Seiten hin Front machenden und der bei Festungen angelegten verschanzten Läger.

Wenn nämlich die Fronte einer Stellung durch Schanzen und Zugangshindernisse so stark ist, dafs ein Angriff unmöglich wird, so wird der Feind zur Umgehung gezwungen, um den Angriff von der Seite oder von hinten zu unternehmen. Damit nun dies nicht leicht geschehen könne, wurden für diese Linien Anlehnungspunkte gesucht, die sie von der Seite ziemlich stützten, wie der Rhein und die Vogesen bei den Linien im Elsafs. Je länger die Fronte einer solchen Linie ist, um so eher ist sie gegen Umgehungen zu schützen, weil jede Umgehung für den Umgehenden immer mit einiger Gefahr verbunden ist, und diese in demselben Grade wie die erforderliche Abweichung von der ursprünglichen Richtung der Kräfte zunimmt. Also eine bedeutende Länge der Fronte, welche unangreifbar gemacht werden konnte, und gute Anlehnungspunkte gewähren die Möglichkeit, einen bedeutenden Raum unmittelbar vor dem feindlichen Eindringen zu schützen; so war wenigstens die Ansicht, von der diese Einrichtungen ausgingen, dies die Bedeutung der Linien im Elsafs, die sich mit dem rechten Flügel an den Rhein, mit dem linken an die Vogesen, und der flandrischen 15 Meilen langen Linien, die sich mit dem rechten Flügel an die Schelde und die Festung Tournay, mit dem linken an das Meer stützten.

Wo man aber die Vortheile einer so langen, starken Fronte und guter Anstützungspunkte nicht hat, da mufs, wenn die Gegend überhaupt durch eine wohlverschanzte Streitkraft behauptet werden soll, diese sich dadurch gegen das Umgehen schützen, dafs sie (und ihre Stellung) Fronte nach allen Seiten zu machen gestattet. Nun verschwindet aber der Begriff eines wirklich gedeckten Raums, denn eine solche Stellung ist strategisch nur als ein Punkt anzusehen, der die Streitkraft deckt und ihr dadurch die Möglichkeit gewährt, das Land zu behaupten, d. h. sich in dem Lande zu behaupten. Ein solches Lager kann nicht mehr umgangen, d. h. nicht mehr in Seiten und Rücken als den schwächeren Theilen angegriffen werden, weil es überall hin Fronte macht und überall stark ist; aber einem solchen Lager kann vorbeigegangen werden, und zwar viel eher als einer verschanzten Linie, weil es so gut wie keine Ausdehnung hat.

Verschanzte Läger bei Festungen sind im Grunde von dieser zweiten Art, denn sie haben die Bestimmung, die darin versammelte Streitkraft zu schützen; ihre weitere strategische Bedeutung, nämlich die Anwendung dieser

geschützten Streitkraft, ist aber von der der andern verschanzten Läger etwas verschieden.

Nach dieser Entwickelung der Entstehungsart wollen wir den Werth dieser drei verschiedenen Vertheidigungsmittel betrachten und sie durch die Namen: Feste Linien, Feste Stellungen und Verschanzte Läger bei Festungen unterscheiden.

1. Die Linien[1]). Sie sind die verderblichste Art des Cordonkrieges; das Hindernifs, welches sie dem Angreifenden darbieten, ist durchaus nur von Werth, wenn es durch ein starkes Feuer vertheidigt wird, an sich ist es so gut wie gar keins. Nun ist aber die Ausdehnung, welche einem Heer noch eine solche Wirksamkeit des Feuers gestattet, zum Verhältnifs einer Landesausdehnung sehr gering; die Linien werden also nur kurz sein können und folglich sehr wenig Land decken, oder das Heer wird nicht im Stande sein, alle Punkte wirklich zu vertheidigen. Nun ist man wohl auf den Gedanken gekommen, nicht alle Punkte dieser Linien zu besetzen, sondern sie nur zu beobachten und vermittelst aufgestellter Reserven zu vertheidigen, wie man einen Flufs von nicht sehr grofser Breite vertheidigen kann; allein dies Verfahren ist gegen die Natur des Mittels. Sind die natürlichen Hindernisse des Bodens so grofs, dafs man eine solche Vertheidigungsart anwenden könnte, so wären die Schanzen unnütz und gefährlich, denn jene Vertheidigungsart ist keine örtliche, und Schanzen sind nur für die örtliche geeignet; sind aber die Schanzen selbst als das Haupthindernifs des Zuganges anzusehen, so ist begreiflich, wie wenig eine unvertheidigte Verschanzung als Hindernifs des Zuganges sagen will. Was ist ein zwölf oder auch fünfzehn Fufs tiefer Graben und ein zehn bis zwölf Fufs hoher Wall gegen die vereinigte Anstrengung vieler Tausende, wenn diese nicht durch feindliches Feuer gestört werden? Die Folge also ist, dafs solche Linien, wenn sie kurz und mithin verhältnifsmäfsig stark besetzt waren, umgangen, oder wenn sie ausgedehnt und nicht gehörig besetzt waren, ohne grofse Schwierigkeit in der Fronte angegriffen und genommen worden sind.

Da nun dergleichen Linien die Streitkraft durch die örtliche Vertheidigung fesseln und ihr alle Beweglichkeit nehmen, so sind sie gegen einen unternehmenden Feind ein sehr übel ausgesonnenes Mittel. Wenn sie sich nichts desto weniger in den neuern Kriegen lange genug erhalten haben, so liegt der Grund davon allein in dem geschwächten kriegerischen Element, wo die scheinbare Schwierigkeit oft so viel that, als eine wirkliche. Uebrigens wurden diese Linien in den meisten Feldzügen blos zu einer untergeordneten Vertheidigung gegen Streifereien benutzt; wenn sie sich dabei nicht ganz unwirksam gezeigt haben, so muss man nur zugleich im Auge haben, wie viel Nützlicheres mit den Truppen, die zu ihrer Vertheidigung erforderlich waren, auf andern Punkten hätte geschehen können. In den neuesten Kriegen konnte von ihnen gar nicht die Rede sein, auch findet sich keine Spur davon, und es ist zu bezweifeln, dafs sie je wiederkehren werden.

2. Die Stellungen. Die Vertheidigung eines Landesstrichs findet

[1]) Wir können sie wohl als „überwundenen Standpunkt“ bezeichnen!

(wie wir das im siebenundzwanzigsten Kapitel näher zeigen werden) so lange statt, als die dazu bestimmte Streitkraft sich in demselben behauptet, und hört erst auf, wenn diese denselben verlässt und aufgiebt.

Soll nun eine Streitkraft sich in einem Lande behaupten, das von einem sehr überlegenen Gegner angegriffen wird, so stellt sich das Mittel dar, diese Streitkraft durch eine unangreifbare Stellung gegen die Gewalt des Schwertes zu schützen.

Da solche Stellungen, wie wir schon gesagt haben, nach allen Seiten Fronte machen müssen, so würden sie bei der gewöhnlichen Ausdehnung einer taktischen Aufstellung, und wenn die Streitkraft nicht sehr grofs wäre (was aber gegen die Natur des angenommenen Falles sein würde), einen sehr kleinen Raum einnehmen, der im Verlauf des Gefechtes so vielen Nachtheilen unterworfen wäre, dafs bei allen möglichen Verstärkungen durch Schanzen kaum an einen glücklichen Widerstand zu denken sein würde. Ein so nach allen Seiten Fronte machendes Lager mufs also nothwendig eine verhältnifsmäfsig bedeutende Ausdehnung seiner Seiten haben; diese Seiten sollen aber gleichwohl so gut wie unangreifbar sein; ihnen trotz der grofsen Ausdehnung diese Stärke zu geben, dazu reicht die Verschanzungskunst nicht hin, es ist also eine Grundbedingung, dafs ein solches Lager durch Hindernisse des Bodens, die manche Theile ganz unzugänglich machen, andere schwer zugänglich machen, verstärkt werde. Um also dieses Vertheidigungsmittel anwenden zu können, ist es nöthig, dafs sich eine solche Stellung finde, und man kann nicht, wo sie fehlt, durch blofses Schanzen den Zweck erreichen. Diese Betrachtungen beziehen sich zunächst auf die taktischen Resultate, um nur erst das Dasein dieses strategischen Mittels festzustellen; wir nennen dabei zur Deutlichkeit die Beispiele von Pirna, Bunzelwitz, Colberg, Torres-Vedras und Drissa *). Nun von seinen strategischen Eigenschaften und Wirkungen. Die erste Bedingung ist natürlich, dafs die in diesem Lager aufgestellte Streitkraft ihren Unterhalt für einige Zeit, d. h. für so lange, als man die Wirksamkeit des Lagers nöthig zu haben glaubt, gesichert habe, was nur der Fall sein wird, wenn die Stellung den Rücken gegen einen Hafen hat, wie Colberg und Torres-Vedras, oder in naher Verbindung mit einer Festung steht, wie Bunzelwitz und Pirna, oder Vorräthe in ihrem Innern oder ganz in ihrer Nähe aufgehäuft sind, wie bei Drissa.

Nur im ersten Fall wird die Verpflegung auf die Dauer gesichert werden können, im zweiten und dritten Fall aber nur auf eine mehr oder minder beschränkte Zeit, so dafs schon von dieser Seite immer noch Gefahr droht. Es geht hieraus hervor, wie die Schwierigkeit der Verpflegung eine Menge starker Punkte, die sich sonst zu einer verschanzten Stellung eignen würden, davon ausschliefst und also die geeigneten selten macht.

Um die Wirksamkeit einer solchen Stellung, ihre Vortheile und Gefahren

---

*) Alle diese Beispiele sind neuerdings wohl durch Plewna überholt, an welchem sich Alles, was nachher über die mögliche Wirksamkeit solcher „Stellungen“ gesagt ist, genau ebenso bewahrheitet hat, wie die ewig wiederkehrende Thatsache ihrer — endlichen Unwirksamkeit!

kennen zu lernen, müssen wir uns fragen, was der Angreifende dagegen thun kann.

a) Der Angreifende kann der festen Stellung vorbeigehen, seine Unternehmungen fortsetzen und jene mit mehr oder weniger Truppen beobachten.

Wir müssen hier die beiden Fälle unterscheiden, wenn die verschanzte Stellung von der Hauptmacht, oder nur von einer untergeordneten Streitkraft besetzt ist.

Im ersten Fall kann das Vorbeigehen dem Angreifenden nur etwas helfen, wenn es aufser der Hauptmacht des Vertheidigers noch einen andern für ihn erreichbaren und entscheidenden Gegenstand des Angriffs giebt, z. B. die Eroberung einer Festung, der Hauptstadt u. s. w. Aber auch, wenn es diesen giebt, kann er ihn nur verfolgen, wenn die Stärke seiner Basis und die Lage seiner Verbindungslinie ihn nicht die Einwirkung auf seine strategische Flanke fürchten läfst.

Schliefsen wir daraus auf die Zulässigkeit und Wirksamkeit einer festen Stellung für die Hauptmacht des Vertheidigers zurück, so wird sie nur stattfinden, wenn entweder die Wirksamkeit auf die strategische Flanke des Angreifenden so entschieden ist, dafs man in voraus sicher sein kann, ihn dadurch auf einem unschädlichen Punkt festzuhalten, oder wenn es gar keinen dem Angreifenden erreichbaren Gegenstand giebt, für den der Vertheidiger besorgt sein dürfte. Ist ein solcher Gegenstand vorhanden und die strategische Flanke des Angreifenden dabei nicht hinreichend bedroht, so kann die Stellung entweder gar nicht gehalten werden oder nur zum Schein oder Versuch, ob der Angreifende ihre Bedeutung gelten lassen will, wobei denn aber immer die Gefahr entsteht, dafs, wenn dies nicht geschieht, der bedrohte Punkt nicht mehr zu erreichen ist.

Ist die starke Stellung blos von einer untergeordneten Streitkraft besetzt, so kann es dem Angreifenden niemals an einem anderweitigen Gegenstande seines Angriffs fehlen, weil dieser die feindliche Hauptmacht selbst sein kann; in diesem Fall ist also die Bedeutung der Stellung durchaus auf die Wirksamkeit eingeschränkt, welche sie gegen die feindliche strategische Flanke haben kann, und an diese Bedingung gebunden.

b) Der Angreifende kann, wenn er es nicht wagt, der Stellung vorbeizugehen, diese förmlich einschliefsen und durch Hunger zur Uebergabe bringen. Dies setzt aber zwei Bedingungen voraus: die erste, dafs die Stellung nicht einen freien Rücken habe, die zweite, dafs der Angreifende stark genug zu einer solchen Einschliefsung sei. Treffen diese beiden Bedingungen zu, so würde das angreifende Heer zwar eine Zeit lang durch das feste Lager neutralisirt werden, aber es würde auch der Verlust der Vertheidigungskräfte der Preis sein, den der Vertheidiger für diesen Vortheil zu zahlen hätte.

Hieraus geht also hervor, dafs man mit der **Hauptmacht** die Mafsregel einer solchen festen Stellung nur nehmen wird:

aa) Wenn man einen ganz sichern Rücken hat (Torres-Vedras).

bb) Wenn man voraussieht, dafs die feindliche Ueberlegenheit nicht grofs genug sein wird, uns in unserm Lager förmlich einzuschliefsen. Wollte

der Feind bei nicht hinreichender Ueberlegenheit dies dennoch thun, so würden wir im Stande sein, aus dem Lager mit Erfolg hervorzubrechen und ihn einzeln zu schlagen.

cc) Wenn man auf einen Entsatz rechnen kann, wie die Sachsen 1756 bei Pirna es thaten, und wie es sich im Grunde 1757 nach der Schlacht von Prag zutrug, weil Prag selbst nur wie ein verschanztes Lager zu betrachten war, in welchem Prinz Carl sich nicht würde haben einschliefsen lassen, wenn er nicht gewufst hätte, dafs die mährische Armee ihn befreien könnte.

Eine jener drei Bedingungen ist also durchaus erforderlich, wenn die Wahl einer festen Stellung mit der Hauptmacht gerechtfertigt sein soll, und doch mufs man gestehen, dafs die beiden letzten Bedingungen für den Vertheidiger schon nahe an einer grofsen Gefahr hinstreifen.

Ist aber von einem untergeordneten Corps die Rede, welches zum Besten des Ganzen allenfalls aufgeopfert werden kann, so fallen jene Bedingungen fort und es frägt sich dann nur, ob durch eine solche Aufopferung ein wirklich gröfseres Uebel abgewendet wird. Dies wird wohl nur selten der Fall sein, indessen ist es freilich nicht undenkbar. Das verschanzte Lager von Pirna hat verhindert, dafs Friedrich der Grofse Böhmen schon im Jahr 1756 angriff. Die Oesterreicher waren damals so wenig in Bereitschaft, dafs der Verlust dieses Königreichs unzweifelhaft erscheint, und vielleicht wäre damit auch ein gröfserer Verlust an Menschen verknüpft gewesen, als die 17,000 Verbündeten, welche im Lager von Pirna kapitulirten.

c) Findet für den Angreifenden keine jener unter a. und b. angegebenen Möglichkeiten statt, sind also die Bedingungen erfüllt, welche wir für den Vertheidiger dabei aufgestellt haben, so bleibt dem Angreifenden freilich nichts übrig, als vor der Stellung stehen zu bleiben, wie der Hund vor einem Volk Hühner, sich allenfalls durch Entsendungen im Lande so viel als möglich auszubreiten und, sich mit diesem kleinen und unentscheidenden Vortheil begnügend, die wahre Entscheidung über den Besitz des Landstrichs der Zukunft zu überlassen. In diesem Fall hat die Stellung ihren Zweck erfüllt[3]).

3. Die verschanzten Läger bei Festungen. Sie gehören, wie schon gesagt, in sofern zur Klasse der verschanzten Stellungen überhaupt, als sie den Zweck haben, nicht einen Raum, sondern eine Streitkraft gegen den feindlichen Angriff zu schützen, und sind eigentlich von den andern nur darin verschieden, dafs sie mit der Festung ein unzertrennliches Ganzes machen, wodurch sie denn natürlich eine viel gröfsere Stärke bekommen.

Es folgen daraus aber noch folgende Eigenthümlichkeiten:

a) dafs sie noch den besondern Zweck haben können, die Belagerung der Festung entweder ganz unmöglich oder sehr schwierig zu machen. Dieser

---

[3]) So mufsten es anfänglich die Russen vor Plewna machen, und so hat auch anfänglich die Stellung in eclatantester Weise ihren „Zweck erfüllt". Die Türken haben nur den Fehler begangen, den Moment nicht wahrzunehmen, wo diese Leistungsfähigkeit ihrem Ende entgegen ging und haben gewartet bis die oben im Text unter bb angeführte Bedingung hinfällig geworden war!

Zweck kann ein grofses Opfer an Truppen werth sein, wenn der Platz ein Hafen ist, der nicht gesperrt werden kann; in jedem andern Fall aber ist zu befürchten, dafs derselbe durch Hunger doch zu früh fallen würde, um das Opfer einer bedeutenden Truppenmasse ganz zu verdienen.

b) Die verschanzten Läger bei Festungen können für kleinere Corps eingerichtet werden als die im freien Felde. Vier- bis fünftausend Mann können unter den Mauern einer Festung unüberwindlich sein, wogegen sie im freien Felde im stärksten Lager von der Welt verloren sein würden.

c) Sie können zur Versammlung und Zurichtung solcher Streitkräfte gebraucht werden, die noch zu wenig innern Halt haben, um sie ohne den Schutz der Festungswälle mit dem Feinde in Berührung bringen zu dürfen, z. B. Rekruten, Landwehren, Landsturm u. s. w.

Sie würden also als eine vielseitig nützliche Mafsregel sehr empfehlenswerth sein, wenn sie nicht den aufserordentlichen Nachtheil hätten, der Festung mehr oder weniger zu schaden, wenn sie nicht besetzt werden können; die Festung aber immer mit einer Besatzung zu versehen, die auch einigermafsen für dies verschanzte Lager zureicht, würde eine viel zu drückende Bedingung sein.

Wir sind daher sehr geneigt, sie nur bei Küstenplätzen für empfehlenswerth und in allen andern Fällen mehr für schädlich als nützlich zu halten[4]).

Sollen wir am Schlufs unsere Meinung noch mit einem Gesammtblick zusammenfassen, so sind feste und verschanzte Stellungen

1. um so weniger zu entbehren, je kleiner das Land, je weniger Raum zum Ausweichen ist;
2. um so weniger gefährlich, je sicherer auf Hülfe und Entsatz entweder durch andere Streitkräfte oder durch schlechte Jahreszeit oder durch Volksaufstand oder durch Mangel u. s. w., zu rechnen ist;
3. um so wirksamer, je schwächer die Elementarkraft des feindlichen Stofses ist.

Vierzehntes Kapitel.

Flankenstellungen.

Nur damit man diesen in der gewöhnlichen militärischen Ideenwelt so sehr hervorragenden Begriff hier leichter wiederfinde, haben wir ihm nach Art der Wörterbücher ein eigenes Kapitel gewidmet, denn wir glauben nicht, dafs damit etwas Selbständiges bezeichnet werde.

Jede Stellung, welche auch dann behauptet werden soll, wenn der Feind an ihr vorbeigeht, ist eine Flankenstellung, denn von dem Augenblick an,

---

[4]) Wir machen ein grofses Ausrufungszeichen hinter diesen Satz, über welchen die heutige Zeit, die doch sonst so gern auf Clausewitz zurückgreift, mit einem gewissen Geschick hinwegzuschlüpfen liebt!

wo er dies thut, kann sie keine andere Wirksamkeit haben, als die auf die feindliche strategische Flanke. Es sind also nothwendig alle **festen Stellungen** zugleich Flankenstellungen, denn da sie nicht angegriffen werden können, der Gegner also auf das Vorbeigehen angewiesen ist, so können sie nur durch die Wirksamkeit auf seine strategische Flanke ihren Werth bekommen. Wie die eigentliche Fronte der festen Stellung sei, ob sie parallel mit der feindlichen strategischen Flanke laufe, wie Colberg, oder senkrecht, wie Bunzelwitz und Drissa, ist vollkommen gleichgültig, denn eine feste Stellung mufs nach allen Seiten Fronte machen.

Aber man kann eine Stellung, die **nicht** unangreifbar ist, auch dann noch behaupten wollen, wenn der Feind an ihr vorbeigeht, sobald nämlich ihre Lage ein so überwiegendes Verhältnifs der Rückzugs- und Verbindungslinie darbietet, dafs nicht nur ein wirksamer Angriff auf die strategische Flanke des Vorrückenden stattfinden kann, sondern dafs der Feind, für seinen eigenen Rückzug besorgt gemacht, nicht im Stande ist, uns den unsrigen ganz zu nehmen; denn wäre dies Letztere nicht der Fall, so würden wir, weil unsere Stellung keine feste, d. h. **unangreifbare** ist, in Gefahr sein, uns ohne Rückzug zu schlagen.

Das Jahr 1806 erläutert uns dies durch ein Beispiel. Die Aufstellung des preufsischen Heeres auf dem rechten Ufer der Saale konnte in Beziehung auf Bonaparte's Vorrücken über Hof vollkommen zu einer Flankenstellung werden, wenn man nämlich Fronte gegen die Saale machte und in dieser Stellung das Weitere abwartete.

Hätte hier nicht ein solches Mifsverhältnifs der physischen und moralischen Macht stattgefunden, hätte sich nur ein Daun an der Spitze des französischen Heeres befunden, so würde die preufsische Stellung sich in der glänzendsten Wirksamkeit haben zeigen können. Ihr vorbeizugehen war ganz unmöglich, das hat selbst Bonaparte anerkannt, indem er sich entschlofs sie anzugreifen; ihr den Rückzug abzuschneiden ist selbst Bonaparte nicht **vollkommen** gelungen und würde bei einem geringeren Mifsverhältnifs der physischen und moralischen Kraft eben so wenig thunlich gewesen sein als das Vorbeigehen; denn die preufsische Armee war durch eine Ueberwältigung ihres linken Flügels viel weniger in Gefahr als die französische durch eine Ueberwältigung ihres linken. Selbst bei dem physischen und moralischen Mifsverhältnifs der Streitkraft würde eine entschlossene und besonnene Führung noch grofse Hoffnungen auf einen Sieg gegeben haben. Nichts hätte den Herzog von Braunschweig verhindert, am 13. solche Einrichtungen zu treffen, dafs den 14. Morgens mit Tagesanbruch 80,000 Mann sich den 60,000 Mann gegenüber befanden, die Bonaparte bei Jena und Dornburg über die Saale führte. Wenn dies Uebergewicht und das steile Thal der Saale im Rücken der Franzosen auch nicht hingereicht hätten, einen entscheidenden Sieg zu verschaffen, so mufs man doch sagen, dafs es an sich ein sehr günstiges Resultat war, und dafs, wenn man mit einem solchen keine glückliche Entscheidung gewinnen konnte, man überhaupt an keine Entscheidung in dieser Gegend hätte denken, sondern weiter zurückgehen, sich dadurch verstärken und den Feind schwächen sollen.

Die preufsische Stellung an der Saale konnte also, ob sie gleich angreifbar war, als Flankenstellung für die über Hof kommende Strafse betrachtet werden; nur war ihr, wie jeder angreifbaren Stellung, diese Eigenschaft nicht absolut beizulegen, weil sie erst dann dazu wurde, wenn der Feind den Angriff auf sie nicht wagte.

Noch weniger würde es einer klaren Vorstellung entsprechen, wenn man auch denjenigen Stellungen, welche das Vorbeigehen nicht aushalten können, und von welchen aus der Vertheidiger den Angreifenden deshalb von der Seite anfallen will, den Namen Flankenstellung geben wollte, und zwar blos deswegen, weil dieser Angriff von der Seite geschehen soll, denn dieser Seitenanfall hat mit der Stellung selbst kaum etwas zu thun, oder geht wenigstens der Hauptsache nach nicht aus ihren Eigenschaften hervor, wie dies der Fall mit der Einwirkung auf die strategische Flanke ist.

Es geht hieraus hervor, dafs über die Eigenschaften einer Flankenstellung nichts Neues festzustellen ist. Nur ein paar Worte über den Charakter dieser Mafsregel finden hier eine bequeme Stelle; wir sehen aber von eigentlich festen Stellungen ganz ab, weil wir von diesen bereits hinreichend gesprochen haben.

Eine Flankenstellung, die nicht unangreifbar ist, ist ein äufserst wirksames, aber freilich eben darum auch ein gefährliches Instrument. Wird der Angreifende durch sie gebannt, so hat man eine grofse Wirkung mit einem unbedeutenden Kraftaufwand; es ist der Druck des kleinen Fingers auf den langen Hebel eines scharfen Gebisses. Ist aber die Wirkung zu schwach, wird der Angreifende nicht festgehalten, so hat der Vertheidiger seinen Rückzug mehr oder weniger aufgeopfert und mufs entweder in der Eile und auf Umwegen, also unter sehr nachtheiligen Umständen, noch zu entkommen suchen, oder er ist in Gefahr, sich ohne Rückzug zu schlagen. Gegen einen dreisten, moralisch überlegenen Gegner, der eine tüchtige Entscheidung sucht, ist dieses Mittel also höchst gewagt und keineswegs an seinem Ort, wie das oben angeführte Beispiel von 1806 beweist. Dagegen kann es bei einem behutsamen Gegner und in blofsen Beobachtungskriegen für eins der besten Mittel gelten, zu welchen das Talent des Vertheidigers greifen kann. Des Herzogs Ferdinand Vertheidigung der Weser durch eine Stellung auf dem linken Ufer derselben und die bekannten Stellungen von Schmotseifen und Landshut sind Beispiele davon; nur zeigt freilich die letztere zugleich in der Katastrophe des Fouqué'schen Corps 1760 die Gefahr einer falschen Anwendung [1]).

---

[1]) Das, was Clausewitz am Eingange dieses Kapitels über „Flankenstellungen" sagt, nämlich, dafs er sich unter diesem Begriffe „nichts Selbständiges" denken könne, möchten wir dem wirklichen „Kriegführen" gegenüber auch auf all die „anderen Begriffe der Vertheidigung": die „Defensivstellungen, festen Stellungen, verschanzten Läger", ja — insofern darunter etwas anderes verstanden werden soll und in unseren heutigen Kriegstheorien meistentheils verstanden wird, als ein „momentan für den Feind unbesetzbar gemachter Punkt" — auch auf den „Begriff Festung" ausdehnen!

Funfzehntes Kapitel.

Gebirgsvertheidigung.

Der Einfluſs des Gebirges auf die Kriegführung ist sehr groſs, der Gegenstand also für die Theorie sehr wichtig. Da dieser Einfluſs ein aufhaltendes Prinzip in die Handlung bringt, so gehört er zunächst der Vertheidigung an; wir werden ihn also hier abhandeln, ohne bei dem engern Begriff einer Gebirgsvertheidigung stehen zu bleiben.. Da wir bei der Betrachtung dieses Gegenstandes in manchen Punkten ein der gewöhnlichen Meinung entgegenlaufendes Resultat gefunden haben, so werden wir in manche Zergliederung eingehen müssen.

Zuerst wollen wir die taktische Natur des Gegenstandes betrachten, um den strategischen Anknüpfungspunkt zu gewinnen.

Die unendliche Schwierigkeit, die ein Marsch mit groſsen Kolonnen auf Gebirgswegen hat, die auſserordentliche Stärke, die ein kleiner Posten durch eine steile Bergfläche bekommt, die seine Fronte deckt, und durch Schluchten rechts und links, an die er sich stützen kann, sind unstreitig die beiden Hauptumstände, welche der Gebirgsvertheidigung von jeher einen so allgemeinen Anspruch auf Wirkamkeit und Stärke verliehen haben, daſs nur die Eigen-

---

All diesen Begriffen gibt — nach Clausewitz selbst — für den „eigentlichen Kriegszweck“ erst die Ausfüllung mit der „lebendigen Kraft“ eine Bedeutung, vermöge deren sich aus ihnen heraus, eintretenden Falles — eine Offensivwirkung geltend machen kann!

Ohne diesen Inhalt, ohne diesen Grundgedanken sind sie schlechthin „wesenlose Schemen“, nichts anderes als „leere Namen“, mit denen im Kriege nichts anzufangen ist. Umgekehrt aber sind sie grade um dieses Grundgedankens willen: nicht blos Begriffe der „Vertheidigung“ und zwar ebenso wenig in der „Vorstellung“, wie in der „That“.

Auch der Angriff kennt Defensiv-Feste, Flankenstellungen u. s. f. und macht davon Gebrauch zu momentaner Vertheidigung, wie die Vertheidigung sie nur deſshalb gebrauchen kann: weil sie permanent mit dem Gegenangriffe — drohen, zu welchem sie sich letztinstanzlich emporschwingen müssen!

Es ist gewiſs auch diesen Begriffen gegenüber sehr gut und nützlich sie „einmal getrennt zu durchdenken“, wie dies Clausewitz im 2. Kapitel des 3. Buches (s. daselbst) den „Elementen der Strategie“ gegenüber zu thun empfiehlt; nur wird es auch hier, wie dort, gerathen sein, stets die „Welt der Totalerscheinungen“ im Auge zu behalten; sich auch ihnen gegenüber bewuſst zu bleiben, daſs sie „in den einzelnen kriegerischen Akten vielfach und innig mit einander verbunden“ sind, und erst durch die Wechselwirkung von Angriff und Vertheidigung überhaupt Leben erhalten; wird es gerathen sein, nicht zu vergessen, daſs es auch hier stets und überall gilt, „von den abstrakten Grundlagen den Bogen zu den Erscheinungen der wirklichen Welt hinüber zu wölben!“

Nur wer das vermag, wird aus diesen letzten Kapiteln — wie aus den jetzt zunächst folgenden — denjenigen Nutzen zu ziehen vermögen, welchen die Clausewitz'schen so klaren „getrennten“ Betrachtungen zu bieten vermögen.

thümlichkeiten gewisser Zeiten in Bewaffnung und Taktik die großen Massen der Streitkräfte davon entfernt gehalten haben.

Wenn sich eine Kolonne in Schlangenlinien mühsam durch enge Schluchten den Berg hinaufwindet und sich schneckenartig über ihn fortschiebt, die Artilleristen und Trainknechte mit Fluchen und Schreien die abgetriebenen Gäule durch die rauhen Hohlwege peitschen, jeder zerbrochene Wagen mit unsäglicher Mühe herausgeschafft werden muſs, während hinten alles stockt, schimpft und flucht, so denkt ein Jeder bei sich: nun, hier dürfte der Feind nur mit einigen hundert Mann kommen, um alles davonzujagen. Daher kommt der Ausdruck der historischen Schriftsteller, wenn sie von Straſsenengen sprechen, wo eine Handvoll Menschen ganze Heere aufhalten könnten. Indeſs weiſs Jeder, oder sollte Jeder wissen, der den Krieg kennt, daſs ein solcher Zug durch ein Gebirge wenig oder gar nichts mit dem Angriff desselben gemein hat, und daſs darum der Schluſs von dieser Schwierigkeit auf eine noch viel gröſsere beim Angriff falsch ist.

Es ist natürlich, daſs ein Unerfahrener so schlieſst, und fast eben so natürlich, daſs die Kriegskunst einer gewissen Zeit selbst in diesen Irrthum verwickelt wurde; die Erscheinung war dem Kriegserfahrenen damals fast eben so neu als dem Laien. — Vor dem dreiſsigjährigen Kriege war bei der tiefen Schlachtordnung, der vielen Reiterei, den unausgebildeten Feuerwaffen und anderen Eigenthümlichkeiten die Benutzung starker Hindernisse des Bodens ungewöhnlich und eine förmliche Gebirgsvertheidigung, wenigstens durch regelmäſsige Truppen, fast unmöglich. Erst als die Schlachtordnung gedehnter, das Fuſsvolk und dessen Feuerwaffe die Hauptsache wurde, dachte man an Berge und Thäler. Hundert Jahre vergingen aber, nämlich bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ehe sich dies bis auf den höchsten Grad ausbildete.

Der zweite Umstand, nämlich die groſse Widerstandsfähigkeit, welche ein kleiner Posten durch eine schwer zugängliche Stellung bekommt, war noch mehr geeignet, auf eine groſse Kraft der Gebirgsvertheidigung schlieſsen zu lassen. Man durfte ja, so schien es, einen solchen Posten nur mit einer gewissen Zahl multipliziren, um aus einem Bataillon ein Heer und aus einem Berge ein Gebirge zu machen.

Es ist unverkennbar, daſs ein kleiner Posten bei einer guten Wahl seiner Stellung im Gebirge eine ungewöhnliche Stärke bekommt. Ein Haufe, der in der Ebene von ein paar Schwadronen verjagt würde und von Glück zu sagen hätte, wenn er durch den eiligsten Rückzug sich vor Auflösung und Gefangenschaft rettete, ist im Gebirge im Stande, man möchte sagen, mit einer Art taktischer Frechheit einer ganzen Armee unter die Augen zu treten und von ihr die kriegerischen Ehren eines methodischen Angriffs, einer Umgehung u. s. w. zu fordern. Wie er diese Widerstandsfähigkeit durch Hindernisse des Zugangs, durch Flügelstützpunkte, durch neue Stellungen, die er auf seinem Rückzug findet, gewinnt, ist von der Taktik zu entwickeln; wir nehmen es als einen Erfahrungssatz an.

Es war sehr natürlich zu glauben, daſs viele solche starke Posten, einer neben den andern hingestellt, eine sehr starke, fast unangreifbare Fronte

geben müfsten, und es kam also nur noch darauf an, sich gegen Umgehung zu sichern, indem man sich rechts und links so weit ausdehnte, bis man entweder Anlehnungspunkte fand, die der Wichtigkeit des Ganzen angemessen waren, oder bis man glauben konnte, durch die Ausdehnung selbst gegen eine Umgehung gesichert zu sein. Ein Gebirgsland ladet dazu besonders ein, denn es bietet eine solche Menge Aufstellungspunkte dar, deren einer immer schöner als der andere zu sein scheint, dafs man schon deshalb nicht weifs, wo man aufhören soll; man endigt also damit, in einer gewissen Weite alle und jede Eingänge des Gebirges mit Abtheilungen zu besetzen und zu vertheidigen, und glaubt, wenn man so mit zehn oder fünfzehn einzelnen Posten einen Raum von etwa zehn Meilen und darüber einnimmt, doch endlich vor dem verhafsten Umgehen Ruhe zu haben. Da nun diese einzelnen Posten durch einen unzugänglichen Boden (weil man mit Kolonnen nicht ausser den Wegen marschiren kann) genau mit einander verbunden schienen, so glaubte man, dem Feinde eine eherne Mauer entgegengestellt zu haben. Zum Ueberflufs behielt man noch einige Bataillone, einige reitende Batterien und ein Dutzend Schwadronen Reiterei in Reserve, für den Fall, dafs irgendwo wirklich ein unerwarteter Durchbruch stattfinden sollte.

Dafs diese Vorstellung völlig historisch ist, wird Niemand leugnen, und dafs wir über diese Verkehrtheit völlig hinaus seien, ist nicht zu behaupten [1]).

Der Gang, welchen die Ausbildung der Taktik seit dem Mittelalter mit den immer zahlreicher werdenden Heeren genommen hat, hat gleichfalls dazu beigetragen, den Gebirgsboden in diesem Sinn in die militärische Handlung zu ziehen.

Der Hauptcharakter der Gebirgsvertheidigung ist die entschiedenste Passivität; es war also, ehe die Armeen ihre jetzige Beweglichkeit erhalten hatten, die Tendenz zur Gebirgsvertheidigung von dieser Seite eine ziemlich natürliche. Die Heere wurden aber immer gröfser und stellten sich des Feuers wegen immer mehr in langen, dünnen Linien auf, deren Zusammenhang sehr künstlich, und deren Bewegung sehr schwierig, oft unmöglich war. Die Aufstellung dieser künstlichen Maschine war oft ein halbes Tagewerk, und die halbe Schlacht und fast alles, was jetzt bei einem Schlachtentwurf berücksichtigt werden mufs, ging in ihr auf. War dieses Werk vollendet, so war es schwer, bei neueintretenden Umständen eine Abänderung zu treffen; daraus folgte, dafs der Angreifende, der seinen Aufmarsch später bewerkstelligte, ihn in Beziehung auf die Stellung des Vertheidigers ausführen mufste, ohne dafs dieser eine neue Anordnung dagegen zu treffen vermochte. Der Angriff gewann also ein allgemeines Uebergewicht, und die Vertheidigung wufste dies nicht anders einzubringen, als wenn sie Schutz hinter Hindernissen des Bodens suchte, und da gab es denn kein so allgemeines und wirksames wie den Gebirgsboden. Man suchte also das Heer mit einem tüchtigen Bodenabschnitt gewissermafsen zu kopuliren, und beide machten dann gemeinschaftliche Sache. Das Bataillon vertheidigte den Berg und der Berg das Ba-

---

[1]) Wenigstens die Türken waren es auch 1877—1878 noch nicht!

taillon. So gewann die passive Vertheidigung durch eine Gebirgsgegend einen hohen Grad von Stärke, und es lag in der Sache selbst noch kein anderes Uebel, als dafs man die Freiheit der Bewegung noch mehr verlor, von der man aber ohnehin keinen sonderlichen Gebrauch zu machen wufste

Wo zwei feindliche Systeme auf einander einwirken, da zieht die preisgegebene Seite, d. i. die Schwäche des einen, immer die Stöfse des andern auf sich. Steht der Vertheidiger in Posten, die an sich fest und unüberwindlich sind, starr und wie festgebannt, so wird der Angreifende dadurch im Umgehen dreist gemacht, weil er für seine eigenen Seiten nichts mehr zu besorgen hat. Dies geschah: — das sogenannte Tourniren kam bald an die Tagesordnung; ihm zu begegnen, dehnten sich die Stellungen immer mehr und mehr aus, sie wurden dadurch in der Fronte geschwächt, und der Angriff warf sich plötzlich auf diese; statt durch Ausdehnung zu überflügeln, vereinigte der Angreifende seine Massen gegen einen Punkt und zersprengte die Linie. So ungefähr hat sich die Gebirgsvertheidigung in der neuesten Kriegsgeschichte gestaltet.

Der Angriff hatte also wieder ein Uebergewicht und zwar durch die immer mehr ausgebildete Beweglichkeit erlangt; nur in dieser konnte die Vertheidigung Hülfe suchen. Der Beweglichkeit aber ist der Gebirgsboden seiner Natur nach entgegen, und es hat daher die ganze Gebirgsvertheidigung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Niederlage erlitten, der ähnlich, welche die in ihr befangenen Heere im Revolutionskrieg so oft erfahren haben.

Damit wir aber das Kind nicht mit dem Bade verschütten und uns durch den Strom der Gemeinsprüche zu Behauptungen fortreifsen lassen, die im wirklichen Leben tausendmal durch die Gewalt der Umstände widerlegt werden, müssen wir die Wirkungen der Gebirgsvertheidigung nach der Natur der Fälle unterscheiden.

Die Hauptfrage, welche hier zur Entscheidung kommt und die über den ganzen Gegenstand das Hauptlicht verbreitet, ist, ob der Widerstand, welchen man mit der Gebirgsvertheidigung beabsichtigt, ein relativer oder ein absoluter sein, ob er nur eine Zeit lang dauern oder mit einem entschiedenen Siege endigen soll. Für den Widerstand der erstern Art ist der Gebirgsboden in hohem Grade geeignet und bringt ein sehr grofses Prinzip der Verstärkung hinein; für den der letztern Art ist er es dagegen im Allgemeinen gar nicht oder nur in einigen besondern Fällen.

Im Gebirge ist jede Bewegung langsamer und schwieriger, kostet mithin mehr Zeit und, wenn sie in dem Bereiche der Gefahr geschieht, mehr Menschen. Aufwand von Zeit und Menschen geben aber das Mafs des geleisteten Widerstandes. So lange die Bewegungen allein die Sache des Angreifenden sind, so lange hat der Vertheidiger ein entschiedenes Uebergewicht; sobald aber der Vertheidiger das Prinzip der Bewegung auch anwenden soll, hört dieser Vortheil auf. Nun liegt es in der Natur der Sache, d. h. in taktischen Gründen, dafs ein relativer Widerstand eine viel gröfsere Passivität zuläfst als einer, der zur Entscheidung führen soll, und dafs er erlaubt diese Passivität bis aufs Aeufserste, d. h. bis ans Ende des Gefechts, auszudehnen,

was in dem andern Falle niemals geschehen darf. Das erschwerende Element des Gebirgsbodens, welches als ein dichteres Mittel alle positiven Thätigkeiten schwächt, ist also ganz für ihn geeignet.

Daſs ein kleiner Posten im Gebirge durch die Natur des Bodens eine ungewöhnliche Stärke bekommt, haben wir schon gesagt; wir müssen aber, obgleich dieses taktische Resultat sonst keines weiteren Beweises bedarf, noch eine Erläuterung hinzufügen. Es ist nämlich hier die relative von der absoluten Kleinheit zu unterscheiden. Wenn ein Heereshaufe von irgend einer Gröſse einen seiner Theile isolirt aufstellt, so ist dieser möglicher Weise dem Angriff des ganzen feindlichen Heereshaufens, also einer überlegenen Macht ausgesetzt, gegen die er selbst klein ist. Da kann in der Regel kein absoluter, sondern nur ein relativer Widerstand der Zweck sein. Je kleiner der Posten im Verhältniſs zu seinem eigenen und dem feindlichen Ganzen ist, um so mehr gielt dies.

Aber auch der absolut kleine Posten, d. h. der, welcher einen nicht stärkeren Feind gegen sich hat, also an einen absoluten Widerstand, an einen eigentlichen Sieg denken darf, wird sich im Gebirge unendlich besser befinden als ein groſses Heer, und von der Stärke des Bodens mehr Nutzen ziehen als dieses, wie wir das weiter unten zeigen werden.

Unser Resultat ist also, daſs ein kleiner Posten im Gebirge eine groſse Stärke hat. Wie das in allen Fällen, wo es auf einen **relativen** Widerstand ankommt, von entscheidendem Nutzen sein wird, ist an sich klar; wird es aber für den **absoluten** Widerstand eines Heeres von eben so entscheidendem Nutzen sein? Auf die Untersuchung dieser Frage kommt es uns jetzt an.

Zuerst fragen wir weiter, ob eine Frontlinie, aus mehreren solchen Posten zusammengesetzt, eine verhältniſsmäſsig eben so groſse Stärke haben wird, wie jeder einzelne, was man bisher anzunehmen pflegte. Dies ist gewiſs nicht der Fall, und man würde mit diesem Schlusse in den einen oder andern von zwei Irrthümern gerathen.

Zuerst verwechselt man oft eine **unwegsame** Gegend mit einer **unzugänglichen**. Wo man nicht mit einer Kolonne, nicht mit Artillerie und Kavallerie **marschiren** kann, da kann man doch meistens mit Infanterie vorgehen, da kann man auch wohl Artillerie hinbringen, denn die sehr angestrengten, aber kurzen Bewegungen im Gefecht sind nicht mit dem Maſsstab des Marsches zu messen. Die sichere Verbindung der einzelnen Posten unter einander beruht also geradezu auf einer Illusion, und die Flanken derselben sind daher bedroht.

Oder man hält die Reihe der kleinen Posten, welche auf ihrer Fronte sehr stark sind, deswegen auch auf ihren Flanken von eben solcher Stärke, weil eine Schlucht, ein Felsenriff u. s. w. ganz gute Anlehnungspunkte für einen kleinen Posten sind. Warum aber sind sie es? — nicht, weil sie das Umgehen unmöglich machen, sondern weil sie durch dasselbe einen der Wirkung des Postens angemessenen Zeit- und Kraftaufwand verursachen. Der Feind, welcher einen solchen Posten trotz der Schwierigkeit des Bodens umgehen will und muſs, weil die Fronte unangreifbar ist, braucht vielleicht

einen halben Tag, um dies auszuführen, und wird es dennoch nicht können, ohne Menschen dabei aufzuopfern. Ist nun ein solcher Posten auf Unterstützung angewiesen oder darauf berechnet, nur eine Zeit lang Widerstand zu leisten, oder endlich, ist er dem Feinde an Stärke gewachsen, so hat die Flügelstützung das Ihrige gethan, und man kann sagen: Die Stellung hatte nicht allein eine starke Fronte, sondern auch starke Flügel. So ist es aber nicht, wenn von einer Reihe von Posten die Rede ist, die zu einer ausgedehnten Gebirgsstellung gehören. Da findet keine jener drei Bedingungen statt. Der Feind fällt mit sehr überlegener Macht auf einen Punkt, die Unterstützung von hinten ist vielleicht schwach, und doch kommt es auf ein absolutes Abwehren an. Unter diesen Umständen ist die Flügelanlehnung solcher Posten für nichts zu achten.

Auf diese Blöfse pflegt der Angriff seine Stöfse zu richten. Ein Anfall mit vereinigter, also sehr überlegener Kraft auf einen der Frontepunkte kann zwar einen für diesen Punkt sehr heftigen, für das Ganze aber nur sehr unbedeutenden Widerstand finden, nach dessen Ueberwindung das Ganze gesprengt und der Zweck des Angriffs erreicht ist.

Es geht hieraus hervor, dafs der relative Widerstand im Gebirge überhaupt gröfser ist, als in der Ebene, dafs er bei kleinen Posten verhältnifsmäfsig am gröfsten ist, aber nicht in eben dem Mafse steigt, wie die Massen zunehmen.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Zweck allgemeiner grofser Gefechte, zu dem positiven Sieg, der auch das Ziel einer Gebirgsvertheidigung sein kann. Wenn das Ganze oder die Hauptmacht dazu verwendet wird, so verwandelt sich eo ipso die Gebirgsvertheidigung in eine Vertheidigungsschlacht im Gebirge. Eine Schlacht, d. h. die Anwendung aller Streitkräfte zur Vernichtung der feindlichen, wird jetzt die Form, ein Sieg wird Zweck des Gefechtes. Die Gebirgsvertheidigung, welche dabei vorkommt, erscheint als untergeordnet, denn sie ist nicht mehr Zweck, sondern Mittel. Wie wird sich nun in diesem Fall der Gebirgsboden zum Zweck verhalten?

Der Charakter der Defensivschlacht ist eine passive Reaktion in der Fronte, und eine potenzirte aktive in unserm Rücken[2]); dabei ist aber der Gebirgsboden ein lähmendes Prinzip. Zwei Umstände machen ihn dazu; erstens mangeln Wege, um in allen Richtungen von hinten nach vorn schnell marschiren zu können, und selbst der taktische plötzliche Anfall wird durch die Unebenheit des Bodens gehemmt; zweitens fehlt die freie Uebersicht der Gegend und der feindlichen Bewegungen. Der Gebirgsboden gewährt also hier dem Feinde dieselben Vortheile, die er uns in der Fronte gab und lähmt die ganze bessere Hälfte des Widerstandes. Nun kommt noch ein Drittes hinzu, nämlich die Gefahr, abgeschnitten zu werden. So sehr der Rückzug gegen den ganzen Druck in der Fronte durch den Gebirgsboden begünstigt wird, so viel Zeitverlust dieser dem Feinde verursacht, wenn er uns umgehen will,

[2]) Nämlich seitens unserer Reserven!

so sind dies doch eben auch nur wieder Vortheile für den Fall des relativen Widerstandes, die auf die entscheidende Schlacht, d. h. auf das Ausharren bis aufs Aeufserste, keine Beziehung haben. Der Widerstand wird zwar etwas länger dauern können, nämlich bis der Feind mit seinen Flügelkolonnen Punkte erreicht hat, welche unsern Rückzug bedrohen oder geradezu sperren; hat er sich ihrer aber bemächtigt, so ist auch kaum noch Hülfe dagegen möglich. Keine Offensive von hinten her kann ihn aus den drohenden Punkten wieder vertreiben, kein verzweiflungsvolles Draufwerfen mit dem Ganzen ihn in den sperrenden überwältigen. Wer hierin einen Widerspruch findet und glaubt, es müfsten die Vortheile, die der Angreifende im Gebirge hat, auch dem sich Durchschlagenden zugutekommen, Der vergifst die Verschiedenheit der Umstände. Das Corps, welches den Durchgang streitig macht, hat nicht die Aufgabe einer absoluten Vertheidigung, wenige Stunden Widerstand reichen wahrscheinlich hin; es ist also in dem Fall eines kleinen Postens. Aufserdem befindet sich der Gegner nicht mehr im Besitz aller Streitmittel, er ist in Unordnung, es fehlt an Munition u. s. w. Es ist also in jedem Fall die Aussicht auf Erfolg sehr gering, und diese Gefahr macht, dafs der Vertheidiger sie mehr, als alles fürchtet; diese Furcht aber wirkt schon während der Schlacht und schwächt alle Fibern des ringenden Athleten. Es entsteht eine krankhafte Reizbarkeit auf den Flanken, und jede schwache Abtheilung, die der Angreifende auf einer waldigen Berglehne in unserm Rücken figuriren läfst, wird ihm ein neuer Hebel zum Siege.

Diese Nachtheile würden gröfstentheils verschwinden und alle Vortheile bleiben, wenn die Vertheidigung des Gebirges in der vereinten Aufstellung des Heeres auf einem weiten Gebirgsplateau bestände. Hier könnte man sich eine sehr starke Fronte, sehr schwer zugängliche Flanken und doch die vollkommenste Freiheit in allen Bewegungen im Innern und im Rücken der Stellung denken. Eine solche Stellung würde zu den stärksten gehören, die es giebt, allein sie ist fast nur eine illusorische Vorstellung, denn obgleich die meisten Gebirge auf ihrem Rücken etwas zugänglicher sind als an ihren Abhängen, so sind doch die meisten Hochebenen der Gebirge entweder für diesen Zweck zu klein, oder sie führen den Namen nicht mit vollem Recht und mehr in einer geologischen, als geometrischen Bedeutung.

Es vermindern sich für kleinere Heerhaufen die Nachtheile einer Defensivstellung im Gebirge, wie wir das schon angedeutet haben. Der Grund davon ist, weil sie weniger Raum einnehmen, weniger Rückzugsstrafsen brauchen u. s. w. Ein einzelner Berg ist kein Gebirge und hat nicht die Nachtheile desselben. Je kleiner ein Heereshaufe ist, um so mehr wird sich seine Aufstellung auf einzelne Rücken und Berge beschränken und desto weniger wird er nöthig haben, sich in das Netz unzähliger steiler Einschnitte des Gebirges zu verwickeln.

Sechszehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Wir wenden uns jetzt zu dem strategischen Gebrauch der im vorigen Kapitel entwickelten taktischen Resultate.

Wir unterscheiden hier folgende Beziehungen:

1. das Gebirge als Schlachtfeld;
2. den Einflufs, welchen sein Besitz auf andere Gegenden hat;
3. seine Wirkung als eine strategische Barrière;
4. die Rücksicht, die es beim Unterhalt verdient.

In der ersten und wichtigsten Beziehung müssen wir wieder unterscheiden:

a. eine Hauptschlacht,
b. untergeordnete Gefechte.

1. Das Gebirge als Schlachtfeld. Wir haben im vorigen Kapitel gezeigt, wie wenig der Gebirgsboden dem Vertheidiger in einer entscheidenden Schlacht günstig ist, wie sehr hingegen dem Angreifenden. Dies läuft der gewöhnlichen Meinung gerade entgegen; aber freilich, was wirft die gewöhnliche Meinung auch alles durcheinander, wie wenig unterscheidet sie die verschiedenartigsten Beziehungen! von dem aufserordentlichen Widerstand kleiner, untergeordneter Theile bekommt sie den Eindruck einer aufserordentlichen Stärke aller Gebirgsvertheidigung und ist erstaunt, wenn Jemand für den Hauptakt aller Vertheidigung, für die Vertheidigungsschlacht, diese Stärke leugnet. Auf der andern Seite ist sie aber augenblicklich bereit, in jeder vom Vertheidiger im Gebirge verlornen Schlacht den unbegreiflichen Fehler eines Kordonkrieges zu erblicken, ohne die Natur der Dinge und deren unvermeidlichen Einflufs zu berücksichtigen. Wir scheuen es nicht, mit solcher Meinung im geraden Widerspruch zu sein, müssen dagegen bemerken, wie wir unsere Behauptung zu unserer grofsen Genugthuung in einem Autor gefunden haben, der uns in mehr als einer Rücksicht hier viel gelten mufs; es ist der Erzherzog Karl in seinem Werk über die Feldzüge von 1796 und 1797, ein guter Geschichtsschreiber, ein guter Kritiker und vor allem ein guter Feldherr in einer Person.

Wir können es nur als eine bedauernswerthe Lage bezeichnen, wenn der schwächere Vertheidiger, der alle seine Kräfte mühsam und mit der gröfsten Anstrengung gesammelt hat, um den Angreifenden in einer entscheidenden Schlacht die Wirkung seiner Vaterlandsliebe, seiner Begeisterung und klugen Besonnenheit fühlen zu lassen, wenn er, auf den alles mit gespannter Erwartung den Blick geheftet hat, sich in die Nacht eines vielfach verschleierten Gebirges hineinbegeben und, durch den eigensinnigen Boden in jeder Bewegung gefesselt, sich den tausend möglichen Anfällen seines überlegenen Gegners preisgeben mufs. Nur nach einer einzigen Seite hin hat seine Intelligenz noch ein weites Feld, nämlich in der möglichsten Benutzung aller Hindernisse des Bodens; dies führt aber dicht an die Grenzen des verderb-

lichen Cordonkrieges[1]) hin, welcher unter allen Umständen vermieden werden soll. Weit entfernt also, für den Fall einer entscheidenden Schlacht in dem Gebirgslande ein Asyl des Vertheidigers zu sehen, würden wir vielmehr dem Feldherrn rathen, es aufs Aeufserste zu vermeiden.

Aber freilich ist dies zuweilen unmöglich; die Schlacht wird dann aber nothwendig einen merklich verschiedenen Charakter von der in der Ebene haben; die Stellung wird viel gedehnter, in den meisten Fällen zwei- oder dreimal so lang, der Widerstand viel passiver, der Rückstofs viel schwächer sein. Das sind Einwirkungen des Gebirgsbodens, denen nicht auszuweichen ist; aber freilich soll die Vertheidigung in einer solchen Schlacht dennoch nicht blos in eine Gebirgsvertheidigung übergehen, sondern der vorherrschende Charakter soll nur eine gesammelte Aufstellung der Streitkraft im Gebirge sein, wo sich alles in einem Gefecht, grofsentheils unter den Augen eines Feldherrn zuträgt, und wo Reserven genug bleiben, um die Entscheidung etwas mehr sein zu lassen, als ein blofses Abwehren, ein blofses Vorhalten des Schildes. Diese Bedingung ist unerläfslich, aber sie ist sehr schwer zu erfüllen, und das Hineingleiten in die wahre Gebirgsvertheidigung liegt so nahe, dafs man sich nicht wundern mufs, wenn sie so oft vorkommt; dabei ist die Gefahr so grofs, dafs die Theorie nicht genug davor warnen kann.

So viel von einer entscheidenden Schlacht mit der Hauptmacht. —

Für Gefechte von untergeordneter Bedeutung und Wichtigkeit kann dagegen ein Gebirge sehr nützlich sein, weil es dabei auf keinen absoluten Widerstand ankommt, und weil keine entscheidenden Folgen damit verbunden sind. Wir können uns dies klarer machen, wenn wir die Zwecke dieser Reaktion aufzählen:

a. ein blofser Zeitgewinn. Dieser Zweck kommt hundertmal vor, jedesmal schon bei einer Vertheidigungslinie, die zu unserer Benachrichtigung aufgestellt ist; aufserdem in allen Fällen, wo eine Unterstützung erwartet wird;

b. die Abwehrung einer blofsen Demonstration oder einer kleinen Nebenunternehmung des Feindes. Wenn eine Provinz durch ein Gebirge geschützt und dasselbe durch Truppen vertheidigt ist, so wird diese Vertheidigung, wie schwach sie auch sein mag, immer hinreichen, feindliche Streifereien und andere kleine Unternehmungen zur Plünderung der Provinz zu verhindern. Ohne das Gebirge wäre eine solche schwache Kette nutzlos;

c. um selbst zu demonstriren; es wird noch lange dauern, ehe die Meinung, die man von einem Gebirge haben soll, auf ihren rechten Punkt gekommen ist. Bis dahin wird es immer Gegner geben, die sich davor fürchten und in ihren Unternehmungen davor zurückschrecken. In solchem Fall kann also auch die Hauptmacht zur Vertheidigung eines Gebirges verwandt werden. In Kriegen ohne grofse Kraft und Bewegung wird dieser Zustand vielfältig vorkommen, aber die Bedingung ist dann immer, dafs man weder die Absicht habe, eine Hauptschlacht

[1]) „und der reinen Passivität" setzen wir hinzu.

in dieser Gebirgsstellung anzunehmen, noch dazu gezwungen werden könne;

d. überhaupt ist eine Gebirgsgegend zu allen Aufstellungen geeignet, in denen man kein Hauptgefecht annehmen will, denn alle einzelnen Theile sind in derselben stärker, und nur das Ganze als solches ist schwächer; aufserdem kann man nicht so leicht in derselben überrascht und zu einem entscheidenden Gefecht gezwungen werden;

e. endlich sind Gebirge das eigentliche Element der Volksbewaffnungen. Volksbewaffnungen aber müssen immer durch kleine Abtheilungen des Heeres unterstützt werden; dagegen scheint die Nähe des grofsen Heeres nachtheilig auf sie zu wirken; dieser Grund wird also in der Regel keine Veranlassung geben, das Gebirge mit dem Heere aufzusuchen.

Soviel vom Gebirge in Beziehung auf die in demselben vorkommenden Gefechtstellungen.

2. Der Einflufs des Gebirges auf andere Gegenden. Weil es, wie wir gesehen haben, so leicht ist, beim Gebirgsboden sich einer bedeutenden Länderfläche durch schwache Posten zu versichern, die in einer zugänglichen Gegend sich nicht halten könnten und beständigen Gefahren ausgesetzt wären; weil jedes Vorschreiten im Gebirge, wenn der Gegner es besetzt hat, viel langsamer als in der Ebene stattfindet, also mit diesem nicht Schritt halten kann, ist auch beim Gebirge viel mehr, als bei einem andern gleich grofsen Landstrich, die Frage wichtig, wer im Besitz desselben sei. In einer offenen Gegend kann dieser Besitz sich von einem Tage zum andern ändern; das blofse Vorgehen starker Haufen nöthigt die feindlichen, uns die Gegend, welche wir brauchen, zu überlassen. So ist es aber nicht im Gebirge; hier ist auch bei viel geringern Kräften ein merklicher Widerstand möglich, und deshalb sind, wenn wir einen Abschnitt der Gegend brauchen, welche das Gebirge einnimmt, immer eigene, dazu besonders angelegte und oft einen merklichen Kraft- und Zeitaufwand nöthig machende Unternehmungen erforderlich, um uns in den Besitz des Landstrichs zu setzen. Wenn also ein Gebirge auch nicht der Schauplatz der Hauptunternehmungen ist, so kann es doch nicht, wie das bei einer zugänglichern Gegend der Fall sein würde, als von diesen abhängig, und seine Einnahme und sein Besitz wie eine sich von selbst ergebende Folge unsers Vorschreitens betrachtet werden.

Die Gebirgsgegend hat also eine viel gröfsere Selbständigkeit, ihr Besitz ist entschiedener und weniger veränderlich. Fügt man hinzu, dafs ein Gebirgsstrich seiner Natur nach von den Rändern desselben gegen das offene Land eine gute Uebersicht gewährt, während er selbst stets wie in dunkle Nacht gehüllt bleibt, so wird man begreifen, dafs ein Gebirge für Den, welcher es nicht inne hat und doch damit in Berührung kommt, immer als ein unversiegbarer Quell nachtheiliger Einflüsse, eine Werkstätte feindlicher Kräfte zu betrachten ist, und dafs dies um so mehr der Fall sein wird, wenn das Gebirge vom Gegner nicht blos besetzt ist, sondern ihm auch gehört. Die kleinsten Haufen verwegener Partisane finden alsdann in ihm Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und können dann ungestraft an einem andern

Punkte wieder hervorbrechen; die stärksten Kolonnen können sich in ihm unbemerkt nähern, und immer müssen sich unsere Streitkräfte in einiger Entfernung von dem Gebirge halten, wenn sie nicht in den Bereich seines dominirenden Einflusses gerathen, sich nicht einem nachtheiligen Kampfe und überraschenden Anfällen, die sich nicht erwiedern können, aussetzen wollen.

Auf diese Weise übt jedes Gebirge bis auf eine gewisse Entfernung einen bedeutenden Einfluſs auf die angrenzende niedriger liegende Gegend aus. Ob dieser Einfluſs augenblicklich, z. B. in einer Schlacht (wie bei Maltsch am Rhein 1796), oder erst nach geraumer Zeit gegen die Verbindungslinien wirksam sein wird, hängt von den räumlichen Verhältnissen, — ob er durch das, was im Thale oder in der Ebene Entscheidendes geschieht, mit überwältigt werden kann oder nicht, von den Verhältnissen der Streikräfte ab.

Bonaparte ist 1805 und 1809 nach Wien vorgedrungen, ohne sich viel um Tirol zu bekümmern; Moreau aber hat 1796 Schwaben hauptsächlich deshalb verlassen müssen, weil er der höheren Gegenden nicht Herr war und zu viel Kräfte auf ihre Beobachtung verwenden muſste. In Feldzügen, in denen ein gleichgewichtiges Hin- und Herspielen der Kräfte stattfindet, wird man sich dem fortdauernden Nachtheil eines Gebirges, in dessen Besitz der Feind geblieben ist, nicht aussetzen; man wird also nur den Theil desselben, welchen man nach der Richtung der Hauptlinien des Angriffs braucht, einzunehmen und festzuhalten suchen; darum geschieht es gewöhnlich, dass in solchen Fällen das Gebirge der Tummelplatz der einzelnen kleinen Kämpfe ist, die beide Heere mit einander bestehen. Aber man hüte sich, diesen Gegenstand zu überschätzen und ein Gebirge in allen Fällen als den Schlüssel zum Ganzen und seinen Besitz als die Hauptsache zu betrachten. Wo es auf einen Sieg ankommt, ist **dieser** die Hauptsache, und wenn er errungen ist, kann die Einrichtung der übrigen Verhältnisse nach den herrschenden Bedürfnissen stattfinden.

3. **Das Gebirge als strategische Barrière betrachtet.** Hier müssen wir zwei Beziehungen unterscheiden.

Die erste ist wieder die einer entscheidenden Schlacht. Man kann nämlich das Gebirge wie einen Fluſs, d. h. als eine Barrière mit gewissen Zugängen betrachten, die uns dadurch zu einem siegreichen Gefecht Gelegenheit giebt, indem sie die feindliche Macht im Vorschreiten trennt, sie auf gewisse Wege einschränkt und uns in den Stand setzt, mit unserer hinter dem Gebirge vereinigt aufgestellten Macht über einen einzelnen Theil der feindlichen herzufallen. Da der Angreifende beim Vorgehen durch ein Gebirge, wenn er auch alle anderen Rücksichten bei Seite setzen wollte, schon deswegen nicht in einer Kolonne bleiben kann, weil er sich der Gefahr aussetzen würde, sich mit einer einzigen Rückzugsstraſse in eine entscheidende Schlacht einzulassen, so wird allerdings die Vertheidigungsweise von sehr wesentlichen Umständen abhängen. Da aber die Begriffe von Gebirgen und Gebirgsausgängen sehr unbestimmt sind, so kommt bei dieser Maſsregel alles auf die Gegend selbst an, und sie können daher nur als mögliche angedeutet werden, bei denen aber noch zweier Nachtheile gedacht werden muſs: der erste ist, daſs der Feind, wenn er einen Stoſs erhalten hat, im Gebirge sehr bald

Schutz findet; der zweite, dafs er die überhöhende Gegend innehat, was zwar kein entscheidender, aber doch immer ein Nachtheil für den Verfolgenden ist.

Uns ist keine Schlacht bekannt, die unter solchen Umständen geliefert worden wäre*), wenn man nicht die Schlacht gegen Alvinzi 1796 dahin rechnen will. Aber dafs der Fall eintreten kann, macht Bonaparte's Uebergang über die Alpen im Jahr 1800 deutlich, wo ihn Melas vor der Vereinigung seiner Kolonnen mit der ganzen Macht hätte anfallen können und sollen.

Die zweite Beziehung, welche das Gebirge als eine Barrière haben kann, ist die auf die feindlichen Verbindungslinien, wenn es diese nämlich durchschneidet. Abgesehen von der Befestigung der Durchgänge durch Forts und von den Wirkungen einer Volksbewaffnung, können schlechte Gebirgswege in schlechter Jahreszeit schon allein einer Armee verderblich werden; sie haben nicht selten den Rückzug veranlafst, nachdem sie dem Heere zuvor Mark und Blut ausgesogen haben. Kommt ein häufiges Streifen der Parteigänger, oder gar ein Volkskrieg hinzu, so wird die feindliche Armee zu grofsen Entsendungen und zuletzt zur Aufstellung fester Posten im Gebirge genöthigt und so in die nachtheiligste Lage verwickelt, die es im Angriffskrieg geben kann.

4. Das Gebirge in Beziehung auf den Unterhalt der Heere. Dieser Gegenstand ist sehr einfach und an sich verständlich. Der gröfste Nutzen, welchen der Vertheidiger in dieser Beziehung davon haben kann, wird eintreten, wenn der Angreifende entweder im Gebirge stehen bleiben oder wenigstens es hinter sich lassen muss.

Man wird diese Betrachtungen über die Gebisgsvertheidigung, welche im Grunde den ganzen Gebirgskrieg umfassen und deren Reflexe auch auf den Angriffskrieg das nöthige Licht werfen, nicht deswegen für unrichtig oder unpraktisch halten, weil man im Gebirge nicht Ebenen und aus der Ebene kein Gebirge machen kann, die Wahl des Kriegstheaters aber durch so viele andere Dinge bestimmt wird, dafs es scheint, als könne nur wenig Spielraum für Rücksichten dieser Art bleiben. Bei grofsen Verhältnissen wird man finden, dass dieser Spielraum so gering nicht ist. Ist von der Aufstellung und Wirksamkeit der Hauptmacht und zwar im Augenblick der entscheidenden Schlacht die Rede, so können einige Märsche mehr, vorwärts oder rückwärts, das Heer aus dem Gebirgsboden in die Ebene bringen, und eine entschlossene Vereinigung der Hauptmassen in der Ebene das daneben liegende Gebirge neutralisiren.

Wir wollen jetzt das über diesen Gegenstand vertheilte Licht noch einmal in einem Brennpunkte zu einem deutlichen Bilde sammeln.

Wir behaupten und glauben erwiesen zu haben, dafs das Gebirge, sowohl in der Taktik, wie in der Strategie, der Vertheidigung im Allgemeinen ungünstig sei, und verstehen dann unter Vertheidigung die entscheidende, von deren Erfolg die Frage über den Besitz oder Verlust des Landes ab-

*) Trautenau und Skalitz 1866 könnten allenfalls als solche Beispiele dienen.

hängt. Es raubt die Uebersicht und hindert die Bewegungen nach allen Richtungen; es zwingt zur Passivität und nöthigt, jeden Zugang zu verstopfen, woraus denn immer mehr oder weniger ein Cordonkrieg wird. Man soll also mit der Hauptmacht das Gebirge wo möglich vermeiden und es seitwärts liegen lassen oder vor oder hinter sich behalten.

Hingegen glauben wir, dafs für die untergeordneten Aufgaben und Zwecke im Gebirgsboden ein verstärkendes Prinzip liegt, und nach dem, was wir darüber gesagt haben, wird man es für keinen Widerspruch halten, wenn wir behaupten, dafs er ein wahrer Zufluchtsort des Schwachen ist, d. h. Desjenigen, der eine absolute Entscheidung nicht mehr suchen darf. — Die Vortheile, welche die Nebenrollen auf dem Gebirgsboden haben, schliefsen die Hauptmacht wiederum von demselben aus.

Aber alle diese Betrachtungen werden schwerlich dem Eindruck der Sinne das Gleichgewicht halten. Im einzelnen Fall wird die Einbildungskraft, nicht allein der Unerfahrnen, sondern auch aller an schlechte Kriegsmethoden Gewöhnten, so überwiegende Eindrücke von den Schwierigkeiten bekommen, welche der Gebirgsboden als ein dichteres, zäheres Element allen Bewegungen des Angreifenden entgegenstellt, dafs sie Mühe haben werden, unsere Meinung nicht für die wunderlichste Paradoxie zu halten. Bei allen allgemeinen Betrachtungen aber wird die Geschichte des letzten Jahrhunderts (mit seiner eigenthümlichen Kriegführung) an die Stelle des sinnlichen Eindrucks treten, und so werden nur Wenige sich entschliefsen, zu glauben, dafs z. B. Oesterreich seine Staaten gegen Italien mit nicht mehr Leichtigkeit, als gegen den Rhein sollte vertheidigen können. Dagegen werden die Franzosen, die den Krieg zwanzig Jahre lang unter einer energischen und rücksichtslosen Führung gemacht und ihre glücklichen Erfolge immer vor Augen haben, sich noch lange in diesem Falle wie in anderen durch den Takt eines geübten Urtheils auszeichnen.

So wäre also ein Staat mehr geschützt durch offene Gegenden, als durch Gebirge, Spanien stärker ohne seine Pyrenäen, die Lombardei unzugänglicher ohne die Alpen, und ein ebenes Land, z. B. Norddeutschland, schwerer zu erobern, als ein Gebirgsland? An diese falschen Folgerungen wollen wir unsere letzten Bemerkungen anknüpfen.

Wir behaupten nicht, dafs Spanien ohne seine Pyrenäen stärker wäre, als mit denselben, sondern dafs eine spanische Armee, die sich stark genug fühlt, es auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen, besser thut, sich hinter dem Ebro vereinigt aufzustellen, als sich in die fünfzehn Päse der Pyrenäen zu vertheilen. Dadurch wird die Einwirkung der Pyrenäen auf den Krieg noch lange nicht aufgehoben. Dasselbe behaupten wir von einer italienischen Armee. Vertheilte sie sich in den hohen Alpen, so würde sie von jedem entschlossenen Gegner überwunden werden, ohne auch nur die Alternative eines Sieges oder einer Niederlage zu haben, während sie in der Ebene von Turin die Chancen jeder andern Armee haben würde. Deswegen aber wird noch Niemand glauben, dafs es dem Angreifenden erwünscht sei, eine Gebirgsmasse, wie die der Alpen, zu durchziehen und hinter sich zu

lassen[*]). — Uebrigens wird durch diese in der Ebene angenommene Hauptschlacht nicht einmal eine vorläufige Vertheidigung des Gebirges mit untergeordneten Kräften ausgeschlossen, die bei solchen Massen, wie die Alpen und Pyrenäen sind, sehr rathsam ist. Endlich sind wir weit entfernt, die Eroberung eines ebenen Landes für leichter, als die eines gebirgigen zu halten, es sei denn, daſs ein einziger Sieg den Feind gänzlich entwaffnete. Nach diesem Siege tritt für den Erobernden ein Zustand der Vertheidigung ein, bei welchem ihm der Gebirgsboden eben so nachtheilig und nachtheiliger werden muſs, als er es dem Vertheidiger war. Dauert der Krieg fort, kommt äuſsere Hülfe herbei, tritt das Volk unter die Waffen, dann werden diese Reaktionen durch den Gebirgsboden noch gesteigert.

Es ist bei diesem Gegenstand, wie in der Dioptrik; die Bilder nehmen an Stärke des Lichtes zu, wenn man den Gegenstand in einer gewissen Richtung fortbewegt, jedoch nicht, so weit man will, sondern bis sie den Brennpunkt erreichen, über den hinaus alles sich umgekehrt darstellt.

Ist die Vertheidigung im Gebirge schwächer, so könnte dies eine Veranlassung für den Angreifenden sein, seine Richtungslinie vorzugsweise auf das Gebirge zu nehmen. Dies wird aber nur selten geschehen, weil die Schwierigkeiten des Unterhaltes und der Wege, die Ungewiſsheit, ob der Gegner eine Hauptschlacht gerade im Gebirge annehmen, und auch die, ob er seine Hauptmacht in demselben aufstellen wird, jenem möglichen Vortheil reichlich das Gleichgewicht halten.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Wir haben im fünfzehnten Kapitel von der Natur der Gefechte im Gebirge, im sechszehnten von dem Gebrauch gesprochen, den die Strategie davon machen kann, und sind dabei öfter auf den Begriff einer Gebirgsvertheidigung gestoſsen, ohne uns bei der Form und den Einrichtungen einer solchen Maſsregel aufzuhalten. Wir wollen sie hier näher betrachten.

Da Gebirge häufig wie Streifen oder Gürtel über die Erdoberfläche hinziehen und die Theilung zwischen den nach verschiedenen Richtungen hin abflieſsenden Gewässern, folglich die Scheidung ganzer Wassersysteme bewirken, und da diese Form des Ganzen sich in seinen Theilen wiederholt, indem diese sich in Armen oder Rücken von dem Hauptstock absondern und dann die Scheidung für kleinere Wassersysteme bilden, so hat sich die Vorstellung von einer Gebirgsvertheidigung natürlich zuerst auf die Anschauung der Hauptgestalt eines mehr langen als breiten, folglich wie eine groſse

---

[*]) In diesen beiden Sätzen liegt allerdings der Schwerpunkt aller Fragen betreffend den „Gebirgskrieg".

Barrière sich hinziehenden Hindernisses gestützt und aus ihr entwickelt. Obschon bis jetzt unter den Geologen über die Entstehung der Gebirge und die Gesetze ihrer Gestaltung noch nichts ausgemacht ist, so zeigt doch in jedem Fall der Lauf des Wassers deren System am Kürzesten und Sichersten, sei es, daſs seine Wirkungen an diesem System Antheil haben (durch den Spülungsprozeſs), oder daſs der Wasserlauf eine Folge jenes Systems ist. Es war daher auch wieder natürlich, bei dem Gedanken einer Gebirgsvertheidigung den Wasserlauf als Führer anzunehmen, denn er ist nicht nur als ein natürliches Nivellement zu betrachten, durch welches man die allgemeine Erhöhung, also das allgemeine Profil des Gebirges kennen lernt, sondern es sind auch die vom Wasser gebildeten Thäler als die zugänglichsten Wege zu den höchsten Punkten zu betrachten, weil in jedem Fall soviel von der Wasserspülung feststeht, daſs sie die Ungleichheiten der Abhänge in eine regelmäſsige Kurve ausgleichen. Es würde sich hiernach also die Vorstellung der Gebirgsvertheidigung so gestalten, daſs man das Gebirge, wenn es der Vertheidigungsfronte ungefähr parallel liefe, als ein groſses Hinderniſs des Zuganges, als eine Art von Wall betrachtete, dessen Eingänge durch die Thäler gebildet werden. Die eigentliche Vertheidigung würde also auf dem Kamm dieses Walles (d. h. an dem Rande der auf dem Gebirge befindlichen Hochebenen) stattzufinden haben, und die Hauptthäler quer durchschneiden. Wäre der Hauptzug des Gebirges mehr senkrecht auf die Vertheidigungsfronte, so würde einer seiner Hauptarme zu vertheidigen sein, der einem Hauptthale parallel und bis zum Hauptrücken hinaufliefe, welcher als der Schluſspunkt zu betrachten wäre.

Wir haben diesen Schematismus einer Gebirgsvertheidigung nach der geologischen Struktur hier angedeutet, weil er wirklich der Theorie eine Zeit lang vorgeschwebt und in der sogenannten Terrainlehre die Gesetze des Spülungsprozesses mit der Kriegführung amalgamirt hat.

Aber hier ist alles so voll falscher Voraussetzungen und ungenauer Substitutionen, daſs von dieser Ansicht in der Wirklichkeit zu wenig übrig bleibt, um daraus irgend einen systematischen Anhalt machen zu können.

Die Hauptrücken sind bei eigentlichen Gebirgen viel zu unwirthbar und unwegsam, um auf ihnen bedeutende Truppenmassen aufzustellen; mit den Nebenrücken ist es oft eben so, oft sind sie zu kurz und unregelmäſsig. Hochebenen finden sich nicht auf allen Gebirgsrücken, und wo sie sich finden, sind sie meist schmal und dabei sehr unwirthbar; ja es giebt sogar wenige Gebirge, die, genauer angesehen, einen ununterbrochenen Hauptrücken und an ihren Seiten einen solchen Abhang bilden, der einigermaſsen für eine schiefe Fläche oder wenigstens für eine terassenförmige Abdachung gelten könnte. Der Hauptrücken windet, krümmt und spaltet sich, mächtige Arme streichen in gebogenen Linien ins Land hinein und erheben sich oft gerade in ihren Endpunkten zu beträchtlicherer Höhe als der Hauptrücken selbst; Vorgebirge lagern sich daran und bilden groſse Thalvertiefungen, die nicht in das System passen. Dazu kommt, daſs, wo sich mehrere Gebirgszüge kreuzen, oder in dem Punkt, von dem mehrere auslaufen, der Begriff eines

schmalen Streifens oder Gürtels ganz aufhört und einem strahlenförmigen Wasser- und Gebirgszuge Platz macht.

Hieraus geht schon hervor, und Jeder, der Gebirgsmassen in diesem Sinne angesehen hat, wird es noch deutlicher fühlen, wie die Idee einer systematischen Aufstellung zurücktritt, und wie wenig praktisch es sein würde, wenn man sie als Grundidee der Anordnungen festhalten wollte. Aber es ist noch ein wichtiger Punkt aus dem Gebiet der näheren Anwendung zu beachten.

Fassen wir die taktischen Erscheinungen des Gebirgskrieges noch einmal scharf ins Auge, so ist klar, dafs zwei Hauptelemente darin vorkommen, nämlich: erstens die Vertheidigung steiler Abhänge, zweitens enger Thäler. Diese letztere nun, die oft, ja meistens die gröfsere Wirksamkeit im Widerstande gewährt, läfst sich mit der Aufstellung auf dem Hauptrücken nicht wohl vereinigen, denn es ist oft die Besetzung des Thales selbst erforderlich, und zwar mehr bei seinem Austritt aus der Gebirgsmasse, als bei seinem Ursprung, weil es dort tiefer eingeschnitten ist. Aufserdem bietet diese Thalvertheidigung ein Mittel, Gebirgsgegenden auch dann zu vertheidigen, wenn auf dem Rücken selbst gar keine Aufstellung genommen werden kann; sie spielt also gewöhnlich eine um so gröfsere Rolle, je höher und unwegsamer die Masse des Gebirges ist.

Aus allen diesen Betrachtungen geht hervor, dafs man von dem Gedanken einer zu vertheidigenden, mehr oder weniger regelmäfsigen Linie, die mit einer der geologischen Grundlinien zusammenfiele, ganz absehen und ein Gebirge nur wie eine mit Unebenheiten und Hindernissen von mancherlei Art durchzogene Fläche betrachten mufs, von deren Theilen man einen so guten Gebrauch zu machen sucht, als es die Umstände gestatten, — dafs also, wenn auch die geologischen Lineamente des Bodens zu einer klaren Einsicht in die Gestalt der Gebirgsmassen unentbehrlich sind, sie doch in den Vertheidigungsmafsregeln wenig zur Geltung kommen können.

Weder im österreichischen Erbfolgekriege, noch im siebenjährigen, noch im Revolutionskriege finden wir Aufstellungen, die ein ganzes Gebirgssystem umfafsten und bei denen die Vertheidigung nach dessen Hauptlineamenten geordnet worden wäre. Niemals finden wir die Heere auf dem Hauptrücken, immer an dem Abhang, bald höher, bald tiefer aufgestellt, bald in dieser, bald in jener Richtung; parallel, senkrecht und schief; mit und gegen den Wasserzug; bei höheren Gebirgen, wie die Alpen, sogar oft in einem Thale fortlaufend; bei geringeren, wie die Sudeten (und das ist die stärkste Anomalie) auf der Hälfte des dem Vertheidiger zugekehrten Abhanges, also den Hauptrücken vor sich habend, wie die Stellung, in der Friedrich der Grofse 1762 die Belagerung von Schweidnitz deckte und die hohe Eule vor der Fronte seines Lagers hatte.

Die berühmten Stellungen des siebenjährigen Krieges von Schmotseifen und Landshut sind im Allgemeinen in Thalvertiefungen; eben dies ist der Fall mit der Stellung von Feldkirch in Vorarlsberg. In den Feldzügen von 1799 und 1800 haben die Hauptposten der Franzosen wie der Oesterreicher jederzeit in den Thälern selbst gestanden, nicht blos quer über dieselben, um

sie zu sperren, sondern auch ihrer Länge nach, während die Rücken entweder gar nicht oder nur mit wenigen einzelnen Posten besetzt waren.

Die Rücken der höheren Alpen sind nämlich von solcher Unwegsamkeit und Unwirthlichkeit, dafs es unmöglich wird, sie mit starken Truppenmassen zu besetzen. Will man nun durchaus Streitkräfte im Gebirge haben, um Herr desselben zu sein, so bleibt nichts Anderes übrig, als sie in den Thälern aufzustellen. Auf den ersten Anblick scheint dies fehlerhaft, weil man nach den gewöhnlichen theoretischen sagen würde: Die Höhen beherrschen die Thäler. Allein so ist es nicht; die Rücken sind nur auf wenigen Wegen und Pfaden zugänglich und mit seltener Ausnahme nur für Fufsvolk, weil die Fahrstrafsen den Thälern folgen. Der Feind könnte also nur auf einzelnen Punkten derselben mit Infanterie erscheinen; für ein wirksames Flintenfeuer ist aber bei diesen Gebirgmassen die Entfernung zu grofs, und so steht man denn im Thal weniger gefährlich, als es das Ansehn hat. Aber freilich ist eine solche Thalvertheidigung einer andern grofsen Gefahr ausgesetzt, nämlich der, abgeschnitten zu werden. Der Feind kann zwar nur mit Fufsvolk, langsam und mit grofsen Anstrengungen auf einzelnen Punkten ins Thal hinabsteigen, er kann also nicht überraschen, aber keine der Stellungen vertheidigt die Ausmündung eines solchen Pfades im Thal, der Feind bringt also nach und nach überlegene Massen hinunter, breitet sich dann aus und sprengt die dünne und von dem Augenblick an sehr schwache Linie, die vielleicht nichts mehr zu ihrem Schutz hat, als das steinige Bett eines seichten Gebirgsbaches. Nun ist aber der Rückzug, der stückweis immer im Thale stattfinden mufs, bis man einen Ausgang aus dem Gebirge gefunden hat, für viele Theile der Linie unmöglich, und die Oesterreicher haben daher in der Schweiz fast jedesmal ein Drittheil oder die Hälfte ihrer Truppen an Gefangenen verloren. —

Jetzt noch einige Worte über den Grad der Theilung, welchen die Streitkräfte gewöhnlich bei solcher Vertheidigung erleiden.

Jede solche Aufstellung geht von einer mehr oder weniger in der Mitte der ganzen Linie auf dem hauptsächlichsten Zugang genommenen Stellung der Hauptmacht aus. Von dieser werden rechts und links andere Corps zur Besetzung der wichtigsten Eingänge entsendet, und es entsteht also für das Ganze eine Aufstellung von drei, vier, fünf, sechs Posten u. s. w. ziemlich in einer Linie. Wie weit diese Ausdehnung getrieben werden darf oder mufs, hängt von den Bedürfnissen des einzelnen Falles ab. Ein paar Märsche, also sechs bis acht Meilen, sind eine sehr mäfsige, und man hat sie wohl bis zu zwanzig und dreifsig Meilen steigen sehen.

Zwischen den einzelnen, eine oder ein paar Stunden von einander gelegenen Posten finden sich dann leicht andere, weniger wichtige Zugänge, auf welche man später aufmerksam wird; es finden sich einzelne vortreffliche Posten für ein paar Bataillone, die sich zur Verbindung der Hauptposten sehr gut eignen; sie werden also auch besetzt. Dafs die Zertheilung der Kräfte noch weiter gehen und bis zu einzelnen Kompagnieen und Schwadronen heruntersteigen könne, ist leicht einzusehen, und der Fall ist oft genug vorgekommen; es giebt also hier keine allgemeinen Grenzen der

Zersplitterung. Von der andern Seite hängt die Stärke der einzelnen Posten von der Stärke des Ganzen ab, und es ist also auch schon darum nichts über den möglichen oder natürlichen Grad der Stärke zu sagen, welche die Hauptposten behalten werden. Wir wollen nur einige Sätze, welche die Erfahrung und die Natur der Sache lehren, zum Anhalt geben.

1. Je höher und unzugänglicher das Gebirge ist, um so gröfser darf die Theilung sein, um so gröfser mufs sie aber auch werden, denn je weniger eine Gegend durch Kombinationen gesichert werden kann, die auf Bewegungen beruhen, um so mehr mufs die Sicherung durch unmittelbare Deckung erfolgen. Die Vertheidigung der Alpen nöthigt zu viel gröfserer Theilung, bringt dem Cordon viel näher, als die Vertheidigung der Vogesen oder des Riesengebirges.
2. Noch überall, wo eine Gebirgsvertheidigung eingetreten ist, hat eine solche Theilung der Kräfte stattgefunden, dafs die Hauptposten meistens nur ein Treffen Fufsvolk und im zweiten Treffen einige Schwadronen Reiterei hatten; nur die in der Mitte aufgestellte Hauptmacht hatte allenfalls auch einige Bataillone im zweiten Treffen.
3. Eine zurückbehaltene strategische Reserve[1]), um die angegriffenen Punkte zu verstärken, ist in den wenigsten Fällen geblieben, weil man sich bei der Ausdehnung der Fronte schon überall zu schwach fühlte. Deswegen ist die Unterstützung, welche der angegriffene Posten erhalten konnte, meistens von andern, nicht angegriffenen Posten aus der Linie entnommen worden.
4. Auch da, wo die Theilung der Kräfte verhältnifsmäfsig noch gering und die Stärke der einzelnen Posten noch grofs war, hat der Hauptwiderstand derselben immer in der örtlichen Vertheidigung bestanden, und wenn der Feind sich einmal vollkommen im Besitz des Postens befand, so war durch angekommene Unterstützung keine Abhülfe mehr zu erwarten.

Was hiernach von einer Gebirgsvertheidigung zu erwarten ist, in welchen Fällen man dieses Mittel anwenden dürfe, wie weit man in der Ausdehnung und in der Zersplitterung der Kräfte gehen könne und dürfe: das alles mufs die Theorie dem Takt des Feldherrn überlassen. Es ist genug, wenn sie ihm gesagt hat, was eigentlich dies Mittel sei und welche Rolle es in den kriegerischen Beziehungen der Heere übernehmen dürfe.

Ein Feldherr, der sich in einer ausgedehnten Gebirgsstellung auf das Haupt schlagen läfst, verdient vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden[2]).

---

[1]) Nach dem im 13. Kapitel des 4. Buches über solche „strategische" Reserven Gesagten, fällt es auf, diesen Ausdruck hier gebraucht zu finden; es ist wohl kurzweg eine „Reserve von bedeutenderer Stärke" gemeint.

[2]) Nämlich weil er sich „überhaupt" nicht dort schlagen soll!
Dafs viele der hier niedergelegten Spekulationen durch die Wegbarmachung der Gebirge, namentlich durch Eisenbahnen, veraltet sind, wird in der Zeit eines vollendeten Gotthardt-Tunnels nicht auffallen!

Achtzehntes Kapitel.

Vertheidigung von Strömen und Flüssen.

Ströme und bedeutende Flüsse gehören, in sofern von ihrer Vertheidigung die Rede ist, gleich den Gebirgen in die Klasse der strategischen Barrièren. Sie unterscheiden sich aber von dem Gebirge in zwei Punkten, der eine betrifft ihre relative, der andere ihre absolute Vertheidigung.

Wie die Gebirge verstärken sie den relativen Widerstand, aber ihre Eigenthümlichkeit ist, dafs sie sich wie ein Werkzeug von harter und spröder Materie verhalten; sie halten entweder jeden Stofs aus, ohne zu biegen, oder ihre Vertheidigung zerbricht und hört dann gänzlich auf. Ist der Strom sehr grofs und sind die übrigen Bedingungen vortheilhaft, so kann der Uebergang absolut unmöglich werden. Ist aber die Vertheidigung irgend eines Stromes an einem Punkt gebrochen, so findet nicht wie im Gebirge noch ein nachhaltiger Widerstand statt, sondern die Sache ist mit diesem Akt abgemacht, es sei denn, dafs der Strom selbst in einem Gebirgslande fliefst.

Die andere Eigenthümlichkeit der Ströme in Beziehung auf das Gefecht ist die, dafs sie in manchen Fällen sehr gute und im Allgemeinen bessere Kombinationen zu einer entscheidenden Schlacht zulassen, als Gebirge.

Gemeinsam haben beide wieder, dafs sie gefährliche und verführerische Gegenstände sind, die oft zu falschen Mafsregeln verleitet und in mifsliche Lagen versetzt haben. Wir werden auf diese Resultate bei der nähern Betrachtung der Flufsvertheidigung aufmerksam machen.

Obgleich die Geschichte ziemlich arm an wirksamen Stromvertheidigungen ist und dadurch die Meinung gerechtfertigt wird, dafs Ströme und Flüsse keine so starken Barrièren sind, als man in der Zeit geglaubt hat, da noch ein absolutes Defensivsystem nach allen Verstärkungen griff, welche die Gegend darbot, so ist ihr vortheilhafter Einflufs auf das Gefecht und die Landesvertheidigung im Allgemeinen doch nicht zu leugnen.

Wir wollen, um die Sache im Zusammenhang zu übersehen, die verschiedenen Gesichtspunkte zusammenstellen, aus denen wir den Gegenstand zu betrachten gedenken.

Zuerst und überhaupt müssen wir die strategischen Resultate, welche die Ströme und Flüsse durch ihre Vertheidigung gewähren, von dem Einflufs unterscheiden, welchen sie auf die Landesvertheidigung haben, auch ohne vertheidigt zu werden.

Ferner kann die Vertheidigung selbst drei verschiedene Bedeutungen haben:

1. einen absoluten Widerstand mit der Hauptmacht;
2. einen blofsen Scheinwiderstand;
3. einen relativen Widerstand untergeordneter Theile, wie Vorposten, Deckungslinien, Nebencorps u. s. w. sind.

Endlich müssen wir an der Vertheidigung in Rücksicht auf ihre Form drei Haupt-Grade oder Arten unterscheiden, nämlich:

1. eine unmittelbare durch Verhinderung des Ueberganges,
2. eine mehr mittelbare, bei der der Flufs und sein Thal nur als Mittel zur bessern Schlachtkombination benutzt werden,
3. eine ganz unmittelbare durch die Behauptung einer unangreifbaren Stellung auf der feindlichen Seite des Flusses.

Nach diesen drei Graden werden wir unsere Betrachtungen eintheilen und, nachdem wir jeden derselben in Beziehung auf die erste und wichtigste Bedeutung kennen gelernt haben, am Schlufs auch die beiden andern berücksichtigen. — Also zuerst die unmittelbare Vertheidigung, d. i. diejenige, durch welche der Uebergang des feindlichen Heeres selbst verhindert werden soll.

Von dieser kann nur bei grofsen Strömen, d. h. bei grofsen Wassermassen die Rede sein.

Die Kombinationen von Raum, Zeit und Kraft, welche als die Elemente dieser Vertheidigungstheorie angesehen werden müssen, machen den Gegenstand ziemlich verwickelt, so dafs es nicht ganz leicht ist, dafür einen festen Standpunkt zu gewinnen. Bei einer genaueren Ueberlegung wird Jeder auf folgendes Resultat kommen.

Die Zeit, welche zur Schlagung einer Brücke erforderlich ist, bestimmt die Entfernung, in welcher die Corps, die den Flufs vertheidigen sollen, von einander aufgestellt werden dürfen. Dividirt man mit diesen Entfernungen in die ganze Länge der Vertheidigungslinien, so erhält man die Anzahl der Corps; dividirt man mit dieser in die Masse der Truppen, die Stärke derselben. Vergleicht man nun die Stärke der einzelnen Corps mit den Truppen, die der Feind während des Baues der Brücke durch anderweitige Mittel übergesetzt haben kann, so wird sich beurtheilen lassen, ob auf einen glücklichen Widerstand zu rechnen ist. Denn nur dann darf man annehmen, dafs der Uebergang nicht erzwungen werden kann, wenn es dem Vertheidiger möglich ist, mit einer beträchtlichen Ueberlegenheit, also etwa dem Doppelten, die übergesetzten Truppen anzugreifen, ehe die Brücke vollendet ist. Ein Beispiel mache die Sache klar.

Braucht der Feind 24 Stunden zur Errichtung seiner Brücke, kann er in diesen 24 Stunden nicht mehr als 20,000 Mann mit andern Mitteln übersetzen, und kann der Vertheidiger innerhalb etwa 12 Stunden mit 20,000 Mann auf jedem beliebigen Punkt erscheinen: so ist der Uebergang nicht zu erzwingen, denn der Vertheidiger wird ankommen, wenn der Uebergehende etwa die Hälfte jener 20,000 Mann übergesetzt hat. Da man nun in 12 Stunden, die Zeit der Benachrichtigung mit eingerechnet, 4 Meilen marschiren kann, so würden alle 8 Meilen 20,000 Mann erforderlich sein, also 60,000 zur Vertheidigung des Flusses auf eine Strecke von 24 Meilen. Diese würden hinreichen, nicht nur um auf jedem beliebigen Punkt mit 20,000 Mann erscheinen zu können, wenn auch der Feind zwei Uebergänge zu gleicher Zeit versuchte, sondern sogar mit dem Doppelten, wenn dies nicht der Fall wäre.

Hier sind also drei Umstände entscheidend: 1) die Breite des Stromes, 2) die Mittel des Ueberganges, denn beides entscheidet sowohl über die Dauer

des Brückenbaues, als über die Anzahl der Truppen, die während des Brückenbaues übergeschafft werden können; 3) die Stärke des Vertheidigers. Die Stärke der feindlichen Armee selbst kommt hierbei noch nicht in Betracht. Nach dieser Theorie kann man sagen, dafs es einen Punkt giebt, wo die Möglichkeit des Uebergangs ganz aufhört und keine Uebermacht im Stande sein würde, ihn zu erzwingen.

Dies ist die einfache Theorie der unmittelbaren Stromvertheidigung, d. h. derjenigen, durch die man den Feind an der Vollendung seiner Brücke und am Uebergange selbst hindern will; es ist dabei noch auf keine Wirkung der Demonstration, die der Uebergehende anwenden kann, Rücksicht genommen. Wir wollen nun die näheren Umstände und die erforderlichen Mafsregeln einer solchen Vertheidigung in Betracht ziehen.

Abstrahirt man zuvörderst von der geographischen Eigenthümlichkeit, so ist nur zu sagen, dafs die durch die eben gegebene Theorie bestimmten Corps unmittelbar am Strom, in sich vereinigt, aufgestellt werden müssen. Unmittelbar am Strom, weil jede Stellung weiter rückwärts die Wege ohne Noth und Nutzen verlängert; denn da die Wassermasse des Stromes sie vor jeder bedeutenden Einwirkung des Feindes sichert, so ist es ja nicht nöthig, sie wie eine Reserve bei einer Landesvertheidigungslinie zurückzuhalten. Aufserdem sind die Strafsen an den Strömen auf und ab in der Regel gangbarer, als Transversalwege von hinten gegen einen beliebigen Punkt des Stromes. Endlich ist durch diese Stellung der Strom unleugbar besser beobachtet, als durch eine blofse Postenkette, hauptsächlich weil sich die Befehlshaber sämmtlich in der Nähe befinden. — In sich vereinigt müssen diese Corps sein, weil sonst die ganze Zeitberechnung eine andere sein würde. Wer es weifs, was das Vereinigen in Beziehung auf Zeitverlust sagen will, Der wird begreifen, dafs gerade in diesem vereinigten Aufstellen die gröfste Wirksamkeit der Vertheidigung liegt. Freilich ist es auf den ersten Anblick sehr anziehend, durch einzelne Posten dem Feinde auch schon das Ueberschiffen unmöglich zu machen; aber diese Mafsregel ist, mit den wenigen Ausnahmen der Stellen, die sich besonders zum Uebergange eignen, höchst verderblich. Der Schwierigkeit nicht zu gedenken, dafs der Feind vom gegenüberstehenden Ufer einen solchen Posten meistens durch ein überlegenes Feuer vertreiben kann, so verschwendet man in der Regel seine Kräfte vergebens, d. h. man erreicht durch einen solchen Posten höchstens nur, dafs der Feind einen andern Uebergangspunkt wählt. Ist man also nicht so stark, dafs man den Flufs wie einen Festungsgraben behandeln und vertheidigen kann, ein Fall, für den es weiter keiner Regeln bedarf, so führt diese unmittelbare Uferverteidigung nothwendig vom Ziele ab. Aufser diesen allgemeinen Grundsätzen für Aufstellungen kommen noch in Betracht: erstens die Berücksichtigung der individuellen Eigenthümlichkeiten des Stroms; zweitens die Wegschaffung der Uebergangsmittel; drittens der Einflufs, welchen die an ihm gelegenen Festungen haben.

Der Strom, als eine Vertheidigungslinie betrachtet, mufs rechts und links Anlehnungspunkte haben, wie z. B. das Meer oder ein neutrales Gebiet; oder es müssen andere Verhältnisse den Uebergang des Feindes über den End-

punkt der Vertheidigungslinie hinaus nicht thunlich machen. Da nun weder solche Anlehnungspunkte, noch solche Verhältnisse anders als bei grofsen Ausdehnungen vorkommen werden, so sieht man schon daraus, dafs die Flufsvertheidigungen sich immer auf sehr beträchtliche Strecken ausdehnen müssen, also die Möglichkeit, eine grofse Menge von Truppen hinter einer verhältnifsmäfsig kurzen Stromlinie aufzustellen, aus der Reihe der wirklichen Fälle (an die wir uns immer halten müssen) verschwindet. Wir sagen eine verhältnifsmäfsig kurze Stromlinie und verstehen darunter eine Länge, die das gewöhnliche Mafs der Ausdehnung in der Aufstellung ohne Strom nicht beträchtlich überschreitet. Solche Fälle, sagen wir, kommen nicht vor, und jede unmittelbare Stromvertheidigung wird immer eine Art Cordonsystem, wenigstens was die Ausdehnung betrifft, und ist also gar nicht geeignet, einer Umgehung in der Weise entgegenzuwirken, die bei vereinigter Aufstellung die natürliche ist. Wo also ein Umgehen möglich ist, da ist die unmittelbare Stromvertheidigung, wie günstig auch sonst ihre Resultate sein möchten, ein höchst gefährliches Unternehmen.

Was nun den Strom innerhalb seiner Endpunkte betrifft, so versteht sich von selbst, dafs nicht alle Punkte in gleichem Mafs zum Uebergange geeignet sind. Es kann dieser Gegenstand im Allgemeinen zwar etwas näher bestimmt, aber nicht eigentlich festgestellt werden, denn die allerkleinste Lokaleigenthümlichkeit entscheidet oft viel mehr, als alles, was sich in Büchern grofs und wichtig ausnimmt. Eine solche Feststellung ist aber auch völlig unnütz, denn der Anblick des Stromes und die Nachrichten, welche man von den Einwohnern bekommt, weisen deutlich genug darauf hin, ohne dafs man noch nöthig hätte, dabei an Bücher zurückzudenken.

Zur nähern Bestimmung können wir sagen, dafs die zum Flufs führenden Strafsen, die in ihn fallenden Nebenflüsse, die an ihm liegenden grofsen Städte und endlich vorzüglich seine Inseln den Uebergang am meisten begünstigen, dafs dagegen die Ueberhöhung der Ufer, die gebogene Gestalt des Laufs an der Uebergangsstelle, welche in Büchern die Hauptrolle zu spielen pflegen, selten von Einflufs gewesen sind. Die Ursache hiervon ist, dafs der Einflufs dieser beiden Dinge sich auf die beschränkte Idee einer absoluten Ufervertheidigung gründet, ein Fall, der bei den gröfsten Strömen selten oder niemals vorkommt.

Von welcher Art nun auch die Umstände sind, welche einzelne Punkte des Stromes zum Uebergange geeigneter machen, so werden sie Einflufs auf die Aufstellung haben und das allgemeine geometrische Gesetz modifiziren; allein sich von demselben zu weit zu entfernen, sich zu sehr auf die Schwierigkeiten des Uebergehens an manchen Punkten zu verlassen, ist nicht rathsam. Der Feind wählt dann gerade die von der Natur am wenigsten begünstigten Stellen, wenn er hoffen kann, uns dort am wenigsten zu begegnen.

In jedem Fall aber ist die möglichst starke Besetzung der Inseln eine empfehlungswerthe Mafsregel, weil ihr ernstlicher Angriff den Uebergangsort auf die sicherste Weise zu erkennen giebt.

Da die nahe am Strome aufgestellten Corps denselben auf- und ab-

marschiren sollen, jenachdem es die Umstände erfordern, so gehört in Ermangelung einer Parallelstrafse die Zurichtung der nächsten kleinen mit dem Flufs parallel laufenden Wege oder die Einrichtung ganz neuer auf kurze Strecken zu den wesentlichen Vorbereitungs-Mafsregeln der Vertheidigung.

Der zweite Gegenstand, von dem wir zu reden haben, ist die Wegschaffung der Uebergangsmittel. — Die Sache ist schon auf dem Strome selbst nicht leicht, wenigstens gehört dazu viel Zeit; unüberwindlich sind aber die Schwierigkeiten meistens bei den auf der feindlichen Seite einfallenden Nebenströmen, weil diese gewöhnlich schon in den Händen des Feindes sind. Daher ist es wichtig, die Ausmündungen dieser Nebenflüsse mit Festungen zu verschliefsen.

Da bei grofsen Strömen die Uebergangsmittel, welche der Feind mitbringt, nämlich seine Pontons, selten zureichen, so kommt viel auf die Mittel an, die er am Strome selbst, an den Nebenflüssen und in den grofsen auf seiner Seite liegenden Städten findet, endlich auf die Wälder in der Nähe des Stromes, die er zum Schiff- und Flofsbau benutzen kann. Es giebt Fälle, in denen ihm alle diese Umstände so ungünstig sind, dafs der Stromübergang dadurch fast unmöglich wird.

Endlich sind die Festungen, welche auf beiden Seiten oder auf der feindlichen Seite des Stromes liegen, nicht nur ein gegen den Uebergang deckender Schild für alle ihnen oberhalb und unterhalb nahe liegenden Punkte, sondern auch ein Mittel, die Nebenflüsse zu sperren und die Uebergangsmittel schnell in sich aufzunehmen.

So viel von der unmittelbaren Stromvertheidigung, welche eine grofse Wassermasse voraussetzt. Kommt ein tiefer, steiler Thaleinschnitt oder kommen sumpfige Ufer hinzu, so wird die Schwierigkeit des Ueberganges und die Wirksamkeit der Vertheidigung zwar vermehrt, aber die Wassermasse kann dadurch nicht ersetzt werden, denn jene Umstände bilden keine absolute Unterbrechung der Gegend, und diese ist eine n o t h w e n d i g e Bedingung der unmittelbaren Vertheidigung.

Frägt man sich, welche Rolle eine solche unmittelbare Stromvertheidigung in dem strategischen Plan des Feldzugs zu spielen vermag, so mufs man einräumen, dafs sie niemals zu einem entscheidenden Siege führen kann, theils weil es ihre Absicht ist, den Feind nirgends herüber zu lassen, oder die erste bedeutende Masse, welche er übergesetzt hat, zu erdrücken; theils weil der Strom verhindert, die erfochtenen Vortheile durch einen kräftigen Ausfall zum entscheidenden Siege zu erweitern.

Dagegen kann eine solche Stromvertheidigung oft einen grofsen Gewinn an Zeit verschaffen, worauf es doch dem Vertheidiger gewöhnlich ankommt. Die Herbeischaffung der Uebergangsmittel kostet oft viel Zeit; mifslingen mehrere Versuche, so ist noch ungleich mehr Zeit gewonnen. Giebt der Feind seinen Kräften (des Stromes wegen) eine ganz andere Richtung, so werden auch wohl noch andere Vortheile dadurch erlangt; endlich wird in allen Fällen, in denen es dem Feinde mit dem Vordringen nicht rechter Ernst

ist, der Strom seinen Bewegungen Stillstand gebieten und eine bleibende Schutzwehr des Landes bilden.

Eine unmittelbare Flufsvertheidigung kann also zwischen grofsen Truppenmassen, bei grofsen Strömen und unter günstigen Bedingungen als ein sehr gutes Vertheidigungsmittel angesehen werden und Resultate geben, auf die man in der neuern Zeit (nur an die verunglückten Stromvertheidigungen mit unzureichenden Mitteln denkend) zu wenig Rücksicht genommen hat. Denn wenn unter den eben gemachten Voraussetzungen (die bei einem Strom, wie der Rhein und die Donau sind, doch leicht zutreffen können) eine wirksame Vertheidigung von 24 Meilen Länge vermittelst 60,000 Mann gegen eine bedeutend überlegene Macht möglich wird, so kann man wohl sagen, dafs das ein beachtungswerthes Resultat ist.

Wir sagen gegen eine bedeutend überlegene Macht, und müssen noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen. Nach der Theorie, welche wir gegeben haben, kommt alles auf die Mittel des Uebergangs, und nichts auf die Macht an, welche übergehen will, sobald diese nur nicht kleiner ist, als die, welche den Flufs vertheidigt. Dies scheint sehr auffallend und doch ist es wahr. Aber man mufs freilich nicht vergessen, dafs die meisten Flufsvertheidigungen, oder richtiger gesprochen, dafs alle insgesammt keine absoluten Stützpunkte haben, also umgangen werden können, und dafs dieses Umgehen durch eine grofse Uebermacht sehr erleichtert wird.

Bedenkt man nun, dafs eine solche unmittelbare Stromvertheidigung, selbst wenn sie vom Feinde überwältigt wird, doch noch nicht einer verlornen Schlacht zu vergleichen ist und am wenigsten zu einer Niederlage führen kann, weil nur ein Theil unserer Truppen ins Gefecht gekommen ist, und der Gegner, durch den langsamen Uebergang vermittelst einer Brücke aufgehalten, seinem Siege über dieselben nicht gleich eine grofse Folge geben kann, so wird man um so weniger dieses Vertheidigungsmittel ganz gering schätzen können.

In allen Dingen des praktischen Lebens kommt es darauf an, den rechten Punkt zu treffen, und so macht es denn auch bei der Stromvertheidigung einen grofsen Unterschied, ob man alle Verhältnisse richtig übersieht; ein anscheinend unbedeutender Umstand kann den Fall wesentlich verändern, und was hier eine höchst weise und wirksame Mafsregel gewesen wäre, dort zu einer verderblichen Verkehrtheit machen. Diese Schwierigkeit, alles richtig zu beurtheilen und nicht zu glauben, Strom sei Strom, ist hier vielleicht gröfser, als anderswo, deshalb müssen wir uns gegen die Gefahr falscher Anwendung und Auslegung besonders verwahren; aber nachdem wir dies gethan haben, können wir auch nicht umhin, unumwunden zu erklären, dafs wir das Geschrei Derer keiner Beachtung werth halten, die nach dunkeln Gefühlen und unfixirten Vorstellungen alles von Angriff und Bewegung erwarten und in dem mit über den Kopf geschwungenem Säbel hervorpreschenden Husaren das richtigste Bild des Krieges zu sehen meinen.

Solche Vorstellungen und Gefühle sind nicht immer zureichend (wir wollen hier nur an den weiland berühmten Diktator Wedel bei Züllichau 1759 erinnern); aber was das Schlimmste ist, sie halten auch selten aus und ver-

lassen den Befehlshaber im letzten Augenblick, wenn grofse, zusammengesetzte, in tausend Beziehungen verwickelte Fälle auf ihn eindringen.

Wir glauben also, dafs eine unmittelbare Stromvertheidigung bei grofsen Truppenmassen unter günstigen Bedingungen glückliche Resultate geben kann, wenn man sich mit der bescheidenen Negative begnügt; aber dies gilt nicht für kleinere Truppenmassen. Während 60,000 Mann auf einer gewissen Stromlinie im Stande sind, einem Heer von 100,000 Mann und darüber den Uebergang zu verwehren, würden 10,000 Mann auf derselben Entfernung nicht im Stande sein, ihn einem Corps von 10,000 Mann zu verbieten, ja vielleicht nicht einem halb so starken, wenn dieses sich in die Gefahr begeben wollte, sich mit einem so überlegenen Feinde auf derselben Seite des Stromes zu befinden. Die Sache ist klar, weil die Uebergangsmittel sich nicht verändern.

Wir haben uns bisher wenig auf die Scheinübergänge eingelassen, weil sie bei der unmittelbaren Stromvertheidigung nicht wesentlich in Betracht kommen; denn theils kommt es bei derselben nicht auf eine Versammlung des Heeres auf einem Punkt an, sondern es ist einem jeden Theile ohnehin eine gewisse Stromstrecke zur Vertheidigung zugedacht, theils sind dergleichen Scheinübergänge auch unter den vorausgesetzten Umständen sehr schwierig. Wenn nämlich die Uebergangsmittel an sich schon gering, d. h. nicht in dem Mafse vorhanden sind, wie der Angreifende es zur Sicherstellung seiner Unternehmung wünschen mufs, so wird er schwerlich einen bedeutenden Theil zum Scheinübergang verwenden können und wollen; in jedem Fall wird dadurch die Masse der Truppen, welche er an dem wahren Uebergangspunkt hinüberschaffen kann, um so geringer, und der Gegner gewinnt wieder an Zeit, die er durch die Ungewifsheit verloren haben könnte.

Diese unmittelbare Stromvertheidigung dürfte sich in der Regel nur für Hauptströme auf der letzten Hälfte ihres Laufes eignen[1]).

Die zweite Vertheidigungsart ist für kleinere Flüsse und tief eingeschnittene Thäler, oft sogar für sehr unbedeutende, die geeignete. Sie besteht in einer weiter rückwärts in solcher Entfernung genommenen Aufstellung, dafs man die Möglichkeit hat, die feindliche Armee beim Uebergang entweder getheilt zu finden (wenn sie auf mehreren Punkten zugleich übergeht), oder nahe am Flufs, auf eine Brücke und Strafse beschränkt, wenn sie auf einem Punkt übergegangen ist. Mit dem Rücken dicht an einen Flufs oder einen tiefen Thaleinschnitt geklemmt und auf einen einzigen Rückzugsweg beschränkt zu sein, ist eine höchst nachtheilige Lage für eine Schlacht; in der Benutzung dieses Umstandes besteht gerade die wirk-

---

[1]) Man darf wohl ohne Weiteres diese ganze „Theorie“ von der „unmittelbaren“ Stromvertheidigung heutzutage als einen überwundenen Standpunkt bezeichnen.

Clausewitz vertieft sich hier in theoretische Speculationen und mathematische Berechnungen, welche gegenüber den realen Verhältnissen heute mehr denn je jeden praktischen Werth verloren haben. Fraglich ist überhaupt, ob sie solchen jemals recht gehabt haben?!

Vergl. namentlich auch die Donauvertheidigung 1877!

samste Vertheidigung von Flüssen mittlerer Gröſse und tiefen Thaleinschnitten.

Die Aufstellung einer Armee in groſsen Corps dicht am Flusse, welche wir bei der unmittelbaren Vertheidigung für die beste halten, setzt voraus, daſs es dem Feinde unmöglich ist, den Fluſs unvermuthet und in groſsen Massen zu passiren, weil sonst bei jener Aufstellungsart die Gefahr, getrennt und einzeln geschlagen zu werden, sehr groſs sein würde. Sind also die Umstände, welche die Fluſsvertheidigung begünstigen, nicht vortheilhaft genug, hat der Feind schon viele Mittel zum Ueberschiffen in Händen, hat der Fluſs viele Inseln oder gar Furthen, ist er nicht breit genug, sind wir zu schwach u. s. w., so kann von jener Methode nicht mehr die Rede sein; die Truppen müssen zu ihrer sichern Verbindung unter einander etwas vom Fluſs zurückgezogen werden, und alles, was nun übrig bleibt, ist eine so viel als möglich beschleunigte Vereinigung auf demjenigen Punkt, wo der Feind den Uebergang unternimmt, um ihn anzugreifen, ehe er noch so viel Feld gewonnen, daſs ihm mehrere Uebergänge zu Gebote stehen. Hier wird also der Fluſs oder das Thal durch eine Vorpostenkette beobachtet und schwach vertheidigt werden müssen, während die Armee in mehreren Corps auf passenden Punkten und in einiger Entfernung (gewöhnlich einige Stunden) vom Fluſs aufgestellt wird.

Die Hauptschwierigkeit liegt hier im Durchzuge durch die Straſsenenge, welche der Fluſs und sein Thal bildet. Hier kommt es also nicht blos auf die Wassermasse des Flusses an, sondern auf das Ganze der Straſsenenge, und in der Regel hindert ein tiefes Felsenthal viel mehr, als eine beträchtliche Fluſsbreite. Die Schwierigkeit des Durchzuges einer bedeutenden Truppenmasse durch eine beträchtliche Straſsenenge ist in der Wirklichkeit sehr viel gröſser, als sich aus der bloſsen Ueberlegung zu ergeben scheint. Die erforderliche Zeit ist sehr beträchtlich, die Gefahr, daſs der Feind noch während des Durchzuges sich zum Meister der umgebenden Höhen machen könnte, sehr beunruhigend. Rücken die ersten Truppen zu weit vor, so treffen sie früher auf den Feind und sind in Gefahr von einer überlegenen Macht erdrückt zu werden; bleiben sie in der Nähe des Uebergangspunktes, so schlägt man sich in der schlimmsten Lage. Der Uebergang über einen solchen Einschnitt des Bodens, um jenseits desselben sich mit der feindlichen Armee zu messen, ist daher ein kühnes Unternehmen, oder setzt eine groſse Ueberlegenheit und Sicherheit in der Führung voraus.

Freilich kann sich eine solche Vertheidigungslinie nicht zu einer ähnlichen Länge ausdehnen, wie die unmittelbare Vertheidigung eines groſsen Stromes, denn man will mit dem Ganzen vereinigt schlagen, und die Uebergänge, wenn sie auch noch so schwierig sind, können doch nicht mit denen über einen groſsen Strom verglichen werden; das Umgehen liegt also dem Feinde viel näher. Allein dieses Umgehen verschiebt ihn aus seiner natürlichen Richtung (denn wir setzen, wie sich von selbst versteht, voraus, daſs der Thaleinschnitt diese ungefähr senkrecht durchschneidet) und die nachtheilige Wirkung der beengten Rückzugslinien verliert sich nicht mit einem Male, sondern erst nach und nach, so daſs der Vertheidiger auch dann immer

noch einige Vortheile über den Vorgehenden hat, wenn Dieser auch nicht gerade im Augenblick der Krise von ihm erreicht worden ist, sondern durch das Umgehen schon etwas mehr Spielraum gewonnen hat.

Da wir nicht blos von den Flüssen in Beziehung auf ihre Wassermasse reden, sondern fast mehr, als diese, den tiefen Einschnitt ihrer Thäler im Auge haben, so müssen wir bevorworten, dafs darunter kein förmliches Gebirgsthal verstanden werden dürfe, weil dann alles davon gilt, was vom Gebirge gesagt worden ist. Bekanntlich giebt es aber sehr viel ebene Gegenden, wo selbst die kleinsten Flüsse tiefe und steile Einschnitte bilden; aufserdem gehören auch morastige Ufer und andere Hindernisse des Zuganges hierher.

Unter diesen Bedingungen ist also die Aufstellung einer Vertheidigungsarmee hinter einem beträchtlichen Flufs oder tieferen Thaleinschnitt eine sehr vortheilhafte Lage, und diese Art der Flufsvertheidigung zu den besten strategischen Mafsregeln zu zählen.

Die Blöfse derselben (der Punkt, auf dem der Vertheidiger leicht straucheln kann) ist die zu grofse Ausdehnung der Streitkräfte. Es ist so natürlich, sich in einem solchen Fall von einem Uebergangspunkte bis zum andern fortziehen zu lassen und den rechten Punkt zu verfehlen, wo man abschneiden mufs; gelingt es aber nicht, mit der ganzen Armee vereinigt zu schlagen, so ist die Wirkung verfehlt; ein verlornes Gefecht, ein nothwendiger Rückzug und mancherlei Verwirrung und Verlust bringen die Armee einer völligen Niederlage nahe, selbst wenn sie nicht bis aufs Aeufserste Stand hält.

Dafs der Vertheidiger unter dieser Bedingung sich nicht weit ausdehnen dürfe, dafs er in jedem Fall seine Kräfte am Abend desselben Tages gesammelt haben müsse, an dem der Feind übergeht, ist genug gesagt und kann die Stelle aller weitern Kombinationen von Zeit, Kraft und Raum vertreten, die hier von so vielen Oertlichkeiten abhängig sind.

Die unter solchen Umständen herbeigeführte Schlacht mufs einen eigenthümlichen Charakter haben, nämlich den der höchsten Impetuosität von Seiten des Vertheidigers. Die Scheinübergänge, durch die der Angreifende ihn eine Zeit lang in Ungewifsheit erhalten haben kann, werden ihn den wirklichen in der Regel erst erkennen lassen, wenn es die höchste Zeit ist. Die eigenthümlichen Vortheile der Lage des Vertheidigers bestehen in der nachtheiligen Lage der feindlichen Corps, die er gerade vor sich hat; kommen von andern Uebergangspunkten andere Corps herbei, die ihn umfassen, so kann er diesen nicht, wie in einer Defensivschlacht, mit kräftigen Stöfsen von hinten entgegenwirken, sonst opferte er die Vortheile seiner Lage auf; er mufs also die Sache in seiner Fronte entscheiden, ehe diese Corps ihm nachtheilig werden, d. h. er mufs, was er vor sich hat, so schnell und kräftig als möglich angreifen und durch dessen Niederlage das Ganze entscheiden.

Der Zweck dieser Flufsvertheidigung kann aber niemals der Widerstand gegen eine zu überlegene Macht sein, wie er allenfalls bei der unmittelbaren Vertheidigung eines grofsen Stromes denkbar ist; denn in der Regel bekommt man es mit dem gröfsten Theil der feindlichen Macht wirklich zu thun, und wenn dies auch unter vortheilhaften Umständen der Fall

ist, so ist doch leicht einzusehen, dafs das Verhältnifs der Macht dabei schon sehr in Betracht kommt.

So ist es mit der Vertheidigung mittlerer Flüsse und tiefer Thaleinschnitte, wenn von den grofsen Massen des Heeres selbst die Rede ist, für welche der beträchtliche Widerstand, den man an den Thalrändern selbst leisten kann, in keinen Betracht gegen die Nachtheile einer verzettelten Stellung kommen kann, und denen ein entschiedener Sieg Bedürfnifs ist. Kommt es aber blos auf die Verstärkung einer untergeordneten Vertheidigungslinie an, die eine Zeit lang widerstehen soll und auf Unterstützung berechnet ist, so kann allerdings eine unmittelbare Vertheidigung der Thalränder oder selbst der Ufer stattfinden, und obgleich hier nicht ähnliche Vortheile zu erwarten sind, wie in Gebirgsstellungen, so wird der Widerstand doch immer länger dauern, als in gewöhnlicher Gegend. Nur ein Fall macht diesen Gebrauch sehr gefährlich oder unmöglich: wenn der Flufs sich in sehr krausen Schlangenlinien fortzieht, was gerade bei tiefeingeschnittenen oft vorkommt. Man betrachte nur den Lauf der Mosel. Im Falle ihrer Vertheidigung würden die an den ausgehenden Bogen vorgeschobenen Theile beim Rückzug fast unvermeidlich verloren gehen.

Dafs ein grofser Strom dasselbe Vertheidigungsmittel gestattet, dieselbe Vertheidigungsweise, und zwar unter noch viel günstigeren Umständen, die wir als die für mittlere Flüsse geeignetste in Beziehung auf die Masse des Heeres erwähnt haben, versteht sich von selbst. Sie wird besonders dann zur Anwendung kommen, wenn es dem Vertheidiger auf einen entscheidenden Sieg ankommt. (Aspern.)

Der Fall, in dem sich ein Heer mit seiner Front dicht an einem Strom, einem Flufs oder einem tiefen Thal aufstellt, um dadurch ein taktisches Zugangshindernifs zu beherrschen, oder eine Frontverstärkung zu gewinnen, ist ein ganz anderer, dessen nähere Betrachtung in die Taktik gehört; wir wollen von dem Resultat dieser Mafsregel nur so viel sagen, dafs sie im Grunde eine völlige Selbsttäuschung ist. — Ist der Einschnitt sehr beträchtlich, so wird die Fronte der Stellung dadurch absolut unangreifbar; da nun das Vorbeigehen einer solchen Stellung nicht mehr Umstände macht, als das jeder andern, so ist es im Grunde nicht viel mehr, als wenn der Vertheidiger dem Angreifenden selbst aus dem Wege gegangen wäre, was doch schwerlich die Absicht der Aufstellung war. Eine solche Aufstellung kann also nur da Nutzen haben, wo sie in Folge der Oertlichkeit die Verbindungslinien des Angreifenden so bedroht, dafs jedes Ausbiegen von der direkten Strafse mit allzu nachtheiligen Folgen verbunden wäre.

Bei dieser zweiten Vertheidigungsart sind die Scheinübergänge viel gefährlicher, denn der Angreifende kann sie leichter unternehmen, der Vertheidiger hingegen hat die Aufgabe, sein ganzes Heer auf dem rechten Punkt zu versammeln. Dem Vertheidiger ist die Zeit hier allerdings nicht ganz so knapp zugemessen, weil seine Vortheile so lange währen, bis der Angreifende seine ganze Macht vereinigt und sich mehrerer Uebergänge bemächtigt hat; dagegen ist die Wirksamkeit der Scheinangriffe nicht so grofs, wie bei der Vertheidigung eines Cordons, wo alles festgehalten werden soll, und

es also bei Verwendung der Reserve nicht, wie bei unserer Aufgabe, auf die bloſse Frage ankommt, wo der Gegner seine Hauptmacht hat, sondern auf die viel schwierigere, welchen Punkt er am ersten überwältigen wird.

Von beiden Vertheidigungsarten groſser und kleiner Flüsse müssen wir im Allgemeinen noch bemerken, daſs sie, in der Eile und Verwirrung eines Rückzuges angeordnet, ohne Vorbereitungen, ohne Wegschaffung der Uebergangsmittel, ohne genaue Kenntniſs der Gegend allerdings nicht das leisten können, was wir uns hier dabei gedacht haben; in den meisten Fällen ist gar nicht darauf zu rechnen, und deſshalb bleibt es ein groſser Fehler, sich in ausgedehnten Stellungen zu zertheilen.

Ueberhaupt wird, da im Kriege alles fehlzuschlagen pflegt, was man nicht mit klarem Bewuſstsein, mit ganzem und festem Willen thut, auch eine Fluſsvertheidigung schlechten Erfolg haben, die gewählt wird, weil man nicht den Muth hat, dem Gegner in offener Feldschlacht entgegenzutreten, und hofft, daſs der breite Fluſs, das tiefe Thal ihn aufhalten werden. Da ist so wenig von wahrem Vertrauen zu der eigenen Lage die Rede, daſs gewöhnlich Feldherr und Heer voll der besorglichsten Ahnungen sind, die denn auch schnell genug in Erfüllung zu gehen pflegen. Eine offene Feldschlacht setzt ja nicht, wie ein Duell, völlig gleiche Umstände voraus, und ein Vertheidiger, der sich in derselben keine Vortheile, weder durch die Eigenthümlichkeit der Vertheidigung, noch durch schnelle Märsche oder durch Kenntniſs der Gegend und durch Freiheit der Bewegungen zu erwerben weiſs, Dem ist nicht zu helfen, und am wenigsten wird der Fluſs und sein Thal es vermögen[2]).

Die dritte Art der Vertheidigung: durch eine auf der feindlichen Seite genommene feste Stellung, gründet ihre Wirksamkeit auf die Gefahr, welche dem Feinde daraus entspringt, daſs ein Fluſs seine Verbindungslinien durchschneiden und ihn auf einige Brückenübergänge beschränken kann. Es ergiebt sich von selbst, daſs hier nur von bedeutenden Flüssen mit groſsen Wassermassen die Rede sein kann, da diese allein jenen Fall bedingen, während ein blos tiefeingeschnittener Fluſs gewöhnlich eine solche Zahl von Uebergängen gestattet, daſs jede Gefahr verschwindet.

Sehr fest, fast unangreifbar muſs aber die Stellung des Vertheidigers sein, sonst würde er ja dem Feind halben Weges entgegenkommen und seine Vortheile aufgeben. Ist sie aber von solcher Stärke, daſs der Feind sich nicht zu einem Angriff auf sie entschlieſst, so wird er unter gewissen Umständen dadurch selbst auf das Ufer gebannt, auf dem der Vertheidiger sich befindet. Ginge der Angreifende über, so würde er seine Verbindungen preisgeben, aber freilich zugleich die unsrigen bedrohen. Hier, wie bei allen Fällen, in denen man einander vorbeigeht, kommt es darauf an, wessen Verbindungen der Zahl, der Lage und den übrigen Umständen nach gesicherter

[2]) Auch von dieser „zweiten“ Art der Fluſsvertheidigung gilt, was in der Anmerkung 1 von der ersten gesagt ist. Clausewitz selbst fühlt wohl das Unzulängliche seiner Theorien heraus, indem er im vorgehenden Absatze von den Fluſsvertheidigungen spricht, die gewählt werden, „weil man nicht den Muth hat, dem Gegner in offener Feldschlacht entgegenzutreten“ (s. Anmerkung 4).

sind, und wer auch in andern Beziehungen mehr dabei zu verlieren hat, also von dem Gegner überboten werden kann; endlich wer in seinem Heer mehr Siegeskraft bewahrt, um sich im äufsersten Fall darauf zu stützen. Der Flufs thut hierbei nichts, als dafs er die gegenseitigen Gefahren einer solchen Bewegung potenzirt, weil man auf Brücken eingeschränkt ist. In sofern man nun annehmen kann, dafs nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge die Uebergänge des Vertheidigers so wie seine Depots aller Art durch Festungen mehr gesichert sein werden, als die des Angreifenden, so ist eine solche Vertheidigung allerdings denkbar und würde dann in Fällen, wo die übrigen Umstände einer unmittelbaren Flufsvertheidigung nicht günstig genug sind, diese ersetzen. Zwar ist dann der Flufs nicht durch die Armee vertheidigt, auch die Armee nicht durch den Flufs, aber das Land ist es durch die Verbindung beider, worauf es doch ankommt.

Indessen mufs man gestehen, dafs diese Vertheidigungsart ohne entscheidenden Schlag, welche der Spannung gleicht, in der sich die beiden Elektrizitäten bei der blofsen Berührung ihrer Atmosphäre befinden, nur geeignet ist, einen nicht sehr kräftigen Impuls aufzuhalten. Gegen einen vorsichtigen, unentschlossenen Feldherrn, den nichts heftig vorwärts drängt, wird sie, selbst bei grofser Ueberlegenheit seiner Kräfte, anwendbar sein; eben so, wenn schon ein gleichgewichtiges Schweben der Kräfte vorher eingetreten ist, und man einander nur kleine Vortheile abzugewinnen sucht. Hat man es aber mit überlegenen Kräften und einem verwegenen Gegner zu thun, so befindet man sich auf gefährlichem Wege und dicht am Abgrunde.

Diese Vertheidigungsart nimmt sich übrigens so keck und doch so wissenschaftlich aus, dafs man sie die elegante nennen möchte; aber da Eleganz leicht an Fatuität hinstreift, und diese im Kriege nicht so leicht verziehen wird, wie in der Gesellschaft, so hat man doch wenig Beispiele dieser eleganten Art. Aus dieser dritten Art entwickelt sich ein besonderes Hülfsmittel für die beiden ersten Arten, nämlich, das Festhalten einer Brücke und eines Brückenkopfs, um immer mit dem Uebergange zu drohen [3]).

Aufser dem Zweck eines absoluten Widerstandes mit der Hauptmacht kann jede der drei Arten der Flufsvertheidigung noch den eines Scheinwiderstandes haben.

Dieser Schein eines Widerstandes, den man nicht wirklich leisten will, ist zwar mit vielen andern Mafsregeln und im Grunde mit jeder Stellung verbunden, die etwas Anderes als ein blofses Marschlager ist, allein die Scheinvertheidigung eines grofsen Flusses wird dadurch zu einer wahren Vorspiegelung, dafs man dazu eine Menge mehr oder weniger umständlicher Mafsregeln ergreift, und dafs die Wirkung gröfser und dauernder zu sein pflegt, als bei allen andern; denn der Akt eines solchen Stromüberganges im Angesicht eines Heeres ist für den Angreifenden immer ein wichtiger

---

[3]) Im Grunde ist auch diese „dritte“ Art so theoretisch wie die beiden andern; bezüglich gilt von ihr, was Clausewitz im weitern Verlaufe des Textes von allen Dreien sagt, dafs sie recht eigentlich nur einen Werth haben, insofern es gilt, den Gegner durch falschen Schein zu täuschen (s. Anmerk. 4)!

Schritt, vor dem er sich oft lange besinnen oder den er für gelegnere Zeit aufschieben wird.

Zu einer solchen Scheinvertheidigung ist also erforderlich, dafs sich das Hauptheer (ungefähr in der Weise wie bei einer ernstlichen) an dem Flusse vertheilt und aufstellt; da aber die Absicht der blofsen Scheinvertheidigung zeigt, dafs für eine wirkliche die Umstände nicht günstig genug sind, so würde aus jener Aufstellung, die nothwendig immer eine mehr oder weniger ausgedehnte und zerstreute sein mufs, sehr leicht die Gefahr grofser Verluste entstehen, wenn die Corps sich wirklich in einen, wenn auch nur mäfsigen Widerstand einlassen wollten; das würde im eigentlichen Sinne eine halbe Mafsregel sein. Bei einer Scheinvertheidigung mufs also alles auf eine unfehlbare Vereinigung des Heeres in einem weiter, und zwar beträchtlich (oft mehrere Tagemärsche) weiter zurückliegenden Punkte berechnet sein; und nur so viel Widerstand, als damit verträglich ist, darf geleistet werden.

Um unsere Meinung deutlich zu machen und zugleich die Wichtigkeit zu zeigen, welche eine solche Scheinvertheidigung haben kann, erinnern wir an das Ende des Feldzuges von 1813. Bonaparte brachte etwa vierzig- bis fünfzigtausend Mann wieder über den Rhein. Diesen Strom damit in der Ausdehnung vertheidigen zu wollen, in welcher die Verbündeten nach der Richtung ihrer Kräfte bequem übergehen konnten, nämlich von Mannheim bis Nimwegen, wäre Unmöglichkeit gewesen. Bonaparte konnte also nur daran denken, den ersten ernstlichen Widerstand etwa an der französischen Maas zu leisten, wo er einigermassen wieder verstärkt auftreten konnte. Hätte er seine Kräfte sogleich bis dahin zurückgezogen, so würden ihm die Verbündeten auf dem Fufs gefolgt sein; hätte er sie hinter dem Rhein in Erholungsquartiere verlegt, so konnte einen Monat später dasselbe fast nicht ausbleiben; denn auch bei der kleinmüthigsten Behutsamkeit würden die Alüirten doch Schwärme von Kosaken und andern leichten Truppen haben übergehen lassen, und wenn es sich zeigte, dafs dies guten Erfolg hatte, so würden andere Corps gefolgt sein. Die französischen Corps mufsten also Anstalten treffen, den Rhein ernstlich zu vertheidigen. Da vorauszusehen war, dafs bei dieser Vertheidigung, sobald die Verbündeten den Uebergang wirklich unternahmen, nichts herauskommen konnte, so war sie als eine blofse Demonstration zu betrachten, bei der die französischen Corps gar keine Gefahr liefen, da ihr Vereinigungspunkt an der oberen Mosel lag. Nur Macdonald, der bekanntlich mit zwanzigtausend Mann bei Nimwegen stand, beging den Fehler, abzuwarten, bis er wirklich vertrieben wurde, was, da dies durch die spätere Ankunft des Winzingerodeschen Corps erst Mitte Januars geschah, ihn verhinderte, sich vor der Schlacht von Brienne mit Bonaparte zu vereinigen. Diese Scheinvertheidigung des Rheins hat also doch hingereicht, die Verbündeten in ihrer vorschreitenden Bewegung zum Stehen und zu dem Entschlufs zu bringen, den Uebergang bis zur Ankunft ihrer Verstärkungen, d. h. sechs Wochen lang, zu verschieben. Diese sechs Wochen mufsten Bonaparte von unendlichem Werth sein. Ohne die Scheinvertheidigung des Rheins hätte der Sieg von Leipzig unmittelbar nach Paris geführt, und eine

Schlacht diesseits dieser Hauptstadt wäre den Franzosen vollkommen unmöglich gewesen.

Auch bei der Flufsvertheidigung der zweiten Art, also bei mittleren Flüssen, kann eine solche Vorspiegelung stattfinden, nur wird sie im Allgemeinen weniger wirksam sein, weil hier blofse Versuche eines Ueberganges leichter sind, der Zauber also bald gebrochen sein wird.

Bei der dritten Art der Flufsvertheidigung würde die Demonstration vermuthlich noch unwirksamer sein und nicht weiter gehen, als die einer jeden andern vorläufig genommenen Stellung.

Endlich sind die ersten beiden Vertheidigungsarten sehr geeignet, einer für irgend einen untergeordneten Zweck aufgestellten Vorposten- oder andern Vertheidigungslinie (Cordon), oder auch einem zu blofser Beobachtung bestimmten Nebencorps eine viel gröfsere und sichrere Stärke zu gewähren, als sie ohne den Flufs haben würden. In allen diesen Fällen kann nur von einem relativen Widerstand die Rede sein, und dieser wird natürlich durch einen solchen Bodeneinschnitt beträchtlich gesteigert. Hierbei mufs man indessen nicht blos an den verhältnifsmäfsig beträchtlichen Zeitgewinn denken, den der Widerstand im Gefecht selbst verschaffen kann, sondern auch an die vielen Bedenklichkeiten von Seiten des Gegners, die vor solcher Unternehmung erhoben zu werden pflegen, in Folge welcher sie bei nicht dringenden Veranlassungen unter hundertmal neunundneunzigmal unterbleibt [4]).

---

[4]) In dieser gegnerischen „Bedenklichkeit" liegt wohl überhaupt der Schwerpunkt aller „Flufsvertheidigungen", die an sich nur allenfalls im Stande sind, die Entscheidung etwas zu „verzögern", niemals aber bei vorhandener entsprechender Willensenergie des Gegners sie „unmöglich" zu machen.

So zeigt uns denn auch die Geschichte, dafs die Entscheidungsschlachten noch seltener fast wie „im Gebirge" — im Ringen um einen „Flufsübergang" ausgefochten worden sind und die von Clausewitz noch mit einem gewissen Nimbus behandelte Frage der „Flufsvertheidigungen" läuft je mehr und mehr auf eine einfache taktische Episode im Verfolg der strategischen Operationen hinaus, in welcher sich dann allerdings von der einen oder anderen Seite her, gröfsere oder geringere Gewandtheit und Schnelligkeit zur Geltung bringen lassen kann.

Grade weil unsere modernen Kriege wieder in erster Linie die „Schlacht" suchen, ist diesem selbst nur auf einer Seite vorhandenen Bestreben gegenüber heutzutage ein „System" in diesen Dingen kurzhin unmöglich geworden und eine „Theorie" der Flufs-, wie weiterhin (in den folgenden Kapiteln) der Vertheidigung von „Morästen, Ueberschwemmungen, Wäldern" mufs heutzutage als überwundener Standpunkt bezeichnet werden, denn sie kann faktisch und strategisch nichts „eigenartiges" mehr bringen!

Clausewitz selbst erkennt das an einer späteren Stelle vollständig an (siehe Anm. 5 zum 9. Kapitel des 8. Buches).

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung.

Wir haben jetzt noch etwas über die Wirksamkeit zu sagen, welche Ströme und Flüsse in der Landesvertheidigung haben; wenn sie auch nicht selbst vertheidigt werden.

Jeder bedeutende Fluſs mit seinem Hauptthal und seinen Nebenthälern bildet ein sehr beträchtliches Bodenhindernifs und wird also dadurch der Vertheidigung im Allgemeinen vortheilhaft; sein eigenthümlicher Einfluſs aber läſst sich in seinen Hauptbeziehungen nicht angeben.

Zuerst müssen wir unterscheiden, ob er der Grenze, d. h. der allgemeinen strategischen Fronte, parallel flieſst, oder schief oder senkrecht gegen dieselbe. Bei dem Parallellauf müssen wir den Fall unterscheiden, wo ihn das eigene Heer, von dem, wo ihn der Angreifende hinter sich hat, und in beiden Fällen wieder die Entfernung, in welcher sich das Heer von ihm befindet.

Ein Vertheidigungsheer, welches einen bedeutenden Fluſs nahe (doch nicht unter einem gewöhnlichen Marsch) hinter sich hat, und an diesem Fluſs eine hinreichende Menge gesicherter Uebergangspunkte besitzt, ist unstreitig in einer viel stärkeren Lage, als es ohne den Fluſs sein würde; denn wenn es durch die Rücksicht auf die Uebergangspunkte in allen seinen Bewegungen etwas an Freiheit verliert, so gewinnt es viel mehr durch die Sicherheit seines strategischen Rückens, d. h. hauptsächlich seiner Verbindungslinien. Wir denken hierbei an die Vertheidigung im eigenen Lande, denn im feindlichen würden wir, wenn auch die feindliche Armee vor uns steht, doch immer mehr oder weniger den Feind auch hinter uns jenseits des Flusses zu befürchten haben, und dann würde der Fluſs durch die Straſsenengen, die er verursacht, mehr nachtheilig als vortheilhaft auf unsere Lage wirken. Je weiter der Fluſs sich hinter dem Heere befindet, um so weniger wird er ihm nützlich werden, und bei gewissen Entfernungen wird sein Einfluſs völlig verschwinden.

Muſs das angreifende Heer in seinem Vorrücken einen Fluſs hinter sich lassen, so wird er nur nachtheilig auf seine Bewegungen wirken können, denn er schränkt seine Verbindungslinien auf einzelne Uebergangspunkte ein. Prinz Heinrich hatte im Jahr 1760, als er bei Breslau auf dem rechten Oderufer den Russen entgegentrat, an der auf einen Marsch hinter ihm flieſsenden Oder offenbar einen Stützpunkt; dagegen waren die später über die Oder gegangenen Russen unter Czernitschef in einer sehr unbequemen Lage, eben durch die Gefahr, mit der einzigen Brücke ihren Rückzug zu verlieren.

Geht aber ein Fluſs mehr oder weniger senkrecht durch das Kriegstheater, so ist der Vortheil davon wieder auf der Seite des Vertheidigers, denn erstlich giebt es gewöhnlich eine Anzahl guter Aufstellungen durch Anlehnung an den Fluſs und Benutzung der einfallenden Transversalthäler als Frontverstärkungen (wie die Elbe im siebenjährigen Kriege für die Preuſsen);

zweitens wird der Angreifende entweder die eine der beiden Seiten unbesetzt lassen müssen, oder sich theilen; und bei dieser Theilung kann es nicht fehlen, dafs der Vertheidiger wieder im Vortheil ist, weil er mehr gesicherte Uebergänge besitzen wird als der Angreifende. Man darf nur einen Gesammtblick auf den siebenjährigen Krieg werfen, um sich zu überzeugen, dass die Oder und Elbe Friedrich dem Grofsen bei der Vertheidigung seines Kriegstheaters (nämlich Schlesiens, Sachsens und der Mark) sehr nützlich, und folglich den Oesterreichern und Russen bei der Eroberung dieser Provinzen sehr hinderlich gewesen sind, obgleich eine eigentliche Vertheidigung dieser Flüsse im ganzen siebenjährigen Kriege nicht einmal vorkommt, und ihr Lauf in den meisten Beziehungen zum Feinde mehr schief oder senkrecht gegen die Fronte, als parallel mit derselben ist.

Nur die Beziehung, welche der Flufs als Transportstrafse im Fall seines mehr oder weniger senkrechten Laufes haben kann, ist im Allgemeinen dem Angreifenden günstig und zwar aus dem Grunde, weil Dieser die längere Verbindungslinie und also die gröfsere Schwierigkeit beim Transport aller Bedürfnisse hat, ihm also die Wasserfracht wesentliche Erleichterungen verschaffen und zum Nutzen gereichen wird. Zwar wird auch hier der Vertheidiger den Vortheil haben, den Flufs von der Grenze ab durch feste Plätze sperren zu können; allein dadurch werden die Vortheile nicht aufgehoben, welche der Flufs dem Angreifenden durch seinen frühern Lauf gewährt. Wenn man indefs bedenkt, dafs viele Flüsse auch da, wo sie schon eine für die übrigen kriegerischen Beziehungen nicht unbedeutende Breite haben, noch nicht schiffbar sind, dafs andere es nicht zu jeder Jahreszeit sind, dafs die Schifffahrt stromaufwärts sehr langsam, oft schwierig ist, dafs die vielen Windungen mancher Ströme den Weg mehr als verdoppeln, dafs jetzt die Hauptverbindungsstrafsen zweier Länder meistens Chausséen sind, endlich dafs man jetzt die Hauptmasse der Bedürfnisse mehr als sonst in den nächsten Provinzen aufzubringen, und nicht mittelst Fracht von weit herbeizuführen pflegt, so sieht man wohl, dafs die Benutzung eines Flusses überhaupt keine so grofse Rolle beim Unterhalt der Heere spielt, als in Büchern dargestellt zu werden pflegt, und dafs diese Einwirkung auf den Gang der Begebenheiten darum eine sehr entfernte und ungewisse ist.

Zwanzigstes Kapitel.

A. Vertheidigung von Morästen.

Grofse, sehr ausgedehnte Sümpfe wie das Bourtanger Moor in Norddeutschland kommen so selten vor, dass es nicht der Mühe werth wäre, dabei zu verweilen; aber man mufs nicht vergessen, dafs gewisse Niederungsstriche und sumpfige Ufer kleiner Flüsse häufiger vorkommen und dann sehr beträchtliche Abschnitte in der Gegend bilden, die zur Vertheidigung benutzt werden können und die man auch oft dazu benutzt sieht.

Die Maſsregeln zu ihrer Vertheidigung sind zwar ziemlich dieselben wie bei den Flüssen, indessen sind doch einige Eigenthümlichkeiten besonders zu beachten. Die erste und hauptsächlichste ist, daſs ein Sumpf, der auſserhalb der Dämme für Fuſsvolk ganz unwegsam ist, den Uebergang viel schwieriger macht als irgend ein Fluſs; denn erstlich ist ein Damm nicht so schnell gebaut, wie eine Brücke, zweitens giebt es keine vorläufigen Uebergangsmittel, durch welche die den Bau deckenden Truppen hinübergeschafft werden könnten. Niemand wird anfangen eine Brücke zu bauen, ohne einen Theil der Schiffe zum Uebersetzen der Avantgarde zu brauchen; beim Morast aber findet keine dem entsprechende Aushülfe statt; die leichteste Art, für bloſses Fuſsvolk einen Uebergang über einen Morast zu gewinnen, wären bloſse Bretter, aber wenn der Morast von einiger Breite ist, so hält doch diese Arbeit ungleich mehr auf, als das Ueberfahren der ersten Schiffe. Läuft nun in der Mitte des Morastes noch ein Fluſs, der nicht ohne Brücke passirt werden kann, so wird die Aufgabe der Hinüberschaffung der ersten Truppen noch schwieriger, denn auf bloſsen Brettern können wohl einzelne Menschen übergehen, aber nicht schwere Lasten fortgeschafft werden, wie sie zum Bau der Brücke nöthig sind. Diese Schwierigkeit kann unter manchen Umständen unüberwindlich werden.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Sumpfes ist, daſs man seine Uebergänge nicht wie die der Flüsse ganz aufheben kann; Brücken kann man abbrechen oder sie so zerstören, daſs sie gar nicht benutzt werden können; Dämme aber kann man höchstens durchstechen, was nicht viel sagen will. Flieſst ein kleiner Fluſs in der Mitte, so kann zwar seine Brücke weggenommen werden, aber der ganze Uebergang wird dadurch doch nicht in dem Maſse aufgehoben, wie bei einem beträchtlichen Flusse durch das Zerstören seiner Brücke. Die natürliche Folge ist, daſs man die vorhandenen Dämme jedesmal ziemlich stark besetzen und ernstlich vertheidigen muſs, wenn man überhaupt einen Vortheil von dem Moraste haben will.

Man ist also von der einen Seite zur örtlichen Vertheidigung genöthigt, von der andern wird eine solche durch die Schwierigkeit des anderweitigen Ueberganges erleichtert, und es machen also diese beiden Eigenthümlichkeiten, daſs die Vertheidigung der Sümpfe mehr lokal und passiv sein muſs als die der Flüsse.

Eine Folge davon ist, daſs man verhältniſsmäſsig stärker sein muſs als bei der unmittelbaren Stromvertheidigung, also keine so lange Vertheidigungslinie bilden kann, besonders in kultivirten Ländern, wo die Zahl der Uebergänge auch unter den günstigsten Umständen immer noch sehr groſs zu sein pflegt.

In dieser Rücksicht stehen sie also groſsen Strömen nach, und diese Rücksicht ist sehr wichtig, denn alle örtliche Vertheidigung hat etwas höchst Verfängliches und Gefährliches. Wenn man aber bedenkt, daſs solche Moräste und Niederungen eine Breite zu haben pflegen, mit der die der gröſsten europäischen Ströme sich nicht vergleichen läſst, daſs folglich ein zur Vertheidigung eines Uebergangs aufgestellter Posten niemals in Gefahr ist, vom jenseitigen Feuer überwältigt zu werden, daſs die Wirkung seines eigenen

Feuers durch einen ganz engen, sehr langen Damm unendlich gesteigert wird, und dafs überhaupt der Durchgang durch eine solche Strafsenenge von der Länge einer Viertel- oder halben Meile ungleich mehr aufhält als der Uebergang über eine Brücke, so mufs man eingestehen, dafs solche Niederungen und Moräste, wenn ihre Uebergänge nicht gar zu zahlreich sind, zu den stärksten Vertheidigungslinien gehören, die es geben kann.

Eine mittelbare Vertheidigung, wie wir sie bei den Strömen und Flüssen kennen gelernt haben, indem der Einschnitt des Bodens benutzt wird, um eine Hauptschlacht vortheilhaft einzuleiten, bleibt übrigens eben so anwendbar bei Morästen.

Die dritte Methode einer Flufsvertheidigung durch eine Stellung auf der feindlichen Seite würde wegen des langwierigen Ueberganges zu gewagt sein.

Höchst gefährlich ist es, sich auf die Vertheidigung solcher Moräste, Wiesen, Brüche u. s. w. einzulassen, die ausserhalb der Dämme nicht absolut unwegsam sind. Eine einzige Uebergangsstelle, die der Feind entdeckt hat, reicht dann zur Sprengung der Vertheidigungslinie hin, was im Fall eines ernstlichen Widerstandes immer mit grofsen Verlusten verknüpft ist.

B. Ueberschwemmungen.

Wir haben nun noch der Ueberschwemmungen zu gedenken. Sie sind unstreitig als Vertheidigungsmittel so wie als Naturerscheinung grofsen Morästen am ähnlichsten.

Freilich kommen sie wohl selten vor; vielleicht ist Holland das einzige Land, wo sie eine Erscheinung bilden, die in unserer Beziehung der Mühe werth ist, beachtet zu werden; aber gerade dieses Land nöthigt uns wegen der merkwürdigen Feldzüge von 1672 und 1787 so wie wegen seiner wichtigen Beziehung zu Deutschland und Frankreich diesem Vorkommen einige Betrachtungen zu widmen.

Der Charakter dieser holländischen Ueberschwemmungen ist von dem einer gewöhnlichen sumpfigen und unzugänglichen Niederung in Folgendem verschieden:

1. das Land selbst ist trocken und besteht entweder in trockener Wiese oder auch in Fruchtfeldern;
2. eine Anzahl kleiner Bewässerungs- und Entwässerungsgräben von mehr oder weniger Tiefe und Breite durchschneiden es so, dafs sie sich strichweise in parallelen Richtungen befinden;
3. gröfsere für die Bewässerung, Entwässerung und Schifffahrt bestimmte Kanäle, von Deichen eingeschlossen, durchziehen das Land in allen möglichen Richtungen und sind von der Art, dafs sie ohne Brücken nicht passirt werden können;
4. die Fläche des Bodens der ganzen Ueberschwemmungsgegend liegt merklich unter dem Niveau des Meeres und folglich auch unter dem Niveau der Kanäle;
5. es folgt hieraus, dafs man vermittelst Durchstechen der Dämme, Sperren und Aufziehen der Schleusen im Stande ist, das Land selbst unter

Wasser zu setzen, so dafs nur die auf den höheren Dämmen liegenden Wege trocken bleiben, die andern entweder ganz unter Wasser kommen, oder durch das Wasser wenigstens so aufgeweicht werden, dafs man sich ihrer nicht mehr bedienen kann. Ist nun auch die Ueberschwemmung nur drei oder vier Fufs hoch, so dafs man sie allenfalls auf kurze Strecken durchwaten könnte, so verhindern dies doch die unter 2. genannten kleinen Gräben, welche man nicht sieht. Nur da, wo die Gräben eine entsprechende Richtung haben, so dafs man zwischen zweien fortgehen kann, ohne einen oder den andern zu überschreiten, hört die Ueberschwemmung auf, ein Hindernifs des Zugangs zu sein. Es ist begreiflich, dafs dies immer nur auf ganz kurze Strecken der Fall sein wird, also nur für ganz spezielle taktische Bedürfnisse benutzt werden kann.

Aus diesem allen ergiebt sich als Folge:

1. dafs der Angreifende auf eine mehr oder weniger geringe Zahl von Zugängen beschränkt ist, die auf ziemlich schmalen Dämmen liegen und gewöhnlich noch rechts und links einen Wassergraben haben, also eine sehr lange Strafsenenge bilden;
2. dafs jede Vertheidigungsanstalt auf einem solchen Damm aufserordentlich leicht bis zur Ueberwindlichkeit verstärkt werden kann;
3. dafs aber der Vertheidiger, eben weil er so eingeschränkt ist, auch, was den einzelnen Punkt betrifft, bei der passivsten Vertheidigung stehen bleiben, und folglich sein ganzes Heil von dem passiven Widerstand erwarten mufs;
4. dafs von einer einzelnen Vertheidigungslinie, die wie eine einfache Barrière das Land schliefst, nicht die Rede ist, sondern dafs, weil man überall dasselbe Hindernifs des Zugangs zum Schutz seiner Flanken hat, man auch unaufhörlich neue Posten anlegen und ein verloren gegangenes Stück der ersten Vertheidigungslinie auf diese Weise durch ein neues ersetzen kann. Man möchte sagen, die Zahl der Kombinationen sei hier wie auf dem Schachbret unerschöpflich.
5. Weil aber dieser ganze Zustand eines Landes nur bei der Voraussetzung einer sehr grofsen Kultur und Bevölkerung denkbar ist, so folgt von selbst, dafs die Zahl der Durchgänge und folglich die Zahl der Posten, welche sie schliefsen, im Verhältnifs zu andern strategischen Aufstellungen, sehr grofs sein wird; woraus dann wieder folgt, dafs eine solche Vertheidigungslinie nicht lang sein darf.

Die hauptsächlichste holländische Linie geht von Naarden am Zuidersee, gröfstentheils hinter der Vechte, bis Gorkum an der Waal, d. h. eigentlich an den Biesbosch und hat eine Ausdehnung von etwa acht Meilen. Zur Vertheidigung dieser Linie ist 1672 und 1787 eine Macht von 25,000 bis 30,000 Mann verwendet worden. Könnte man mit Sicherheit auf einen unüberwindlichen Widerstand rechnen, so wäre das Resultat allerdings ein sehr grofses, wenigstens für die dahinter liegende Provinz Holland. Im Jahre 1672 widerstand die Linie wirklich einer beträchtlichen Uebermacht unter grofsen Feldherren, nämlich Anfangs Condé und nachher Luxemburg, die wohl 40,000

bis 50,000 dagegen hätten führen können, und die doch mit Gewalt nichts unternehmen, sondern den Winter abwarten wollten, der aber nicht streng genug war. Dagegen war im Jahre 1787 der Widerstand in dieser ersten Linie völlig nichtig, und selbst der in einer viel kürzern zwischen dem Zuidersee und dem Harlemer Meer, obgleich etwas ernstlicher, wurde durch die bloſse Wirkung einer sehr künstlichen, auf die Lokalität genau berechneten taktischen Disposition des Herzogs von Braunschweig an einem Tage überwunden, obgleich die Streitkraft der Preuſsen, welche wirklich gegen diese Linien anrückte, den Vertheidigern wenig oder gar nicht überlegen war.

Der verschiedene Erfolg in beiden Vertheidigungen lag in der Verschieheit des Oberbefehls. Im Jahre 1672 wurden die Holländer von Ludwig XIV. in ihren Friedenseinrichtungen überfallen, in denen, was die Landmacht betraf, bekanntlich kein sehr kriegerischer Geist lebte. Daher war der gröſste Theil der Festungen mit allen Ausrüstungsgegenständen schlecht versorgt, mit nur schwachen Besatzungen gemietheter Truppen besetzt und von treulosen Ausländern oder von unfähigen Eingebornen als Kommandanten vertheidigt. Daher fielen die von den Holländern am Rhein besetzten brandenburgischen Festungen so wie alle ihre eigenen, der obigen Vertheidigungslinie östlich gelegenen Plätze mit Ausnahme von Gröningen den Franzosen sehr bald und meistens ohne wahre Vertheidigung in die Hände. Und in der Eroberung dieser groſsen Zahl von Festungen bestand denn die Hauptthätigkeit der 150,000 Mann starken französischen Armee.

Als aber durch die im August 1672 eingetretene Ermordung der Gebrüder De Witt der Prinz von Oranien an die Spitze der Gewalt kam und Einheit in die Vertheidigungsmaſsregeln brachte, da war es eben noch Zeit, die obige Vertheidigungslinie zu schlieſsen, und nun griffen alle Maſsregeln so gut in einander, daſs weder Condé, noch Luxemburg, der nach dem Abmarsche der beiden Armeen unter Turenne und unter Ludwig XIV. die in Holland zurückgebliebene anführte, etwas gegen die einzelnen Posten zu unternehmen wagten.

Im Jahre 1787 waren die Verhältnisse ganz anders. Es war nicht die Republik der vereinigten sieben Provinzen, sondern nur die Provinz Holland, welche dem Angreifenden Widerstand leisten sollte. Von der Eroberung aller der Festungen, die im Jahre 1672 die Hauptsache ausmachte, war also nicht die Rede; die Vertheidigung beschränkte sich sogleich auf die oben gedachte Linie. Der Angreifende hatte aber auch nicht 150,000, sondern nur 25,000 Mann und war kein mächtiger König eines benachbarten groſsen Reiches, sondern der abgeordnete Feldherr eines sehr entfernten, durch manche Rücksichten gebundenen Fürsten. Das Volk war zwar überall, auch in Holland, in zwei Parteien getheilt, aber die republikanische in Holland entschieden vorherrschend und dabei in ſeiner wahrhaft enthusiastischen Spannung. Unter diesen Umständen hätte allerdings der Widerstand im Jahre 1787 wenigstens ein eben so gutes Resultat gewähren können als der im Jahre 1672. Aber ein wichtiger Unterschied fand statt; es fehlte nämlich im Jahre 1787 die Einheit des Befehls. Was 1672 der verständigen, klugen, kräftigen Leitung Wilhelms von Oranien übergeben war, wurde 1787 einer

sogenannten Defenskommission anvertraut, die, ob sie gleich aus vier kräftigen Männern bestand, doch nicht im Stande war, in das ganze Werk eine solche Einheit der Maſsregeln und in die einzelnen Menschen ein solches Vertrauen zu bringen, daſs sich nicht das ganze Instrument im Gebrauch unvollkommen und untüchtig gezeigt hätte.

Wir verweilten hierbei einen Augenblick, um der Vorstellung von dieser Vertheidigungsmaſsregel etwas mehr Bestimmtheit zu geben und zugleich zu zeigen, wie verschieden die Wirkungen sind, jenachdem in der Leitung des Ganzen mehr oder weniger Einheit und Konsequenz herrscht.

Obgleich die Einrichtung und Widerstandsart einer solchen Vertheidigungslinie ein Gegenstand der Taktik ist, so können wir doch nicht unterlassen in Beziehung auf die letztere, welche der Strategie schon näher liegt, uns eine Bemerkung zu erlauben, zu der uns der Feldzug von 1787 Gelegenheit giebt. Wir glauben nämlich, daſs, so passiv auch nach der Natur der Dinge die Vertheidigung auf den einzelnen Posten sein muſs, doch eine offensive Gegenwirkung von irgend einem Punkt der ganzen Linie aus nicht unmöglich und nicht ohne guten Erfolg sein wird, wenn der Gegner, wie dies 1787 der Fall war, nicht merklich überlegen ist. Denn obgleich ein solcher Ausfall auch nur auf Dämmen geschehen kann und deshalb allerdings auch keine groſse Freiheit der Bewegung und keine sonderliche Stoſskraft haben wird, so wird doch der Angreifende nicht im Stande sein, alle Dämme und Wege, auf denen er nicht selbst vorgeht, zu besetzen, und da dürfte es für den Vertheidiger, der das Land kennt und im Besitz der festen Punkte ist, immer noch Mittel geben, um auf diese Weise entweder einen wirklichen Seitenanfall gegen die vorgehenden Angriffskolonnen auszuführen oder ihnen die Verbindung mit ihren Vorräthen abzuschneiden. Wenn man dagegen bedenkt, in welcher sehr gezwungenen Lage sich der Vorgehende befindet, wie er namentlich von seinen Verbindungen abhängiger ist, als in allen andern Fällen, so wird man wohl begreifen, daſs jeder Ausfall des Vertheidigers, der nur eine entfernte Möglichkeit des Erfolges für sich hat, schon als Demonstration von einer groſsen Wirksamkeit sein muſs. Wir sind sehr zweifelhaft, ob der vorsichtige und behutsame Herzog von Braunschweig, wenn die Holländer eine einzige solche Demonstration, z. B. von Utrecht aus, gemacht hätten, es gewagt haben würde sich Amsterdam zu nähern.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vertheidigung der Wälder.

Man muſs vor allem dichte, unwegsame, wild verwachsene Wälder von kultivirten, ausgebreiteten Holzungen unterscheiden, die theils ganz licht sind, theils von vielen Wegen durchschnitten werden.

Die letzteren soll man, sobald von einer Vertheidigungslinie die Rede ist, entweder im Rücken lassen oder sie möglichst vermeiden. Der Verthei-

diger hat mehr als der Angreifende das Bedürfnifs, frei um sich zu sehen, theils weil er in der Regel der Schwächere ist, theils weil ihn die natürlichen Vortheile seiner Lage veranlassen, seinen Plan später zu entwickeln als der Angreifende. Wollte er eine Waldgegend vor sich lassen, so würde er, ein Blinder gegen einen Sehenden, kämpfen. Stellte er sich mitten in den Wald hinein, so wären freilich Beide blind, aber eben diese Gleichheit würde nicht dem natürlichen Bedürfnifs des Vertheidigers entsprechen.

Eine solche Waldgegend kann also mit den Gefechten des Vertheidigers in gar keine vortheilhafte Beziehung gebracht werden, ausgenommen die, dafs er sie hinter seinem Rücken behält und dadurch sowohl alles, was hinter ihm vorgeht, dem Feinde verbirgt, als sie auch zur Deckung und Erleichterung seines Rückzugs benutzt.

Es ist indessen hier nur die Rede von Wäldern in ebenen Gegenden, denn wo der entschiedene Gebirgscharakter eintritt, wird auch sein Einflufs auf die taktischen und strategischen Mafsregeln vorherrschend, und davon haben wir bereits anderswo gesprochen.

Unwegsame Wälder aber, d. h. solche, die nur auf bestimmten Strafsen durchzogen werden können, bieten allerdings einer mittelbaren Vertheidigung ähnliche Vortheile dar, wie die sind, welche sie aus Gebirgen zur günstigen Einleitung einer Schlacht zieht; das Heer kann hinter dem Walde in mehr oder weniger vereinigter Stellung den Feind erwarten, um ihn in dem Augenblick anzufallen, wo er aus den Strafsenengen hervortritt. Ein solcher Wald gleicht in seiner Wirkung mehr einem Gebirge als einem Strom; denn er gestattet zwar nur einen sehr langen und beschwerlichen Durchgang, ist aber in Beziehung auf den Rückzug eher vortheilhaft als gefährlich.

Eine unmittelbare Vertheidigung der Wälder aber, wenn sie auch noch so unwegsam sind, ist selbst für die leichteste Vorpostenkette ein gewagtes Stück Arbeit; denn Verhaue sind nur eingebildete Schranken, und kein Wald ist so unwegsam, dafs man nicht an hundert Stellen mit kleinen Abtheilungen hindurch könnte, und diese gleichen bei einer Vertheidigungskette den ersten Wassertropfen, welche durch einen Deich sintern, und denen bald ein allgemeiner Durchbruch nachfolgt.

Viel wichtiger ist der Einflufs, den grofse Wälder jeder Art bei einer Volksbewaffnung haben; unstreitig sind sie das rechte Element derselben; kann also der strategische Vertheidigungsplan so eingerichtet werden, dafs des Feindes Verbindungslinien durch grofse Wälder laufen, so ist dadurch ein mächtiger Hebel mehr in dem Vertheidigungswerk angebracht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Cordon.

Der Name des Cordons wird jeder Vertheidigungsanstalt gegeben, welche durch eine Reihe an einander hängender Posten einen ganzen Landstrich unmittelbar schützen will. Wir sagen unmittelbar, denn mehrere neben

einander aufgestellte Corps eines grofsen Heeres könnten einen bedeutenden Landstrich vor dem feindlichen Eindringen schützen, ohne einen Cordon zu bilden; dann würde dieser Schutz aber nicht unmittelbar, sondern durch die Wirkung von Kombinationen und Bewegungen stattfinden.

Dass eine so lange Vertheidigungslinie, wie diejenige sein mufs, die einen bedeutenden Landstrich unmittelbar decken soll, nur einen sehr geringen Grad von Widerstandsfähigkeit haben kann, springt in die Augen. Selbst bei den gröfsten Truppenmassen würde dies der Fall sein, wenn ähnliche Truppenmassen dagegen wirkten. Die Absicht eines Cordons kann also nur sein, gegen einen schwachen Stofs zu schützen, sei es, dafs die Willenskraft schwach, oder die Streitkraft, mit der der Stofs erfolgen kann, klein ist.

In diesem Sinne ist die chinesische Mauer errichtet: ein Schutz gegen die Streifereien der Tataren. Diese Bedeutung haben alle Linien- und Grenzvertheidigungs-Anstalten der mit Asien und der Türkei in Berührung stehenden europäischen Staaten. Bei dieser Anwendung hat ein Cordon weder etwas Widersinniges, noch erscheint er unzweckmäfsig. Freilich wird dadurch nicht jede Streiferei abgehalten werden können, aber sie werden doch erschwert und folglich seltener, und bei Verhältnissen wie die mit asiatischen Völkern, welchen gegenüber der Kriegzustand fast nie aufhört, ist das sehr wichtig.

Dieser Bedeutung eines Cordons am nächsten kommen die Linien, welche in den neueren Kriegen auch zwischen europäischen Staaten angelegt wurden, wie die französischen am Rhein und in den Niederlanden. Sie sind im Grunde nur errichtet, um das Land gegen solche Angriffe zu schützen, die blos darauf abgesehen sind, Kontributionen einzutreiben und auf Unkosten des Gegners zu leben. Sie sollen also nur Nebenunternehmungen abhalten und folglich auch nur von einer untergeordneten Macht vertheidigt werden. Aber freilich wird in den Fällen, in denen die feindliche Hauptmacht die Richtung gegen diese Linie nimmt, auch der Vertheidiger genöthigt sein, sie mit seiner Hauptmacht zu besetzen, woraus denn nicht die besten Vertheidigungsanstalten entspringen. Um dieses Nachtheils willen, und weil der Schutz gegen Streifereien in einem vorübergehenden Kriege ein Zweck von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist, für den durch das Dasein solcher Linien leicht ein zu grofser Kraftaufwand abgezwungen werden kann, sind sie in unsern Tagen als eine schädliche Mafsregel angesehen worden. Je stärker die Kraft ist, mit welcher der Krieg tobt, um so unnützer und gefährlicher ist dieses Mittel.

Endlich sind noch alle sehr ausgedehnten Vorpostenlinien, welche die Quartiere eines Heeres decken und einen gewissen Widerstand leisten sollen, als wahre Cordons zu betrachten.

Dieser Widerstand ist hauptsächlich gegen Streifereien und andere kleine, gegen die Sicherheit einzelner Quartiere gerichtete Unternehmungen bestimmt, und dazu kann er, wenn die Gegend günstig ist, hinreichende Stärke gewinnen. Gegen die anrückende Hauptmacht des Feindes kann der Widerstand nur ein relativer, d. h. auf Zeitgewinn berechneter, sein; aber auch dieser Zeitgewinn wird in den meisten Fällen nicht sehr beträchtlich sein

und also auch weniger als der Zweck des Vorposten-Cordons angesehen werden können. Das Versammeln und Anrücken des feindlichen Heeres selbst kann niemals so unbemerkt geschehen, dafs der Vertheidiger erst durch seine Vorposten davon Nachricht erhielte, und er würde in solchem Falle sehr zu bedauern sein.

Es ist also auch in diesem Fall der Cordon nur gegen den Angriff einer schwachen Kraft aufgestellt und steht wie in den andern beiden Fällen nicht mit seiner Bestimmung in Widerspruch.

Dafs aber die zur Vertheidigung eines Landes bestimmte Hauptmacht gegen die feindliche Hauptmacht sich in eine lange Reihe von Defensivposten, also in einen Cordon auflöst, scheint so widersinnig zu sein, dafs man nach den nähern Umständen forschen mufs, welche dieses Vorkommen begleiten und motiviren..

Jede Stellung im Gebirgsboden, wenn sie auch mit der Absicht einer Schlacht mit ganz vereinigter Macht genommen ist, kann und mufs nothwendig ausgedehnter sein als in der Ebene. Sie **kann** es, weil der Beistand des Bodens die Widerstandsfähigkeit sehr erhöht, sie **mufs** es, weil man eine breitere Rückzugsbasis braucht, wie wir in dem Kapitel von der Gebirgsvertheidigung schon gezeigt haben. Ist aber die Aussicht auf eine Schlacht nicht nahe, ist es wahrscheinlich, dafs der Gegner uns geraume Zeit gegenüber bleiben wird, ohne etwas Anderes zu unternehmen, als wozu sich ihm gerade eine vortheilhafte Gelegenheit darbietet (ein Zustand, der in den meisten Kriegen der gewöhnliche war), so ist es auch natürlich, sich in Betreff der Gegend nicht auf den nothwendigsten Besitz zu beschränken, sondern Herr von so viel Land rechts und links zu bleiben, als es die Sicherheit unseres Heeres uns gestattet, woraus, wie wir das noch näher angeben werden, mancherlei Vortheile für uns entspringen. In einer offenen und zugänglichen Gegend kann dies durch das Prinzip der **Bewegung** in einem höhern Grade erreicht werden als im Gebirge, daher ist die Ausdehnung und Zersplitterung der Streitkraft dort zu diesem Zweck weniger nothwendig; sie würde aber auch viel gefährlicher sein, weil jeder Theil weniger Widerstandsfähigkeit hat.

Im Gebirge aber, wo aller Besitz der Gegend mehr von ihrer örtlichen Vertheidigung abhängt, wo man nicht so schnell nach einem bedrohten Punkte hinkommen, und wo man, wenn der Feind ihn früher erreicht hat, diesen nicht so leicht wieder durch einige Ueberlegenheit vertreiben kann, — im Gebirge wird man unter diesen Umständen immer zu einer solchen Aufstellung kommen, die, wenn sie auch nicht ein eigentlicher Cordon wird, doch als eine Reihe von Vertheidigungsposten demselben nahe kommt. Von einer solchen in mehrere Posten aufgelösten Aufstellung bis zum Cordon ist freilich noch ein grofser Schritt, aber die Feldherren thun ihn nichts desto weniger oft, ohne es selbst zu wissen, weil sie von einer Stufe zur andern fortgezogen werden. Anfangs ist die Deckung und der Besitz des Landes der Zweck der Theilung, später wird es die Sicherheit der Streitkraft selbst. Jeder Befehlshaber eines Postens berechnet den Vortheil, welcher ihm aus der Besetzung dieses oder jenes Zugangspunktes entspringen würde, der rechts oder

links neben seinem Posten liegt, und so kommt das Ganze unmerklich von einer Stufe der Theilung zur andern.

Ein Cordonkrieg mit der Hauptmacht ist also, wenn er entsteht, nicht als eine absichtlich gewählte Form zu betrachten, um jeden Stofs der feindlichen Kräfte aufzuhalten, sondern als eine Lage, in welche man durch die Verfolgung eines ganz andern Ziels hineingerathen ist, nämlich durch die Behauptung und Deckung des Landes gegen einen Feind, der keine Hauptunternehmung beabsichtigt. Immer bleibt eine solche Lage ein Fehler, und die Gründe, die dem Feldherrn nach und nach einen kleinen Posten nach dem andern abgelockt haben, sind in Beziehung auf den Zweck einer Hauptmacht kleinlich zu nennen; allein diese Ansicht zeigt wenigstens die Möglichkeit einer solchen Verirrung. Dafs es eine solche Verirrung, nämlich ein Verkennen des Gegners und der eigenen Lage ist, übersieht man und spricht nur von dem fehlerhaften System. Man läfst aber dies System stillschweigend da gelten, wo es mit Vortheil oder wenigstens ohne Schaden befolgt worden ist. Jedermann rühmt die fehlerfreien Feldzüge des Prinzen Heinrich im siebenjährigen Kriege, weil der König sie so benannt hat, obgleich diese Feldzüge die allerstärksten und unbegreiflichsten Beispiele von so ausgedehnter Postenstellung enthalten, dafs sie den Namen eines Cordons eben so sehr verdienen wie irgend andere. Man kann diese Stellungen vollkommen rechtfertigen, wenn man sagt: Der Prinz kannte seine Gegner, er wufste, dafs er keine entscheidenden Unternehmungen zu fürchten hatte, und da übrigens der Zweck seiner Aufstellung war, immer einen so grofsen Landstrich als möglich inne zu haben, so ging er so weit, wie die Umstände nur irgend gestatten wollten. Wäre der Prinz in einem solchen Spinngewebe einmal verunglückt, und zu einem tüchtigen Verlust gekommen, so hätte man sagen müssen, nicht, dafs der Prinz ein fehlerhaftes Kriegssystem befolgte, sondern dafs er sich in seiner Mafsregel vergriffen, sie auf einen ungeeigneten Fall angewendet hatte.

Wenn wir uns auf diese Weise bemühen begreiflich zu machen, wie ein sogenanntes Cordonsystem bei der Hauptmacht des Kriegstheaters entstehen, ja wie es vernünftig und nützlich sein kann, also dann nicht mehr als eine Absurdität erscheint, so wollen wir nur zugleich bekennen, dafs es wirklich Fälle gegeben zu haben scheint, wo die Feldherren oder ihr Generalstab die eigentliche Bedeutung eines Cordonsystems übersehen, seinen relativen Werth für einen allgemeinen gehalten und es wirklich zur Deckung gegen jeden feindlichen Angriff geeignet geglaubt haben, wo also keine Verwechselung der Mafsregel, sondern ein vollkommenes Mifsverstehen derselben stattgefunden hat; wir wollen es gestehen, dafs diese wahre Absurdität unter andern bei der Vertheidigung der Vogesen durch das preufsische und österreichische Heer 1793 und 1794 stattgefunden zu haben scheint.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Schlüssel des Landes.

Es giebt in der Kriegskunst keine theoretische Vorstellung, welche in der Kritik eine solche Rolle gespielt hat als diejenige, mit welcher wir uns hier beschäftigen. Sie ist das Paradepferd aller Schlacht- und Feldzugsbeschreibungen, der häufigste Standpunkt alles Raisonnements und eines von jenen Fragmenten wissenschaftlicher Form, mit denen die Kritik sich viel weifs. Und doch steht der damit verbundene Begriff weder fest, noch ist er je deutlich ausgesprochen worden.

Wir wollen versuchen, ihn deutlich zu entwickeln, und sehen, welchen Werth er dann noch für das praktische Handeln behalten wird.

Wir behandeln ihn hier, weil die Gebirgs- und Flufsvertheidigung, sowie die Begriffe von festen und verschanzten Stellungen, an die er sich zunächst anschliefst, vorausgegangen sein mufsten.

Der unbestimmte, verworrene Begriff, welcher sich hinter dieser uralten militärischen Metapher versteckt, hat bald die Gegend bedeutet, wo ein Land am offensten, bald die, wo es am stärksten ist.

Wenn es eine Gegend giebt, ohne deren Besitz man es nicht wagen darf, in das feindliche Land einzudringen, so wird sie mit Recht der Schlüssel des Landes genannt werden. Allein diese einfache, aber freilich auch nicht sehr fruchtbare Vorstellung hat den Theoretikern nicht genügt, sie haben sie potenzirt und sich unter Schlüssel des Landes Punkte gedacht, welche über den Besitz des Ganzen entscheiden.

Wenn die Russen in die Halbinsel der Krim vordringen wollten, so mufsten sie sich zu Herren von Perekop und seinen Linien machen, nicht sowohl, um dadurch überhaupt den Eingang zu gewinnen, denn Lascy hat sie zweimal (1737 und 1738) umgangen, sondern um in der Krim sich mit leidlicher Sicherheit festsetzen zu können. Das ist sehr einfach, aber freilich gewinnt man dabei durch den Begriff eines Schlüsselpunktes eben nicht viel. Wenn man aber sagen könnte: wer die Gegend von Langres inne hat, Der besitzt oder beherrscht ganz Frankreich bis Paris hin, d. h. es hängt dann nur von ihm ab, es in Besitz zu nehmen, so wäre das offenbar etwas ganz Anderes, etwas von einer viel höheren Wichtigkeit. Nach der ersten Vorstellungsart kann der Besitz des Landes nicht ohne den Besitz des Punktes, den wir Schlüssel nennen, gedacht werden, das begreift sich mit blofsem gemeinen Verstande; nach der zweiten Vorstellungsart aber kann der Besitz des Punktes, den man Schlüssel nennen will, nicht gedacht werden, ohne dafs der Besitz des Landes daraus folgt, das ist offenbar etwas Wunderbares; um es zu begreifen, reicht gemeiner Verstand nicht mehr hin; es ist dazu die Magie geheimer Wissenschaft nöthig. Diese Kabbala ist wirklich vor etwa fünfzig Jahren in Büchern entstanden, hat am Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Culminationspunkt erreicht und trotz der überwältigenden Kraft, Sicherheit und Klarheit, mit der die Kriegsführung Bonaparte's die Ueber-

zeugungen fortrifs, wir sagen, jene Kabbala hat demungeachtet ihr zähes Leben noch in Büchern an einem dünnen Faden fortzuspinnen gewufst.

Dafs es in jedem Lande (wenn wir unsern Begriff des Schlüsselpunktes verlassen wollen), auch noch Punkte von vorherrschender Wichtigkeit giebt, in welchen sich viele Strafsen vereinigen, in welchen man seine Unterhaltsmittel bequem beziehen, von welchen aus man sich bequem hier- oder dorthin wenden kann, kurz, durch deren Besitz man mancherlei Bedürfnisse befriedigt, mancherlei Vortheile gewinnt, das versteht sich von selbst. Wenn nun die Feldherren die Wichtigkeit eines solchen Punktes mit einem Worte haben bezeichnen wollen und ihn deshalb Schlüssel des Landes genannt haben, so wäre es eine Pedanterie, daran Anstofs zu nehmen, vielmehr hat der Ausdruck dann viel Bezeichnendes und Gefälliges. Wenn man aber aus dieser blofsen Blume des Stils einen Kern machen will, aus dem sich ein ganzes System mit mannichfaltigen Verzweigungen wie ein Baum entwickeln soll, so fordert man den gesunden Menschenverstand heraus, den Ausdruck auf seinen wahren Werth zurückzuführen.

Von der praktischen, aber freilich sehr unbestimmten Bedeutung, welche der Begriff eines Schlüssels des Landes in den Erzählungen der Feldherren hat, wenn sie von ihren Kriegsunternehmungen sprechen, mufste man zu einer bestimmteren, also einseitigeren übergehen, wenn man ein System daraus entwickeln wollte. Man wählte unter allen Beziehungen die der hohen Gegend.

Wenn eine Strafse einen Gebirgsrücken durchschneidet, so dankt man dem Himmel, wenn man auf dem höchsten Punkt angelangt ist, und es nun an das Hinabsteigen geht. Dies ist schon beim einzelnen Reisenden der Fall, noch mehr bei einem Heere. Alle Schwierigkeiten scheinen überwunden und sind es auch meistens wirklich; das Hinuntersteigen ist ein Leichtes, man fühlt sein Uebergewicht über Jeden, der es uns verwehren wollte; man übersieht das Land vor sich und beherrscht es mit dem Blick im Voraus. So ist stets der höchste Punkt, den eine Strafse beim Durchzug eines Gebirges erreicht, als der entscheidende betrachtet worden; er ist es auch in der Mehrheit der Fälle, aber keineswegs in allen. Solche Punkte sind sehr häufig von den Feldherren in ihren Geschichtserzählungen mit dem Namen von Schlüsselpunkten, freilich wieder in einem etwas andern Sinn und meistens in beschränkter Beziehung, bezeichnet worden. An diese Vorstellung hat die falsche Theorie (als deren Gründer vielleicht Lloyd zu betrachten ist) vorzugsweise angeknüpft, und deshalb diejenigen hohen Punkte, von welchen mehrere Strafsen in das zu betretende Land hinabführen, als die Schlüsselpunkte dieses Landes angesehen, als Punkte, welche das Land beherrschen. Es war natürlich, dafs diese Vorstellungsart mit einer ihr nahe verwandten, mit der einer systematischen Gebirgsvertheidigung, zusammenflofs und dafs die Sache dadurch noch weiter in das Illusorische hineingetrieben wurde; hierzu kamen noch manche taktische Elemente, auf welche es bei der Gebirgsvertheidigung ankommt, ins Spiel, und so wurde denn bald der Begriff des höchsten Strafsenpunktes verlassen und überhaupt der höchste Punkt

des ganzen Gebirgssystems, also der **Wassertheilungspunkt** als der Schlüssel des Landes angesehen.

Da nun gerade um jene Zeit, nämlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bestimmtere Vorstellungen über die Bildung der Erdoberfläche durch den Spülungsprozefs verbreitet wurden, so bot die Naturwissenschaft in diesem geologischen System der Kriegstheorie die Hand, und nun war jeder Damm praktischer Wahrheit durchbrochen und alles Raisonnement schwamm in dem illusorischen System einer geologischen Analogie. Daher hörte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, oder vielmehr man **las** von nichts als den Quellen des Rheins und der Donau. Freilich hat dieser Unfug meistens nur in Büchern geherrscht, wie denn immer nur ein kleiner Theil von der Bücherweisheit in die wirkliche Welt übergeht, und zwar um so weniger, je thörichter ihre Theorieen sind; allein die, von welcher wir sprechen, ist zum Schaden Deutschlands nicht ohne Einflufs auf das Handeln geblieben, wir kämpfen also nicht mit Windmühlen, und um dies zu zeigen, wollen wir an zwei Begebenheiten erinnern: erstens an die wichtigen, aber sehr gelehrten Feldzüge des preufsischen Heeres 1793 und 1794 in den Vogesen, zu denen die Bücher Graverts und Massenbachs den theoretischen Schlüssel geben; zweitens an den Feldzug von 1814, wo ein Heer von 200,000 Mann sich am Narrenseil derselben Theorie durch die Schweiz auf das sogenannte Plateau von Langres führen liefs.

Ein hoher Punkt einer Gegend, von dem alle Wasser abfliefsen, ist aber meistens nichts als ein hoher Punkt, und alles, was man von seinem Einflufs auf die kriegerischen Ereignisse in Uebertreibung und falscher Anwendung an sich wahrer Vorstellungen am Ende des achtzehnten und Anfange des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben hat, ist völlig phantastisch. Wenn Rhein und Donau und alle sechs Ströme Deutschlands auf **einem** Berg ihren gemeinschaftlichen Ursprung hätten, so würde dieser darum doch auf keinen gröfsern militärischen Werth Anspruch haben, als etwa ein trigonometrisches Signal auf ihm zu errichten. Zu einem Fanal würde er schon weniger tauglich sein, für eine Vedette noch weniger und für ein Heer ganz und gar nicht.

Die **Schlüsselstellung** des Landes also in der sogenannten **Schlüsselgegend**, nämlich da zu suchen, wo die verschiedenen Gebirgsarme von einem gemeinschaftlichen Punkt ausgehen und die höchsten Quellen liegen, ist eine blofse Bücheridee, welche schon die Natur selbst widerlegt, indem sie die Rücken und Thäler von oben herab nicht so zugänglich macht, wie die bisherige sogenannte Terrainlehre annimmt, sondern Kuppen und Einschnitte nach Gefallen ausstreut und nicht selten den niedrigsten Wasserspiegel mit den höchsten Massen umgiebt. Wenn man die Kriegsgeschichte hierüber befragt, so wird man sich überzeugen, wie wenig regelmäfsigen Einflufs die geologischen Schlufspunkte einer Gegend auf deren kriegerische Benutzung haben, und wie sehr dagegen andere Oertlichkeiten und andere Bedürfnisse überwiegen, so dafs die Stellungslinien oft ganz nahe an jenen Punkten hinlaufen und doch nicht von ihnen angezogen werden.

Wir verlassen diese falsche Vorstellung, bei der wir nur deshalb so lange

verweilt haben, weil sich ein ganzes — sehr vornehmthuendes — System darauf gestützt hat, und kehren zu unserer Ansicht zurück.

Wir sagen also: Wenn der Ausdruck Schlüsselstellung in der Strategie einem selbständigen Begriff entsprechen soli, so kann es nur der einer Gegend sein, ohne deren Besitz man nicht wagen darf, in ein Land einzudringen. Will man aber damit auch jeden bequemen Eingang in ein Land oder jeden bequemen Centralpunkt in demselben bezeichnen, so verliert die Benennung ihren eigenthümlichen Begriff (d. h. ihren Werth) und bezeichnet etwas, was sich mehr oder weniger überall finden mufs; sie wird dann blos eine gefällige Redefigur.

Jene Stellungen aber, welche wir uns dabei denken, sind dann freilich selten genug zu finden. Meistens liegt der beste Schlüssel zum Lande im feindlichen Heer, und wo der Begriff der Gegend über den Begriff der Streitkraft vorherrschen soll, müssen schon besonders günstige Bedingungen obwalten; diese lassen sich nach unserer Meinung in zwei Hauptwirkungen erkennen: erstens dafs die darin aufgestellte Streitkraft durch den Beistand des Bodens eines starken taktischen Widerstandes fähig sei; zweitens dafs die Stellung früher die Verbindungslinie des Feindes wirksam bedrohe, als die eigene von ihm bedroht wird [1]).

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Flankenwirkung.

Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, dafs wir von der strategischen Flanke, d. h. der Seite des Kriegstheaters sprechen, und dafs der Anfall von der Seite in der Schlacht, also die taktische Flankenwirkung, damit nicht zu verwechseln ist, selbst in den Fällen, wo die strategische Flankenwirkung in ihrem letzten Stadium mit einem taktischen zusammenfiele, ganz füglich davon getrennt werden kann, weil niemals die eine nothwendig aus der andern folgt.

Diese Flankenwirkungen und die dahin gehörigen Flankenstellungen gehören auch zu den Paradepferden der Theorie, die man im Kriege nur selten gewahr wird. Nicht dafs das Mittel selbst unwirksam oder illusorisch wäre, sondern weil beide Theile sich gewöhnlich gegen die Wirkungen desselben zu verwahren suchen; die Fälle aber, in denen dies nicht möglich wäre, gehören zu den seltenen. In diesen seltenen nun hat jenes Mittel auch oft eine grofse Wirksamkeit gezeigt, und wegen dieser sowie eben wegen jener beständigen Rücksicht, die es im Kriege hervorruft, ist es wichtig, in der

---

[1]) Das ganze Kapitel gehört zu jenen „polemischen“ Abhandlungen, in welchen Clausewitz in seiner prägnanten und klaren Weise mit „Vorurtheilen und Salbadereien“ aufräumt, die fortan von der Bildfläche moderner Theorien so vollständig verschwinden, dafs unserer Generation fast das Verständnifs dafür fehlt, wie dergleichen jemals hat nothwendig sein können.

Theorie eine deutliche Vorstellung davon zu geben. Obgleich die strategische Flankenwirkung natürlich nicht blos bei der Vertheidigung, sondern auch beim Angriff denkbar ist, so ist sie doch der erstern viel analoger und findet deshalb ihren Platz unter den Vertheidigungsmitteln.

Ehe wir in die Sache eingehen, müssen wir den einfachen Grundsatz aufstellen und dann bei der Betrachtung nie aus den Augen verlieren, dafs Kräfte, die im Rücken und in der Seite des Feindes wirken sollen, nicht vorn gegen ihn wirken können; dafs es also eine ganz falsche Vorstellungsart ist, wenn man, sei es in der Taktik oder in der Strategie, das in den Rücken Kommen schon an sich für etwas hält. An sich ist dies noch nichts, sondern es wird erst etwas in Beziehung auf andere Dinge, und zwar entweder etwas Vortheilhaftes oder auch etwas Nachtheiliges, jenachdem diese andern Dinge sind, auf deren Untersuchung es uns nun vorzüglich ankommt.

Zuerst müssen wir bei der Wirkung gegen die strategische Seite zwei Gegenstände derselben unterscheiden, nämlich die Wirkung auf die blofse Verbindungslinie von der Wirkung auf die Rückzugslinie, mit der denn auch eine Wirkung auf die Verbindungslinie verbunden sein kann.

Als Daun 1758 Streifcorps absandte, um die zur Belagerung von Olmütz gehenden Zufuhren aufzuheben, wollte er dem Könige offenbar den Rückzug nach Schlesien nicht verlegen, er wollte ihn vielmehr dazu veranlassen und würde ihm den Weg gern geöffnet haben.

Im Feldzuge von 1812 hatten alle Streifcorps, welche in den Monaten September und Oktober von dem russischen Hauptheer abgingen, nur die Absicht, die Verbindung zu unterbrechen, nicht den Rückzug zu verlegen; Letzteres war aber ganz offenbar die Absicht der Moldauarmee, welche unter Tschitschagof gegen die Berezina vorrückte, so wie des Angriffs, welcher dem General Wittgenstein gegen die an der Düna stehenden Corps aufgetragen wurde.

Diese Beispiele blos zur Klarheit der Vorstellungen.

Die Wirkung auf die Verbindungslinien ist gegen die feindlichen Zufuhren, gegen nachrückende kleine Haufen, gegen Couriere und Reisende, gegen kleine feindliche Depots u. s. w. gerichtet, also gegen lauter Gegenstände, die zum kräftigen und gesunden Bestehen des feindlichen Heeres nöthig sind; sie soll also den Zustand dieses Heeres auf diese Weise schwächen und dasselbe dadurch zum Rückzuge veranlassen.

Die Wirkung auf die feindliche Rückzugslinie soll dem feindlichen Heer diesen Rückzug abschneiden; sie kann diesen Zweck nur erreichen, wenn der Gegner den Rückzug wirklich beschliefst; aber freilich kann sie ihn dadurch, dafs sie ihn bedroht, auch veranlassen, und also, indem sie als Demonstration wirkt, denselben Erfolg haben, wie die Wirkung auf die Verbindungslinie. Alle diese Wirkungen können aber, wie schon gesagt, nicht von dem blofsen Umgehen, nicht von der blofsen geometrischen Form in der Aufstellung der Streitkräfte, sondern nur von den dazu passenden Bedingungen erwartet werden.

Um diese Bedingungen deutlicher zu erkennen, wollen wir beide Flanken-

wirkungen ganz trennen und zuerst die auf die Verbindungslinie gerichtete betrachten.

Hier müssen wir zuerst zwei Hauptbedingungen aufstellen, von denen entweder die eine oder die andere vorhanden sein mufs.

Die erste ist: dafs zu dieser Wirkung auf die feindliche Verbindungslinie Streitkräfte genügen, die so unbedeutend sind, dafs sie in der Fronte kaum vermifst werden;

die zweite: dafs das feindliche Heer sich am Ende seiner Bahn befinde, und also von einem neuen Sieg über das unsrige keinen Gebrauch mehr machen oder demselben, wenn es ausweicht, nicht mehr folgen könne.

Diesen letzteren Fall, welcher keineswegs so selten ist, wie es scheinen möchte, lassen wir vor der Hand liegen und beschäftigen uns mit den weiteren Bedingungen des ersten.

Die nächste dieser Bedingungen ist, dafs die feindliche Verbindungslinie eine gewisse Länge habe und nicht mehr durch ein paar gute Posten gedeckt werden könne; die zweite, dafs sie durch ihre Lage unserer Einwirkung blofsgestellt sei.

Diese Blofsstellung kann von einer doppelten Art sein: entweder durch die Richtung, wenn diese nicht senkrecht auf die Aufstellungsfronte des feindlichen Heeres trifft, oder dadurch, dafs dessen Verbindungslinie durch unser Land geht; vereinigen sich beide Voraussetzungen, so wird die Blofsstellung um so gröfser. Beide Verhältnisse bedürfen einer näheren Auseinandersetzung

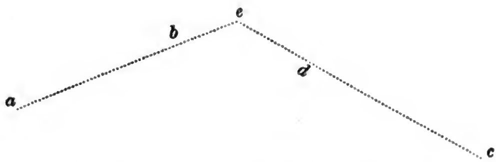
Man sollte glauben, dafs, wenn von Deckungen einer vierzig oder fünfzig Meilen langen Verbindungslinie die Rede ist, wenig darauf ankomme, ob das am Ende dieser Linie stehende Heer schief oder senkrecht in Beziehung auf diese Linie stehe, da seine Ausdehnung gegen die Linie fast nur als ein Punkt erscheint, und doch ist dies anders. Selbst bei bedeutender Ueberlegenheit ist es schwer, in einem solchen Fall die feindliche Verbindungslinie durch Streifereien, die vom Heer ausgehen, zu unterbrechen. Wenn man nur an die Schwierigkeit denkt, einen gewissen Raum absolut zu decken, so sollte man dies nicht glauben, sondern meinen, es müsse im Gegentheil einem Heere schwer werden, seinen Rücken (d. h. die Gegend hinter sich) gegen alle Haufen zu decken, die ein überlegener Feind absenden kann. Allerdings, wenn man im Kriege alles übersähe, wie auf dem Papiere! Alsdann würde der Deckende in seiner Unwissenheit, auf welchen Punkten die Streiftruppen erscheinen werden, gewissermafsen blind sein und der Parteigänger allein sehend. Aber wenn man an die Unsicherheit und Unvollständigkeit aller Nachrichten denkt, die man im Kriege erhält, und weifs, dafs beide Theile unaufhörlich im Finstern tappen, so sieht man wohl, dafs die Streifpartei, welche um die Flügel eines feindlichen Heeres herum in seinen Rücken gesendet worden ist, sich in dem Fall eines Menschen befindet, der in einem dunkeln Zimmer es mit Vielen zu thun hat. Auf die Dauer mufs er zu Grunde gehen; so also auch die Haufen, die das feindliche Heer in einer senkrechten Stellung umgehen, sich also in seiner Nähe und von dem eigenen ganz getrennt befinden. Nicht genug, dafs man in Gefahr

ist, auf diese Weise viel Kräfte zu verlieren, sondern das Instrument selbst wird sich augenblicklich abstumpfen; das erste unglückliche Schicksal eines einzigen solchen Haufens wird alle andern verzagt machen, und anstatt kühner Anfälle und dreisten Neckens wird man nur das Schauspiel beständigen Entfliehens haben.

Durch diese Schwierigkeit deckt also die gerade Aufstellung eines Heeres die nächsten Punkte seiner Verbindungslinien, und zwar je nach der Stärke des Heeres, auf zwei bis drei Märsche; diese nächsten Punkte aber sind die am meisten bedrohten, weil sie auch dem feindlichen Heer am nächsten liegen.

Dagegen ist bei einer merklich schiefen Aufstellung kein solcher Theil der Verbindungslinie gesichert; der kleinste Druck, der gefahrloseste Versuch von Seiten des Gegners führt sogleich auf einen empfindlichen Punkt.

Was bestimmt nun aber die Fronte einer Aufstellung, wenn es nicht eben die senkrechte Richtung auf die Verbindungslinie ist? Die Fronte des Gegners; aber diese kann eben so gut als abhängig von unserer Fronte gedacht werden. Hier tritt eine Wechselwirkung ein, deren Anfangspunkt wir suchen müssen.



Denken wir uns die Verbindungslinie des Angreifenden a b gegen die des Vertheidigers c d so gelegen, dafs sie einen beträchtlichen Winkel mit ihr macht, so ist klar, dafs, wenn der Vertheidiger seine Aufstellung in e nehmen wollte, wo beide Linien zusammentreffen, der Angreifende von b aus ihn durch das blofse geometrische Verhältnifs zwingen könnte, Fronte gegen ihn zu machen und folglich seine Verbindungslinie blofszugeben. Umgekehrt würde es sein, wenn der Vertheidiger seine Aufstellung diesseits des Vereinigungspunktes, etwa in d, nähme; dann würde der Angreifende Fronte gegen ihn machen müssen, vorausgesetzt, dafs er die Lage seiner Unternehmungslinie, die durch geographische Gegenstände näher bestimmt ist, nicht willkürlich verändern und sie zum Beispiel wie a d ziehen könne. Hieraus würde hervorgehen, dafs der Vertheidiger in diesem System der Wechselwirkung einen Vortheil voraus hätte, weil er seine Stellung nur diesseits des Zusammentreffens beider Linien zu nehmen braucht. Allein weit entfernt, auf dieses geometrische Element eine grofse Wichtigkeit zu legen, führen wir die Betrachtung blos darauf zurück, um uns vollkommen verständlich zu machen, und sind vielmehr überzeugt, dafs örtliche und überhaupt individuelle Verhältnisse die Aufstellung des Vertheidigers viel stärker

bedingen werden, daſs sich also durchaus nicht allgemein angeben läſst, welcher von beiden Theilen in dem Falle sein wird, seine Verbindungslinie mehr bloſszugeben.

Liegen die gegenseitigen Verbindungslinien in einer und derselben Richtung, so wird allerdings derjenige von beiden Theilen, welcher eine schiefe Aufstellung dagegen nimmt, den Andern zwingen, ein Gleiches zu thun, dann aber ist geometrisch nichts dabei gewonnen, und beide Theile kommen in dieselben Vortheile und Nachtheile.

Wir halten uns also für unsere weitere Betrachtung nur an die Thatsache einer einseitig bloſsgestellten Verbindungslinie.

Was nun das zweite nachtheilige Verhältniſs einer Verbindungslinie betrifft, wenn sie nämlich durch feindliches Land läuft, so ist es an sich klar, in welchem Grade sie dadurch bloſsgestellt ist, wenn die Einwohner dieses Landes zu den Waffen gegriffen haben, und folglich die Sache so angesehen werden muſs, als wenn längs der ganzen Linie hin eine feindliche Macht aufmarschirt wäre; diese Macht ist zwar an sich sehr schwach, ohne Dichtigkeit und intensive Stärke, aber man bedenke, was nichts desto weniger eine solche feindliche Berührung und Einwirkung durch die Menge der Punkte sagen will, die sich auf einer beträchtlichen Verbindungslinie einer neben dem andern befinden. Das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Aber auch dann, wenn die feindlichen Unterthanen nicht zu den Waffen gegriffen haben, und selbst wenn in dem Lande keine Landwehren und andere kriegerische Einrichtungen stattfinden, ja, wenn auch das Volk von sehr unkriegerischem Geiste ist, bleibt immer das bloſse Unterthanenverhältniſs zur feindlichen Regierung ein für die Verbindungslinie des andern Theils sehr fühlbarer Nachtheil. Der Beistand, welchen ein streifender Haufe durch bloſse leichtere Verständigung mit den Einwohnern, durch Bekanntschaft mit der Gegend und den Menschen, durch Nachrichten, durch Unserstützung der Behörden genieſst, ist für ihn von entscheidendem Werth; und dieser Beistand wird ohne besondere Kraftanstrengung einem jeden solcher Haufen zu Theil. Dazu kommt, daſs es in einer gewissen Entfernung doch niemals an Festungen, Strömen, Gebirgen oder andern Zufluchtsorten fehlen wird, die dem Gegner jederzeit angehören, wenn wir sie nicht förmlich in Besitz genommen und mit Besatzungen versehen haben.

In einem solchen Falle nun, besonders wenn ihn andere günstige Umstände begleiten, ist die Wirkung auf die feindliche Verbindungslinie auch dann möglich, wenn ihre Richtung senkrecht auf die feindliche Aufstellung ist, denn unsere Streiftruppen brauchen dann nicht immer zum Heer zurückzukehren, sondern können in dem bloſsen Ausweichen ins eigene Land hinein hinreichenden Schutz finden.

Wir haben also jetzt:

1. eine beträchtliche Länge,
2. eine schiefe Lage, und
3. feindliches Gebiet

als die Hauptumstände kennen gelernt, unter welchen die Verbindungslinien eines Heeres durch verhältniſsmäſsig geringe Streitkräfte des Feindes

unterbrochen werden können; dafs diese Unterbrechung wirksam sei, erfordert noch eine vierte Bedingung, nämlich eine gewisse Dauer. In dieser Beziehung berufen wir uns auf das, was wir im fünfzehnten Kapitel des fünften Buches darüber gesagt haben.

Diese vier Bedingungen sind aber nur die Hauptverhältnisse, welche den Gegenstand umfassen; es knüpfen sich daran eine Menge örtlicher und individueller Umstände, die oft sehr viel wichtiger und durchgreifender werden, als die Hauptverhältnisse selbst. Um nur an die wesentlichsten zu erinnern, so nennen wir: die Beschaffenheit der Strafsen, die Natur der Gegend, durch welche sie führen, die Deckungsmittel, welche Ströme, Gebirge, Moräste darbieten können, die Jahreszeit und Witterung, die Wichtigkeit einzelner Zufuhren, wie eines Belagerungstrains, die Zahl leichter Truppen etc. etc.

Von allen diesen Umständen also wird der Erfolg abhängen, mit welchem ein Feldherr auf die Verbindungslinie seines Gegners wirken kann, und indem man das Resultat aller dieser Umstände bei dem einen mit dem Resultat derselben Umstände bei dem andern vergleicht, kommt man auf das Verhältnifs beider Verbindungssysteme, von dem es abhängen wird, welcher von beiden Feldherren den andern in diesem Punkt überbieten kann.

Was sich hier in der Entwickelung so weitläufig ausnimmt, entscheidet sich im konkreten Fall oft auf den ersten Blick; aber es ist doch der Takt eines geübten Urtheils dazu nöthig, und man mufs an alle die hier entwickelten Fälle einmal gedacht haben, um sich bewufst zu sein, wie die gewöhnliche Thorheit der kritischen Schriftsteller betrachtet werden mufs, wenn sie glauben, mit den blofsen Worten: „Umgehung“ und „Flankenwirkung“ ohne nähere Motive etwas ausgemacht zu haben.

Wir kommen jetzt zur zweiten Hauptbedingung, unter welcher die strategische Flankenwirkung stattfinden kann.

Ist das feindliche Heer am weiteren Vordringen durch irgend einen anderen Grund, als den Widerstand unseres Heeres, gehindert, sei dieser Grund, welcher er wolle, so darf unser Heer auch nicht mehr scheuen, sich durch beträchtliche Entsendungen zu schwächen; denn wollte das feindliche uns auch wirklich dafür durch einen Angriff bestrafen, so dürften wir nur ausweichen. Dies war der Fall des russischen Haupttheeres im Jahre 1812 bei Moskau. Es sind aber gar nicht so grofse Dimensionen und Verhältnisse nöthig, wie in diesem Feldzuge stattfanden, um einen solchen Fall hervorzubringen. Friedrich der Grofse war an der Grenze Böhmens oder Mährens in den ersten schlesischen Kriegen jedesmal in diesem Fall, und es lassen sich in dem zusammengesetzten Verhältnifs der Feldherren und ihrer Heere viele der verschiedenartigsten, namentlich politischen Ursachen denken, die das Weitergehen unmöglich machen.

Da in diesem Fall die auf die Flankenwirkung verwendeten Streitkräfte beträchtlicher sein können, so brauchen die übrigen Bedingungen weniger günstig zu sein; selbst das Verhältnifs unseres Verbindungssystems zu dem feindlichen braucht nicht zu unserm Vortheil zu sein, da der Feind, der von unserm weiteren Rückzug keinen sonderlichen Gebrauch machen kann, nicht

leicht das Vergeltungsrecht üben, sondern mehr auf die unmittelbare Deckung des eigenen Rückzuges bedacht sein wird.

Eine solche Lage ist also sehr geeignet, um diejenige Wirkung, die man in einer Schlacht nicht suchen will, weil man diese für zu gewagt hält, durch ein Mittel zu erreichen, welches weniger glänzend und erfolgreich, als ein Sieg, aber auch weniger gefährlich ist.

Da in solchem Fall eine Seitenstellung, durch welche die eigenen Verbindungen blofsgestellt werden, weniger Bedenken hat, und dadurch eine schiefe Aufstellung des Gegners gegen seine Verbindungslinien jedesmal erhalten werden kann, so wird diese eine der oben aufgestellten Bedingungen nicht leicht fehlen. Je mehr die übrigen und andere günstige Umstände mitwirken, um so eher wird man sich von dem Mittel einen glücklichen Erfolg versprechen können; je weniger aber solche begünstigende Umstände vorhanden sind, um so mehr wird alles auf überlegene Geschicklichkeit in den Kombinationen und auf Schnelligkeit und Sicherheit in der Ausführung ankommen.

Hier ist das eigentliche Feld des strategischen Manövrirens, wie es im siebenjährigen Kriege in Schlesien und Sachsen, in den Feldzügen von 1760 und 1762, so vielfältig vorkommt. Wenn in vielen Kriegen von schwacher Elementarkraft ein solches strategisches Manövriren so häufig vorkommt, so geschieht dies freilich nicht, weil der Fall, dafs ein Feldherr sich am Ende seiner Bahn befände, eben so häufig wäre; sondern weil Mangel an Entschlossenheit, Muth und Unternehmungsgeist, Furcht vor Verantwortlichkeit oft die Stelle wahrer Gegengewichte vertreten, wobei wir nur an Feldmarschall Daun zu erinnern brauchen.

Wollen wir von unsern Betrachtungen noch ein Haupt-Resultat zusammenfassen, so wäre es das, dafs die Flankenwirkung am wirksamsten sein wird:

1. bei der Vertheidigung;
2. gegen das Ende des Feldzuges;
3. vorzugsweise beim Rückzug in das Innere des Landes, und
4. in Verbindung mit einer Volksbewaffnung.

Ueber die Ausführung dieser Wirkung auf die Verbindungslinien haben wir nur ein paar Worte zu sagen.

Die Unternehmungen müssen durch gewandte Parteigänger ausgeführt werden, die mit schwachen Haufen durch kühne Märsche und Angriffe auf die feindlichen kleinen Besatzungen, Zufuhren, hin- und herziehenden kleinen Haufen fallen, den Landsturm ermuntern und sich mit ihm zu einzelnen Unternehmungen vereinigen. Sie müssen mehr zahlreich, als stark, und so organisirt sein, dafs die Vereinigung mehrerer zu einem gröfseren Unternehmen möglich wird und nicht in der Eitelkeit und Willkür der einzelnen Führer ein zu grofses Hindernifs findet.

Jetzt haben wir noch von der Wirkung auf die Rückzugslinie zu reden.

Hier ist es, wo wir den gleich Anfangs aufgestellten Grundsatz vorzüglich im Auge haben müssen, dafs, was hinten wirken soll, nicht vorn gebraucht werden kann, dafs also die Wirkung von hinten oder von der Seite

an sich nicht als eine Vermehrung der Kräfte, sondern nur als eine potenzirte Verwendung derselben betrachtet werden mufs; potenzirt von Seiten des Erfolges, aber auch potenzirt von Seiten der Gefahr.

Jeder Widerstand mit dem Schwert, der nicht ein gerader und einfacher ist, hat die Tendenz, die Wirkung auf Kosten der Sicherheit zu erhöhen. Eine Wirkung von der Seite, sei es mit vereinigter, oder von mehreren Seiten mit getrennter und umfassender Macht, gehört in diese Kategorie.

Nun ist aber bei dem Abschneiden des Rückzuges, wenn es nicht als eine blofse Demonstration, sondern ernstlich gemeint sein soll, eine entscheidende Schlacht, oder wenigstens die Vereinigung aller Bedingungen zu derselben, die eigentliche Lösung; und eben in dieser Lösung werden sich jene beiden Elemente von gröfserer Entscheidung und gröfserer Gefahr wiederfinden. Soll sich also ein Feldherr für berechtigt zu dieser Wirkungsweise halten, so müssen günstige Bedingungen sie motiviren.

Wir müssen bei dieser Widerstandsart die beiden schon genannten Formen unterscheiden. Die erste ist, wenn der Feldherr mit seinem ganzen Heer den Gegner von hinten angreifen will, entweder von einer Seitenstellung aus, die er zu dem Behuf genommen, oder indem er ihn förmlich umgeht; die zweite, wenn er seine Streitkräfte theilt und durch eine umfassende Stellung mit dem einen Theil den feindlichen Rücken, mit dem andern die Fronte bedroht.

Die Steigerung des Erfolges ist in beiden Fällen dieselbe, nämlich: entweder ein wirkliches Abschneiden des Rückzuges und daraus entstehendes Gefangennehmen oder Zerstreuen eines grofsen Theils der feindlichen Streitkraft, oder ein beträchtliches Zurückschnellen der feindlichen Macht, um solcher Gefahr vorzubeugen.

Die gesteigerte Gefahr aber ist in beiden Fällen eine andere.

Wenn wir den Feind mit der ganzen Streitkraft umgehen, so liegt die Gefahr in der Blofsstellung des eigenen Rückens und es kommt also hierbei wieder auf das Verhältnifs der gegenseitigen Rückzugslinien an, wie es bei der Wirkung auf die Verbindungslinien in einem ähnlichen Fall auf ihr Verhältnifs ankam.

Nun ist allerdings der Vertheidiger, wenn er in seinem eigenen Lande ist, sowohl in seinen Rückzugs-, als Verbindungslinien weniger beschränkt, als der Angreifende, und insofern zu einer strategischen Umgehung mehr befähigt; allein dieses allgemeine Verhältnifs ist doch zu wenig durchgreifend, um darauf eine wirksame Methode zu bauen; es können also nur die Gesammtverhältnisse des individuellen Falles entscheiden.

Nur so viel kann man noch sagen, dafs die günstigen Bedingungen sich in weiten Räumen natürlich häufiger finden werden, als in kleinen; und bei selbständigen Staaten häufiger, als bei schwachen, auf fremde Unterstützung harrenden, deren Heere also vor allen Dingen den Vereinigungspunkt mit dem Hülfsheer im Auge haben müssen; endlich, dafs sie am Ende eines Feldzuges, wenn sich die Stofskraft des Angreifenden erschöpft hat, für den Vertheidiger am günstigsten werden; ungefähr wieder auf dieselbe Art, wie es bei dem Verhältnifs der Verbindungslinien war.

Eine solche Flankenstellung, wie die Russen 1812 mit so vielem Vortheil auf der Strafse von Moskau nach Kaluga nahmen, als Bonaparte's Stofskraft erschöpft war, würde ihnen beim Anfang des Feldzuges im Lager von Drissa sehr schlecht bekommen sein, wenn sie nicht klug genug gewesen wären, ihren Plan noch zeitig genug zu ändern.

Die andere Form der Umgehung und des Abschneidens: vermittelst einer Theilung der Macht, hat die Gefahr der eigenen Trennung, während der Gegner durch den Vortheil der innern Linien vereinigt bleibt, und also im Stande ist, den einzelnen Theil mit grofser Ueberlegenheit anzufallen. Sich diesem Nachtheil auszusetzen, welcher durch nichts aufgehoben werden kann, dazu kann es nur drei Hauptveranlassungen geben:

1. die ursprüngliche Vertheilung der Kräfte, die eine solche Wirkungsart nothwendig macht, wenn man sich nicht grofsem Zeitverlust unterwerfen will;
2. eine grofse physische und moralische Ueberlegenheit, die zu den entscheidenden Formen berechtigt;
3. der Mangel an Stofskraft des Gegners, sobald er sich am Ende seiner Bahn befindet.

Friedrichs des Grofsen konzentrisches Eindringen in Böhmen im Jahre 1757 hatte zwar nicht die Absicht mit dem Angriff in der Fronte einen auf den strategischen Rücken zu verbinden, wenigstens war dies keineswegs eine Hauptsache dabei, wie wir das anderswo mehr entwickeln werden, aber in jedem Fall ist es klar, dafs von keiner Vereinigung der Macht in Schlesien oder Sachsen vor dem Einfall die Rede sein konnte, da er dadurch alle Vortheile der Ueberraschung aufgeopfert haben würde.

Als die Verbündeten den zweiten Theil des Feldzuges von 1813 anordneten, durften sie bei ihrer grofsen physischen Ueberlegenheit schon daran denken, Bonaparte mit der Hauptmacht in der rechten Flanke, nämlich an der Elbe, anzufallen und dadurch das Kriegstheater von der Oder nach der Elbe zu verlegen. Dafs es ihnen bei Dresden so schlecht erging, ist nicht diesen allgemeinen, sondern ihren fehlerhaften strategischen und taktischen Anordnungen zuzuschreiben. Sie konnten bei Dresden 220,000 gegen Bonaparte's 130,000 Mann vereinigen, ein Machtverhältnifs, welches ihnen überaus günstig war (bei Leipzig wenigstens verhielt sich dasselbe wie 285 : 157). Freilich hatte Bonaparte für das eigenthümliche System einer Vertheidigung auf einer Linie seine Macht zu gleichmäfsig vertheilt (in Schlesien 70,000 gegen 90,000, in der Mark 70,000 gegen 110,000), allein in jedem Fall würde es ihm, ohne Schlesien ganz aufzugeben, schwer geworden sein, an der Elbe eine Macht zu versammeln, die gegen die Hauptarmee den entscheidenden Schlag führen konnte. Eben so konnten die Verbündeten das Heer unter Wrede füglich an den Main vorrücken lassen und damit den Versuch machen, ob Bonaparte der Weg nach Mainz abgeschnitten werden konnte.

Im Jahre 1812 endlich durften die Russen ihrem Moldauheer die Bestimmung nach Volhynien und Litthauen geben, um später in dem Rücken des französischen Hauptheeres vorzugehen, weil nichts gewisser war, als dafs Moskau der Kulminationspunkt der französischen Unternehmungslinie werden

mufste. Für das jenseits Moskau liegende Rufsland war in diesem Feldzuge nichts zu fürchten, das russische Hauptheer hatte also keine Ursache, sich für schwach zu halten.

Dieselbe Form in der Aufstellung der Streitkräfte lag in dem ersten, von dem General Phul herrührenden Vertheidigungsplan, wonach das Heer unter Barklay das Lager von Drissa beziehen, und das unter Bagration im Rücken des feindlichen Hauptheeres vordringen sollte. Aber welch ein Unterschied in diesen beiden Momenten! Im ersten waren die Franzosen dreimal so stark, als die Russen; im zweiten waren die Russen merklich stärker, als die Franzosen. Im ersten ist in Bonaparte's Hauptheer eine Stofskraft, die bis Moskau reicht, 80 Meilen über Drissa hinaus; im zweiten kann sie sich nicht einen Marsch mehr von Moskau entfernen; im ersten würde die Rückzugslinie bis an den Njemen nicht über 30 Meilen betragen haben, im zweiten war sie 112. Dasselbe Wirken gegen den feindlichen Rückzug also, das sich in dem zweiten Moment so erfolgreich gezeigt hat, würde in dem ersten die unbesonnenste Thorheit gewesen sein.

Da die Wirkung auf die Rückzugslinie, wenn sie mehr als Demonstration ist, in einem förmlichen Angriff von rückwärts besteht, so würde darüber noch Manches zu sagen sein, was aber in dem Buche vom Angriff eine passendere Stelle findet; wir brechen also hier ab und begnügen uns, die Bedingungen angegeben zu haben, unter welchen diese Reactionsart stattfinden kann.

Gewöhnlich denkt man bei der Absicht, den Feind durch Bedrohung seiner Rückzugslinie zum Rückzuge zu veranlassen, mehr an eine blofse Demonstration, als an die wirkliche Ausführung derselben. Müfste jeder wirksamen Demonstration nothwendig die vollkommene Ausführbarkeit der wirklichen Handlung zu Grunde liegen, wie sich auf den ersten Anblick von selbst zu verstehen scheint, so würde sie in allen Bedingungen mit derselben zusammenfallen. Allein so ist es nicht; sondern in dem Kapitel von den Demonstrationen werden wir sehen, dafs diese allerdings an etwas andere Bedingungen geknüpft sind, und verweisen deshalb auf dasselbe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Rückzug in das Innere des Landes.

Wir haben den freiwilligen Rückzug in das Innere des Landes als eine eigene, mittelbare Widerstandsart angesehen, bei welcher der Feind nicht sowohl durch das Schwert, als durch seine eigenen Anstrengungen zu Grunde gehen soll. Es wird also hierbei entweder gar keine Hauptschlacht vorausgesetzt, oder der Zeitpunkt derselben so spät angenommen, dafs die feindlichen Kräfte schon beträchtlich geschwächt sind.

Jeder im Angriff Vorschreitende wird in seiner Streitkraft durch dieses Vorschreiten geschwächt; dies werden wir im siebenten Buche ausführlicher

betrachten; hier müssen wir das Resultat vorausnehmen, was wir um so eher können, als in der Kriegsgeschichte jeder Feldzug, in welchem ein merkliches Vorschreiten stattgefunden hat, dies deutlich zeigt.

Diese Schwächung im Vorgehen wird gesteigert, wenn der Gegner unbesiegt ist, sich mit einer ungebrochenen, frischen Streitkraft freiwillig zurückzieht, aber durch einen beständigen, abgemessenen Widerstand jeden Schritt Landes mit Blut erkaufen läfst, so dafs das Vorschreiten ein beständiges Vordringen und nicht ein blofses Verfolgen ist.

Von der andern Seite werden die Verluste, welche ein zurückgehender Vertheidiger erleidet, viel gröfser sein, wenn er nach einer verlorenen Schlacht zurückgeht, als wenn er es freiwillig thut. Denn wäre er auch im Stande, dem Verfolgenden den täglichen Widerstand zu leisten, den wir bei einem freiwilligen Rückzug erwarten, so würde er dabei wenigstens dieselben Verluste erleiden, also der Verlust in der Schlacht noch hinzukommen. Aber welche Voraussetzung gegen die Natur der Sache würde das sein! Das beste Heer von der Welt wird, wenn es nach einer verlorenen Schlacht genöthigt ist, sich tief ins Innere des Landes zurückzuziehen, dabei unverhältnifsmäfsige Verluste erleiden, und ist der Feind beträchtlich überlegen, wie wir es in den Fällen, von denen wir sprechen, voraussetzen, dringt er mit grofser Energie nach, wie es in den neuesten Kriegen fast immer geschehen ist, so wird die höchste Wahrscheinlichkeit einer wirklichen Flucht entstehen, durch welche gewöhnlich die Streitkraft ganz zu Grunde gerichtet wird.

Ein abgemessener täglicher Widerstand, d. h. einer, der jedesmal nur so lange dauert, als das Gleichgewicht des Kampfes noch schwebend erhalten werden kann, und in welchem wir uns vor der Niederlage sichern, indem wir den Boden zur rechten Zeit aufgeben, um den wir uns schlugen, einen solcher Kampf wird den Angreifenden wenigstens eben so viel Menschen kosten, als den Vertheidiger, denn was Dieser beim Abzuge hin und wieder unvermeidlicherweise an Gefangenen verliert, wird der Andere im Feuer mehr einbüfsen, da er beständig gegen die Vortheile des Bodens ankämpfen mufs. Nun gehen zwar dem Zurückgehenden die Schwerverwundeten ganz verloren, allein diese gehen dem Angreifenden vor der Hand gleichfalls ab, da sie gewöhnlich mehrere Monate in den Hospitälern bleiben.

Das Resultat wird also sein, dafs beide Heere sich ungefähr in gleichem Grade in dieser beständigen Reibung an einander verzehren.

Ganz anders ist es beim Verfolgen eines geschlagenen Heeres. Hier machen die in der Schlacht verlorne Streitkraft, die zerstörte Ordnung, der gebrochene Muth, die Sorge um den Rückzug bei dem Zurückgehenden einen solchen Widerstand sehr schwer, in manchen Fällen unmöglich; und der Verfolger, der im ersten Fall höchst behutsam, ja zaghaft, wie ein Blinder, immer um sich her tastend, vorwärtsschreitet, geht im zweiten Fall mit dem festen Schritt eines Siegers, mit dem Uebermuth eines Glücklichen, mit der Sicherheit eines Halbgottes immer drauf, und je dreister er draufgeht, desto mehr beschleunigt er die Dinge in der Richtung, welche sie einmal genommen haben, weil hier das rechte Feld der moralischen Kräfte ist, die sich steigern

und vervielfältigen, ohne an die engen Zahlen und Maſse der physischen Welt gebunden zu sein.

Es ist also wohl klar, wie verschieden das Verhältniſs beider Heere sein wird, jenachdem sie auf die eine oder die andere Weise den Punkt erreichen, der als das Ende der Bahn des Angreifenden betrachtet werden kann.

Dies ist blos das Resultat der gegenseitigen Zerstörung; an dieses Resultat knüpft sich nun die Schwächung an, welche der Vorschreitende noch sonst erleidet, und worüber wir, wie schon gesagt, auf das siebente Buch verweisen; auf der andern Seite aber die Verstärkung, welche der Zurückgehende in der groſsen Mehrheit der Fälle durch diejenigen Streitkräfte erhält, die später herbeikommen, sei es durch äuſsere Hülfe oder durch nachhaltige Anstrengungen.

Endlich besteht zwischen dem Zurückgehenden und dem Vorschreitenden ein solches Miſsverhältniſs in den Verpflegungsmitteln, daſs der Erstere nicht selten im Ueberfluſs lebt, wenn der Andere im Mangel verkömmt.

Der Zurückgehende hat die Mittel, überall Vorräthe aufzuhäufen, denen er entgegengeht, während der Verfolgende alles nachfahren lassen muſs, was, so lange er in Bewegung bleibt, auch bei der kürzesten Verbindungslinie schwierig ist und deshalb gleich von vorn herein Mangel erzeugt.

Alles, was die Gegend selbst darbietet, wird von dem Zurückgehenden zuerst benutzt und meistens erschöpft. Es bleiben nur ausgezehrte Dörfer und Städte, abgemähte und zertretene Felder, ausgeschöpfte Brunnen, getrübte Bäche zurück.

Das vorgehende Heer kämpft also nicht selten vom ersten Tag an mit den dringendsten Bedürfnissen. Auf feindliche Vorräthe kann es dabei gar nicht rechnen, es wäre bloſser Zufall oder ein unverzeihlicher Fehler des Gegners, wenn ihm hin und wieder einer in die Hände fiele.

So ist es denn nicht zweifelhaft, daſs bei beträchtlichen Dimensionen und nicht zu ungleicher Macht der Kriegführenden auf diese Weise ein Verhältniſs der Streitkräfte entstehen wird, welches dem Vertheidiger unendlich mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolges verspricht, als er bei einer Entscheidung an der Grenze gehabt hätte. Aber nicht blos die Wahrscheinlichkeit zu siegen, wird durch das veränderte Machtverhältniſs gröſser, sondern auch durch die veränderte Lage der Erfolg des Sieges. Welch ein Unterschied besteht zwischen einer verlornen Schlacht an der eigenen Grenze und einer mitten im feindlichen Lande! Ja, der Zustand des Angreifenden ist am Ende seiner Bahn oft von der Art, daſs selbst eine g e w o n n e n e Schlacht ihn zum Rückzug bewegen kann, weil er weder Stoſskraft genug hat, seinen Sieg zu vervollständigen und zu benutzen, noch im Stande ist, die verlornen Kräfte zu ersetzen.

Es ist also ein gewaltiger Unterschied, ob die Entscheidung am Anfang oder am Ende des Angriffs gegeben wird.

Den groſsen Vortheilen dieser Vertheidigungsart stehen zwei Gegengewichte zur Seite; das erste ist der Verlust, welchen das Land durch das Vordringen des Feindes erleidet, das andere der moralische Eindruck.

Das Land vor Verlust zu bewahren, kann zwar niemals als ein Zweck

der gesammten Vertheidigung angesehen werden, sondern dieser Zweck ist ein vortheilhafter Friede. Diesen so sicher als möglich zu erhalten, ist das Bestreben, und dazu mufs kein augenblickliches Opfer zu grofs erachtet werden. Allein jener Verlust, wenn er auch nicht entscheiden soll, mufs doch in die Waagschale gelegt werden, denn er ist immer ein Gegenstand unseres Interesses.

Dieser Verlust trifft nicht unmittelbar unsere Streitkraft, sondern wirkt nur mit einem mehr oder weniger grofsen Umwege auf dieselbe, während der Rückzug selbst die Streitkraft unmittelbar verstärkt. Es ist also schwer, diesen Vortheil und jenen Nachtheil an einander abzumessen; es sind Dinge verschiedener Art, die keinen nahen gemeinschaftlichen Wirkungskreis haben. Wir müssen also dabei stehen bleiben, zu sagen, dafs dieser Verlust gröfser ist, wenn eine fruchtbare und bevölkerte Provinz und grofse Handelsstädte aufgeopfert werden sollen, dafs er aber am gröfsten ist, wenn ganz- oder halbfertige Streitmittel zugleich mit verloren gehen.

Das zweite Gegengewicht ist der moralische Eindruck. Es giebt Fälle, in denen sich der Feldherr über ihn hinwegsetzen, seinen Plan ruhig verfolgen und sich den Nachtheilen aussetzen mufs, welche ein kurzsichtiger Kleinmuth hervorbringt; aber darum ist dieser Eindruck doch kein Phantom, welches Geringschätzung verdient. Er ist nicht einer Kraft zu vergleichen, die auf einen Punkt wirkt, sondern einer, die mit Blitzesschnelle alle Fibern durchläuft und alle Thätigkeiten lähmt, die in Volk und Heer wirksam sein sollen. Es giebt wohl Fälle, in denen der Rückzug in das Innere des Landes von Volk und Heer schnell verstanden wird und das Vertrauen und die Erwartungen sogar steigern könnte, aber sie sind sehr selten. Gewöhnlich wird Volk und Heer nicht einmal unterscheiden, ob es eine freie Bewegung oder ein Zurückstolpern ist, und noch weniger, ob der Plan aus Klugheit in Aussicht sicherer Vortheile oder aus Furcht vor dem feindlichen Schwert befolgt wird. Das Volk wird Mitleiden und Unwillen fühlen, wenn es das Schicksal der aufgeopferten Provinzen sieht, das Heer wird leicht sein Vertrauen zu seinem Führer oder gar zu sich selbst verlieren, und die beständigen Gefechte der Nachhut während des Rückzuges werden seine Befürchtungen stets aufs neue bestätigen. Ueber diese Folgen des Rückzugs darf man sich nicht täuschen. Und allerdings ist es — an und für sich betrachtet — natürlicher, einfacher, edler, dem moralischen Dasein des Volks entsprechender, offen in die Schranken zu treten, damit der Angreifende die Grenzen eines Volkes nicht überschreiten könne, ohne seinem Genius zu begegnen, der ihm blutige Rechenschaft abfordert.

Dies sind die Vortheile und Nachtheile einer solchen Vertheidigungsart; jetzt ein paar Worte über die Bedingungen und die dieselben begünstigenden Umstände.

Eine weite Oberfläche, oder wenigstens eine lange Rückzugslinie, ist die Haupt- und Grundbedingung; denn ein paar Märsche vorwärts werden den Feind natürlich nicht merklich schwächen. Bonaparte's Centrum im Jahre 1812 war bei Witepsk 250,000 Mann, bei Smolensk 182,000 Mann stark, und erst bei Borodino war es auf 130,000 heruntergekommen, d. h. mit dem rus-

sischen Centrum ins Gleichgewicht der Zahl getreten. Borodino ist 90 Meilen von der Grenze; aber erst bei Moskau war ein entschiedenes Uebergewicht für die Russen eingetreten, das den Umschlag von selbst so sicher herbeiführte, dafs der französische Sieg bei Malo-Jaroslawetz nichts Wesentliches daran änderte.

Solche Dimensionen wie Russland hat kein anderes europäisches Reich, und bei den wenigsten ist eine Rückzugslinie von 100 Meilen denkbar. Allein eine Macht, wie die französische 1812, wird auch nicht leicht in andern Verhältnissen vorkommen, und noch weniger ein solches Uebergewicht, wie es im Anfang des Feldzuges zwischen beiden Theilen bestand, wo die Franzosen mehr als das Doppelte der Zahl, und aufserdem ein entschiedenes moralisches Uebergewicht hatten. Was also hier nur nach 100 Meilen erreicht wurde, kann in andern Fällen vielleicht mit 50 oder 30 erreicht werden.

Zu den begünstigstenden Umständen gehören:

1. eine wenig bebaute Gegend,
2. ein treues, kriegerisches Volk,
3. die schlechte Jahreszeit.

Alle diese Dinge machen die Erhaltung des feindlichen Heeres schwieriger, nöthigen zu grofsen Zufuhren, vielen Entsendungen, beschwerlichem Dienst, verursachen Krankheiten und erleichtern dem Vertheidiger die Flankenwirkung.

Endlich müssen wir noch von der absoluten Masse der Streitkräfte sprechen, welche darauf Einflufs hat.

An und für sich liegt es in der Natur der Dinge, dafs, abgesehen von dem Verhältnifs der gegenseitigen Streitkräfte, eine kleine Streitkraft überhaupt sich früher erschöpft, als eine gröfsere, und dafs ihre Bahn also nicht so lang, der Umfang ihres Kriegstheaters nicht so grofs sein kann. Es findet also gewissermafsen ein konstantes Verhältnifs zwischen der absoluten Gröfse der Macht und denjenigen Räumen statt, welche diese Macht einnehmen kann. Es kann nicht die Rede davon sein, dies Verhältnifs durch eine Zahl auszudrücken, auch wird es immer durch andere Umstände modifizirt werden, es genügt uns aber zu sagen, dafs die Dinge im tiefsten Grunde ihres Wesens diesen Zusammenhang haben. Man kann mit 500,000 Mann auf Moskau ziehen, aber nicht mit 50,000, wenn das Verhältnifs zur feindlichen Macht im letzten Fall auch viel günstiger wäre als im ersten.

Nehmen wir nun dieses Verhältnifs der absoluten Macht zum Raum in zwei verschiedenen Fällen als dasselbe an, so ist nicht zu bezweifeln, dafs die Wirksamkeit unsers Rückzuges in Bezug auf die Schwächung des Feindes mit den Massen steigen wird.

1. Unterhalt und Unterkommen des Feindes werden schwieriger; denn wenn auch die Räume, welche die Heere einnehmen, in demselben Verhältnifs wachsen sollten, wie die Heere selbst, so wird doch der Unterhalt niemals allein aus diesem Raum bestritten, und alles, was nachgeführt werden mufs, unterliegt gröfseren Verlusten; auch zum Unterkommen wird niemals der ganze Raum benutzt, sondern nur ein sehr kleiner Theil desselben, der nicht verhältnifsmäfsig mit den Massen wächst.

2. Das Vordringen wird in demselben Maſse langsamer, als die Massen gröſser werden, folglich dauert die Zeit, bis die Angriffsbahn durchlaufen ist, länger, und die Summe der täglich vorkommenden Verluste wird gröſser.

Dreitausend Mann, welche zweitausend vor sich her treiben, werden ihnen in gewöhnlicher Gegend nicht erlauben, sich in kleinen Märschen von 1, 2, höchstens 3 Meilen zurückzuziehen, und von Zeit zu Zeit einige Tage Halt zu machen. Sie erreichen, sie angreifen und vertreiben ist das Werk von einigen Stunden. Multipliziren wir aber diese Massen mit der Zahl 100, so sieht es anders aus. Wirkungen, zu denen im ersten Fall wenige Stunden hinreichten, erfordern nun vielleicht einen ganzen Tag oder auch zwei. Beide Theile können nun nicht mehr auf einem Punkt beisammenbleiben, damit wächst also die Mannichfaltigkeit aller Bewegungen und Kombinationen, und folglich die Zeit, welche sie erfordern. Der Angreifende aber ist hierbei in dem Nachtheil, daſs er wegen der schwierigen Verpflegung sich noch mehr ausbreiten muſs, als der Zurückgehende, folglich immer in einiger Gefahr ist, daſs Dieser mit überlegener Macht auf einen Punkt falle, wie die Russen bei Witepsk es wollten.

3. Je gröſser die Massen werden, um so gröſser wird für jeden Einzelnen der Kraftaufwand, den der tägliche strategische und taktische Dienst erfordert. Hunderttausend Mann, die täglich einmal ab- und aufmarschiren, jetzt Halt machen, dann wieder in Marsch gesetzt werden, jetzt zu den Waffen greifen, dann wieder kochen oder Lebensmittel empfangen, hunderttausend Mann, die nicht eher ins Lager rücken sollen, als bis von allen Seiten die nöthigen Meldungen eingegangen sind — diese brauchen zu allen diesen Nebenanstrengungen des eigentlichen Zuges in der Regel doppelt so viel Zeit, als 50,000 brauchen würden, der Tag aber hat für beide nur 24 Stunden. Wie sehr verschieden aber nach der Masse der Truppen die Zeit und Anstrengung eines Marsches ist, haben wir im neunten Kapitel des vorigen Buches gezeigt. Diese Anstrengungen theilt nun freilich der Zurückgehende mit dem Vorrückenden, aber sie sind bei dem Letztern merklich gröſser:

1. weil seine Massen gröſser sind, wegen der Ueberlegenheit, die wir voraussetzen,
2. weil der Vertheidiger, da er immer den Boden räumt, mit diesem Opfer sich das Recht erkauft, immer der Bestimmende zu bleiben, stets dem Andern das Gesetz zu geben. Er macht seinen Plan vorher, und in den meisten Fällen wird dieser durch nichts gestört, der Vorschreitende aber kann seinen Plan nur nach der feindlichen Aufstellung machen, die er immer erst zu erforschen suchen muſs.

   Wir müssen aber daran erinnern, daſs hier von dem Verfolgen eines Gegners die Rede ist, der keine Niederlage erlitten, nicht einmal eine Schlacht verloren hat, damit man nicht glaube, wir widersprächen unserm zwölften Kapitel des vierten Buches.

   Jenes Vorrecht aber, dem Feinde das Gesetz zu geben, macht für Zeit- und Kraftgewinn und für mancherlei Nebenvortheile einen Unterschied, der auf die Dauer sehr wesentlich wird.

3. Weil der Zurückgehende von der einen Seite alles thut, seinen Rückweg zu erleichtern, Wege und Brücken ausbessern läfst, die bequemsten Lagerplätze aussucht u. s. w., und von der andern Seite wieder eben so viel thut, dem Nachfolgenden das Vorgehen zu erschweren, indem er die Brücken zerstört, schon durch seinen blofsen Marsch schlechte Wege noch mehr verdirbt, dem Feinde die besten Lager- und Wasserplätze entzieht, indem er sie selbst einnimmt u. s. w.

Endlich müssen wir noch als einen besonders begünstigenden Umstand den Volkskrieg anführen. Dieser bedarf hier um so weniger einer weiteren Auseinandersetzung, als wir von demselben noch in einem besonderen Kapitel sprechen werden.

Wir haben bisher von den Vortheilen gesprochen, die ein solcher Rückzug gewährt, von den Opfern, die er fordert, von den Bedingungen, die vorhanden sein müssen; jetzt wollen wir noch etwas über die Ausführung sagen.

Die erste Frage, welche wir aufzuwerfen haben, ist die hinsichtlich der Richtung des Rückzuges.

Er soll in das Innere des Landes geschehen, also wo möglich auf einen Punkt führen, wo der Feind auf beiden Seiten von unsern Provinzen umgeben ist; dann wird er ihrer Einwirkung ausgesetzt sein, und wir werden nicht in Gefahr gerathen, von der Hauptmasse unseres Landes abgedrängt zu werden, was geschehen könnte, wenn wir eine Rückzugslinie wählten, die zu nahe an der Grenze hinliefe, wie die Russen im Jahre 1812, wenn sie südlich statt östlich hätten zurückgehen wollen.

Dies ist die Bedingung, welche in dem Zweck der Massregel selbst liegt. Welcher Punkt des Landes der beste ist, wie weit sich damit die Absicht verbinden läfst, die Hauptstadt oder einen andern wichtigen Punkt unmittelbar zu decken oder den Feind von der Richtung dahin abzuziehen, hängt von den Verhältnissen ab.

Hätten die Russen 1812 den Rückzug vorher überlegt gehabt und also vollkommen planmäfsig gemacht, so hätten sie füglich von Smolensk die Richtung auf Kaluga nehmen können, die sie erst von Moskau aus einschlugen; es ist sehr möglich, dafs unter diesen Umständen Moskau ganz verschont geblieben wäre.

Die Franzosen waren nämlich bei Borodino etwa 130,000 Mann stark; es ist kein Grund zur Annahme vorhanden, dafs sie, wenn diese Schlacht von den Russen auf dem halben Wege von Kaluga angenommen worden wäre, dort hätten stärker sein sollen; wie viel hätten sie aber von dieser Macht entbehren und gegen Moskau entsenden können? Offenbar sehr wenig; mit wenig Truppen aber kann man nicht auf 50 Meilen (dies ist die Entfernung von Smolensk nach Moskau) eine Entsendung gegen einen Ort wie Moskau machen.

Gesetzt, Bonaparte hätte bei Smolensk, wo er nach den Gefechten etwa noch 160,000 Mann stark war, geglaubt, eine Entsendung auf Moskau wagen zu dürfen, ehe noch eine Hauptschlacht erfolgt war, und dazu 40,000 Mann genommen, während 120,000 Mann der russischen Hauptarmee gegenüber geblieben wären, so würden diese 120,000 Mann in der Schlacht etwa nur

90,000 betragen haben, also um 40,000 schwächer gewesen sein, als bei Borodino; die Russen würden also ein Uebergewicht von 30,000 Mann gehabt haben. Wenn man den Verlauf der Schlacht von Borodino als Maſsstab nimmt, so ist wohl zu glauben, daſs sie damit Sieger geblieben wären. In jedem Falle wäre das Verhältniſs ein für sie günstigeres gewesen, als bei Borodino. Aber der Rückzug der Russen war kein Werk überdachten Planes; man ging so weit zurück, weil man, so oft man die Schlacht annehmen wollte, sich noch immer nicht stark genug für die Hauptschlacht fand; alle Erhaltungs- und Verstärkungsmittel waren auf die Straſse von Moskau auf Smolensk dirigirt, und es konnte in Smolensk Niemandem einfallen, diese Straſse zu verlassen. Auſserdem aber würde ein Sieg zwischen Smolensk und Kaluga in den Augen der Russen das Unrecht niemals gut gemacht haben, Moskau nicht zu decken und es einer möglichen Besitznahme preiszugeben.

Noch gewisser hätte Bonaparte 1813 Paris vor einem Anfall schützen können, wenn er seine Aufstellung merklich seitwärts, etwa hinter dem Kanal von Bourgogne, genommen und in Paris nur einige Tausend Mann mit seinen zahlreichen Nationalgarden gelassen hätte. Niemals hätten die Verbündeten den Muth gehabt, ein Corps von 50,000 bis 60,000 Mann auf Paris gehen zu lassen, während sie Bonaparte mit 100,000 Mann bei Auxerre wuſsten. Umgekehrt würde wohl Niemand einem verbündeten Heere in Bonapartes Lage gerathen haben, den Weg zur eigenen Hauptstadt zu verlassen, wenn er der Gegner war. Mit solcher Ueberlegenheit würde er nicht einen Augenblick angestanden haben auf die Hauptstadt loszugehen. So verschieden wird sogar unter denselben Umständen, aber bei andern moralischen Verhältnissen das Resultat sein.

Wir wollen nur noch bemerken, daſs bei einer solchen Seitenrichtung in jedem Fall die Hauptstadt oder der Ort, welchen man dadurch auſser Spiel bringen will, einige Widerstandsfähigkeit haben muſs, um nicht von jedem Streifzuge besetzt und gebrandschatzt zu werden, und dann diesen Gegenstand hier fallen lassen, weil wir in der Folge bei dem Kriegsplan doch noch einmal darauf zurückkommen werden.

Aber noch eine andere Eigenthümlichkeit in der Richtung einer solchen Rückzugslinie müssen wir betrachten, nämlich die einer plötzlichen Wendung. Nachdem die Russen bis Moskau dieselbe Richtung behalten hatten, verlieſsen sie diese, die sie nach Wladimir geführt haben würde, gingen zuerst in der auf Riazan weiter und dann in die von Kaluga über. Hätten sie ihren Rückzug fortsetzen müssen, so konnte solcher füglich in dieser neuen Richtung geschehen, welche sie nach Kiew geführt haben würde, also der feindlichen Grenze wieder viel näher. Daſs die Franzosen, wenn sie den Russen in dieser Zeit auch noch merklich überlegen gewesen wären, ihre Verbindungslinie über Moskau nicht hätten behaupten können, ist wohl an sich klar; sie hätten nicht allein Moskau, sondern höchst wahrscheinlich auch Smolensk aufgeben, also die mühsam gemachten Eroberungen wieder verlassen und sich mit dem Kriegstheater diesseits der Berezina begnügen müssen.

Nun wäre freilich das russische Heer in denselben Nachtheil gerathen,

dem es sich ausgesetzt hätte, wenn es gleich anfangs die Richtung auf Kiew hätte einschlagen wollen, nämlich von der Hauptmasse seiner Staaten getrennt zu sein; aber dieser Nachtheil wurde nun fast illusorisch, denn in welcher ganz andern Verfassung würde das feindliche Heer bei Kiew angekommen sein, wenn es nicht den Umweg über Moskau gemacht hätte.

Es ist klar, dafs eine solche plötzliche Wendung der Rückzugslinie, die bei grofsen Dimensionen sehr thunlich ist, eminente Vortheile gewährt:

1. macht sie es dem Gegner (dem Vordringenden) unmöglich, seine alten Verbindungslinien beizubehalten; die Einrichtung neuer ist aber stets eine schwierige Sache, wozu noch kommt, dafs er seine Richtung nach und nach verändert, also wahrscheinlich mehr als einmal eine neue Verbindungslinie suchen mufs;
2. nähern sich beide Theile auf diese Weise wieder der Grenze; der Angreifende deckt seine gemachten Eroberungen nicht mehr durch seine Stellung und mufs sie höchst wahrscheinlich aufgeben.

Rufsland mit seinen ungeheuren Dimensionen ist ein Reich, in dem sich zwei Heere auf diese Weise förmlich Zeck jagen können.

Aber auch bei kleineren Länderflächen ist eine solche Wendung der Rückzugslinie möglich, wenn die übrigen Umstände sie begünstigen, was nur aus allen Verhältnissen des einzelnen Falles entnommen werden kann.

Ist die Richtung einmal bestimmt, in welcher der Feind ins Land hineingezogen werden soll, so folgt von selbst, dafs unsere Hauptmacht dieselbe Richtung nimmt, denn sonst würde der Feind mit der seinigen nicht in derselben vorgehen, und thäte er es auch, so würden wir nicht im Stande sein, ihm dabei alle die Bedingungen aufzulegen, die wir oben vorausgesetzt haben. Es kann also nur noch die Frage sein, ob man mit ungetheilter Macht diese Richtung halten, oder mit bedeutenden Theilen derselben nach der Seite hin ausweichen und also seinen Rückzug exzentrisch machen soll.

Auf diese Frage müssen wir antworten, dafs diese Form an sich verwerflich ist,

1. weil die Kräfte dadurch mehr getheilt werden, das Zusammenziehen derselben auf einen Punkt aber gerade eine Hauptschwierigkeit für den Angreifenden ist;
2. weil der Angreifende die Vortheile der inneren Linien erlangt, mehr vereinigt, als wir, und folglich auf einzelnen Punkten um so mehr überlegen sein kann. Nun ist freilich diese Ueberlegenheit bei einem System, welches vor der Hand in fortwährendem Ausweichen besteht, weniger zu fürchten, allein die Bedingung dieses Ausweichens ist immer: dem Gegner furchtbar zu bleiben, und sich nicht vereinzelt schlagen zu lassen, was leicht geschehen kann. Ferner ist Bedingung solches Rückzuges: allmählich mit der Hauptmacht zu einer Ueberlegenheit zu gelangen, um mit ihr die Entscheidung geben zu können, was aber bei der Theilung der Kräfte ungewifs bleiben würde;
3. weil überhaupt konzentrisches Wirken gegen den Feind dem Schwächeren nicht ziemt;

4. weil den getrennten Streitkräften des Vertheidigers gegenüber manche Nachtheile der Schwächen des Angreifenden verschwinden.

Die Hauptschwächen eines weit vorgehenden Angriffs sind nämlich: die langen Verbindungslinien und die offenen strategischen Flanken. Durch die exzentrische Form des Rückzuges wird der Angreifende genöthigt, einen Theil seiner Macht nach der Seite Front machen zu lassen, und dieser Theil, welcher eigentlich nur bestimmt war, unsere ihm entgegenstehende Streitkraft zu neutralisiren, thut gewissermassen nebenher noch etwas Anderes, nämlich einen Theil der Verbindungslinie zu schützen.

Für die bloſse strategische Wirkung des Rückzuges ist also die exzentrische Form nicht vortheilhaft; soll sie aber eine spätere Wirkung auf die feindliche Rückzugslinie vorbereiten, so müssen wir an das im vorigen Kapitel Gesagte erinnern.

Nur ein Zweck kann zu einem exzentrischen Rückzuge veranlassen: wenn wir nämlich durch ihn Provinzen sichern können, die der Feind sonst besetzen würde.

Welche Landstriche der Vorgehende rechts und links besetzen wird, läſst sich meistens mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus der Sammlung und Richtung seiner Kräfte, aus der Lage seiner Provinzen, Festungen u. s. w. gegen die unsrigen vorhersehen; diejenigen Landstriche, welche er wahrscheinlich unbesetzt lassen wird, mit Streitkräften zu versehen, wäre eine gefährliche Kraftverschwendung. Ob man aber in denjenigen Landstrichen, welche der Angreifende wahrscheinlich besetzen wird, im Stande sein wird, ihn durch eine aufgestellte Streitkraft daran zu verhindern, ist schon schwieriger zu übersehen, und es hängt also dabei viel von dem Takt des Urtheils ab.

Als die Russen 1812 zurückgingen, lieſsen sie unter Tormassow 30,000 Mann in Volhynien gegen die österreichische Macht, die in diese Provinz einbrechen sollte. Die Gröſse der Provinz, die mancherlei Schwierigkeiten ihres Bodens, die nicht überlegene Macht, mit welcher sie angegriffen werden sollte, berechtigten die Russen zu der Hoffnung, daſs sie auf dieser Seite die Oberhand behalten, oder sich wenigstens in der Nähe der Grenze behaupten würden. Hierdurch konnten in der Folge sehr wichtige Vortheile erlangt werden, bei denen wir uns hier nicht aufhalten wollen; auſserdem war es fast unmöglich, diese Truppen noch zur rechten Zeit an das Hauptheer heranzuziehen, wenn man es auch gewollt hätte. Aus diesen Gründen entschloſs man sich mit Recht, das Heer in Volhynien zu lassen, um dort seinen abgesonderten Krieg zu führen. Wenn dagegen in dem Plan, welchen der General Phul zum Feldzug entworfen hatte, bloſs das Heer von Barclay (80,000 Mann) nach Drissa zurückgehen, und das Heer von Bagration (40,000 Mann) den Franzosen in der rechten Flanke bleiben sollte, um ihnen dann in den Rücken zu fallen, so sieht man auf den ersten Blick, daſs es diesem Heertheile unmöglich gewesen wäre, sich im südlichen Litthauen, im Rücken der nahen französischen Hauptmacht, zu behaupten, deren überwältigende Massen ihn bald zu Grunde gerichtet haben würden.

Daſs der Vertheidiger an sich das Interesse habe, dem Angreifenden so

wenig Provinzen als möglich zu überlassen, versteht sich von selbst, aber dies bleibt immer ein untergeordneter Zweck; dafs der Angriff auch um so schwieriger wird, je kleiner oder vielmehr schmaler das Kriegstheater ist, auf welches man den Feind einschränken kann, ist gleichfalls an sich klar; aber dies alles unterliegt doch der Bedingung, dafs man bei diesem Beginnen die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges für sich habe, und dafs dadurch die Hauptmacht des Vertheidigers nicht zu sehr geschwächt werde; denn sie mufs vorzugsweise die endliche Entscheidung geben, weil die Verlegenheiten, die bei der feindlichen Hauptmacht entstehen, den Entschluss zum Rückzuge am ersten hervorrufen und den damit verbundenen Verlust physischer und moralischer Kräfte am meisten steigern.

Der Rückzug in das Innere des Landes soll also in der Regel mit unbesiegter und ungetheilter Macht gerade vor der feindlichen Hauptmacht so langsam als möglich stattfinden, und durch fortwährenden Widerstand den Gegner zu einer beständigen Schlachtfertigkeit, zu einem verderblichen Aufwand taktischer und strategischer Vorsichtsmafsregeln zwingen.

Sind beide Theile auf diese Weise am Ende der Angriffsbahn angelangt, so wird der Vertheidiger seine Aufstellung, wenn es irgend sein kann, schief gegen die Richtung dieser Bahn nehmen und nun durch alle Mittel, die ihm zu Gebote stehen, auf den Rücken des Feindes wirken.

Der Feldzug von 1812 in Rufsland zeigt alle diese Erscheinungen in einem hohen Grade und die Wirkungen derselben wie im Vergrösserungsspiegel. Obgleich er nicht ein freiwilliger Rückzug war, so kann er doch füglich unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Wenn die Russen ihn mit der Kenntnifs des Erfolges, die sie jetzt davon haben, noch einmal genau unter denselben Verhältnissen zu unternehmen hätten, so würden sie freiwillig und mit Plan thun, was 1812 gröfstentheils absichtslos geschehen ist. Allein man würde sehr Unrecht haben, zu glauben, dafs es sonst kein Beispiel einer ähnlichen Verfahrungsweise gebe, noch geben könne, wo die russischen Dimensionen fehlen.

Ueberall, wo ein strategischer Angriff ohne Schlachtentscheidung an den blofsen Schwierigkeiten scheitert, und der Vorgedrungene zu einem bald mehr, bald weniger zerstörenden Rückzug gezwungen wird, da findet die Hauptbedingung und Hauptwirkung dieser Widerstandsart statt, von welchen modifizirenden Umständen sie auch sonst begleitet sein mag. Friedrichs des Grofsen Feldzug von 1742 in Mähren, von 1744 in Böhmen, der französische Feldzug von 1743 in Oesterreich und Böhmen, des Herzogs von Braunschweig Feldzug von 1792 in Frankreich, Massenas Winter-Feldzug von 1810/11 in Portugal, sind Beispiele, die ähnliche Fälle, aber in viel geringeren Dimensionen und Verhältnissen zeigen; aufserdem aber giebt es noch unzählige fragmentarische Wirkungen der Art, wo nicht der ganze Erfolg, aber wohl ein Theil desselben dem Prinzip, welches wir hier geltend machen, zugeschrieben werden mufs, die wir aber nicht anführen, weil eine Entwickelung der Verhältnisse dabei nöthig wäre, die uns hier zu weit führen würde.

In Rufsland und den anderen angeführten Fällen ist der Umschwung erfolgt, ohne dafs eine glückliche Schlacht am Kulminationspunkt die Ent-

scheidung gab; aber wo eine solche Wirkung auch nicht zu erwarten ist, bleibt es schon ein Gegenstand von hinreichender Wichtigkeit, durch diese Widerstandsart ein Machtverhältniſs herbeizuführen, welches den Sieg möglich macht, und durch diesen Sieg, wie durch einen ersten Stoſs, eine Bewegung zu veranlassen, die sich dann in ihren verderblichen Wirkungen nach den Gesetzen des Falles zu vergröſsern pflegt[1]).

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Volksbewaffnung.

Der Volkskrieg ist im kultivirten Europa eine Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat seine Anhänger und seine Widersacher; die Letzteren entweder aus politischen Gründen, weil sie ihn für ein revolutionäres Mittel, einen für gesetzlich erklärten Zustand der Anarchie halten, der der gesellschaftlichen Ordnung im Innern eben so gefährlich sei, wie dem Feinde, oder aus militärischen Gründen, weil sie glauben, der Erfolg entspreche nicht der aufgewendeten Kraft. Der erste Punkt berührt uns hier nicht, denn wir betrachten den Volkskrieg blos als Kampfmittel, also in seiner Beziehung auf den Feind; der letzte Punkt aber veranlaſst uns zu der Bemerkung, daſs der Volkskrieg im Allgemeinen als eine Folge des Durchbruches anzusehen ist, den das kriegerische Element in unserer Zeit durch seine alte künstliche Unwallung gemacht hat, als eine Erweiterung und Verstärkung des ganzen Gährungsprozesses, den wir Krieg nennen. Das Requisitionssystem, die Anschwellung der Heere zu ungeheuren Massen vermittelst desselben und der allgemeinen Dienstpflicht, der Gebrauch der Landwehren sind sämmtlich Dinge, die, wenn man vom ehemaligen engbegrenzten Militärsystem ausgeht, in derselben Richtung liegen, und in dieser Richtung liegt nun auch der Aufruf des Landsturms oder die Volksbewaffnung. Sind die ersten dieser neuen Hülfsmittel eine natürliche und nothwendige Folge niedergeworfener Schranken, und haben sie die Kraft Dessen, der sich ihrer zuerst bedient hat, so gewaltig gesteigert, daſs der Gegner mitfortgerissen wurde und sie auch ergreifen muſste, so wird dies auch der Fall mit dem Volkskriege sein. In der Allgemeinheit der Fälle würde dasjenige Volk, welches sich

---

[1]) Clausewitz steht in der ganzen Abhandlung dieses Kapitels wohl noch etwas allzusehr unter dem Einfluſse des selbst Erlebten.

Die ganz ausnahmsweisen Verhältnisse, welche es Ruſsland 1812 ermöglichten — man möchte beinahe sagen: dasselbe zwangen (!) — das Mittel des Rückzuges in das Innere des Landes zu wählen und der daran sich anknüpfende Rückschlag werden nicht leicht wieder eine Nachahmung gestatten! Ganz abgesehen von manchem Anderen, wie z. B. der Schwierigkeit des „abgemessenen täglichen Widerstandes", der keineswegs so unbedingt zuzugebenden „stetigen Schwächung des Angreifers" u. dgl. haben wohl namentlich die Eisenbahnen heutzutage in dieses „Vertheidigungsvertahren" ein gewaltiges Abschwächungsmoment für den Enderfolg hineingetragen!

desselben mit Verstand bedient, ein verhältnifsmäfsiges Uebergewicht über diejenigen bekommen, die ihn verschmähen. Ist dem also, so kann nur die Frage sein, ob diese neue Verstärkung des kriegerischen Elements der Menschheit überhaupt heilsam sei oder nicht, — eine Frage, die wohl so zu beantworten sein dürfte, wie die Frage über den Krieg selbst — wir überlassen beide den Philosophen. Aber man könnte auch meinen, die Kräfte, welche der Volkskrieg kostet, könnten auf andere Streitmittel verwendet, mit mehr Erfolg benutzt werden; es gehört indessen keine grofse Untersuchung dazu, um sich zu überzeugen, dafs diese Kräfte gröfstentheils nicht disponibel sind und sich nicht nach Willkür verwenden lassen. Ein wesentlicher Theil derselben, nämlich die moralischen Elemente, erhalten sogar erst durch diese Art des Gebrauchs ihr Dasein.

Wir fragen also nicht mehr: was kostet der Widerstand, den ein ganzes Volk mit den Waffen in der Hand leistet, diesem Volke? sondern wir fragen: welchen Einflufs kann dieser Widerstand haben? welches sind seine Bedingungen, und wie ist der Gebrauch desselben?

Dafs ein so vertheilter Widerstand nicht zu der in Zeit und Raum konzentrirten Wirkung grofser Schläge geeignet ist, geht aus der Natur der Sache hervor. Seine Wirkung richtet sich, wie in der physischen Natur der Verdampfungsprozefs, nach der Oberfläche. Je gröfser diese und je gröfser der Kontakt ist, in welchem sie sich mit dem feindlichen Heere befindet, also je mehr dieses sich ausbreitet, um so gröfser ist die Wirkung der Volksbewaffnung. Sie zerstört, wie eine still fortglimmende Gluth, die Grundfesten des feindlichen Heeres. Da sie zu ihren Erfolgen Zeit braucht, so entsteht, während beide Elemente so aufeinander wirken, ein Zustand der Spannung, der sich entweder nach und nach löst, wenn der Volkskrieg an einzelnen Stellen erstickt wird und an anderen langsam erlischt, oder zu einer Krisis führt, wenn die Flammen dieses allgemeinen Brandes über das feindliche Heer zusammenschlagen und es nöthigen, das Land vor dem eignen gänzlichen Untergange zu räumen. Dafs diese Entscheidung durch den Volkskrieg allein herbeigeführt werden sollte, setzt entweder eine solche Oberfläche des eingenommenen Reiches voraus, wie sie aufser Rufsland kein europäischer Staat hat, oder ein Mifsverhältnifs zwischen der einfallenden Armee und der Oberfläche des Landes, wie es in der Wirklichkeit nicht vorkommt. Will man also kein Phantom verfolgen, so mufs man sich den Volkskrieg in Verbindung mit dem Kriege eines stehenden Heeres, und beide durch einen das Ganze umfassenden Plan geeinigt denken.

Die Bedingungen, unter welchen allein der Volkskrieg wirksam werden kann, sind folgende:

1. dafs der Krieg im Innern des Landes geführt,
2. dafs er nicht durch eine einzige Katastrophe entschieden werde;
3. dafs das Kriegstheater eine beträchtliche Länderstrecke einnehme;
4. dafs der Volkscharakter die Mafsregel unterstütze;
5. dafs das Land sehr durchschnitten und unzugänglich sei, entweder durch Gebirge, oder durch Wälder und Sümpfe, oder durch die Natur der Bodenkultur.

Ob die Bevölkerung grofs oder klein sei, ist nicht entscheidend, denn an Menschen fehlt es dabei am wenigsten. Ob die Einwohner arm oder reich sind, ist auch nicht geradezu entscheidend, oder sollte es wenigstens nicht sein; es ist aber nicht zu verkennen, dafs eine arme, an anstrengende Arbeit und Entbehrungen gewöhnte Bevölkerung sich auch kriegerischer und kräftiger zu zeigen pflegt.

Eine Landeseigenthümlichkeit, welche die Wirkung des Volkskrieges ungemein begünstigt, ist der zerstreute Anbau der Wohnungen, wie er sich in vielen Gegenden Deutschlands findet. Das Land wird dadurch zerschnittener und verdeckter; die Wege werden schlechter, obgleich zahlreicher; die Unterbringung der Truppen hat unendliche Schwierigkeiten, besonders aber wiederholt sich im Kleinen die Eigenthümlichkeit, welche der Volkskrieg im Grofsen hat, nämlich, dafs das widerstehende Prinzip überall und nirgends vorhanden ist. Wohnen die Einwohner in Dörfern beisammen, so werden die unruhigsten mit Truppen belegt oder auch wohl zur Strafe ausgeplündert, abgebrannt u. s. w., was sich aber bei einer westphälischen Bauernschaft nicht wohl ausführen läfst.

Die Anwendung des Landsturms und bewaffneter Volkshaufen kann und soll nicht gegen die feindliche Hauptmacht, auch nicht einmal gegen beträchtliche Corps gerichtet sein, er soll nicht den Kern zermalmen, sondern nur an der Oberfläche, an den Umgrenzungen nagen. Er soll sich in den Provinzen erheben, welche seitwärts vom Kriegstheater liegen und in die der Angreifende nicht mit Macht kommt, um diese Provinzen seinem Einflufs ganz zu entziehen. Da, wo noch gar kein Feind ist, fehlt es nicht an Muth, sich gegen ihn zu rüsten, und an diesem Beispiel entzündet sich nach und nach die Masse der angrenzenden Einwohner. So verbreitet sich das Feuer wie ein Brand in der Heide und trifft am Ende die Bodenfläche, auf welche der Angreifende basirt ist; es ergreift seine Verbindungslinie und zehrt an den Lebensfäden seines Daseins. Denn wenn man auch keine übertriebenen Vorstellungen von der Allmacht eines Volkskrieges hat, ihn nicht für ein unerschöpfliches, unbezwingliches Element hält, dem die blofse Heeresmacht so wenig Stillstand gebieten könne, wie der Mensch dem Winde oder Regen, kurz, wenn man sein Urtheil auch nicht auf rednerische Flugschriften gründet, so mufs man doch zugeben, dafs man bewaffnete Bauern nicht vor sich her treiben kann, wie eine Abtheilung Soldaten, die an einander halten wie eine Heerde und gewöhnlich der Nase nach laufen, während Jene, auseinandergesprengt, sich nach allen Seiten zerstreuen, ohne dazu eines künstlichen Planes zu bedürfen. Dadurch bekommt der Marsch jeder kleinen Abtheilung in einem Gebirge, einer Wald- oder sonst sehr durchschnittenen Gegend einen sehr gefährlichen Charakter; denn es kann in jedem Augenblick aus dem Marsch ein Gefecht werden, und wenn schon lange von keinem feindlichen Kriegsvolk mehr die Rede sein würde, können noch zu jeder Stunde dieselben Bauern am Ende einer Kolonne erscheinen, welche die Spitze derselben längst vertrieben hatte. Ist von Verderben der Wege und Sperren enger Strafsen die Rede, so verhalten sich die Mittel, welche Vorposten oder Streifcorps des Heeres anwenden, zu denjenigen, welche eine aufgebrachte Bauernmasse

herbeischafft, ungefähr wie die Bewegungen eines Automaten zu den Bewegungen eines Menschen. Der Feind hat kein anderes Mittel gegen die Wirkungen des Landsturms, als das Absenden vieler Haufen zur Geleitung seiner Zufuhren, zur Besetzung der militärischen Stationen, der Pässe, Brücken u. s. w. So wie die ersten Versuche des Landsturms gering sein werden, so werden auch diese entsendeten Haufen schwach sein, weil man die grosse Zersplitterung der Kräfte fürchtet; an diesen schwachen Haufen pflegt sich dann das Feuer des Volkskrieges erst recht zu entzünden, man wird ihrer an einigen Orten durch die Menge Meister, es wächst der Muth, die Kampflust steigert sich, und die Intensität dieses Kampfes nimmt zu, bis sich der Kulminationspunkt nähert, der über den Ausgang entscheiden soll.

Nach unserer Vorstellung vom Volkskriege muss er wie ein nebel- und wolkenartiges Wesen sich nirgends zu einem kompakten Körper verdichten, sonst richtet der Feind eine angemessene Kraft auf diesen Kern, zerstört ihn und macht eine grosse Menge Gefangene; dann sinkt der Muth; alles glaubt, die Hauptfrage sei entschieden, ein weiteres Bemühen vergeblich, und die Waffen fallen dem Volke aus den Händen. Von der andern Seite aber ist es dennoch nöthig, dass sich dieser Nebel an gewissen Punkten zu dichteren Massen zusammenziehe und drohende Wolken bilde, aus denen einmal ein kräftiger Blitzstrahl herausfahren kann. Diese Punkte liegen hauptsächlich auf den Flügeln des feindlichen Kriegstheaters, wie wir schon gesagt haben. Da mufs sich die Volksbewaffnung in grössere und mehr geordnete Ganze vereinigen, mit einem geringen Zusatz stehender Truppen, so dafs sie schon das Ansehen eines geordneten Heeres gewinnt und im Stande ist, sich an gröfsere Unternehmungen zu wagen. Von diesen Punkten aus mufs die Intensität des Landsturmes abnehmen, nach dem Rücken des Feindes hin, wo Dieser seinen stärksten Schlägen ausgesetzt ist. Jene dichteren Massen sind bestimmt, über die beträchtlicheren Garnisonen herzufallen, die der Feind zurückgelassen. Ausserdem flössen sie Furcht und Besorgniss ein und vermehren den moralischen Eindruck des Ganzen; ohne sie würde die Totalwirkung nicht kräftig, und der ganze Zustand für den Feind nicht beunruhigend genug werden.

Diese kräftigere Gestaltung der ganzen Volksbewaffnung bringt der Feldherr am leichtesten durch die kleinen Haufen des stehenden Heeres hervor, mit denen er den Landsturm unterstützt. Ohne eine solche zur Ermunterung dienende Unterstützung durch etwas Truppen des stehenden Heeres wird es den Einwohnern meistens an Vertrauen und an Trieb fehlen, zu den Waffen zu greifen. Je stärker nun die Haufen sind, die dazu bestimmt werden, um so stärker wird die Anziehungskraft, um so grösser die Lawine, die sich herabstürzen soll. Aber dies hat seine Grenze; denn theils wäre es verderblich, für diesen untergeordneten Zweck das ganze Heer zu vertheilen, gewissermafsen in Landsturm aufzulösen, und damit eine ausgedehnte, überall schwache Vertheidigungslinie zu bilden, wobei man gewifs sein könnte, dafs Heer und Landsturm gleich gründlich zerstört werden würden; theils scheint auch die Erfahrung zu lehren, dafs, wenn allzuviel regelmäfsige Truppen in der Provinz anwesend sind, der Volkskrieg an Energie und Wirksamkeit

abzunehmen pflegt; die Ursachen davon sind, weil erstens dadurch zu viel feindliche Truppen in die Provinz gezogen werden, zweitens die Einwohner sich nun auf die eigenen stehenden Truppen verlassen, drittens das Dasein beträchtlicher Truppenmassen die Kräfte der Einwohner auf eine andere Art zu sehr in Anspruch nimmt: nämlich durch Bequartierung, Fuhren, Lieferungen u. s. w.

Ein anderes Mittel zur Verhütung einer zu wirksamen Reaktion des Feindes gegen den Volkskrieg bildet zugleich einen Hauptgrundsatz in dem Gebrauch desselben; es ist der Grundsatz, bei diesem grossen strategischen Vertheidigungsmittel es selten oder niemals zur taktischen Vertheidigung kommen zu lassen. Der Charakter eines Landsturmgefechtes ist der aller Gefechte mit schlechteren Truppenmassen: eine grofse Gewalt und Hitze im Anlauf, aber wenig kaltes Blut und geringe Ausdauer. Ferner ist wenig daran gelegen, ob eine Landsturmmasse besiegt und vertrieben wird, denn darauf ist sie gestellt, aber sie darf nicht durch zu grofse Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen zu Grunde gerichtet werden; dergleichen Niederlagen würden die Gluth bald erlöschen. Diese beiden Eigenthümlichkeiten sind aber der Natur der taktischen Vertheidigung durchaus entgegen. Das Vertheidigungsgefecht erfordert ein nachhaltiges, langsames, planvolles Wirken und entschiedenes Wagen; ein blofser Versuch, von dem man ablassen kann, so schnell man will, kann in der Vertheidigung niemals zum Erfolg führen. Soll also der Landsturm die Vertheidigung irgend eines Bodenabschnittes übernehmen, so mufs es niemals zu einem entscheidenden Hauptvertheidigungsgefecht kommen; er wird dann zu Grunde gehen, wenn ihm die Umstände auch noch so günstig sind. Er kann und soll also die Eingänge eines Gebirges, die Dämme eines Sumpfes, die Uebergänge eines Flusses vertheidigen, so lange es ihm möglich ist; aber er soll, wenn sie einmal durchbrochen sind, sich lieber zerstreuen und mit unvermutheten Anfällen seine Vertheidigung fortsetzen, als sich in ein enges, letztes Refugium, in eine förmliche Defensivstellung zusammenziehen und einsperren lassen. — Wie tapfer auch ein Volk sei, wie kriegerisch seine Sitten, wie grofs sein Hafs gegen den Feind, wie günstig sein Boden: es ist unleugbar, dafs der Volkskrieg sich in einer zu dichten Atmosphäre der Gefahr nicht erhalten kann. Soll sich also sein Brennstoff irgendwo zu einer bedeutenden Gluth anhäufen, so mufs es auf entfernteren Punkten geschehen, wo er Luft hat und nicht mit einem grofsen Schlage erdrückt werden kann.

Nach diesen Betrachtungen, die mehr ein Herausfühlen der Wahrheit sind, als eine objektive Zergliederung, weil der Gegenstand überhaupt noch zu wenig dagewesen, und von Denen, die ihn lange mit eigenen Augen beobachtet haben, zu wenig dargestellt worden ist, haben wir nur noch zu sagen, dafs der strategische Vertheidigungsplan die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zwei verschiedenen Wegen in sich aufnehmen kann, nämlich: entweder als ein letztes Hülfsmittel nach verlorner Schlacht, oder als ein natürlicher Beistand, ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird. Das Letztere setzt den Rückzug ins Innere des Landes und diejenige mittelbare Reaktionsart voraus, von der wir im achten und vierundzwanzigsten Kapitel

dieses Buches gesprochen haben. Wir haben also hier nur noch wenige Worte über das Aufgebot des Landsturms nach verlorener Schlacht zu sagen.

Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidenste, abhängig glauben. Ist er geschlagen, so kann das Aufbieten neuer Kräfte und die natürliche Schwächung, welcher jeder Angriff mit der Dauer erleidet, einen Umschwung der Dinge herbeiführen, oder er kann von aufsen her Hülfe bekommen. Zum Sterben ist es immer noch Zeit, und wie es ein Naturtrieb ist, dafs der Untergehende nach dem Strohhalm greift, so liegt es in der natürlichen Ordnung der moralischen Welt, dafs ein Volk die letzten Mittel seiner Rettung versucht, wenn es sich an den Rand des Abgrundes geschleudert sieht.

Wie klein und schwach ein Staat in Beziehung auf seinen Feind auch sei, er soll sich diese letzten Kraftanstrengungen nicht ersparen, oder man müfste sagen, es sei keine Seele mehr in ihm. Dies schliefst nicht die Möglichkeit aus, sich durch einen opfervollen Frieden von dem gänzlichen Untergange zu retten, eine solche Absicht schliefst aber auch ihrerseits nicht die Nützlichkeit neuer Vertheidigungsmafsregeln aus; sie machen den Frieden weder schwieriger, noch schlechter, sondern leichter und besser. Noch nothwendiger sind sie, wenn Hülfe von Denen erwartet wird, die bei unserer Erhaltung interessirt sind. Eine Regierung also, die nach verlorner Hauptschlacht nur daran denkt, das Volk schnell in das Bette des Friedens steigen zu lassen, und, übermannt von dem Gefühl einer fehlgeschlagenen grofsen Hoffnung, nicht mehr den Muth und die Lust in sich fühlt, alle Kräfte anzuspornen, begeht in jedem Fall aus Schwäche eine grofse Inkonsequenz und zeigt, dafs sie des Sieges nicht würdig, und eben deswegen vielleicht auch gar nicht fähig war, ihn zu erringen.

Wie entschieden also auch die Niederlage sei, die ein Staat erfahren, so mufs doch mit dem Rückzug des Heeres in das Innere des Landes die Wirksamkeit der Festungen und der Volksbewaffnungen hervorgerufen werden. Es ist in dieser Beziehung vortheilhaft, wenn die Flügel des Hauptkriegstheaters durch Gebirge oder sonst sehr schwierige Gegenden begrenzt werden, die nun wie Bastionen hervortreten, deren strategisches Flankenfeuer der Vordringende auszuhalten hat.

Ist der Sieger mitten in seinen Belagerungsarbeiten, hat er überall starke Garnisonen zurückgelassen, um seine Verbindungslinie zu sichern, oder gar Corps entsendet, um sich die Ellenbogen frei zu machen und die benachbarten Provinzen in Ordnung zu halten, ist er schon durch mannichfaltige Verluste lebender und todter Streitmittel geschwächt: dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Vertheidigungsarmee von Neuem in die Schranken treten und den Angreifenden in seiner ungünstigen Lage durch einen wohlangebrachten Stofs zum Wanken bringen mufs[1]).

---

[1]) Die Erfahrungen des Jahres 1870/71 haben wohl zur Genüge bewiesen, dafs der sogenannte „Volkskrieg", wie Clausewitz ihn sich hier denkt und in

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Vertheidigung eines Kriegstheaters[1]).

Wir könnten uns vielleicht begnügen, von den wichtigsten Vertheidigungsmitteln gesprochen zu haben, und die Art, wie sich dieselben an den ganzen Vertheidigungsplan anknüpfen, erst im letzten Buch berühren, in dem wir von dem Kriegsplan sprechen werden; denn von diesem wird nicht nur jeder untergeordnete Plan von Angriff und Vertheidigung ausgehen und in seinen Hauptlineamenten bestimmt werden, sondern in vielen Fällen wird der Kriegsplan selbst nichts Anderes sein, als der Entwurf des Angriffs oder der Vertheidigung des Haupt-Kriegstheaters. Allein wir haben überhaupt nicht mit der Gesammtheit des Krieges beginnen können, obgleich im Kriege mehr als irgendwo die Theile durch das Ganze bestimmt und von dem Charakter desselben durchdrungen und wesentlich verändert werden, sondern wir haben uns erst der einzelnen Gegenstände, als abgesonderter Theile, deutlicher bewusst werden müssen. Ohne dieses Fortschreiten von dem Einfachen zum Zusammengesetzten würde uns eine Menge unbestimmter Vorstellungen überwältigt, und besonders würden die im Kriege so vielfältigen Wechselwirkungen unsere Vorstellungen beständig verwirrt haben. Wir wollen uns also dem Ganzen erst noch um einen Schritt nähern, d. h. wir wollen die Vertheidigung eines Kriegstheaters an und für sich betrachten und den Faden suchen, an dem sich die abgehandelten Gegenstände anreihen lassen

Die Vertheidigung ist nach unserer Vorstellungsweise nichts als die stärkere Form des Kampfes. Die Erhaltung der eigenen Streitkräfte und die Vernichtung der feindlichen, mit einem Wort: der Sieg ist der Gegenstand dieses Kampfes, aber freilich nicht dessen letzter Zweck.

Die Erhaltung des eigenen Staates und das Niederwerfen des feindlichen

---

seinen möglichen Wirkungen ausmalt, an Bedingungen geknüpft ist, die sich im „kultivirten“ Europa heutzutage wohl nur noch höchst selten finden lassen.

Immerhin wird grade in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht der „Volkskrieg“ stets eine gewisse Rolle spielen und was Clausewitz hier über seine Leistungsfähigkeit sagt, stets der Beachtung werth bleiben; unzweifelhaft wachsen aber die an sich ziemlich fraglichen Chancen seines Erfolges genau in dem Maſse, wie es schon im Frieden möglich geworden ist, die „Volkskräfte“ für diese Art ihrer Verwendung zu organisiren!

[1]) Die vier nun folgenden, das Buch von der Vertheidigung abschlieſsenden Kapitel resümiren in der dem Autor eigenen klaren und lichtvollen Weise die Gesammtheit seiner Anschauungen über die Vertheidigung.

Nach den vorangegangenen Bemerkungen zu den früheren Kapiteln erscheinen weitere Anmerkungen nicht nur unnütz, sondern gradezu schädlich, da sie die Unmittelbarkeit des Eindruckes nur beeinträchtigen könnten, welche der „geistvolle Leser“, der bis hierher gelangt, aus dieser Zusammenfassung empfangen soll und muſs!

Dem eigenen Resumé des Meisters gegenüber bleibt der Leser am besten mit seinen eigenen Gedanken — allein!

ist dieser Zweck, und wieder mit einem Wort: der beabsichtigte Friede, weil erst in ihm sich dieser Konflikt ausgleicht und in einem Gesammt-Resultat endigt.

Was ist aber der feindliche Staat in Beziehung auf den Krieg? Vor allen Dingen ist seine Streitkraft, dann seine Oberfläche wichtig, aber freilich auch noch vieles Andere, was durch besondere Umstände eine vorherrschende Wichtigkeit bekommen kann; hierzu gehören vorzüglich äussere und innere politische Verhältnisse, die zuweilen mehr entscheiden, als alles Uebrige. Aber wenn auch die Streitkraft und die Oberfläche des feindlichen Staates allein noch nicht der Staat selbst sind, und auch nicht alle Beziehungen damit erschöpft sind, die der Staat zum Kriege haben kann, so bleiben jene beiden Gegenstände doch stets die vorherrschenden, an Wichtigkeit allen andern Beziehungen meistens unendlich überlegen. Die Streitkraft soll die eigene Landesfläche des Staates beschützen oder die feindliche erobern; die Landesfläche hingegen ernährt und regenerirt unaufhörlich die Streitkraft. Beide hängen also von einander ab, tragen sich gegenseitig, sind einander gleich wichtig. Aber es besteht doch in ihrem Wechselverhältniſs ein Unterschied. Wenn die Streitkraft vernichtet, d. h. niedergeworfen, zu fernerem Widerstande unfähig gemacht ist, so folgt der Verlust des Landes von selbst; aber nicht umgekehrt folgt aus der Eroberung des Landes die Vernichtung der Streitkraft, denn diese kann das Land freiwillig räumen, um es nachher um so leichter zu erobern. Ja, nicht blos das gänzliche Niederwerfen der Streitkraft entscheidet über das Schicksal des Landes, sondern schon jede beträchtliche Schwächung derselben führt regelmäſsig einen Verlust an Land herbei; dagegen bewirkt nicht jeder beträchtliche Verlust an Land eine gleiche Schwächung der Streitkraft; für die Dauer freilich, aber nicht immer innerhalb des Zeitraumes, in welchen die Kriegsentscheidung fällt.

Hieraus folgt, daſs die Erhaltung der eigenen und die Schwächung oder Vernichtung der feindlichen Streitkraft an Wichtigkeit dem Besitze des Landes vorangeht, also vom Feldherrn zunächst erstrebt werden soll. Der Besitz des Landes drängt sich erst dann als Zweck hervor, wenn jenes Mittel (Schwächung oder Vernichtung der feindlichen Streitkraft) ihn noch nicht bewirkt hat.

Wäre die ganze feindliche Streitkraft in einem Heer vereinigt und bestände der ganze Krieg aus einem Gefecht, so würde der Besitz des Landes von dem Ausgang dieses Gefechts abhängen; Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, Eroberung des feindlichen Landes und Sicherung des eigenen würden daraus folgen und gewissermaſsen identisch damit sein. Es fragt sich nun: was kann den Vertheidiger zuerst bewegen, von dieser einfachsten Form des kriegerischen Aktes abzuweichen und seine Macht im Raum zu vertheilen? Die Antwort ist: die Unzulänglichkeit des Sieges, den er mit vereinter Macht erringen könnte. Jeder Sieg hat seinen Wirkungskreis. Reicht dieser über den ganzen feindlichen Staat, also über seine ganze Streitkraft und Länderfläche hin, d. h. werden alle Theile in dieselbe Bewegung mit fortgerissen, welche wir dem Kern seiner Macht gegeben haben, so ist ein solcher Sieg alles, was wir brauchen, und eine Theilung unserer Macht würde ohne zureichenden Grund sein. Giebt es aber Theile der

feindlichen Kriegsmacht und der beiderseitigen Länder, über die unser Sieg keine Gewalt mehr haben würde, so müssen wir auf diese Theile besonders Rücksicht nehmen, und da wir die Länderfläche nicht, wie die Kriegsmacht, in einem Punkt sammeln können, so müssen wir diese zum Angriff oder zur Vertheidigung jener theilen.

Nur bei kleinen und abgerundeten Staaten ist eine solche Einheit der Kriegsmacht möglich, und wahrscheinlich, daſs von dem Sieg über diese alles abhängt. Bei grossen Ländermassen, die uns in weiter Ausdehnung berühren, oder bei einem Bündniſs solcher Staaten gegen uns, die uns von mehreren Seiten umgeben, ist eine solche Einheit praktisch ganz unmöglich. Hier werden also nothwendig Theilungen der Macht stattfinden müssen und damit verschiedene Kriegstheater.

Der Wirkungskreis eines Sieges wird natürlich von der Gröſse desselben, und diese von der Masse der besiegten Truppen abhängen. Also gegen den Theil des Landes, in welchem die meisten feindlichen Streitkräfte beisammen sind, wird derjenige Stoſs geschehen können, dessen glückliche Wirkungen am weitesten reichen, und wir werden dieses Erfolges um so gewisser sein, je gröſser die Masse der eigenen Streitkräfte ist, die wir zu diesem Stoſs verwenden. Diese natürliche Vorstellungsreihe führt uns auf ein Bild, in welchem wir sie klarer feststellen können: es ist die Natur und Wirkung des Schwerpunktes in der Mechanik.

So wie sich der Schwerpunkt immer da findet, wo die meiste Masse beisammen ist, und wie jeder Stoſs gegen den Schwerpunkt der Last am wirksamsten ist, wie ferner der stärkste Stoſs mit dem Schwerpunkt der Kraft erhalten wird, so ist es auch im Kriege. Die Streitkräfte jedes Kriegführenden, eines einzelnen Staates wie eines Bündnisses von Staaten, haben eine gewisse Einheit und durch diese Zusammenhang; wo aber Zusammenhang ist, da treten die Analogieen des Schwerpunktes ein. Es giebt also in diesen Streitkräften gewisse Schwerpunkte, deren Bewegung und Richtung über die andern Punkte entscheiden, und diese Schwerpunkte finden sich da, wo die meisten Streitkräfte beisammen sind. So wie aber in der todten Körperwelt die Wirkung gegen den Schwerpunkt in dem Zusammenhang der Theile ihr Maſs und ihre Grenze hat, so ist es auch im Kriege, und es kann hier, wie dort, ein Stoſs leicht gröſser werden, als der Widerstand verträgt, und damit ein Luftstoſs, eine Kraftverschwendung entstehen.

Wie verschieden ist der Zusammenhang des Heeres unter einer Fahne, welches durch den persönlichen Befehl eines Feldherrn in die Schlacht geführt wird, und der einer verbündeten Kriegsmacht, die auf 50 oder 100 Meilen ausgedehnt oder gar nach ganz verschiedenen Seiten hin basirt ist! Dort ist der Zusammenhang als der stärkste, die Einheit als die nächste zu betrachten; hier ist die Einheit sehr entfernt, oft nur noch in der gemeinschaftlichen politischen Absicht, und da auch nur dürftig und unvollkommen vorhanden, und der Zusammenhang der Theile meistens sehr schwach, oft ganz illusorisch.

Gebietet also von der einen Seite die Gewalt, welche wir dem Stoſs zu geben wünschen, die gröſste Vereinigung der Macht, so müssen wir von der

andern Seite jede Uebertreibung als einen wirklichen Nachtheil fürchten, weil sie eine Kraftverschwendung mit sich führt, und diese wieder den Mangel an Kraft auf andern Punkten.

Diese Centra gravitatis in der feindlichen Kriegsmacht zu unterscheiden, ihre Wirkungskreise zu erkennen, ist also ein Hauptakt des strategischen Urtheils. Man wird sich nämlich jedesmal fragen müssen, welche Wirkungen das Vorgehen und Zurückgehen des einen Theils der gegenseitigen Streitkräfte auf die übrigen hervorbringen wird.

Wir glauben hiermit keineswegs ein neues Verfahren erfunden zu haben, sondern wir haben nur dem Verfahren aller Zeiten und Feldherren Vorstellungen zu Grunde gelegt, die den Zusammenhang desselben mit der Natur der Dinge klarer machen sollen.

Wie diese Vorstellung von dem Schwerpunkt der feindlichen Macht bei dem ganzen Kriegsplan wirksam wird, werden wir im letzten Buche betrachten, denn dahin gehört der Gegenstand überhaupt, und wir haben ihn von daher nur entlehnt, um keine Lücke in der Vorstellungsreihe zu lassen. Wir haben in dieser Betrachtung gesehen, was die Vertheilung der Streitkräfte überhaupt bedingt. Es sind im Grunde zwei einander entgegentretende Interessen; das eine, der Besitz des Landes, strebt die Streitkräfte zu vertheilen; das andere, der Stofs gegen den Schwerpunkt der feindlichen Macht, vereinigt sie wieder bis zu einem gewissen Grade.

So entstehen die Kriegstheater oder einzelnen Heergebiete. Sie sind nämlich solche Abgrenzungen der Oberfläche des Landes und der auf ihr vertheilten Streitkraft, innerhalb welcher jede von der Hauptmacht dieses Gebietes gegebene Entscheidung sich unmittelbar über das Ganze ausdehnt und dieses in ihre Richtung mitfortreifst. Wir sagen unmittelbar, denn einen mehr oder weniger entfernten Einflufs mufs natürlich die Entscheidung eines Kriegstheaters auch auf die ihm benachbarten haben.

Dafs wir auch hier, wie überall in unsern Definitionen, nur die Mittelpunkte gewisser Vorstellungsgebiete treffen, nicht durch scharfe Linien die Grenzen umziehen wollen und können, müssen wir ausdrücklich wieder erinnern, obgleich es schon in der Natur der Sache liegt.

Wir glauben also, dafs ein Kriegstheater, wie grofs oder klein es auch sei, mit seiner Streitkraft, welchen Umfang diese auch habe, eine solche Einheit darstellt, die sich auf einen Schwerpunkt zurückführen läfst. In diesem Schwerpunkt soll die Entscheidung gegeben werden; und hier Sieger zu sein, heifst im weitesten Sinne das Kriegstheater vertheidigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Aber die Vertheidigung besteht aus zwei verschiedenen Elementen, nämlich aus der Entscheidung und dem Abwarten. Die Verbindung dieser beiden Elemente soll der Gegenstand dieses Kapitels sein.

Zuerst müssen wir sagen, daſs der Zustand des Abwartens zwar nicht die vollendete Vertheidigung ist, aber doch das Gebiet derselben, in welchem sie zu ihrem Ziele hin vorschreitet. So lange eine Streitkraft den ihr anvertrauten Landstrich nicht verlassen hat, dauert die Spannung der Kräfte, in welchen der Angriff beide Theile versetzte, bis zur Entscheidung fort. Diese kann erst dann als wirklich erfolgt betrachtet werden, wenn entweder der Angreifende oder der Vertheidiger das Kriegstheater verlassen hat.

So lange sich eine Streitkraft in ihrem Gebiete behauptet, dauert ihre Vertheidigung desselben, und in diesem Sinn ist die Vertheidigung des Kriegstheaters mit der Vertheidigung in demselben identisch. Ob der Feind einstweilen von dem Landstrich viel oder wenig eingenommen hat, ist dabei unwesentlich, denn es ist ihm nur bis zur Entscheidung geliehen.

Aber diese Vorstellungsart, durch die wir den Zustand des Abwartens in seinem richtigen Verhältniſs zum Ganzen feststellen wollen, ist nur dann wahr, wenn wirklich eine Entscheidung gegeben werden soll und von beiden Theilen als unvermeidlich betrachtet wird. Denn nur durch diese Entscheidung werden die Schwerpunkte der beiderseitigen Macht und die durch sie bedingten Kriegstheater wirksam getroffen. So wie der Gedanke einer Entscheidung wegfällt, so sind die Schwerpunkte neutralisirt, ja, in einem gewissen Sinn werden es die ganzen Streitkräfte, und nun drängt sich der Besitz der Landesfläche, die das zweite Hauptglied des ganzen Kriegstheaters bildet, unmittelbar als Zweck hervor. Mit andern Worten: je weniger von beiden Seiten die entscheidenden Schläge in einem Kriege gesucht werden, je mehr er eine bloſse gegenseitige Beobachtung ist, um so wichtiger wird der Landbesitz, um so mehr strebt der Vertheidiger alles unmittelbar zu decken, um so mehr der Angreifende sich im Vorrücken auszubreiten.

Nun kann man sich nicht verhehlen, daſs die groſse Mehrheit der Kriege und Feldzüge einem reinen Beobachtungszustande viel näher liegt, als einem Kampf auf Leben und Tod, d. h. einem Kampf, in welchem wenigstens einer der beiden Theile die Entscheidung durchaus sucht. Nur die Kriege des neunzehnten Jahrhunderts haben diesen letztern Charakter in einem so hohen Grade gehabt, daſs man dabei von einer Theorie Gebrauch machen konnte, die davon ausgeht. Weil aber schwerlich alle künftigen Kriege diesen Charakter haben werden, vielmehr vorauszusehen ist, daſs die Mehrzahl derselben sich wieder zu dem Beobachtungscharakter hinneigen wird, so muſs eine Theorie, welche für das wirkliche Leben taugen soll, darauf Rücksicht nehmen. Wir werden uns daher zuerst mit dem Fall beschäftigen, in dem die Absicht einer Entscheidung das Ganze durchdringt und leitet, also mit dem eigentlichen und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, dem absoluten Kriege, dann wollen wir in einem andern Kapitel diejenigen Modifikationen in Betracht ziehen, welche durch die mehr oder weniger groſse Annäherung an den Beobachtungszustand entstehen.

In dem ersten Fall (die Entscheidung werde von dem Angreifenden oder dem Vertheidiger gesucht) wird die Vertheidigung des Kriegstheaters darin zu bestehen haben, daſs der Vertheidiger sich in demselben auf solche Art behaupte, daſs er die Entscheidung in jedem Augenblick mit Vortheil geben

könne. Diese Entscheidung kann in einer Schlacht, sie kann in einer Reihe grofser Gefechte, sie kann aber auch in dem Resultat blofser Verhältnisse bestehen, die aus der Disposition der gegenseitigen Streitkräfte, d. i. möglicher Gefechte, entspringen.

Wäre die Schlacht auch nicht das kräftigste, das gewöhnlichste und wirksamste Mittel der Entscheidung, wie wir das früher schon bei mehreren Gelegenheiten gezeigt zu haben glauben, so würde es doch hinreichen, dafs sie überhaupt zu den Mitteln der Entscheidung gehört, um die stärkste Vereinigung der Kräfte zu fordern, welche die Umstände irgend gestatten. Eine Hauptschlacht auf dem Kriegstheater ist der Stofs des Schwerpunktes gegen den Schwerpunkt; je mehr Kräfte man in dem einen oder andern versammeln kann, um so sicherer und gröfser wird die Wirkung sein. Also jede Theilung der Kräfte, welche nicht durch einen Zweck hervorgerufen wird (der entweder selbst durch eine glückliche Schlacht nicht erreicht werden kann, oder der den glücklichen Ausgang der Schlacht selbst bedingt), ist verwerflich.

Aber nicht blos die gröfste Vereinigung der Streitkräfte ist die Grundbedingung, sondern auch eine solche Stellung und Lage derselben, dafs die Schlacht unter vortheilhaften Umständen stattfinden könne.

Die verschiedenen Stufen der Vertheidigung, welche wir im Kapitel von den Widerstandsarten kennen gelernt haben, sind mit diesen Grundbedingungen vollkommen homogen, es kann also nicht mehr schwer fallen, sie nach dem Bedürfnifs des individuellen Falles an dieselben anzuknüpfen. Aber ein Punkt scheint auf den ersten Anblick einen Widerspruch in sich zu schliefsen und bedarf um so mehr einer Entwickelung, als er einer der wichtigsten in der Vertheidigung ist: es ist das Treffen des feindlichen Schwerpunktes.

Erfährt der Vertheidiger zeitig genug, auf welchen Strafsen der Feind vordringen wird, und auf welcher namentlich der Kern seiner Macht unfehlbar anzutreffen ist, so kann er ihm auf dieser Strafse entgegengehen. Dieser Fall wird der gewöhnliche sein, denn wenn auch in den allgemeinen Mafsregeln, in der Anlage von festen Plätzen, grofsen Waffenniederlagen und dem Friedensstand der Streitkräfte die Vertheidigung dem Angriff vorhergeht, und diesem also zur Richtschnur wird, so ist doch bei der wirklichen Eröffnung des Kriegsaktes in Beziehung auf die angreifende Macht die Vertheidigung schon in dem ihr überhaupt eigenthümlichen Vortheil der Hinterhand.

Das Vorrücken mit einer beträchtlichen Streitkraft in Feindes Land erfordert bedeutende Voranstalten, Anhäufung von Lebensmitteln, Vorräthe von Ausrüstungsgegenständen u. s. w., die lange genug dauern, um dem Vertheidiger Zeit zu lassen, sich darnach zu richten, wobei nicht zu übersehen ist, dafs der Vertheidiger überhaupt weniger Zeit braucht, weil in jedem Staat die Dinge mehr auf die Vertheidigung, als auf den Angriff vorbereitet sind.

Allein wenn dies auch für die Mehrheit der Fälle vollkommen wahr ist, so bleibt doch immer die Möglichkeit, dafs im einzelnen Fall der Vertheidiger über die Hauptlinie des feindlichen Vordringens in Ungewifsheit sei, und

dieser Fall kann um so eher eintreten, wenn die Vertheidigung auf Maſsregeln beruht, die selbst viel Zeit kosten, z. B. die Anlegung einer festen Stellung u. s. w. Ferner kann der Angreifende, wenn der Vertheidiger sich auch wirklich auf seiner Vorrückungslinie befindet, in solchen Fällen, in denen Dieser ihm nicht eine Offensivschlacht liefert, der von ihm genommenen Stellung aus dem Wege gehen, indem er seine ursprüngliche Richtung nur etwas verändert, denn in dem kultivirten Europa ist man niemals so gestellt, daſs es nicht rechts und links Wege gäbe, die an einer Stellung vorbeiführten. Offenbar könnte in diesem Fall der Vertheidiger seinen Gegner nicht in einer Stellung erwarten, wenigstens nicht mit der Absicht, dort eine Schlacht zu liefern.

Ehe wir aber davon reden, welche Mittel in diesem Fall dem Vertheidiger bleiben, müssen wir zuvor die Natur eines solchen Falles und die Wahrscheinlichkeit seines Vorkommens näher in Betracht ziehen.

Natürlich giebt es bei jedem Staat und ebenso bei jedem Kriegstheater (von dem wir vor der Hand allein zu reden haben) Gegenstände und Punkte, auf die ein Angriff vorzugsweise wirksam sein wird. Wir finden es am angemessensten, darüber beim Angriff ausführlicher zu reden. Hier wollen wir nur bei der Bemerkung stehen bleiben, daſs, wenn der vortheilhafteste Gegenstand und Punkt des Angriffs für den Angreifenden ein Bestimmungsgrund für die Richtung seines Stoſses wird, dieser Bestimmungsgrund auch auf den Vertheidiger zurückwirken und ihn in den Fällen, in denen er nichts von den Absichten des Feindes weiſs, leiten muſs. Nähme der Angreifende diese ihm günstigste Richtung nicht, so würde er sich eines Theiles seiner natürlichen Vortheile begeben. Es ist ersichtlich, daſs, wenn der Vertheidiger sich in dieser Richtung aufgestellt hat, das Mittel, ihm auszuweichen und vorbeizugehen, nicht umsonst zu haben ist, sondern Opfer kostet. Hieraus folgt, daſs von der einen Seite die Gefahr des Vertheidigers, seines Gegners Richtung zu verfehlen, und von der andern die Fähigkeit des Angreifenden, seinem Gegner vorbeizugehen, beide nicht so groſs sind, wie es auf den ersten Blick scheint, weil ein bestimmter, meistens überwiegender Grund für die eine oder andere Richtung schon vorhanden ist, und daſs folglich der Vertheidiger mit seinen an den Ort gebundenen Einrichtungen in der Mehrheit der Fälle den Kern der feindlichen Macht nicht verfehlen wird. Mit andern Worten: hat der Vertheidiger sich richtig gestellt, so darf er meistens sicher sein, daſs der Gegner ihn aufsuchen wird.

Aber hiermit soll und kann die Möglichkeit nicht geleugnet werden, daſs der Vertheidiger mit seinen Anstalten den Angreifenden irgend einmal nicht treffe, und es entsteht also die Frage, was er dann thun solle, und wie viel ihm von den eigentlichen Vortheilen seiner Lage noch übrig bleiben werde.

Fragen wir uns, welche Wege überhaupt einem Vertheidiger übrig bleiben, dem der Angreifende vorbeigeht, so sind es folgende:

1. seine Macht von Hause aus zu theilen, um den Gegner mit einem Theil gewiſs zu treffen und dann mit dem andern zu Hülfe zu eilen;

2. eine Stellung mit der vereinigten Macht zu nehmen und sich, im Fall der Gegner vorbeigeht, schnell zur Seite vorzuschieben. In den meisten Fällen wird ein solches Vorschieben nicht mehr genau seitwärts geschehen können, sondern die neue Stellung wird etwas weiter rückwärts genommen werden müssen;
3. den Gegner mit vereinigter Macht von der Seite anzufallen;
4. auf seine Verbindungslinie zu wirken;
5. durch einen Gegenangriff auf sein Kriegstheater oder Land genau das zu thun, was der Gegner thut, indem er uns vorbeigeht.

Wir führen dies letztere Mittel hier an, weil man sich den Fall denken kann, in dem es wirksam wäre; allein da es der Absicht der Vertheidigung, d. h. den Gründen, aus denen diese gewählt wurde, widerspricht, so kann es nur als eine Abnormität betrachtet werden, welche nur entweder grofse Fehler des Gegners oder andere Eigenthümlichkeiten des individuellen Falles veranlassen können.

Das Wirken auf die feindliche Verbindungslinie setzt eine Ueberlegenheit der unsrigen voraus, und diese ist allerdings eine der Grundbedingungen einer guten Vertheidigungsstellung. Aber wenn aus diesem Grunde diese Wirkung dem Vertheidiger auch einen gewissen Vortheil versprechen sollte, so ist sie doch bei der Vertheidigung eines Kriegstheaters selten geeignet die Entscheidung zu geben, die wir als Zweck des Feldzuges vorausgesetzt haben.

Die Dimensionen eines einzelnen Kriegstheaters sind gewöhnlich nicht so grofs, dafs die Verbindungslinien des Angreifenden durch ihre Länge eine grofse Empfindlichkeit bekämen; und selbst wenn sie diese haben, so ist die Zeit, welche der Angreifende zur Ausführung seines Schlages braucht, gewöhnlich zu kurz, als dafs Dieser, bei der langsamen Wirksamkeit jenes Mittels, dadurch gehemmt werden könnte.

Es wird also dieses Mittel (nämlich das Wirken auf die Verbindungslinien) gegen einen zur Entscheidung entschlossenen Gegner, so wie auch dann, wenn der Vertheidiger diese Entscheidung sucht, in den meisten Fällen ganz unwirksam sein.

Die drei andern Mittel, welche dem Vertheidiger übrig bleiben, sind auf eine unmittelbare Entscheidung, auf ein Treffen des Schwerpunktes mit dem Schwerpunkt gerichtet, sie sind also der Aufgabe entsprechender. Aber wir wollen es nur gleich sagen, dafs wir dem dritten entschieden den Vorzug vor den andern beiden einräumen und, ohne diese letzteren ganz zu verwerfen, jenes in der Mehrheit der Fälle für das wahre Mittel des Widerstandes halten.

Bei einer getheilten Aufstellung ist man in Gefahr, in einen Postenkrieg verwickelt zu werden, bei dem gegen einen entschlossenen Gegner im günstigsten Fall nichts als ein bedeutender relativer Widerstand herauskommen kann, nicht aber eine Entscheidung, wie wir sie beabsichtigen; hat man aber auch durch einen richtigen Takt diesen Abweg zu vermeiden gewufst, so wird doch durch den vorläufigen getheilten Widerstand der Stofs immer merklich geschwächt werden, und man kann niemals sicher sein, dafs

nicht die zuerst vorgeschobenen Corps unverhältnifsmäfsige Verluste erleiden. Dazu kommt, dafs der Widerstand dieser Corps, welcher doch gewöhnlich mit einem Rückzug auf die herbeieilende Hauptmacht endigt, den Truppen meistens in dem Licht verlorner Gefechte und verfehlter Mafsregeln erscheint und die moralischen Kräfte somit merklich schwächt.

Das zweite Mittel: sich mit der in einer Stellung vereinigten Macht dem Gegner dort vorzulegen, wohin Dieser ausweichen will, setzt in die Gefahr, zu spät zu kommen und also zwischen zwei Mafsregeln stecken zu bleiben. Aufserdem erfordert eine Vertheidigungsschlacht Ruhe, Ueberlegung, Bekanntschaft, ja Vertrautheit mit der Gegend, und das alles ist bei einem eiligen Vorschieben nicht zu erwarten. Endlich sind die Stellungen, welche ein gutes Vertheidigungs-Schlachtfeld gewähren, doch zu selten, um sie auf jeder Strafse und jedem Punkt derselben voraussetzen zu können.

Dagegen ist das dritte Mittel, nämlich den Angreifenden von der Seite anzufallen, ihm also eine Schlacht mit verwandter Fronte zu liefern, von grofsen Vortheilen begleitet.

Erstens entsteht hierbei immer, wie wir wissen, eine Entblöfsung der Verbindungs-, hier der Rückzugslinien, und es liegt schon in den allgemeinen Verhältnissen des Vertheidigers, demnächst aber vorzüglich in den strategischen Eigenschaften, welche wir von seiner Aufstellung gefordert haben, dafs der Vertheidiger dabei im Vortheil sein wird.

Zweitens — und dies ist die Hauptsache — ist jeder Angreifende, der an seinem Gegner vorbeigehen will, in zwei ganz entgegengesetzte Bestrebungen verwickelt. Ursprünglich will er vorwärts, um den Gegenstand des Angriffs zu erreichen; die Möglichkeit aber, jeden Augenblick von der Seite angefallen zu werden, erzeugt das Bedürfnifs, nach dieser Seite hin in jedem Augenblick einen Stofs, und zwar einen Stofs mit vereinter Macht, zu richten. Diese beiden Bestrebungen widersprechen sich und erzeugen eine solche Verwickelung der innern Verhältnisse, eine solche Schwierigkeit der Mafsregeln, wenn sie für alle Fälle passen sollen, dafs es strategisch kaum eine schlimmere Lage geben kann. Wüfste der Angreifende mit Gewifsheit den Augenblick, wo er angefallen werden wird, so könnte er mit Kunst und Geschick alles dazu vorbereiten, aber in der Ungewifsheit darüber und bei der Nothwendigkeit des Vorschreitens kann es kaum fehlen, dafs, wenn die Schlacht erfolgt, sie ihn in höchst dürftig zusammengerafften und also gewifs nicht vortheilhaften Verhältnissen findet.

Giebt es also für einen Vertheidiger günstige Augenblicke zu einer Angriffsschlacht, so sind sie gewifs in solchen Verhältnissen am ersten zu erwarten. Bedenkt man noch, dafs dem Vertheidiger hierbei die Kenntnifs und Wahl der Gegend zu Gebote stehen, sowie dafs er seine Bewegungen vorbereiten und einleiten kann, so wird man nicht bezweifeln können, dafs er auch noch unter diesen Umständen eine entschiedene strategische Ueberlegenheit über seinen Gegner behauptet.

Wir glauben also, dafs ein Vertheidiger, der sich mit vereinigter Macht in einer gut gelegenen Stellung befindet, das Vorbeigehen des Gegners ganz ruhig abwarten kann, und dafs, wenn Dieser ihn nicht in seiner Stellug auf-

sucht und wenn die Wirkung auf dessen Verbindungslinie den Umständen nicht entsprechen sollte, ihm in dem Seitenanfall ein vortreffliches Mittel zur Herbeiführung der Entscheidung bleibt.

Wenn Fälle dieser Art in der Geschichte fast ganz fehlen, so liegt es theils daran, dafs die Vertheidiger selten den Muth gehabt haben, in einer solchen Stellung auszuharren, sondern sich entweder getheilt oder dem Angreifenden durch Quer- und Diagonalmärsche noch eiligst vorgeschoben haben, oder dafs kein Angreifender dem Vertheidiger unter solchen Umständen vorbeizugehen wagt und gewöhnlich seine Bewegung dadurch in Stillstand geräth.

Der Vertheidiger ist in diesem Fall zu einer Angriffsschlacht gezwungen; die weiteren Vortheile des Abwartens, einer starken Stellung, guter Verschanzungen u. s. w. mufs er entbehren; die Lage, in welcher er den vorrückenden Feind findet, kann ihm in den meisten Fällen diese Vortheile nicht ganz ersetzen; denn eben um ihnen auszuweichen, hat der Angreifende sich dieser Lage ausgesetzt; aber sie bietet ihm immer einen gewissen Ersatz, und die Theorie ist also hier nicht etwa in dem Fall, eine Gröfse mit einem Male aus der Rechnung verschwinden, das pro und contra sich gegenseitig verschlingen zu sehen, wie es so oft geschieht, wenn kritische Geschichtschreiber ein fragmentarisches Stück Theorie einlegen.

Man glaube ja nicht, dafs wir es hier mit logischen Spitzfindigkeiten zu thun haben, vielmehr erscheint dieser Gegenstand, je mehr man ihn praktisch betrachtet, als ein das ganze Vertheidigungswesen umfassender, überall durchgreifender und dasselbe regelnder Gedanke.

Nur wenn der Vertheidiger entschlossen ist seinen Gegner, sobald Dieser ihm vorbeigeht, mit aller Macht anzufallen, kann er den beiden Abgründen sicher ausweichen, an welchen die Vertheidigung so nahe hinführt: nämlich einer getheilten Aufstellung und einem eiligen Vorschieben. In beiden nimmt er das Gesetz des Angreifenden an; in beiden behilft er sich mit Mafsregeln der höchsten Nothdurft und gefährlichsten Eile, und überall wo ein entschlossener, nach Sieg und Entscheidung dürstender Gegner auf ein solches Vertheidigungssystem gestofsen ist, hat er es zertrümmert. Hat aber der Vertheidiger seine Macht zu gemeinschaftlichem Schlagen auf dem rechten Punkt versammelt, ist er entschlossen mit dieser Macht im schlimmsten Fall seinen Gegner von der Seite anzufallen, so ist und bleibt er im Recht und gestüzt auf alle Vortheile, die ihm die Vertheidigung in seiner Lage darbieten kann; gute Vorbereitung, Ruhe, Sicherheit, Einheit und Einfachheit werden der Charakter seines Handelns sein.

Wir können nicht umhin, hier eines grofsen geschichtlichen Ereignisses zu gedenken, welches von den hier entwickelten Begriffen nahe berührt wird; wir thun es, um einer falschen Bezugnahme auf dasselbe zu begegnen.

Als im Oktober 1806 das preufsische Heer in Thüringen das französische unter Bonaparte erwartete, befand sich das erstere zwischen den beiden Hauptstrafsen, auf welchen das letztere vordringen konnte, nämlich der über Erfurt und der über Hof auf Leipzig nach Berlin. Die frühere Absicht, ge-

rade über den Thüringerwald nach Franken einzubrechen, und später, als diese Absicht aufgegeben war, die Ungewifsheit, auf welcher der beiden Strafsen die Franzosen vordringen würden, hatte diese Zwischenstellung veranlafst. Als eine solche hätte sie also zu der Mafsregel des eiligen Vorschiebens führen müssen.

Dies war auch die Idee, im Fall der Feind über Erfurt gekommen wäre, denn die Wege dahin waren vollkommen zugänglich; dagegen war an ein Vorschieben auf die Strafse von Hof nicht zu denken, theils weil man von dieser Strafse zwei bis drei Märsche entfernt war, theils weil der tiefe Einschnitt der Saale dazwischen lag; auch war das nie die Absicht des Herzogs von Braunschweig gewesen, und es war keine Art von Vorbereitung dazu getroffen, wohl aber war es immer die Absicht des Fürsten Hohenlohe, d. h. des Obersten Massenbach, der den Herzog in diese Idee mit Gewalt hineinziehen wollte. Noch weniger konnte davon die Rede sein, aus der auf dem linken Saale-Ufer genommenen Aufstellung zu einer Angriffsschlacht auf den vorrückenden Bonaparte überzugehen, d. h. zu einem solchen Seiten-Anfall, wie wir ihn oben angegeben haben; denn war die Saale ein Hindernifs, um sich dem Feinde im letzten Augenblick noch vorzulegen, so mufste sie als ein noch viel gröfseres erscheinen, um in dem Augenblick zu einem Angriff überzugehen, wo der Feind schon im Besitz des jenseitigen Ufers, wenigstens theilweise, sein mufste. Der Herzog beschlofs also hinter der Saale das Weitere abzuwarten, wenn man dem, was in diesem vielköpfigen Hauptquartier und in dieser Zeit der Verwirrung und höchsten Unentschlossenheit geschah, noch den Namen eines individuellen Entschlusses beilegen kann.

Sei es mit diesem Abwarten, wie ihm wolle, es folgte daraus, dafs man sich in der Lage befand:

1. den Feind anzugreifen, wenn er über die Saale kam, um die preufsische Armee aufzusuchen, oder
2. wenn er sie stehen liefs, auf seine Verbindungslinie zu wirken, oder
3. wenn man es thunlich und rathsam fand, sich ihm durch einen schnellen Flankenmarsch noch bei Leipzig vorzuschieben.

Im ersten Fall befand sich die preufsische Armee wegen des gewaltigen Saale-Thals in einer grofsen strategischen und taktischen Ueberlegenheit; im zweiten in einer eben so grofsen rein strategischen, weil der Feind zwischen uns und dem neutralen Böhmen nur eine sehr schmale Basis hatte, während die unsrige aufserordentlich breit war; selbst im dritten war sie, durch die Saale gedeckt, immer noch in keiner nachtheiligen Lage. Alle diese drei Fälle sind auch im Hauptquartier trotz der Verwirrung und Unklarheit desselben wirklich zur Sprache gekommen, aber freilich kann man sich nicht wundern, dafs, wenn sich auch noch eine richtige Idee erhalten haben konnte, sie in ihrer Ausführung an der gänzlichen Unentschlossenheit und der überall herrschenden Verwirrung unfehlbar zu Grunde gehen mufste.

In den ersten beiden Fällen wurde die Stellung auf dem linken Ufer der Saale als eine wahre Flankenstellung betrachtet, und sie hatte unstreitig als solche sehr grofse Eigenschaften; aber freilich ist eine Flankenstellung

mit einem Heere, daſs seiner Sache wenig gewiſs ist, gegen einen sehr überlegenen Feind, gegen einen Bonaparte, eine sehr kühne Maſsregel.

Nach langer Unentschlossenheit wählte der Herzog am 13. die letzte der drei angegebenen Maſsregeln, aber es war zu spät. Bonaparte war schon im Ueberschreiten der Saale begriffen, und die Schlachten von Jena und Auerstädt muſsten geschlagen werden. Der Herzog in seiner Unentschlossenhatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt; für das Vorschieben verlieſs er die Gegend zu spät und für eine zweckmäſsige Schlacht zu früh. Nichtsdestoweniger hat die starke Natur dieser Stellung sich dermaſsen bewährt, daſs der Herzog den rechten Flügel seines Gegners bei Auerstädt vernichten konnte, während der Fürst Hohenlohe sich mit einem blutigen Rückzugsgefecht noch aus der Schlinge zu ziehen vermochte; aber bei Auerstädt wagte man nicht, auf den Sieg zu bestehen, der unfehlbar, und bei Jena glaubte man auf einen rechnen zu können, der ganz unmöglich war.

In jedem Fall hatte Bonaparte ein solches Gefühl von der strategischen Bedeutung der Stellung an der Saale, daſs er es nicht gewagt hat, ihr vorbeizugehen, sondern sich zu einem Uebergang über die Saale im Angesicht des Feindes entschlossen hat.

Durch das, was wir gesagt haben, glauben wir die Verhältnisse der Vertheidigung zum Angriff im Fall des entscheidenden Handelns hinreichend angegeben und die Fäden, an die sich die einzelnen Gegenstände der Vertheidigungspläne anknüpfen lassen, ihrer Lage und ihrem Zusammenhang nach gezeigt zu haben. Die einzelnen Anordnungen noch bestimmter durchzugehen, kann nicht unsere Absicht sein, denn es würde in ein unerschöpfliches Feld individueller Fälle führen. Hat der Feldherr sich einen bestimmten Richtungspunkt vorgesetzt, so wird er sehen, wie die geographischen, statistischen, politischen Umstände, die materiellen und persönlichen Verhältnisse seines Heeres und des feindlichen dazu passen und wie sie das Eine oder Andere in der Verfahrungsweise bedingen.

Um aber die Steigerung der Vertheidigung, welche wir in dem Kapitel von den Widerstandsarten kennen gelernt haben, hier bestimmter anzuknüpfen und dem Auge wieder näher zu bringen, wollen wir das, was sich in Beziehung auf dieselben uns Allgemeines aufdringt, hier angeben.

1. Veranlassungen, dem Feinde mit einer Offensivschlacht entgegenzugehen, kann es folgende geben:

a) Wenn wir wissen, dass der Angreifende mit sehr getheilter Macht vorgeht, und wir also, selbst bei grosser Schwäche, noch die Aussicht auf einen Sieg haben.

Ein solches Vorgehen des Angreifenden ist aber an sich sehr unwahrscheinlich, und folglich jener Plan nur in dem Fall gut, daſs wir mit Gewiſsheit davon unterrichtet sind; denn darauf rechnen und alle seine Hoffnungen darauf stützen, in einer bloſsen Voraussetzung und ohne genügendes Motiv, führt gewöhnlich in eine nachtheilige Lage. Die Umstände wollen sich dann nicht finden, wie man sie erwartet hat, man muss die offensive

Schlacht aufgeben, ist zu einer defensiven nicht vorbereitet, mufs mit einem unfreiwilligen Rückzug anfangen und fast alles dem Zufall überlassen.

Ungefähr so war es mit der Vertheidigung beschaffen, welche im Feldzug von 1759 die Armee unter Dohna gegen die Russen führte, und die unter dem General Wedel mit der unglücklichen Schlacht von Züllichau endigte.

Nur allzu sehr sind die Planmacher mit diesem Mittel bei der Hand, weil es die Sache so kurz abmacht, ohne viel zu fragen, in wie weit die Voraussetzungen, auf die es sich stützt, gegründet sind.

b) Wenn wir überhaupt zur Schlacht stark genug sind, und

c) wenn ein sehr unbeholfener und unentschlossener Gegner dazu besonders einladet.

In diesem Fall kann die Wirkung des Unerwarteten mehr werth sein als aller Beistand der Gegend in einer guten Stellung. Es ist das eigentlichste Wesen einer guten Kriegführung, die Macht moralischer Kräfte auf diese Weise ins Spiel zu bringen; — aber die Theorie kann es nicht laut, nicht oft genug sagen: es müssen objektive Gründe zu diesen Voraussetzungen vorhanden sein; ohne diese individuellen Gründe immer nur von Ueberraschung, von dem Uebergewicht eines ungewöhnlichen Angriffs zu reden, darauf Pläne, Betrachtungen, Kritiken zu bauen, ist ein ganz unzulässiges, grundloses Verfahren.

d) Wenn die Beschaffenheit unsers Heeres sich zum Angriff vorzugsweise eignet.

Es war sicher keine leere oder falsche Vorstellung, wenn Friedrich der Grofse glaubte, in seinem beweglichen, muthigen, vertrauensvollen, an Gehorsam gewöhnten, in Präzision geübten, von Stolz beseelten und gehobenen Heere mit seiner eingeübten schrägen Angriffsart ein Instrument zu besitzen, das in seiner festen und dreisten Hand zum Angriff viel mehr geeignet sei, als zur Vertheidigung; alle jene Eigenschaften gingen seinen Gegnern ab, und er hatte gerade in dieser Beziehung die entschiedenste Ueberlegenheit: davon Gebrauch zu machen konnte ihm in den meisten Fällen mehr werth sein als Schanzen und Hindernisse des Bodens zu Hülfe zu nehmen. — Aber eine solche Ueberlegenheit wird immer selten sein; ein gut exercirtes, in grofsen Bewegungen wohlgeübtes Heer gewährt nur einen Theil derselben. Wenn Friedrich der Grofse behauptet, die preufsischen Truppen seien vorzüglich zum Angriff geschickt, und ihm das seitdem unaufhörlich nachgesprochen worden ist, so mufs man doch nicht zu viel auf eine solche Aeusserung geben; in den meisten Fällen fühlt man sich im Kriege beim Angriff leichter und muthiger als bei der Vertheidigung; dies ist aber ein Gefühl, welches alle Truppen haben; auch giebt es kaum ein Heer, von dem seine Feldherren und Führer nicht dieselbe Behauptung aufgestellt hätten. Man soll also hier nicht leichtsinnig dem Schein einer Ueberlegenheit trauen und darüber reelle Vortheile versäumen.

Eine sehr natürliche und sehr gewichtige Veranlassung zur Angriffsschlacht kann die Zusammensetzung der Waffen sein, nämlich viel Reiterei und wenig Geschütz.

Wir fahren in Aufzählung der Gründe fort:

e) wenn man durchaus keine gute Stellung finden kann;
f) wenn wir mit der Entscheidung eilen müssen;
g) endlich das gesammte Einwirken mehrerer oder aller dieser Gründe.

2. Das Abwarten des Gegners in einer Gegend, in der man ihn dann selbst anfallen will (Minden 1759), hat seine natürlichste Veranlassung darin:

a) dafs kein so grofses Mifsverhältnifs zu unserm Nachtheil vorhanden ist, um eine starke und verstärkte Stellung suchen zu müssen;
b) dafs sich eine Gegend findet, die dazu vorzüglich geschickt ist. Die Eigenschaften, welche dies bestimmen, gehören in die Taktik; wir wollen nur erwähnen, dass sie vorzüglich in einem leichten Zugang von der Seite des Vertheidigers und in allerhand Hindernissen von der feindlichen Seite her bestehen müssen.

3. Eine Stellung, um in derselben wirklich den feindlichen Angriff abzuwarten, wird man nehmen:

a) wenn das Mifsverhältnifs der Macht uns nöthigt, in Hindernissen des Bodens und hinter Schanzen Schutz zu suchen;
b) wenn die Gegend eine vorzügliche Stellung der Art darbietet.

Die beiden Widerstandsarten 2. und 3. werden in dem Grade mehr Berücksichtigung verdienen, als wir die Entscheidung selbst nicht suchen, uns mit einem negativen Erfolg begnügen und von unserm Gegner erwarten können, dafs er zögere, unentschlossen sei und zuletzt in seinen Plänen stecken bleiben werde.

4. Ein verschanztes, unangreifbares Lager erfüllt den Zweck nur:

a) wenn es auf einem vorzüglich wichtigen strategischen Punkte liegt.

Der Charakter einer solchen Stellung besteht darin, dafs man darin gar nicht überwältigt werden könne; der Feind ist also gezwungen, jedes andere Mittel zu versuchen, d. h. seinem Zweck ohne Rücksicht auf die Stellung nachzugehen oder sie einzuschliefsen und auszuhungern; sollte er dies nicht können, so müssen die strategischen Eigenschaften dieser Stellung sehr gross sein.

b) Wenn man in dem Fall ist, Hülfe von aufsen zu erwarten.

In diesem befand sich das sächsische Heer in seiner Stellung bei Pirna. Was man auch nach dem üblen Erfolge gegen diese Mafsregel gesagt hat, so bleibt doch gewifs, dafs 17,000 Sachsen niemals auf eine andere Art 40,000 Preufsen hätten neutralisiren können. Wenn die österreichische Armee bei Lowositz keinen besseren Gebrauch von der dadurch erhaltenen Ueberlegenheit machte, so beweist das nur, wie schlecht ihre ganze Kriegführung und Kriegseinrichtung war, und es ist nicht zu bezweifeln, dafs, wenn die Sachsen, anstatt in das Lager von Pirna zu gehen, sich nach Böhmen zurückgezogen hätten, Friedrich der Grofse die Oesterreicher und Sachsen in demselben Feldzuge bis über Prag hinausgetrieben und diesen Ort genommen haben würde. Wer diesen Vortheil nicht gelten lassen will und immer nur an die Gefangennehmung der ganzen Armee denkt, der weiss überhaupt keine Rechnung der Art anzulegen, und ohne Rechnung giebt es kein sicheres Resultat.

Weil aber die Fälle von a) und b) sehr selten sind, so ist die Mafsregel der verschanzten Läger allerdings eine, die reiflich überlegt werden mufs

und die nur selten eine gute Anwendung findet. Die Hoffnung, dem Feind durch ein solches Lager zu imponiren und dadurch seine ganze Thätigkeit zu lähmen, ist mit zu grofser Gefahr verknüpft, nämlich mit der Gefahr, sich ohne Rückzug schlagen zu müssen. Wenn Friedrich der Grofse seinen Zweck bei Bunzelwitz damit erreichte, so muss man die richtige Beurtheilung seiner Gegner bewundern, aber freilich auch mehr, als in andern Fällen gestattet ist, auf die Mittel geben, die er im letzten Augenblick gefunden haben würde, sich mit den Trümmern seines Heeres einen Weg zu bahnen, und auf die Nichtverantwortlichkeit eines Königs.

5. Befindet sich eine, oder befinden sich mehrere Festungen in der Nähe der Grenze, so entsteht die Hauptfrage, ob der Vertheidiger seine Entscheidung vor oder hinter ihnen geben soll. Das Letztere wird motivirt:

a) durch die Ueberlegenheit des Feindes, die uns zwingt, seine Macht zu brechen, ehe wir sie bekämpfen;
b) durch die Nähe dieser Festungen, damit das Opfer an Land nicht grösser sei, als wir gezwungen sind, es zu bringen;
c) durch die Vertheidigungsfähigkeit der Festungen.

Eine Hauptbestimmung der Festungen ist es unstreitig, oder sollte es sein, die feindliche Macht in ihrem Vorgehen zu brechen und denjenigen Theil, welchem wir die Entscheidung abfordern, beträchtlich zu schwächen. Wenn wir so selten von den Festungen diesen Gebrauch machen sehen, so rührt es daher, dass der Fall, in dem eine Entscheidung von einem der beiden Theile gesucht wird, so selten vorkommt. Von diesem Fall aber handeln wir hier allein. Wir sehen es also als einen eben so einfachen wie wichtigen Grundsatz an, in allen Fällen, in denen der Vertheidiger eine oder mehrere Festungen in der Nähe hat, diese vor sich zu behalten und die entscheidende Schlacht hinter denselben zu liefern. Wir wollen zugeben, dafs eine Schlacht, die wir diesseits unserer Festungen verlieren, uns etwas weiter in unser Land zurückwirft, als wenn wir sie mit eben den taktischen Resultaten jenseits verloren hätten, wiewohl die Ursachen dieses Unterschiedes mehr in der Einbildung als in materiellen Dingen ihren Grund haben; wir wollen uns auch selbst daran erinnern, dafs eine Schlacht jenseits der Festungen in einer gut gewählten Stellung geliefert werden kann, während eine Schlacht diesseits in vielen Fällen eine Angriffsschlacht werden mufs, nämlich wenn der Feind die Festung belagert, und diese also in Gefahr ist, verloren zu gehen; aber was sind diese feinen Nüancen gegen den Vortheil, dafs wir den Feind in der Entscheidungsschlacht um ein Viertheil oder ein Dritttheil seiner Macht schwächer finden werden, oder, wenn es sich um mehrere Festungen handelt, vielleicht gar um die Hälfte?

Wir glauben also, dafs in allen Fällen einer unvermeidlichen Entscheidung, sei es, dafs der Angreifer oder der Vertheidiger sie suche, und Dieser seines Sieges über die feindliche Macht nicht schon ziemlich sicher ist, oder wenn die Gegend nicht eine dringende Veranlassung giebt, die Schlacht weiter vorwärts zu liefern, — in allen diesen Fällen, sagen wir, mufs eine nahe gelegene und widerstandsfähige Festung dem Vertheidiger die dringendste Veranlassung geben, sich von Hause aus hinter sie zurück-

zuziehen und die Entscheidung diesseits, also unter ihrer Mitwirkung stattfinden zu lassen. Nimmt er dabei seine Stellung so nahe an dieser Festung, dafs der Angreifende sie weder belagern, noch einschliefsen kann, ohne ihn vertrieben zu haben, so setzt er Diesen auch noch in die Nothwendigkeit, den Vertheidiger in seiner Stellung aufzusuchen. Uns erscheint daher von allen Vertheidigungs-Mafsregeln in gefahrvollen Lagen keine so einfach und wirksam als die Wahl einer guten Stellung nahe hinter einer bedeutenden Festung.

Freilich würde die Frage sich anders stellen, wenn die Festung sehr weit zurück läge, weil man dann einen bedeutenden Theil seines Kriegstheaters einräumen würde, ein Opfer, welches, wie wir wissen, nur gebracht wird, wenn dringende Umstände es fordern. In diesem Fall nähert sich diese Mafsregel mehr dem Rückzug ins Innere des Landes.

Eine andere Bedingung ist die Widerstandsfähigkeit des Platzes. Bekanntlich giebt es befestigte Plätze, besonders grofse, die mit dem feindlichen Heere in keine Berührung gebracht werden dürfen, weil sie einem gewaltsamen Angriff mit einer bedeutenden Truppenmasse nicht gewachsen sind. In diesem Fall müfste wenigstens unsere Stellung so nahe dahinter sein, dafs die Besatzung unterstützt werden könnte.

Endlich ist der Rückzug in das Innere des Landes nur unter folgenden Umständen eine natürliche Mafsregel:

a) wenn unser physisches und moralisches Verhältnifs zum Gegner an einen glücklichen Widerstand an der Grenze oder in ihrer Nähe nicht denken läfst;
b) wenn Zeitgewinn eine Hauptsache ist;
c) wenn die Verhältnisse des Landes dazu die Hand bieten, wovon wir bereits im fünfundzwanzigsten Kapitel gesprochen haben.

Wir schliefsen hiermit das Kapitel von der Vertheidigung eines Kriegstheaters, wenn auf der einen oder andern Seite eine Entscheidung gesucht wird, diese also unvermeidlich ist. Aber wir müssen freilich daran erinnern, dafs im Kriege die Fälle sich nicht so rein darstellen, und dafs man also, wenn man unsere Sätze und Entwickelungen in Gedanken auf den wirklichen Krieg überträgt, auch schon das dreifsigste Kapitel im Auge haben und sich in der Mehrheit der Fälle den Feldherrn zwischen beiden Richtungen, nach Mafsgabe der Umstände der einen oder andern näher, denken mufs

---

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung. Successiver Widerstand.

Wir haben im zwölften und dreizehnten Kapitel des dritten Buches gezeigt, dafs in der Strategie ein successiver Widerstand nicht in der Natur der Sache begründet ist und dafs alle Kräfte, welche vorhanden sind, gleichzeitig gebraucht werden sollen.

Für alle beweglichen Streitkräfte bedarf dies keiner nähern Bestimmung;

wenn wir aber das Kriegsgebiet selbst mit seinen Festungen, Bodenabschnitten und selbst mit seiner bloſsen Flächen-Ausdehnung auch als eine Streitkraft betrachten, so ist diese unbeweglich, und wir können sie also nur nach und nach in Thätigkeit bringen, oder wir müssen gleich so weit zurückgehen, daſs alle Theile, welche in Wirksamkeit treten sollen, vor uns liegen bleiben. Alles, was das vom Feinde besetzte Land zu dessen Schwächung beitragen kann, tritt dann sogleich in Wirksamkeit, denn der Angreifende muſs des Vertheidigers Festungen wenigstens einschlieſsen, er muſs sich der Landesoberfläche durch Besatzungen und andere Posten versichern, er muſs lange Wege zurücklegen, alles auf weite Entfernungen herbeiziehen u. s. w. Alle diese Wirkungen treten für den Angreifenden ein, er mag vor der Entscheidung oder nach der Entscheidung vorschreiten, nur daſs sie im ersten Fall noch etwas stärker sein werden als im letzten. Hieraus folgt also, daſs, wenn der Vertheidiger seine Entscheidung zurückverlegen will, er allerdings darin ein Mittel hat, jene unbeweglichen Streitkräfte alle zugleich ins Spiel zu bringen.

Von der andern Seite ist es klar, daſs dieses Zurückverlegen der Entscheidung keinen Einfluſs auf die Wirkungssphäre des Sieges haben wird, den der Angreifende erkämpft. Wir werden diese Wirkungssphäre des Sieges beim Angriff näher betrachten, hier aber bemerken wir nur, daſs sie so weit reicht, bis die Ueberlegenheit (nämlich das Produkt der moralischen und physischen Verhältnisse) erschöpft ist. Diese Ueberlegenheit erschöpft sich aber erstens durch den Verbrauch der Streitkräfte, den das Kriegstheater kostet, und zweitens durch den Verlust in den Gefechten; beide Arten der Schwächung können nicht wesentlich verändert werden, ob die Gefechte am Anfang oder am Ende, vorn oder hinten liegen. Wir glauben z. B., daſs ein Sieg Bonapartes über die Russen 1812 bei Wilna ihn eben so weit geführt haben würde wie der von Borodino, — vorausgesetzt, daſs seine Stärke dieselbe gewesen wäre, — und daſs ein Sieg bei Moskau ihn auch nicht weiter geführt hätte; Moskau war in jedem Fall die Grenze dieser Siegessphäre. Ja, es ist keinen Augenblick zweifelhalt, daſs eine entscheidende Schlacht an der Grenze (aus andern Gründen) viel gröſsere Siegesresultate gegeben haben würde, und dann vielleicht auch eine weitere Siegessphäre. Es wird also auch das Zurückverlegen der Entscheidung für den Vertheidiger von dieser Seite nicht bedingt.

Wir haben in dem Kapitel von den Widerstandsarten dasjenige Zurückverlegen der Entscheidung, welches als das äuſserste betrachtet werden kann, unter dem Namen Rückzug ins Innere des Landes und als eine eigene Widerstandsart kennen gelernt, bei der es mehr darauf abgesehen ist, daſs der Angreifende sich selbst aufreiben soll, als daſs er durch das Schwert der Schlacht zu Grunde gerichtet werde. Aber nur, wenn eine solche Absicht vorherrscht, kann das Zurückverlegen der Entscheidung als eine eigene Widerstandsart angesehen werden, denn sonst ist es klar, daſs dabei unendlich viele Abstufungen gedacht werden können und daſs sich diese mit allen Mitteln der Vertheidigung verbinden lassen. Wir sehen also die mehr oder weniger starke Mitwirkung des Kriegstheaters nicht als eine eigene Art

des Widerstandes an, sondern nur als eine beliebige Beimischung der unbeweglichen Widerstandsmittel je nach dem Bedürfnifs der Verhältnisse und Umstände.

Glaubt nun aber ein Vertheidiger von diesen unbeweglichen Streitkräften nichts zu seiner Entscheidung nöthig zu haben, oder sind ihm die damit verknüpften anderweitigen Opfer zu grofs, dann bleiben sie ihm für die Folge und bilden gewissermafsen allmähliche Verstärkungen, welche vielleicht die Möglichkeit gewähren, die bewegliche Streitmacht in hinreichender Stärke zu erhalten, um der ersten günstigen Entscheidung noch eine zweite und auf diese vielleicht noch eine dritte folgen zu lassen, d. h. es wird auf diese Weise eine successive Kraftanwendung möglich.

Wenn der Vertheidiger an der Grenze eine Schlacht verloren hat, die nicht gerade eine Niederlage ist, so kann man sich sehr wohl denken, dafs er hinter seiner nächsten Festung schon im Stande sein kann eine zweite anzunehmen; ja, wenn er es mit einem nicht sehr entschlossenen Gegner zu thun hat, so reicht vielleicht ein beträchtlicher Bodeneinschnitt schon dazu hin, Diesen zum Stehen zu bringen.

Es giebt also in der Strategie bei der Benutzung des Kriegstheaters wie in allem Uebrigen eine Oekonomie der Kräfte; mit je Wenigerem man ausreicht, um so besser; aber ausreichen mufs man, und es kommt natürlich hier, wie im Handel, auf etwas Anderes an als auf blofses Knausern.

Um aber einem grofsen Mifsverständnifs vorzubeugen, müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs dasjenige, was man nach einer verlorenen Schlacht noch an Widerstand leisten und unternehmen kann, hier gar nicht der Gegenstand unserer Betrachtung ist, sondern nur, wie viel Erfolg wir uns von diesem zweiten Widerstand im Voraus versprechen, wie hoch wir ihn also in unserm Plan anschlagen dürfen. Hier giebt es fast nur einen Punkt, auf den der Vertheidiger zu sehen hat: es ist sein Gegner, und zwar seinem Charakter und seinen Verhältnissen nach. Ein Gegner von schwachem Charakter, von geringer Sicherheit, ohne grofsartigen Ehrgeiz, oder in sehr gebundenen Verhältnissen wird sich, im Fall er glücklich ist, mit einem mäfsigen Vortheil begnügen und bei jeder neuen Entscheidung, die ihm der Vertheidiger anzubieten wagt, zaghaft innehalten. In diesem Fall darf der Vertheidiger darauf rechnen, die Widerstandsmittel seines Kriegstheaters nach und nach in immer neuen, obgleich an sich schwachen Entscheidungsakten geltend zu machen, in welchen sich für ihn stets die Aussicht erneuert, die endliche Entscheidung zu seinen Gunsten zu wenden.

Aber wer fühlt nicht, dafs wir uns hier schon auf dem Wege zu den Feldzügen ohne Entscheidung befinden, die weit mehr das Feld successiver Kraftverwendung sind und von denen wir im folgenden Kapitel sprechen werden.

Dreissigstes Kapitel.

Fortsetzung. Vertheidigung eines Kriegstheaters, wenn keine Entscheidung gesucht wird.

Ob und inwiefern es Kriege geben könne, in welchen keiner von beiden Theilen der Angreifende ist, also keiner etwas Positives will, werden wir im letzten Buche näher betrachten; hier haben wir nicht nöthig uns mit diesem Widerspruch zu beschäftigen, da wir für ein einzelnes Kriegstheater die Gründe zu einer solchen beiderseitigen Vertheidigung füglich in den Verhältnissen, welche diese Theile zum Ganzen haben, voraussetzen können.

Aber nicht bloſs einzelne Feldzüge haben ohne den Brennpunkt einer nothwendigen Entscheidung stattgefunden, sondern es gab deren, wie uns die Geschichte zeigt, sehr viele, in denen es zwar nicht an einem Angreifenden, also nicht an einem positiven Wollen von der einen Seite fehlte, dieses Wollen aber so schwach war, daſs es nicht mehr um jeden Preis zu seinem Ziele strebte und eine dazu nothwendige Entscheidung erzwang, sondern sich mit den Vortheilen begnügte, die sich aus den Umständen gewissermaſsen von selbst ergaben. Oder der Angreifende verfolgte gar kein selbstgestecktes Ziel, sondern machte es von Umständen abhängig, einstweilen die Früchte erntend, die sich ihm im Verlauf der Zeit darboten.

Obgleich ein solcher Angriff, der von der strengen logischen Nothwendigkeit eines Vorschreitens gegen das Ziel abläſst und fast wie ein Müſsiggänger den Feldzug durchschlendert, um sich rechts und links nach einer wohlfeilen Gelegenheitsfrucht umzusehen, sehr wenig von der Vertheidigung selbst verschieden ist, die dem Feldherrn ja auch verstattet, solche Früchte zu brechen, so wollen wir doch die nähere philosophische Betrachtung dieser Art von Kriegführung bis auf das Buch vom Angriff verschieben und uns hier nur an die Folgerung halten, daſs in einem solchen Feldzug weder vom Angreifenden, noch vom Vertheidiger alles auf die Entscheidung bezogen werden kann, daſs diese also nicht mehr den Schluſsstein des Gewölbes bildet, nach welchem sich alle Linien der strategischen Ueberbogung richten. Feldzüge dieser Art sind (wie uns die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Länder lehrt) nicht nur zahlreich, sondern von so überwiegender Mehrzahl, daſs die andern dagegen als Ausnahmen erscheinen. Wenn auch in der Folge dies Verhältniſs sich ändern sollte, so ist doch gewiſs, daſs es immer viele solche Feldzüge geben wird, und daſs wir also bei der Lehre von der Vertheidigung eines Kriegstheaters auf dieselben Rücksicht nehmen müssen. Wir werden versuchen die Eigenthümlichkeiten anzugeben, welche sich dabei zeigen. Der wirkliche Krieg wird meistens zwischen die beiden verschiedenen Richtungen fallen, bald der einen, bald der andern näher liegen, und wir können daher die praktische Wirkung dieser Eigenthümlichkeiten nur in der Modifikation sehen, welche durch ihre Gegenwirkung in der absoluten Form des Krieges hervorgebracht wird. Wir haben schon im dritten Kapitel dieses Buches gesagt, daſs das Abwarten

einer der gröfsten Vortheile ist, den die Vertheidigung vor dem Angriff voraus hat; es geschieht überhaupt im Leben selten, aber am allerwenigsten im Kriege, alles was nach den Umständen geschehen sollte. Die Unvollkommenheit der menschlichen Einsicht, die Scheu vor einem übeln Ausgang, die Zufälle, von welchen die Entwickelung der Handlung getroffen wird, machen, dafs von allen durch die Umstände gebotenen Handlungen immer sehr viele nicht zur Ausführung kommen Im Kriege, wo die Unvollkommenheit des Wissens, die Gefahr der Katastrophe, die Menge der Zufälle unvergleichlich gröfser sind als in jeder andern menschlichen Thätigkeit, mufs deshalb auch die Zahl der Versäumnisse, wenn wir es so nennen wollen, nothwendig viel gröfser sein. Dies ist nun das reiche Feld, auf dem die Vertheidigung Früchte erntet, die ihr von selbst zugewachsen. Verbinden wir mit dieser Erfahrung die selbständige Bedeutung des Besitzes der Bodenfläche im Kriege, so bewährt sich in diesem wie im Frieden der zum Sprichwort gewordene Erfahrungssatz: beati sunt possidentes. Dieser Erfahrungssatz ist es, der hier an die Stelle der Entscheidung tritt, die in allen auf gegenseitiges Niederwerfen gerichteten Kriegen der Brennpunkt des ganzen Aktes ist. Er ist aufserordentlich fruchtbar, freilich nicht an Handlungen, die er hervorruft, aber an Motiven für das Nichthandeln und für alles dasjenige Handeln, welches im Interesse des Nichthandelns geschieht. Wo keine Entscheidung gesucht und erwartet werden kann, da ist kein Grund, etwas aufzugeben, denn dies könnte nur geschehen, um sich damit bei der Entscheidung Vortheile zu erkaufen. Die Folge davon ist, dafs der Vertheidiger alles oder wenigstens so viel als möglich behalten (d. h. decken), der Angreifende aber so viel, als ohne Entscheidung geschehen kann, einnehmen (d. h. sich so weit als möglich ausbreiten) will. Wir haben es hier nur mit dem Erstern zu thun.

Ueberall, wo der Vertheidiger mit seinen Streitkräften nicht ist, kann der Angreifende sich in Besitz setzen, und dann ist der Vortheil des Abwartens auf seiner Seite; es entsteht also das Streben, das Land überall unmittelbar zu decken und es darauf ankommen zu lassen, ob der Gegner die zur Deckung aufgestellten Streitkräfte angreifen wird.

Ehe wir nun die Eigenthümlichkeiten der Vertheidigung näher angeben, müssen wir aus dem Buche vom Angriff diejenigen Gegenstände entlehnen, welchen derselbe im Fall einer nichtgesuchten Entscheidung nachzustreben pflegt. Es sind folgende:

1. die Einnahme eines beträchtlichen Landstrichs, so weit dies ohne entscheidendes Gefecht zu erreichen ist;
2. die Eroberung eines bedeutenden Magazins unter eben der Bedingung;
3. die Eroberung einer nicht gedeckten Festung. Zwar ist eine Belagerung ein mehr oder weniger grofses Werk, das oft grofse Anstrengungen kostet, aber es ist eine Unternehmung, die nichts von der Natur einer Katastrophe hat. Man kann im schlimmsten Fall davon ablassen, ohne dabei einen bedeutenden positiven Verlust zu erleiden;
4. endlich ein glückliches Gefecht von einiger Bedeutung, bei dem aber nicht viel gewagt und folglich nichts Grofses gewonnen werden kann; ein Gefecht, das nicht als folgereicher Knoten eines ganzen strategischen

Verbandes, sondern um seiner selbst willen, wegen der Trophäen, wegen der Waffenehre da ist. Für einen solchen Zweck liefert man natürlich das Gefecht nicht um jeden Preis, sondern erwartet entweder vom Zufall die Gelegenheit dazu oder sucht sie durch Geschicklichkeit herbeizuführen.

Diese vier Gegenstände des Angriffs bringen nun beim Vertheidiger folgende Bestrebungen hervor:

1. die Festungen zu decken, indem er sie hinter sich behält;
2. das Land zu decken, indem er sich ausdehnt;
3. wo die Ausdehnung nicht hinreicht, sich durch Seitenmärsche schnell vorzulegen;
4. sich vor nachtheiligen Gefechten zu hüten.

Dafs diese ersten drei Bestrebungen die Absicht verfolgen, dem Gegner die Initiative zuzuschieben und vom Abwarten den äufsersten Nutzen zu ziehen, ist klar, und diese Absicht ist so tief in der Natur der Sache begründet, dafs es eine grofse Thorheit wäre, sie von vornherein zu mifsbilligen. Sie mufs nothwendig in dem Mafse Platz greifen, als die Entscheidung weniger zu erwarten ist, und bildet in allen solchen Feldzügen deren tiefste Fundamente, wenn auch auf der Oberfläche des Handeln, in den kleinen, nicht entscheidenden Akten, oft ein ziemlich lebhaftes Spiel der Thätigkeit stattfinden kann.

Hannibal so gut wie Fabius, und Friedrich der Grofse so gut wie Daun haben diesem Prinzip gehuldigt, so oft sie eine Entscheidung weder suchten, noch erwarteten. Das vierte Bestreben dient den drei andern zum Korrektiv, ist die Conditio sine qua non derselben.

Wir wollen jetzt einige nähere Betrachtungen über diese Gegenstände anstellen.

Dafs man sich mit dem Heer vor eine Festung stellt, um sie vor dem feindlichen Angriff zu schützen, hat auf den ersten Anblick etwas Widersinniges, es scheint eine Art von Pleonasmus zu sein, denn Festungswerke werden ja gebaut, damit sie dem feindlichen Angriff selbst widerstehen. Gleichwohl sehen wir diese Mafsregel tausend- und aber tausendmal vorkommen. So ist es aber mit der Kriegführung, dafs die gewöhnlichsten Dinge oft am unverständlichsten zu sein scheinen. Wer hätte den Muth, auf Grund dieses anscheinenden Widerspruchs jene tausend und aber tausend Fälle für eben so viel Fehler zu erklären? Das ewige Wiederkehren dieser Form beweist, dafs es einen tiefliegenden Grund für dieselbe geben mufs. Dieser Grund aber ist kein anderer, als der oben angegebene, in der moralischen Schlaffheit und Unthätigkeit liegend.

Stellt sich der Vertheidiger vor seine Festung, so kann der Feind diese nicht angreifen, wenn er das so aufgestellte Heer nicht vorher schlägt; eine Schlacht aber ist eine Entscheidung; sucht der Feind diese nicht, so wird er die Schlacht nicht liefern und der Vertheidiger ohne Schwertstreich im Besitz seiner Festung bleiben. Wir müssen es also in allen Fällen, wo wir dem Gegner die Absicht einer Entscheidung nicht zutrauen, darauf ankommen lassen, ob er sich dazu entschliefst, besonders da in den meisten Fällen noch

das Mittel bleibt, sich in dem Augenblick, wenn der Feind gegen unser Vermuthen zum Angriff anrückt, hinter die Festung zurückzuziehen; die Aufstellung vor der Festung wird dadurch gefahrlos, und die Wahrscheinlichkeit, den Status quo ohne Aufopferung zu erhalten, ist dann nicht einmal von einer entfernten Gefahr begleitet.

Stellt der Vertheidiger sich hinter die Festung auf, so giebt er dem Angreifenden einen Gegenstand hin, der recht für dessen Verhältnisse gemacht ist. Dieser wird, wenn die Festung nicht etwa sehr bedeutend, und er selbst sehr unvorbereitet ist, die Belagerung unternehmen; damit nun diese nicht mit der Einnahme endige, mufs der Vertheidiger zum Entsatz schreiten. Das positive Handeln, die Initiative ist also nun an ihm und der Gegner, welcher bei seiner Belagerung als vorschreitend gegen sein Ziel zu betrachten ist, ist im Besitz. Dafs die Sache immer diese Wendung nimmt, lehrt die Erfahrung, und es liegt auch in ihrer Natur. Eine Belagerung ist, wie wir schon gesagt haben, nicht mit einer Katastrophe verbunden. Sogar ein Feldherr ohne Unternehmungsgeist und Energie, der sich nie zu einer Schlacht entschlossen hätte, schreitet zu einer Belagerung, wenn er sich der Festung ohne Gefahr nähern kann, und wäre es auch nur mit Feldgeschütz. Im schlimmsten Fall kann er das Unternehmen aufgeben, ohne einen positiven Verlust zu erleiden. Zu berücksichtigen bleibt noch die Gefahr, in welcher mehr oder weniger die meisten Festungen schweben, durch einen Sturm oder sonst auf eine unregelmäfsige Art genommen zu werden, und dieser Umstand darf gewifs von dem Vertheidiger in seinem Kalkül der Wahrscheinlichkeiten nicht übersehen werden.

Bei Abwägung der verschiedenen Chancen scheint es natürlich, dafs der Vertheidiger den Vortheil, sich unter günstigen Verhältnissen zu schlagen, jenem andern nachsetzt, sich höchst wahrscheinlich gar nicht schlagen zu müssen. Und so erscheint uns die Sitte, sich mit den Truppen im Felde vor seiner Festung aufzustellen, sehr natürlich und einfach. Friedrich der Grofse hat sie z. B. bei Glogau gegen die Russen, bei Schweidnitz, Neisse und Dresden gegen die Oesterreicher fast immer angewendet. Dem Herzog von Bevern aber bekam diese Mafsregel bei Breslau schlecht; hinter Breslau hätte er nicht angegriffen werden können; die Ueberlegenheit der Oesterreicher während der Abwesenheit des Königs mufste bei seiner Annäherung bald aufhören, und so hätte die Schlacht durch eine Aufstellung hinter Breslau bis zu seinem Eintreffen vermieden werden können. Der Herzog würde sie auch gewifs vorgezogen haben, wenn der wichtige Platz mit seinen grofsen Vorräthen dadurch nicht einem Bombardement ausgesetzt worden wäre, welches der in solchen Fällen nichts weniger als billig urtheilende König dem Herzog sehr übel genommen haben würde. Dafs der Herzog einen Versuch machte, Breslau durch eine davor genommene verschanzte Stellung zu sichern, kann man am Ende nicht mifsbilligen, denn es war sehr möglich, dafs der Prinz Karl von Lothringen, durch die Einnahme von Schweidnitz zufrieden gestellt und durch des Königs Anmarsch bedroht, sich dadurch hätte vom weitern Vorschreiten abhalten lassen. Das Beste wäre gewesen, es nicht zur Schlacht kommen zu lassen, sondern in dem

Augenblick, wo die Oesterreicher zum Angriff vorrückten, durch Breslau abzuziehen; auf diese Weise zog der Herzog von Bevern aus dem Abwarten alle Vortheile, ohne sie mit einer grofsen Gefahr zu bezahlen.

Wenn wir hier die Aufstellung des Vertheidigers vor den Festungen aus einem höheren, durchgreifenden Grunde hergeleitet und gerechtfertigt haben, so müssen wir doch auch bemerken, dafs ein untergeordneter Grund hinzutritt, der freilich näher liegt, aber für sich allein nicht gelten kann, weil er nicht durchgreifend ist. Es ist nämlich der Gebrauch, welchen die Armee von der nächsten Festung als Vorrathsort zu machen pflegt; dies ist so bequem und hat so manche Vortheile, dafs ein General sich nicht leicht entschliefsen wird, seine Bedürfnisse von weiter entlegenen Festungen zu beziehen oder in offenen Plätzen niederzulegen. Ist aber die Festung Vorrathsort des Heeres, so ist in vielen Fällen das Aufstellen vor derselben durchaus nothwendig und in den meisten sehr natürlich. Aber man sieht wohl, dafs dieser nahe liegende Grund, welcher von Denen, die überhaupt nicht viel nach den entfernteren fragen, leicht überschätzt werden kann, weder hinreicht, alle vorkommenden Fälle zu erklären, noch in seinen Beziehungen wichtig genug ist, um ihm die höchste Entscheidung einzuräumen.

Die Eroberung einer oder mehrerer Festungen, ohne dabei eine Schlacht zu wagen, ist so sehr das natürliche Ziel aller der Angriffe, die nicht eine grofse Entscheidung bezwecken, dafs der Vertheidiger die Verhinderung dieser Absicht zu seiner Hauptaufgabe macht. Daher sehen wir denn auf den Kriegstheatern, die viele Festungen haben, dafs sich fast alle Bewegungen darum drehen, dafs der Angreifende einer derselben unvermuthet beizukommen sucht und deshalb mancherlei Finten anwendet, der Vertheidiger aber durch gut vorbereitete Bewegungen sich noch schnell vorzulegen sucht. Dies ist der durchgehende Charakter fast aller niederländischen Feldzüge von Ludwig XIV. bis auf den Marschall von Sachsen.

So viel über das Decken der Festungen.

Die Deckung des Landes durch eine ausgedehnte Aufstellung der Streitkräfte kann nur in Verbindung mit beträchtlichen Hindernissen des Bodens gedacht werden. Die grofsen und kleinen Posten, welche man dabei bilden mufs, können nur durch starke Stellungen eine gewisse Widerstandsfähigkeit bekommen, und da die natürlichen Verhältnisse selten zureichend gefunden werden, so tritt die Verschanzungskunst hinzu. Nun ist aber wohl zu merken, dafs der Widerstand, welchen man dadurch auf einem Punkt erhält, immer nur als ein relativer (siehe das Kapitel von der Bedeutung des Gefechts), und nicht als ein absoluter betrachtet werden kann. Es kann zwar geschehen, dafs ein solcher Posten unüberwältigt bleibt, also in dem einzelnen Fall ein absolutes Resultat stattfindet; allein da die grofse Zahl der Posten jeden einzelnen im Verhältnifs zum Ganzen doch nur als schwach und dem möglichen Anfall einer grofsen Uebermacht preisgegeben erscheinen läfst, so wäre es unvernünftig, auf den Widerstand jedes einzelnen Postens sein ganzes Heil zu bauen. Es ist also bei so ausgedehnter Aufstellung nur auf einen verhältnifsmäfsig langen Widerstand, aber nicht auf eigentlichen Sieg zu rechnen. Dieser Werth der einzelnen Posten reicht indefs auch für den

Zweck und die Berechnung des Ganzen hin. In Feldzügen, in denen man keine grofse Entscheidung, kein rastloses Vorschreiten zur Ueberwältigung des Ganzen zu fürchten hat, sind Postengefechte, wenn sie auch mit dem Verlust des Postens endigen, weniger gefährlich. Selten ist damit etwas Anderes als eben der Verlust dieses Postens und einiger Trophäen verbunden; der Sieg greift nicht weiter in die Verhältnisse ein, er reifst kein Fundament nieder, dem eine Menge Trümmer nachfallen. Im schlimmsten Fall, wenn nämlich das ganze Vertheidigungssystem durch den Verlust einzelner Posten gestört worden ist, wird dem Vertheidiger immer noch Zeit bleiben, sein Corps zu vereinigen und mit der Gesammtmacht die Entscheidung anzubieten, die der Angreifende nach unserer Voraussetzung nicht sucht. Gewöhnlich geschieht es daher auch, dafs mit dieser Vereinigung der Macht der Akt beschlofsen und dem weiteren Vorschreiten des Angreifenden Stillstand geboten wird. Etwas Land, einige Menschen und Kanonen sind die Verluste des Vertheidigers und die genügenden Erfolge des Angreifenden.

Einer solchen Gefahr, sagen wir, kann sich der Vertheidiger für den Fall des Unglücks schon aussetzen, wenn er auf der andern Seite die Möglichkeit oder vielmehr die Wahrscheinlichkeit für sich hat, dafs der Angreifende zaghaft (oder vorsichtig) vor seinen Posten stehen bleiben wird, ohne sie anzugreifen. Bei dieser Betrachtung müssen wir nur nicht aus dem Auge lassen, dafs wir einen Angreifenden voraussetzen, der nichts Grofses wagen will; einem solchen kann ein mäfsiger oder starker Posten mit Recht Stillstand gebieten, denn wenn er ihn auch unzweifelhaft überwältigen kann, so fragt es sich doch, um welchen Preis das geschehen wird, und ob dieser Preis nicht zu hoch für das ist, was er in seiner Lage mit dem Sieg anfangen kann.

Auf diese Weise zeigt es sich, wie dem Vertheidiger der starke relative Widerstand, welche eine in viele nebeneinander liegende Posten ausgedehnte Aufstellung zu leisten vermag, in der Berechnung seines ganzen Feldzugs ein genügendes Resultat sein kann. Um den Blick auf die Kriegsgeschichte, den hierbei der Leser in Gedanken thun wird, gleich auf den rechten Punkt zu leiten, wollen wir bemerken, dafs die ausgedehnten Stellungen am häufigsten in der letzten Hälfte der Feldzüge vorkommen, weil dann der Vertheidiger den Angreifenden so wie seine Absichten und Verhältnisse recht kennen gelernt hat, und bei dem Angreifenden sich das Wenige vom Unternehmungsgeist, was er mitgebracht hatte, verloren zu haben pflegt.

Bei dieser Vertheidigung in einer ausgedehnten Aufstellung, durch die das Land, die Vorräthe, die Festungen gedeckt werden, müssen natürlich alle grofsen Hindernisse des Bodens wie Ströme, Flüsse, Gebirge, Wälder, Moräste, eine grofse Rolle spielen und eine vorherrschende Wichtigkeit bekommen. Ueber ihren Gebrauch beziehen wir uns auf das früher Gesagte.

Durch diese vorherrschende Wichtigkeit des topographischen Elementes wird dasjenige Wissen und diejenige Thätigkeit des Generalstabes besonders in Anspruch genommen, welche als die eigenthümlichsten desselben betrachtet werden. Weil nun der Generalstab derjenige Theil des Heeres zu sein pflegt, welcher am meisten schreibt und drucken läfst, so folgt daraus, dafs

diese Theile der Feldzüge historisch mehr fixirt werden, und es entspringt zugleich eben daher die ziemlich natürliche Neigung, sie zu systematisiren und aus der historischen Auflösung des einen Falles allgemeine Auflösungen für die folgenden Fälle zu machen. Dies ist aber ein vergebliches und also falsches Bestreben. Auch bei dieser mehr passiven, mehr an die Oertlichkeit gebundenen Kriegsart ist jeder Fall ein anderer und mufs anders behandelt werden. Die vortrefflichsten raisonnirenden Memoiren über diese Gegenstände sind daher nur geeignet, mit ihnen vertraut zu machen, nicht aber als Vorschriften zu dienen.

So nothwendig und achtungswerth die Thätigkeit des Generalstabes ist, die wir hier nach der gewöhnlichen Ansicht als seine eigenthümlichste bezeichnet haben, so müssen wir doch vor den Usurpationen warnen, welche oft zum Nachtheil des Ganzen daraus hervorgehen. Die Wichtigkeit, welche diejenigen Häupter desselben, die in diesem Zweige des Kriegsdienstes die stärksten sind, dabei bekommen, giebt ihnen oft eine gewisse allgemeine Herrschaft über die Geister, und am ersten über den Feldherrn selbst, und daraus entspringt denn eine zur Einseitigkeit führende Ideengewohnheit; zuletzt sieht der Feldherr nichts mehr als Berge und Pässe, und was eine durch die Umstände bestimmte, frei gewählte Mafsregel sein sollte, wird Manier, wird zur zweiten Natur.

So hat in den Jahren 1793 und 1794 bei dem preufsischen Heere der Oberst Grawert, welcher die Seele des damaligen Generalstabes und bekanntlich ein rechter Mann der Berge und Pässe war, zwei Feldherren von der gröfsten eigenthümlichen Verschiedenheit, den Herzog von Braunschweig und den General Möllendorf, genau in dieselben Bahnen der Kriegführung geleitet.

Dafs eine längs einem starken Bodenabschnitt gebildete Vertheidigungslinie zum Cordonkrieg führen kann, ist einleuchtend. Sie würde in den meisten Fällen nothwendig dahin führen müssen, wenn wirklich die ganze Ausdehnung des Kriegstheaters auf diese Weise unmittelbar gedeckt werden sollte. Die meisten Kriegstheater haben aber eine Ausdehnung, für welche die natürliche taktische Ausdehnung der zur Vertheidigung bestimmten Streitkräfte viel zu gering wäre; da indefs der Angreifende durch die Umstände sowie durch seine eigenen Anstalten an gewisse Hauptrichtungen und Strafsen gebunden ist und zu starke Abweichungen von denselben selbst dem unthätigsten Vertheidiger gegenüber zu viel Unbequemlichkeiten und Nachtheile herbeiführen würden, so kommt es für den Vertheidiger meistens nur darauf an, rechts und links von diesen Hauptrichtungen eine gewisse Anzahl Meilen oder Märsche weit die Gegend zu decken. Diese Deckung selbst aber geschieht wieder, indem man sich begnügt, die Hauptstrafsen und Zugänge mit Vertheidigungsposten und die dazwischen liegende Gegend blos mit Beobachtungsposten zu versehen. Die Folge davon ist freilich, dafs der Angreifende zwischen zwei Posten mit einer Kolonne durchgehen und also den auf einen dieser Posten beabsichtigten Angriff von mehreren Seiten ausführen kann. Darauf sind nun diese Posten einigermafsen eingerichtet, indem sie theils Flankenanlehnungen haben, theils Flankenvertheidigungen (sogenannte Haken) bilden, theils durch eine zurück-

stehende Reserve oder durch einige Truppen des Nebenpostens Hülfe erhalten. Auf diese Weise schränkt sich die Menge der Posten noch mehr ein, und das gewöhnliche Resultat ist, dafs ein in solcher Vertheidigung begriffenes Heer sich in vier oder fünf Hauptposten auflöst.

Für zu weit entfernte und doch einigermafsen bedrohte Hauptzugänge werden dann besondere Centralpunkte bestimmt, die gewissermafsen kleine Kriegstheater innerhalb des grofsen bilden. So haben die Oesterreicher während des siebenjährigen Krieges mit ihrer Hauptarmee meist vier bis fünf Posten im niederschlesischen Gebirge besetzt, während in Oberschlesien ein kleines, fast selbständiges Corps ein ähnliches Vertheidigungssystem für sich hatte.

Je weiter nun ein solches Vertheidigungssystem sich von der unmittelbaren Deckung entfernt, um so mehr müssen Bewegung (aktive Vertheidigung) und selbst offensive Mittel zu Hülfe genommen werden. Gewisse Corps werden als Reserven betrachtet, aufserdem eilt ein Posten mit seinen entbehrlichen Truppen dem andern zu Hülfe. Diese Unterstützung geschieht entweder, indem man wirklich von hinten zur Verstärkung und Erneuerung des passiven Widerstandes herbeieilt oder indem der Feind in der Seite angefallen oder indem er gar in seinem Rückzug bedroht wird. Bedroht der Angreifende die Seite eines Postens nicht mit einem Angriff, sondern blos mit einer Stellung, indem er auf die Verbindungen dieses Postens zu wirken sucht, so wird entweder das zu diesem Behuf vorgeschobene Corps wirklich angegriffen oder der Weg der Repressalien eingeschlagen, indem man auf die feindlichen Verbindungen zu wirken sucht.

Man sieht also, dafs die Vertheidigung, so passiver Natur auch die Hauptgrundlage derselben ist, doch viele aktive Mittel in sich aufnehmen mufs und auf mancherlei Weise für die zusammengesetzten Verhältnisse ausgerüstet sein kann. Gewöhnlich gelten diejenigen Vertheidigungen, welche sich der aktiven oder gar der offensiven Mittel am meisten bedienen, für die besseren; allein theils hängt dies sehr von der Natur der Gegend, der Beschaffenheit der Streitkräfte und selbst von dem Talent des Feldherrn ab, theils kann man doch auch überhaupt von der Bewegung und den übrigen aktiven Hülfsmitteln leicht zu viel erwarten und an der örtlichen Vertheidigung eines starken Bodenhindernisses leicht zu viel aufgeben. Wir glauben hiermit, was wir unter einer ausgedehnten Vertheidigungslinie verstehen, hinreichend auseinandergesetzt zu haben und wenden uns nun zu dem dritten Hülfsmittel: dem Vorlegen durch schnelle Seitenbewegungen.

Dieses Mittel gehört nothwendig zu dem Apparat derjenigen Landesvertheidigung, von welcher hier die Rede ist. Theils kann der Vertheidiger oft trotz der ausgedehntesten Stellungen nicht alle bedrohten Eingänge seines Landes besetzen; theils mufs er in vielen Fällen mit dem Kern seiner Macht bereit sein, sich nach denjenigen Posten hin zu begeben, gegen welche sich der Kern der feindlichen Macht werfen will, weil diese Posten sonst zu leicht überwältigt werden würden; endlich mufs überhaupt derjenige Feldherr, welcher seine Streitkräfte nicht gern in einer ausgedehnten Stellung zum

passiven Widerstand festbannen läfst, seinen Zweck, die Deckung des Landes, um so mehr durch schnelle, wohl überlegte, wohl eingeleitete Bewegungen zu erreichen suchen. Je gröfser die Strecken sind, welche er offen läfst, um so gröfser mufs die Virtuosität in der Bewegung sein, um sich überall noch zur rechten Zeit vorzuschieben.

Die natürliche Folge dieses Bestrebens ist, dafs man sich überall Stellungen aussucht, die man in solchem Fall bezieht, und die Vortheile genug darbieten, um beim Gegner den Gedanken eines Angriffs zu entfernen, sobald unser Heer, oder auch nur ein Theil desselben, in der Stellung angelangt ist. Da diese Stellungen immer wiederkehren und dabei alles auf die rechtzeitige Erreichung derselben ankommt, so werden sie gewissermafsen die Selbstlauter dieser ganzen Kriegführung, die man deshalb auch den Postenkrieg genannt hat.

So wie die gedehnte Aufstellung und der relative Widerstand in einem Kriege ohne grofse Entscheidung nicht die Gefahren haben, die darin ursprünglich liegen, so ist auch das Vorlegen durch Seitenmärsche nicht so bedenklich, als es im Augenblick grofser Entscheidungen sein würde. Sich einem entschlossenen Gegner, der Grofses kann und will und der also einen beträchtlichen Kraftaufwand nicht scheut, im letzten Augenblick eiligst vorschieben zu wollen, wäre der halbe Weg zur entschiedensten Niederlage, denn gegen einen rücksichtslosen Stofs mit voller Gewalt würde ein solches Hineilen und Hinstolpern in eine Stellung nicht hinreichen. Aber einem Gegner gegenüber, der das Werk nicht mit der vollen Faust, sondern nur mit den Fingerspitzen angreift, der von einem grofsen Resultat, oder vielmehr von der Einleitung dazu nicht Gebrauch zu machen weifs, der nur einen mäfsigen Vortheil sucht, aber zu geringem Preise, einem solchen gegenüber kann diese Art des Widerstandes allerdings mit Erfolg angewendet werden.

Eine natürliche Folge hiervon ist, dafs auch dieses Mittel im Allgemeinen mehr in der zweiten Hälfte der Feldzüge vorkommt als bei deren Eröffnung.

Auch hier hat der Generalstab Gelegenheit, sein topographisches Wissen zu einem System zusammenhängender Mafsregeln auszubilden, welches sich auf die Wahl und Vorbereitung der Stellungen und der dahin führenden Wege bezieht.

Wo am Ende alles auf der einen Seite darauf gerichtet ist, einen gewissen Punkt zu erreichen, auf der andern hingegen es zu verhindern, da kommen beide Theile oft in den Fall, ihre Bewegungen unter den Augen des Gegners ausführen zu müssen, daher denn diese Bewegungen mit einer sonst nicht erforderlichen Vorsicht und Genauigkeit geschehen müssen. Ehemals, als das Hauptheer noch nicht in selbständige Divisionen getheilt war und auch auf dem Marsche immer als ein untheilbares Ganze betrachtet wurde, war diese Vorsicht und Genauigkeit mit viel mehr Umständlichkeit und mit einem grofsen Aufwand von taktischer Kunst verbunden. Freilich mufsten bei solchen Gelegenheiten oft einzelne Brigaden eines Treffens vorauseilen, um sich gewisser Punkte zu versichern und eine selbständige Rolle zu übernehmen, bis das Heer angelangen konnte; aber das waren und

blieben Anomalieen, und die Marschordnung blieb im Allgemeinen immer darauf gerichtet, das Ganze in seiner ungestörten Ordnung hinzuführen und solche Ausnahmen so viel als möglich zu vermeiden. Jetzt wo die Theile des Hauptheeres wieder in selbständige Glieder zerfallen, und diese Glieder es wagen dürfen, selbst mit dem feindlichen Ganzen ein Gefecht anzunehmen, wenn nur die andern nahe genug sind, um es fortzuführen und zu beendigen, jetzt hat auch ein solcher Seitenmarsch, selbst unter den Augen des Gegners, weniger Schwierigkeit. Was sonst durch den eigentlichen Mechanismus der Marschordnung erreicht werden mufste, erreicht man jetzt durch das frühere Absenden einzelner Divisionen, den beschleunigten Marsch anderer und die gröfsere Freiheit in Verwendung des Ganzen.

Durch die hier betrachteten Mittel des Vertheidigers soll dem Angreifenden die Eroberung einer Festung, die Einnahme eines beträchtlichen Landstrichs oder eines Magazins verwehrt werden. Sie wird ihm verwehrt, wenn ihm überall Gefechte angeboten werden, in denen er entweder zu wenig Wahrscheinlichkeit des Erfolges, zu grofse Gefahr einer Rückwirkung im Fall des Mifslingens, oder überhaupt einen für seinen Zweck und für seine Verhältnisse zu grofsen Kraftaufwand findet.

Wenn nun der Vertheidiger diesen Triumph seiner Kunst und Einrichtungen erlebt, der Angreifende überall, wohin er den Blick richtet, durch weise Vorkehrungen sich jede Aussicht benommen sieht, einen seiner mäfsigen Wünsche zu erreichen, so sucht das offensive Prinzip oft einen Ausweg in der Befriedigung der blofsen Waffenehre. Der Gewinn irgend eines bedeutenden Gefechtes giebt den Waffen das Ansehn einer Ueberlegenheit, befriedigt die Eitelkeit des Feldherrn, des Hofes, des Heeres und des Volkes, und damit einigermafsen die Erwartungen, welche natürlich an jeden Angriff geknüpft sind.

Ein vortheilhaftes Gefecht von einiger Wichtigkeit blos um des Sieges, um der Trophäen willen ist also die letzte Hoffnung des Angreifenden. Man glaube nicht, dafs wir uns in einen Widerspruch verwickeln, weil wir uns hier noch unter unserer *eigenen Voraussetzung* befinden, dafs die guten Mafsregeln des Vertheidigers dem Angreifenden alle Aussicht benommen haben, vermittelst eines *glücklichen Gefechtes* einen jener andern Gegenstände zu erreichen! Zu dieser Aussicht würden zwei Bedingungen gehören, nämlich *vortheilhafte Verhältnisse im Gefecht*, und demnächst, *dafs der Erfolg auch wirklich zu einem jener Gegenstände führe*.

Das Erste kann sehr wohl ohne das Letzte stattfinden und es werden sich also einzelne Corps und Posten des Vertheidigers viel häufiger in der Gefahr befinden, in nachtheilige Gefechte zu gerathen, wenn der Angreifende es blos auf die *Ehre des Schlachtfeldes* absieht, als wenn er auch noch die Bedingung weiterer Vortheile daran knüpft.

Wenn wir uns in Dauns Lage und Denkart hinein versetzen, so können wir begreifen, dafs er den Ueberfall von Hochkirch wagen konnte, ohne aus sich herauszugehen, sobald er nichts als die Trophäen des Tages gewinnen wollte, dafs aber ein folgenreicher Sieg, der den König gezwungen hätte,

Dresden und Neisse sich selbst zu überlassen, eine ganz andere Aufgabe war, auf welche er sich nicht einlassen wollte.

Man glaube ja nicht, dafs dies kleinliche oder gar müfsige Distinktionen sind; vielmehr haben wir es hier mit einem der am tiefsten gehenden Grundzüge des Krieges zu thun. Die Bedeutung eines Gefechts ist für die Strategie die Seele desselben, und wir können nicht genug wiederholen, dafs bei ihr alle Hauptsachen immer aus der letzten Absicht beider Theile wie aus dem Schlufspunkt des ganzen Gedankensystems hervorgehen. Daher kann dann zwischen Schlacht und Schlacht ein solcher strategischer Unterschied stattfinden, dafs sie gar nicht mehr als dasselbe Mittel betrachtet werden kann.

Da nun der Vertheidiger, obgleich ein nicht erfolgreicher Sieg des Angreifenden kaum als eine wesentliche Beeinträchtigung der Vertheidigung betrachtet werden kann, doch seinem Gegner auch diesen Vortheil nicht gern einräumen wird, zumal da man niemals weifs, was sich zufällig noch daran anknüpfen kann, so ist seine beständige Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse aller seiner bedeutenden Corps und Posten erforderlich. Freilich hängt hier das Meiste von den zweckmäfsigen Anordnungen der Führer dieser Corps ab, diese können aber auch durch unzweckmässige Bestimmungen von Seiten des Feldherrn in unvermeidliche Katastrophen verwickelt werden. Wem fällt hier nicht das Fouquésche Corps bei Landshut und das Finksche bei Maxen ein?

Friedrich der Grofse hatte in beiden Fällen zu viel auf die Wirkung hergebrachter Ideen gerechnet. Er konnte unmöglich glauben, dafs man sich in der Stellung von Landshut mit 10,000 Mann wirklich gegen 30,000 mit Glück schlagen, oder dafs Fink einer von allen Seiten überwältigend herbeiströmenden Uebermacht widerstehen könne; aber er glaubte, die Stärke der Landshuter Stellung werde wie bisher als ein gültiger Wechsel acceptirt werden, und Daun in der Flankendemonstration eine hinreichende Veranlassung finden, die unbequeme Stellung in Sachsen mit der bequemeren in Böhmen zu vertauschen. Er hat dort Laudon und hier Daun falsch beurtheilt, und darin liegt der Fehler jener Mafsregeln.

Aber abgesehen von solchen Irrthümern, die auch Feldherren begegnen können, die nicht zu stolz, keck und eigensinnig sind, wie man es Friedrich dem Grofsen bei einzelnen Mafsregeln wohl vorwerfen kann, so liegt in Beziehung auf unsern Gegenstand immer eine grosse Schwierigkeit darin, dafs der Feldherr von der Einsicht, dem guten Willen, dem Muth und der Charakterstärke seiner Corpsführer nicht immer das Wünschenswerthe erwarten kann. Er kann also nicht alles ihrem Gutdünken überlassen, sondern mufs ihnen manches vorschreiben, wodurch ihr Handeln gebunden wird und dann leicht zu den augenblicklichen Umständen in Mifsverhältnifs gerathen kann. Dies ist aber ein unvermeidlicher Uebelstand. Ohne gebieterischen, herrischen Willen, der bis auf das letzte Glied durchgreift, ist keine gute Heerführung möglich, und wer der Gewohnheit folgen wollte, immer das Beste von seinen Untergebenen zu erwarten, würde schon dadurch zu einer guten Heerführung ganz untüchtig sein.

Es müssen also die Verhältnisse eines jeden Corps und Postens immer

scharf im Auge behalten werden, um dasselbe nicht unerwartet in eine Katastrophe verwickelt zu sehen.

Alle diese Bestrebungen sind auf die Erhaltung des status quo gerichtet. Je glücklicher und erfolgreicher sie sind, um so länger wird der Krieg auf demselben Punkt verweilen: je länger aber der Krieg auf einem Punkte bleibt, um so wichtiger wird die Sorge für den Unterhalt.

An die Stelle der Beitreibungen und Lieferungen vom Lande tritt, entweder von Hause aus, oder doch wenigstens sehr bald, die Verpflegung aus Magazinen; an die Stelle der jedesmaligen Beitreibung von Landfuhren tritt mehr oder weniger die Bildung eines stehenden Fuhrwesens, entweder von Landfuhren, oder von solchen, die dem Heere selbst angehören; kurz, es entsteht eine Annäherung an jene geregelte Magazinal-Verpflegung der Truppen, von der wir schon im vierzehnten Kapitel (vom Unterhalt) gesprochen haben.

Dies ist es indessen nicht, was auf diese Kriegführung einen grofsen Einflufs ausübt, denn da diese schon ihrer Bestimmung und ihrem Charakter nach an beschränkte Räume gebunden ist, so kann die Verpflegung dabei wohl mitbestimmen, und wird es sogar zum gröfsten Theile thun, aber nicht den Charakter des ganzen Krieges ändern. Dagegen werden die gegenseitigen Einwirkungen auf die Verbindungslinien aus zwei Gründen eine viel gröfsere Wichtigkeit erhalten. Erstlich, weil es in solchen Feldzügen an gröfseren und durchgreifenderen Mitteln fehlt, das Streben der Feldherren also auf dergleichen schwächere geführt werden mufs; zweitens, weil es hier nicht an der nöthigen Zeit fehlt, um die Wirkung dieses Mittel abzuwarten. Die Sicherung der eignen Verbindungslinien wird also dem Vertheidiger noch besonders wichtig erscheinen, denn ihre Unterbrechung kann zwar nicht ein Zweck des feindlichen Angriffs sein, könnte ihn aber zum Rückzuge und zum Aufgeben anderer Gegenstände zwingen.

Alle den Raum des Kriegstheaters selbst schützenden Mafsregeln müssen natürlich auch die Wirkung haben, die Verbindungslinien zu decken; ihre Sicherung ist also zum Theil darin enthalten, und wir haben nur zu bemerken, dafs sie eine Hauptbedingung der zu wählenden Aufstellung sein wird.

Ein besonderes Mittel der Sicherung besteht in den die einzelnen Zufuhren begleitenden kleinen oder auch ziemlich beträchtlichen Heereshaufen. Theils reichen die ausgedehntesten Stellungen nicht immer hin, die Verbindungslinien zu sichern, theils wird besonders dort eine solche Begleitung nöthig, wo der Feldherr eine sehr gedehnte Aufstellung vermeiden wollte. Wir finden daher in Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges unendlich viele Beispiele, dafs Friedrich der Grofse seine Brodt- und Mehlwagen durch einzelne Regimenter Fufsvolk oder Reiterei, zuweilen aber auch durch ganze Brigaden begleiten liefs. Von den Oesterreichern finden wir es niemals angemerkt, was seinen Grund freilich zum Theil darin hat, dafs sich auf ihrer Seite kein so umständlicher Geschichtsschreiber befand, zum Theil aber auch eben darin, dafs sie immer viel ausgedehntere Stellungen einnahmen.

Nachdem wir die vier von allen Angriffselementen der Hauptsache nach ganz freien Bestrebungen erwähnt haben, welche die Grundlage einer Ver-

theidigung ausmachen, die auf keine Entscheidung gerichtet ist, müssen wir noch etwas von den offensiven Mitteln sagen, mit welchen sie mehr oder weniger vermischt, gewissermafsen gewürzt werden können. Diese Offensivmittel sind nun hauptsächlich:

1. das Einwirken auf die feindliche Verbindungslinie, wohin wir auch gleich die Unternehmungen gegen die Vorrathsorte des Feindes rechnen wollen;
2. Diversionen und Streifereien in das feindliche Gebiet;
3. Angriff auf feindliche Corps und Posten und selbst auf das feindliche Hauptheer unter begünstigenden Umständen, oder auch nur die Bedrohung damit.

Das erste dieser Mittel ist in allen solchen Feldzügen unaufhörlich wirksam, aber gewissermafsen ganz in der Stille ohne ein faktisches Erscheinen. Jede zweckmäfsige Stellung des Vertheidigers zieht aus der Besorgnifs, welche sie dem Angreifenden in Beziehung auf seine Verbindungslinie einflöfst, einen grofsen Theil ihrer Wirksamkeit, und da in einem solchen Kriege, wie wir bereits gesagt haben, die Verpflegung eine vorherrschende Wichtigkeit erhält, die eben so gut für den Angreifenden stattfindet, so wird durch diese Rücksicht auf die aus den feindlichen Stellungen hervorgehenden möglichen offensiven Einwirkungen ein grofser Theil des strategischen Gewebes bestimmt, wie wir dies beim Angriff noch einmal berühren werden.

Aber nicht blos diese allgemeine Einwirkung durch die Wahl der Stellungen, die, wie in der Mechanik der Druck, eine unsichtbare Wirksamkeit hat, sondern auch ein wahres offensives Vorschreiten gegen die feindliche Verbindungslinie mit einem Theil der Streitkräfte liegt in dem Bereich einer solchen Vertheidigung. Soll es aber mit Vortheil geschehen, so müssen doch immer die Lage der Verbindungslinien, die Natur der Gegend oder die Eigenthümlichkeiten der Streitkräfte eine besondere Veranlassung dazu geben.

Streifereien in das feindliche Gebiet, welche den Zweck einer Wiedervergeltung oder der Brandschatzung um des Gewinnes willen haben, können eigentlich nicht als Vertheidigungsmittel betrachtet werden, sie sind vielmehr wahre Angriffsmittel; sie verbinden sich aber gewöhnlich mit dem Zweck der eigentlichen Diversion; diese hat die Schwächung der uns gegenüberstehenden feindlichen Macht zum Zweck und kann also als ein wahres Vertheidigungsmittel betrachtet werden. Da sie aber eben so gut beim Angriff gebraucht werden kann und an und für sich ein wirklicher Angriff ist, so finden wir es angemessener davon im folgenden Buche ausführlicher zu reden. Wir wollen also dieses Mittel hier nur aufzählen, um die Rüstkammer der kleinen Offensivwaffen, welche der Vertheidiger eines Kriegstheaters hat, vollständig anzugeben und vorläufig nur noch bemerken, dafs es an Umfang und Wichtigkeit bis auf einen Grad zunehmen kann, welcher dem ganzen Kriege einen Schein und damit auch die Ehre der Offensive zu geben vermag. Von dieser Art sind Friedrichs des Grofsen Unternehmungen nach Polen, Böhmen, Franken vor Eröffnung des Feldzuges von 1759. Sein Feldzug

selbst ist offenbar eine reine Vertheidigung; diese Ausfälle in das feindliche Gebiet haben ihm aber einen Charakter von Offensive gegeben, der vielleicht wegen seines moralischen Gewichts einen besondern Werth hat.

Der Angriff auf feindliche Corps oder das feindliche Hauptheer mufs als eine nothwendige Ergänzug der ganzen Vertheidigung für alle die Fälle gedacht werden, in denen der Angreifende sich die Sache zu leicht machen will und deshalb auf einzelnen Punkten grofse Blöfsen giebt. Unter dieser stillschweigenden Bedingung geschieht das ganze Handeln. Allein auch hier kann der Vertheidiger wie bei der Einwirkung auf die Verbindungslinien des Gegners noch einen Schritt weiter in das offensive Gebiet thun und eben so gut wie sein Gegner die Lauer auf einen vortheilhaften Streich zu einem Gegenstande seiner Bestrebungen machen. Um sich in diesem Felde einigen Erfolg zu versprechen, mufs er entweder seinem Gegner an Kräften merklich überlegen sein — was zwar im Allgemeinen gegen die Natur der Vertheidigung ist, aber doch vorkommen kann — oder er mufs das System und Talent haben, seine Kräfte mehr vereinigt zu halten, und durch Thätigkeit und Bewegung ersetzen, was er dabei auf der andern Seite preisgeben mufs.

Das Erste war im siebenjährigen Kriege Dauns Fall, das Letzte der Fall Friedrichs des Grofsen. Dauns Offensive sehen wir fast immer nur dann zum Vorschein kommen, wenn Friedrich der Grofse durch übertriebene Dreistigkeit und Geringschätzung ihn dazu einlud (Hochkirch, Maxen, Landshut). Dagegen sehen wir Friedrich den Grofsen fast in beständiger Bewegung, um das eine oder andere der Daunschen Corps mit seiner Hauptarmee zu schlagen. Es gelingt ihm zwar selten, wenigstens sind die Resultate niemals grofs, weil Daun mit seiner grofsen Ueberlegenheit eine seltene Vorsicht und Behutsamkeit verbindet; aber man mufs nicht glauben, dafs darum des Königs Bestreben ganz ohne Wirkung geblieben wäre. In diesem Bestreben lag vielmehr ein sehr wirksamer Widerstand, denn in der Sorgfalt und Anstrengung, zu welcher sein Gegner gezwungen wurde, um nachtheiligen Schlägen auszuweichen, lag die Neutralisirung derjenigen Kraft, welche sonst zum Vorschreiten des Angriffs beigetragen haben würde. Man denke nur an den Feldzug von 1760 in Schlesien, wo Daun und die Russen vor lauter Besorgnifs, vom Könige jetzt hier, dann dort angegriffen und überwältigt zu werden, zu keinem Schritt vorwärts gelangen konnten.

Wir glauben nun hiermit alle Gegenstände durchgegangen zu haben, welche bei der Vertheidigung eines Kriegstheaters, wenn keine Entscheidung vorliegt, die herrschenden Ideen, die vorzüglichsten Bestrebungen und also den Anhalt des ganzen Handelns bilden werden. Wir haben sie hauptsächlich nur nebeneinander hinstellen wollen, um den Zusammenhang des ganzen strategischen Handelns übersehen zu lassen; die einzelnen Mafsregeln, durch welche sie in das Leben treten: Stellungen, Märsche u. s. w., haben wir schon früher näher betrachtet.

Indem wir nun den Blick noch einmal auf das Ganze richten, mufs sich die Bemerkung aufdrängen, dafs bei einem so schwachen Prinzip des Angriffs,

bei so geringem Verlangen nach einer Entscheidung von beiden Seiten, bei so schwachen positiven Anregungen, bei so vielen inneren Gegengewichten, welche auf- und zurückhalten, wie wir es uns hier denken, der wesentliche Unterschied zwischen Angriff und Vertheidigung immer mehr verschwinden mufs. Bei Eröffnung des Feldzugs wird freilich der Eine in das Kriegstheater des Andern vorrücken und dadurch gewissermafsen die Form des Angriffs annehmen. Allein es kann sehr wohl sein und geschieht häufig, dafs er bald genug alle seine Kräfte darauf verwenden mufs, auf dem feindlichen Boden das eigene Land zu vertheidigen. So stehen denn Beide einander im Grunde in gegenseitiger Beobachtung gegenüber, Beide bedacht nichts zu verlieren, vielleicht auch Beide in gleichem Mafse bedacht sich einen positiven Gewinn zu verschaffen. Ja, es kann wie bei Friedrich dem Grofsen geschehen, dafs der eigentliche Vertheidiger seinen Gegner darin sogar überbietet.

Je mehr nun der Angreifende von der Stellung eines Vorschreitenden aufgiebt, je weniger der Vertheidiger durch ihn bedroht, durch das dringende Bedürfnifs der Sicherheit auf die strikte Vertheidigung beschränkt wird, um so mehr tritt eine Gleichheit der Verhältnisse ein, bei welcher dann die Thätigkeit Beider darauf gerichtet sein wird, dem Gegner einen Vortheil abzugewinnen und sich gegen jeden Nachtheil zu schützen, also auf ein wahres strategisches Manövriren; und diesen Charakter haben denn auch alle die Feldzüge mehr oder weniger, in denen die Verhältnisse oder die politischen Absichten keine grofse Entscheidung zulassen.

Wir haben dem strategischen Manövriren im folgenden Buche ein eigenes Kapitel gewidmet, allein wir sehen uns genöthigt, weil dies gleichgewichtige Spiel der Kräfte in der Theorie häufig eine falsche Wichtigkeit bekommen hat, hier bei der Vertheidigung, wo sie ihm vorzugsweise beigelegt wird, in Bezug auf dasselbe in eine nähere Erörterung einzugehen.

Wir nennen es ein gleichgewichtiges Spiel der Kräfte, denn wo keine Bewegung des Ganzen stattfindet, da ist Gleichgewicht; wo kein grofser Zweck treibt, da ist keine Bewegung des Ganzen; es sind also in solchem Fall beide Theile, wie ungleich sie auch immer sein mögen, doch als im Gleichgewicht zu betrachten. Aus diesem Gleichgewicht des Ganzen treten nun die einzelnen Motive zu kleinern Handlungen und geringern Zwecken hervor. Sie können sich hier entwickeln, weil sie nicht mehr unter dem Druck einer grofsen Entscheidung und einer grofsen Gefahr stehen. Es wird also, was überhaupt gewonnen und verloren werden kann, in kleinere Spielmarken umgesetzt, und die ganze Thätigkeit in kleinere Handlungen zerlegt. Mit diesen kleinern Handlungen um diese geringern Preise entsteht nun zwischen beiden Feldherren ein Kampf der Geschicklichkeit; aber da im Kriege dem Zufall und folglich dem Glück der Zutritt niemals ganz versagt werden kann, so wird dieser Kampf auch niemals aufhören ein Spiel zu sein. Indessen entstehen hier zwei andere Fragen, nämlich, ob bei diesem Manövriren der Zufall nicht einen kleinern, und der überlegende Verstand einen gröfsern Antheil an der Entscheidung haben wird als da, wo sich alles in einen einzigen grofsen Akt zusammendrängt. Die letzte dieser Fragen müssen wir bejahen. Je vielgliedriger das Ganze wird, je öfter Zeit und Raum, jene mit

einzelnen Momenten, dieser auf einzelnen Punkten, in Betracht kommen, um so gröſser wird offenbar das Feld des Kalküls, also die Herrschaft des überlegenden Verstandes. Was der überlegende Verstand gewinnt, wird dem Zufall zum Theil entzogen, aber nicht nothwendig ganz, und darum sind wir nicht genöthigt auch die erste Frage mit Ja zu beantworten. Wir müssen nämlich nicht vergessen, daſs der überlegende Verstand nicht die einzige intellectuelle Kraft des Feldherrn ist. Muth, Kraft, Entschlossenheit, Besonnenheit u. s. w. sind die Eigenschaften, die wieder da mehr gelten werden, wo es auf eine einzige groſse Entscheidung ankommt; sie werden also in einem gleichgewichtigen Spiel der Kräfte etwas weniger gelten, und die vorherrschende Wichtigkeit kluger Berechnung wächst nicht blos auf Kosten des Zufalls, sondern auch auf Kosten dieser Eigenschaften. Von der andern Seite können diese glänzenden Eigenschaften im Augenblick einer groſsen Entscheidung dem Zufall einen groſsen Theil seiner Herrschaft rauben und also dasjenige gewissermaſsen binden, was die berechnende Klugheit in diesem Fall freigeben muſste. Wir sehen mithin, daſs hier ein Konflikt von mehreren Kräften stattfindet, und daſs man nicht geradezu behaupten kann, es sei in einer groſsen Entscheidung dem Zufall ein gröſseres Feld eingeräumt als in dem summarischen Erfolg bei jenem gleichgewichtigen Spiel der Kräfte. — Wenn wir also in diesem Spiel der Kräfte vorzugsweise einen Kampf gegenseitiger Geschicklichkeit sehen, so muſs das nur auf die kluge Berechnung bezogen werden und nicht auf die ganze kriegerische Virtuosität.

Diese Seite nun des strategischen Manövrirens hat eben Veranlassung gegeben, dem Ganzen jene falsche Wichtigkeit beizulegen, von der wir oben gesprochen haben. Einmal hat man diese Geschicklichkeit mit dem ganzen intellectuellen Werth des Feldherrn verwechselt; dies ist aber ein groſser Fehler, denn es ist, wie schon gesagt, nicht zu verkennen, daſs in Augenblicken groſser Entscheidungen andere moralische Eigenschaften des Feldherrn über die Gewalt der Umstände herrschen können. Geht diese Herrschaft mehr von dem Impuls groſser Empfindungen und jener Blitze des Geistes aus, die fast unbewuſst entstehen und also nicht an einer langen Gedankenkette fortlaufen, so ist sie darum nicht weniger eine ächte Bürgerin der Kriegskunst, denn die Kriegskunst ist ja weder ein bloſser Akt des Verstandes, noch sind die Thätigkeiten des Verstandes in derselben die höchsten. Ferner hat man geglaubt, daſs jede erfolglose Thätigkeit eines Feldzuges von einer solchen Geschicklichkeit des einen oder gar beider Feldherren herrühren müsse, während sie doch ihren allgemeinen und hauptsächlichsten Grund immer in den allgemeinen Verhältnissen hatte, die den Krieg zu solchem Spiel machten.

Da die meisten Kriege zwischen den ausgebildeten Staaten mehr ein gegenseitiges Beobachten als das Niederwerfen des Gegners zum Zweck hatten, so hat natürlich der gröſste Theil der Feldzüge den Charakter des strategischen Manövrirens an sich tragen müssen. Von diesen hat man diejenigen, die keinen berühmten Feldherrn aufzuweisen hatten, unbeachtet gelassen; wo aber ein groſser Feldherr war, der die Augen auf sich zog, oder gar zwei einander gegenüber wie Turenne und Montecuculi, da hat man

dieser ganzen Manövrirkunst durch den Namen dieser Feldherrn noch den letzten Stempel der Vortrefflichkeit aufgeprägt. Die weitere Folge ist dann gewesen, dafs man dieses Spiel als den Gipfel der Kunst, als die Wirkung ihrer hohen Ausbildung betrachtet hat und folglich auch als die Quelle, an der die Kriegskunst vorzugsweise studirt werden müsse.

Diese Ansicht war in der Theorienwelt vor den französischen Revolutionskriegen allgemein. Als diese aber mit einem Male eine ganz andere Welt von kriegerischen Erscheinungen öffneten, die, Anfangs etwas roh und naturalistisch, dann später unter Bonaparte in eine grofsartige Methode zusammengefafst, Erfolge hervorbrachten, die Erstaunen bei Jung und Alt erregten, da liefs man von den alten Mustern los und glaubte, das sei alles die Folge neuer Entdeckungen, grofsartiger Ideen u. s. w., aber auch allerdings des veränderten gesellschaftlichen Zustandes. Man glaubte nun das Alte gar nicht mehr zu brauchen und auch nie wieder zu erleben. Wie aber bei solchen Umwälzungen der Meinungen immer Parteien entstehen, so hat denn auch hier die alte Ansicht ihre Ritter gefunden, welche die neuern Erscheinungen als rohe Gewaltstöfse, als einen allgemeinen Verfall der Kunst ansehen und den Glauben haben, dafs gerade das gleichgewichtige, erfolglose, nichtige Kriegsspiel das Ziel der Ausbildung sein müsse. Dieser letztern Ansicht liegt ein solcher Mangel an Logik und Philosophie zu Grunde, dafs man sie nur eine trostlose Verwirrung der Begriffe nennen kann. Aber auch die entgegengesetzte Meinung, dafs dergleichen nicht weiter vorkommen werde, ist sehr unüberlegt. Von den neuern Erscheinungen im Gebiet der Kriegskunst ist das Allerwenigste neuen Erfindungen oder neuen Ideenrichtungen zuzuschreiben, und das Meiste den neuen gesellschaftlichen Zuständen und Verhältnissen. Aber auch diese müssen nicht gerade in der Krisis eines Gährungsprozesses zur Norm genommen werden, und es ist darum nicht zu bezweifeln, dafs ein grofser Theil der früheren Kriegsverhältnisse wieder zum Vorschein kommen wird. Es ist hier nicht der Ort, weiter auf diese Dinge einzugehen; es ist uns genug, durch eine Hindeutung auf das Verhältnifs, welches dieses gleichgewichtige Spiel der Kräfte in der ganzen Kriegführung einnimmt, auf seine Bedeutung und seinen innern Zusammenhang mit den übrigen Gegenständen gezeigt zu haben, dafs es immer das Produkt der gegenseitgen beengten Verhältnisse und eines sehr ermäfsigten kriegerischen Elementes ist. Es kann sich in diesem Spiel ein Feldherr geschickter zeigen als der andere und daher, wenn er ihm an Kräften gewachsen ist, auch manche Vortheile über ihn gewinnen oder, wenn er schwächer ist, ihm durch Ueberlegenheit des Talents das Gleichgewicht halten: aber es ist ein starker Widerspruch gegen die Natur der Sache, hierin die höchste Ehre und Gröfse des Feldherrn zu suchen; es ist vielmehr ein solcher Feldzug immer ein untrügliches Zeichen, dafs entweder keiner der beiden Feldherren ein grofses kriegerisches Talent besitzt, oder dafs der talentvolle durch seine Verhältnisse abgehalten wird eine grofse Entscheidung zu wagen; wo aber das der Fall ist, da ist auch nimmermehr das Gebiet des höchsten kriegerischen Ruhmes.

Wir haben hier von dem allgemeinen Charakter des strategischen Manövrirens gesprochen; jetzt müssen wir noch eines besonderen Einflusses gedenken, den es auf die Kriegführung hat, nämlich den, dafs es die Streitkräfte häufig von den Haupt-Strafsen und Orten in entlegene, oder wenigstens in bedeutungslose Gegenden führt. Wo kleine, augenblicklich entstehende und wieder verschwindende Interessen bestimmend wirken, da wird der Einflufs der grofsen Lineamente des Landes auf die Kriegführung schwächer. Wir finden daher, dafs die Streitkräfte sich oft auf Punkte hinschieben, wo man sie nach den grofsen, einfachen Bedürfnissen des Krieges nie suchen sollte, und dafs folglich auch der Wechsel und die Veränderlichkeit in den Einzelheiten des kriegerischen Ganges hier noch viel gröfser sind als in Kriegen mit grofser Entscheidung. Man sehe nur, wie in den fünf letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges, trotz der im Grofsen sich immer gleichbleibenden Verhältnisse, ein jeder Feldzug sich anders gestaltet und, genau betrachtet, keine einzige Mafsregel zweimal vorkommt, und doch ist in diesen Feldzügen ein noch viel stärkeres Angriffsprinzip von Seiten der verbündeten Heere als in den meisten anderen der früheren Kriege.

Wir haben in diesem Kapitel von der Vertheidigung eines Kriegstheaters, wenn keine grofse Entscheidung vorliegt, nur die Bestrebungen gezeigt, welche das Handeln haben wird, so wie den Zusammenhang, das Verhältnifs und den Charakter derselben; die einzelnen darin liegenden Mafsregeln sind uns schon früher näher bekannt geworden. Jetzt fragt es sich, ob denn für diese verschiedenen Bestrebungen keine das Ganze umfassenden Grundsätze, Regeln und Methoden anzugeben sind. Hierauf antworten wir, dafs, wenn wir uns an die Geschichte halten, wir durchaus nicht durch stets wiederkehrende Formen auf dergleichen geführt werden; und doch könnten wir für ein Ganzes so mannichfaltiger, veränderlicher Natur kaum ein anderes theoretisches Gesetz gelten lassen als ein auf Erfahrung begründetes. Der Krieg mit grofsen Entscheidungen ist nicht nur viel einfacher, sondern auch viel naturgemäfser, von innern Widersprüchen freier, objektiver, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit gebundener: darum kann die Vernunft ihm Formen und Gesetze vorschreiben; in dem Krieg ohne Entscheidung aber scheint uns das viel schwieriger. Selbst die beiden Hauptgrundsätze der erst in unseren Zeiten entstandenen Theorie der grofsen Kriegführung, die Breite der Basis bei Bülow und die Stellung auf der innern Linie bei Jomini, haben sich, wenn man sie auf die Vertheidigung eines Kriegstheaters anwendet, in der Erfahrung nirgends durchgreifend und wirksam gezeigt. Sie sollten sich aber als blofse Formen gerade hier am wirksamsten erweisen, weil Formen immer wirksamer werden, immer mehr das Uebergewicht über die andern Faktoren des Produkts bekommen müssen, je mehr die Handlung sich in Zeit und Raum ausdehnt. Nichts desto weniger finden wir, dafs sie nichts sind als einzelne Seiten des Gegenstandes, besonders aber nichts weniger als durchgreifende Vortheile. Dafs die Eigenthümlichkeit der Mittel und der Verhältnisse schon einen grofsen, alle allgemeinen Grundsätze durchschneidenden Einflufs haben müsse, ist sehr einleuchtend. Was für Daun die Ausdehnung und vorsichtige Wahl der Aufstellung war, das war für den

König seine immer zusammengehaltene, dem Gegner immer dicht auf den Leib rückende, zum Extemporiren stets bereite Hauptmacht. Beides ging nicht nur aus der Natur ihrer Heere, sondern auch aus ihren Verhältnissen hervor; das Extemporiren ist einem Könige viel leichter als jedem unter Verantwortung stehenden Feldherrn. Wir wollen hier noch einmal ausdrücklich darauf aufmerksam machen, dafs die Kritik kein Recht hat, die verschiedenen Manieren und Methoden, welche entstehen können, als verschiedene Stufen der Vollkommenheit zu betrachten und die eine der andern unterzuordnen, sondern dafs sie nebeneinander gehören, und dafs in jedem einzelnen Falle dem Urtheil überlassen werden mufs, ihren Gebrauch zu würdigen.

Diese verschiedenen Manieren, welche aus der Eigenthümlichkeit des Heeres, des Landes, der Verhältnisse entstehen können, hier aufzuzählen, kann nicht unsere Absicht sein, wir haben den Einflufs jener Dinge schon früher im Allgemeinen angegeben.

Wir bekennen also, dafs wir in diesem Kapitel keine Grundsätze, Regeln oder Methoden anzugeben wissen, weil uns die Geschichte nichts dergleichen darbietet, und man dagegen fast in jedem einzelnen Moment auf Eigenthümlichkeiten stöfst, die sehr häufig ganz unverständlich sind, oft sogar durch Wunderlichkeit überraschen. Aber darum ist es nicht unnütz, die Geschichte auch in dieser Beziehung zu studiren. Wo es auch kein System, keinen Wahrheitsapparat giebt, da giebt es doch eine Wahrheit, und diese wird dann meistens nur durch ein geübtes Urtheil und den Takt einer langen Erfahrung gefunden. Giebt also auch die Geschichte hier keine Formeln, so gewährt sie doch hier wie überall dem Urtheile Uebung.

Nur einen das Ganze umfassenden Grundsatz wollen wir aufstellen, oder vielmehr wir wollen die natürliche Voraussetzung, unter welcher sich alles hier Gesagte befindet, noch in der Form eines eigenen Grundsatzes erneuern und lebendiger vor Augen stellen.

Alle die hier angegebenen Mittel haben nur einen relativen Werth; sie befinden sich alle in dem Gerichtsbann einer gewissen Unvermögenheit beider Theile; über dieser Region herrscht ein höheres Gesetz, und da ist eine ganz andere Welt der Erscheinungen. Nie darf der Feldherr das vergessen, nie sich mit eingebildeter Sicherheit in dem engen Kreis als in etwas Absolutem bewegen, nie die Mittel, welche er hier anwendet, für die nothwendigen, für die einzigen halten, und sie auch dann noch ergreifen, wenn er selbst schon vor ihrer Unzulänglichkeit zittert.

Auf dem Standpunkt, auf welchen wir uns hier gestellt haben, mag ein solcher Irrthum fast als unmöglich erscheinen; aber er ist es in der wirklichen Welt nicht, weil die Dinge da nicht in so scharfen Gegensätzen erscheinen.

Wir müssen nämlich wieder darauf aufmerksam machen, dafs wir, um unsern Vorstellungen Klarheit, Bestimmtheit und Kraft zu geben, nur die vollkommenen Gegensätze als dafs Aeufserste jeder Weise zum Gegenstand unserer Betrachtung gemacht haben, dafs aber der konkrete Fall des Krieges

meist in der Mitte liegt und von diesem Aeufsersten nur in dem Mafse beherrscht wird, als er sich ihm nähert.

Es kommt also ganz allgemein darauf an, dafs der Feldherr vor allen Dingen bei sich ausmache, ob der Gegner nicht Neigung und Macht hat, ihn durch eine gröfsere und entscheidendere Mafsregel zu überbieten. Sobald er diese Besorgnifs hat, mufs er die kleinen Mafsregeln zur Verhütung kleiner Nachtheile aufgeben, und es bleibt ihm dann das Mittel, durch freiwillige Opfer sich in eine bessere Lage zu versetzen, um einer gröfseren Entscheidung gewachsen zu sein. Mit andern Worten: das erste Erfordernifs ist, dafs der Feldherr den rechten Mafsstab ergreife, nach welchem er sein Werk einrichten will.

Um diesen Vorstellungen noch durch das wirkliche Leben mehr Bestimmtheit zu geben, wollen wir eine Reihe von Fällen flüchtig berühren, in denen nach unserer Meinung ein falscher Mafsstab gebraucht worden ist, d. h. wo einer der Feldherren seine Mafsregeln auf ein viel weniger entscheidendes Handeln seines Gegners berechnet hatte. Wir machen den Anfang mit der Eröffnung des Feldzuges von 1757, in dem die Oesterreicher durch die Stellung ihrer Streitkräfte bewiesen, dafs sie auf eine so durchgreifende Offensive Friedrichs des Grofsen nicht gerechnet hatten: selbst das Verweilen des Corps von Piccolomini an der schlesischen Grenze, während der Herzog Karl von Lothringen in die Gefahr gerieth, mit seinem Heere die Waffen strecken zu müssen, ist ein solches vollkommenes Mifsverstehen der Verhältnisse.

1758 wurden die Franzosen nicht nur vollkommen über die Wirkungen der Konvention von Kloster Seeven getäuscht (was zwar eine nicht hierher gehörige Thatsache ist), sondern sie irrten sich auch zwei Monate später ganz in der Beurtheilung dessen, was ihr Gegner unternehmen könne, was ihnen bald das Land von der Weser bis an den Rhein kostete. Dafs Friedrich der Grofse 1759 bei Maxen und 1760 bei Landshut seine Gegner ganz falsch beurtheilte, indem er ihnen keine so entscheidenden Mafsregeln zutraute, haben wir schon gesagt.

Einen gröfsern Irrthum in dem Mafsstab aber finden wir kaum in der Geschichte als den von 1792. Man glaubte mit einer mäfsigen Hülfsmacht in einem Bürgerkriege den Ausschlag zu geben und wälzte sich die ungeheure Last des durch politischen Fanatismus aus seinen Angeln gehobenen französischen Volkes auf den Leib. Wir nennen diesen Irrthum nur deshalb grofs, weil er sich hinterher so gezeigt hat, nicht weil er leicht zu vermeiden gewesen wäre. Was die Kriegführung selbst betrifft, so ist nicht zu verkennen, dafs man den hauptsächlichsten Grund zu allen folgenden unglücklichen Jahren in dem Feldzuge von 1794 gelegt hat. Es ist von Seiten der Verbündeten nicht nur in diesem Feldzuge selbst die kräftige Natur des feindlichen Angriffs ganz verkannt worden, indem man ihm ein kleinliches System von ausgedehnten Stellungen und strategischen Manövern entgegensetzte, sondern man hat auch in den politischen Uneinigkeiten zwischen Preufsen und Oesterreich und in dem thörichten Aufgeben Belgiens und der Niederlande gesehen, wie wenig die Kabinette eine Ahnung hatten von der Ge-

walt des einbrechenden Stroms. Im Jahre 1796 bewiesen die einzelnen Widerstandsakte von Montenotte, Lodi u. s. w. hinreichend, wie wenig die Oesterreicher verstanden, worauf es Bonaparte gegenüber ankam.

Im Jahre 1800 war es nicht die unmittelbare Wirkung des Ueberfalls, sondern die falsche Ansicht, welche Melas von den möglichen Folgen dieses Ueberfalls hatte, wodurch seine Katastrophe herbeigeführt wurde.

Ulm im Jahre 1805 war der letzte Knoten eines losen Gewebes gelehrter, aber äufserst schwacher strategischer Beziehungen, gut genug, einen Daun oder Lascy darin festzuhalten, aber nicht einen Bonaparte, den Revolutionskaiser.

Bei den Preufsen waren 1806 die Unentschlossenheit und Verwirrung eine Folge davon, dafs veraltete, kleinliche, unbrauchbare Ansichten und Mafsregeln sich mit einigen hellen Blicken und einem richtigen Gefühl von der grofsen Bedeutung des Augenblicks vermischten. Wie hätte man bei einem klaren Bewufstsein und einer vollkommenen Würdigung seiner Lage 30,000 Mann in Preufsen lassen und daran denken können, in Westphalen ein besonderes Kriegstheater zu errichten, durch kleine Offensiven, wie die, zu welcher das Rüchelsche und Weimarsche Corps bestimmt waren, irgend einen Erfolg zu gewinnen, und wie hätte in den letzten Augenblicken der Berathung noch von Gefahr der Magazine, Verlust dieses oder jenes Landstrichs die Rede sein können!

Selbst 1812, in diesem grofsartigsten aller Feldzüge, fehlte es Anfangs nicht an falschen, von einem unrichtigen Mafsstab herrührenden Bestrebungen. Im Hauptquartier zu Wilna war eine Partei angesehener Männer, welche auf eine Schlacht an der Grenze bestanden, damit Rufslands Boden nicht ungestraft betreten werde. Dafs man diese Schlacht an der Grenze verlieren könne, ja, verlieren werde, sagten sich diese Männer wohl; denn obgleich sie nicht wufsten, dafs 300,000 Franzosen auf 80,000 Russen kommen würden, so wufsten sie doch, dafs eine bedeutende Ueberlegenheit des Feindes vorausgesetzt werden müsse. Der Hauptirrthum bestand in dem Werth, welchen sie dieser Schlacht beilegten; sie glaubten, es würde eine verlorne Schlacht wie manche andere sein, während doch fast mit Sicherheit behauptet werden kann, dafs diese Hauptentscheidung an der Grenze eine ganz andere Reihe von Erscheinungen hervorgebracht haben würde. Selbst das Lager von Drissa war eine Mafsregel, welcher noch ein ganz falscher Mafsstab in Bezug auf den Gegner zu Grunde lag. Hätte man darin verweilen wollen, so mufste man sich von allen Seiten abschneiden und völlig isoliren lassen, und dann fehlte es dem französischen Heer nicht an Mitteln, das russische zum Niederlegen der Waffen zu zwingen. An ein solches Mafs der Kraft und des Willens hatte der Erfinder dieses Lagers nicht gedacht.

Aber auch Bonaparte hat zuweilen einen falschen Mafsstab gebraucht. Nach dem Waffenstillstand 1813 hat er geglaubt, die untergeordneten Heere der Verbündeten, Blücher und den Kronprinzen von Schweden, durch Corps aufzuhalten, die zwar zu einem wirklichen Widerstand nicht hinreichten, aber doch der Behutsamkeit hinreichende Veranlassung geben konnten,

nichts zu wagen, wie man es in den frühern Kriegen so häufig gesehen hatte. Er dachte nicht genug an die Reaktion eines tiefgewurzelten Hasses und dringender Gefahr, die in Blücher und Bülow wirkten.

Ueberhaupt hat er den Unternehmungsgeist des alten Blücher nirgends hoch genug angeschlagen. Bei Leipzig brachte Dieser ihn allein um den Sieg; bei Laon hätte Blücher ihn zu Grunde richten können, und dafs es nicht geschah, war in Umständen begründet, die ganz aufser dem Kalkül Bonapartes lagen; bei Belle-Alliance endlich erreichte ihn die Strafe dieses Fehlers wie ein vernichtender Blitzstrahl.

SKIZZEN ZUM SIEBENTEN BUCH.

Der Angriff.

Vorbemerkungen zum siebenten Buche.

Dem an Seitenzahl weitaus stärksten Buche von der „Vertheidigung“ steht das Buch vom „Angriff“ mit dem weitaus geringsten Umfange gegenüber!

Zum Theil läfst sich die Erklärung für diesen auffallenden Umstand wohl darin finden, dafs das Buch vom Angriff gleichzeitig das am „skizzenhafteste“ gebliebene des ganzen Werkes ist, und in seiner vorliegenden Gestalt wohl füglich nur den Titel „Einiges über den Angriff“ hätte führen dürfen!

Immerhin mag auch Anderes mitgewirkt, grade dahin mitgewirkt haben, dafs Clausewitz diese Seite der Sache so „aphoristisch“ behandelt hat.

Sein in erster Linie philosophisch und politisch angelegter Kopf hat wohl stets dazu neigen müssen, den Krieg als „Werkzeug der Politik“ in letzter Instanz mehr als ein „Mittel zur Erhaltung staatlicher Unabhängigkeit und Selbstbestimmung“ anzusehn, als in ihm an vorderster Stelle den „Akt der Gewalt“ hervorzuheben.

Das soll nicht heifsen, dafs Clausewitz irgendwo und wann die Bedeutung dieser Gewaltsamkeit verkannt hätte — im Gegentheil, wir haben wiederholt darauf hingewiesen, dafs er vielleicht als der Erste unter den neueren Kriegsautoren diese innerste Natur des Krieges klar und bestimmt erfafst und dargestellt hat.

Bereits im zweiten Absatze des ersten Kapitels ersten Buches (s. S. 1) aber sagt er, dafs im Kriege „die Gewalt — das Mittel“, jedoch die Absicht „dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen — der Zweck“ sei. Dieser Zweck, der dem Autor logischer Weise höher stehen mufs, als das Mittel, gestaltet sich ihm aber vom philosophisch-politischen Standpunkte aus, mehr und mehr zu dem „negativen“ der Vertreibung von Gewalt durch Gewalt, als dem moralisch eigentlich allein berechtigten; und so wird ihm — man möchte fast sagen unwillkürlich — der Begriff „Krieg“ mehr und mehr identisch mit dem Begriff „Vertheidigung“. Man wird diesen Prozefs noch erklärlicher finden, wenn man bedenkt, dafs des Generals ganze aktive Kriegslaufbahn dem Kampfe gegen Napoleonische Vergewaltigung gegolten hatte.

Für diese unsere — vielleicht willkürlich individuelle — Auffassung des Clausewitz'schen Gedankenganges, in welcher wir die sonst schwer begreifliche Erklärung für die Bevorzugung seiner Untersuchungen über die Vertheidigung vor denen über den Angriff glauben finden zu sollen, dürfte auch der Eingang des siebenten Kapitels des sechsten Buches sprechen, wo der Autor den Nachweis unternimmt, dafs es der Vertheidiger ist, der die ersten Gesetze für den Krieg aufzustellen habe!

Clausewitz steht damit ebenso einzig da, wie mit seiner politischen Behandlung des Krieges überhaupt. Hat man sich aber erst einmal ganz und voll auf seinen Standpunkt versetzt, so wird man es nur natürlich finden, dafs ihm der Angriff lediglich das Correlat der Vertheidigung werden und defshalb seinen suchenden Geist nur in zweiter Linie beschäftigen mufste, — beschäftigt hat!

So kommt denn im Buche vom Angriff das „eigene Lebensprinzip" dieser Form nur sehr unvollkommen zum Ausdruck. Der Verfasser selbst betrachtet eigentlich den Angriff, als schon mit der Vertheidigung abgethan; nur einige „Ergänzungen" (s. erstes Kapitel des siebenten Buches) will er hinzufügen und mit Vorliebe verharrt er bei dem „Kulminationspunkte des Sieges" — wo der Angriff wieder in die Vertheidigung hinüberschlagen mufs!

Nur an einer Stelle (s. funfzehntes Kapitel) tritt auch bei ihm die wahre Bedeutung des Angriffs im vollsten Lichte hervor, leider um nur allzuschnell wieder hinter den mehr oder weniger „politischen" Wolken zu verschwinden. Der kurze Glanz beweist mindestens, dafs das Clausewitz-Auge ihn wohl ertragen hätte!

Dieser Sachlage gegenüber wird denn auch der Commentator im Wesentlichen sich darauf beschränken können, in Bezug auf das siebente Buch sich auf die Bemerkungen zum sechsten zurückzubeziehen. (Besonders gilt dies den nur skizzirten Kapiteln 6—14 gegenüber.)

Die Geschichte hat unsere heutige Zeit wieder zu — wir möchten sagen — gerechteren Anschauungen über den Angriff und seine „kriegerische" (s. zur Einführung) Bedeutung geführt. Wer heutzutage den Krieg wissenschaftlich zu behandeln unternimmt, der kann nicht umhin, der Offensive ein eigenartiges Lebensprinzip zugestehen zu müssen — ja, das Wort erscheint nicht zu gewagt: in ihr und nur in ihr das einzige Siegesprinzip zu erkennen!

Ein Clausewitz war berechtigt, andere Wege zu gehen; die Art, wie er sie gegangen, läfst aber auf Schritt und Tritt erkennen, dafs seinem lichten Geiste diese Bedeutung des Angriffes doch nicht verschlossen geblieben sein kann. Ueberall blitzt der Geist der Offensive hindurch durch seine Abhandlungen über die Vertheidigung, deren Begriff ihm ja erst durch die positive Reaktion des Nachstofses perfekt wird!

Trotzdem wird man es nur lebhaft bedauern müssen, dafs Clausewitz dem „Angriff als solchem" nur so wenig Zeilen gewidmet hat. Andere Zeiten, andere Erlebnisse würden unter der Hand dieses Meisters aus dem siebenten Buche eine unschätzbare Fundgrube der Wahrheit gemacht, ihm selbst voraussichtlich die Auffindung jenes „anderen Ausweges" wesentlich erleichtert haben, den er für das sechste Buch suchen wollte!

Bei alle dem bleibt es ein merkwürdiges und hocherfreuliches Zeichen für die eingeborene Kraft unseres vaterländischen Heeres, dafs die Heroen unserer Tage — die Clausewitz-Schüler von einst — ihren Lehrmeister so offensiv verstanden und damit uns — den Clausewitz-Schülern einer neuen Generation — den richtigen Weg zum Studium seiner Werke gewiesen haben!

Erstes Kapitel.

Der Angriff in Beziehung auf die Vertheidigung.

Wenn zwei Begriffe wahre logische Gegensätze bilden, der eine also das Complement des andern wird, so geht im Grunde aus dem einen schon der andere hervor; wo aber auch die Beschränktheit unseres Geistes nicht gestattet, beide mit einem Blicke zu übersehen und in der Totalität des einen durch den bloſsen Gegensatz die Totalität des andern wiederzufinden, da wird doch in jedem Fall von dem einen immer ein bedeutendes und für viele Theile genügendes Licht auf den andern fallen. So glauben wir, dafs die ersten Kapitel der Vertheidigung ein hinreichendes Licht auf den Angriff werfen in allen Punkten, welche sie berühren. Aber so wird es nicht durchgehends bei allen Gegenständen sein; das Gedankensystem konnte niemals ganz erschöpft werden, es ist also natürlich, dafs da, wo der Gegensatz nicht so unmittelbar in der Wurzel des Begriffs liegt, wie bei den ersten Kapiteln, aus dem, was über die Vertheidigung gesagt ist, nicht unmittelbar dasjenige folgt, was vom Angriff gesagt werden kann. Eine Veränderung des Standpunktes bringt uns dem Gegenstande näher, und es ist also natürlich, dasjenige, was man aus dem entfernten Standpunkte überblickt hat, aus diesem näheren zu betrachten. Es wird also eine Ergänzung des Gedankensystems sein, wobei nicht selten das, was vom Angriff gesagt wird, noch ein neues Licht auf die Vertheidigung wirft. So werden wir in dem Angriff meistens dieselben Gegenstände vor uns haben, die in der Vertheidigung behandelt wurden. Aber es liegt nicht in unserer Ansicht und nicht in der Natur der Sache, nach Art der meisten Ingenieur-Lehrbücher beim Angriff alle positiven Werthe, welche wir in der Vertheidigung gefunden haben, zu umgehen oder zu vernichten, und zu beweisen, dafs es gegen jedes Mittel der Vertheidigung irgend ein unfehlbares Mittel des Angriffs gebe. Die Vertheidigung hat ihre Stärken und Schwächen; sind die erstern auch nicht unüberwindlich, so kosten sie doch einen unverhältniſsmäſsigen Preis [1]), und das mufs von jedem Standpunkte aus wahr bleiben, oder man widerspricht sich. Ferner ist es nicht unsere Absicht, das Widerspiel der Mittel erschöpfend durchzugehen;

---

[1]) Wenn das wörtlich zu nehmen wäre, würde es niemals einen Angriff geben dürfen, dessen Einsatz zur Ueberwindung der Stärke der Vertheidigung doch stets „im Verhältnifs“ zum Zweck (des Sieges) stehen mufs; das Wort bedeutet hier wohl nur: „sehr hohen Preis“.

jedes Mittel der Vertheidigung führt zu einem Mittel des Angriffs, aber oft liegt dieses so nahe, dafs man nicht erst nöthig hat, von dem Standpunkte der Vertheidigung zu dem des Angriffs überzugehen, um es gewahr zu werden; das eine ergiebt sich aus dem andern von selbst. Unsere Absicht ist, bei einem jeden Gegenstande die eigenthümlichen Verhältnisse des Angriffs, insoweit sie nicht unmittelbar aus der Vertheidigung hervorgehen, anzugeben, und diese Art der Behandlung mufs uns dann nothwendig auch zu manchen Kapiteln führen, die in der Vertheidigung keine korrespondirenden haben.

Zweites Kapitel.

Natur des strategischen Angriffs.

Wir haben gesehen, dafs die Vertheidigung im Kriege überhaupt, also auch die strategische, kein absolutes Abwarten und Abwehren, also kein vollkommenes Leiden ist, sondern ein relatives, folglich von mehr oder weniger offensiven Prinzipien durchdrungen. Eben so ist der Angriff kein homogenes Ganze, sondern mit der Vertheidigung unaufhörlich vermischt. Zwischen beiden findet aber der Unterschied statt, dafs die Vertheidigung ohne offensiven Rückstofs gar nicht gedacht werden kann, dafs dieser ein nothwendiger Bestandtheil derselben ist, während beim Angriff der Stofs oder Akt an sich ein vollständiger Begriff ist. Die Vertheidigung ist ihm an sich nicht nöthig, aber Zeit und Raum, an welche er gebunden ist, führen ihm die Vertheidigung als ein nothwendiges Uebel zu. Denn erstens kann er nicht in einer stetigen Folge bis zur Vollendung fortgeführt werden, sondern erfordert Ruhepunkte, und in dieser Zeit der Ruhe, wo er selbst neutralisirt ist, tritt der Zustand der Vertheidigung von selbst ein; zweitens ist der Raum, welchen die vorschreitende Streitkraft hinter sich läfst und den sie zu ihrem Bestehen nothwendig braucht, nicht immer durch den Angriff an sich gedeckt, sondern mufs besonders geschützt werden.

Es ist also der Akt des Angriffs im Kriege, vorzugsweise aber in der Strategie, ein beständiges Wechseln und Verbinden von Angriff und Vertheidigung, wobei aber letztere nicht als eine wirksame Vorbereitung zum Angriff, als eine Steigerung desselben, anzusehen ist, also nicht als ein thätiges Prinzip, sondern als ein blofses nothwendiges Uebel, als das retardirende Gewicht, welches die blofse Schwere der Masse hervorbringt; sie ist seine Erbsünde, sein Todesprinzip [1]). Wir sagen: ein retardirendes Gewicht,

---

[1]) Philosophisch gedacht — ja! praktisch — nein!

Angriff ist Bewegung, Bewegung verzehrt Kraft; also mufs allerdings, abstrakt genommen, der Angriff allendlich an sich selbst zu Grunde gehen.

Die Erfahrung der lebendigen Erscheinungen aber lehrt, dafs die Widerstandskraft der Vertheidigung in der Praxis nur sehr selten „eine so lange Zeit" vorhält, dafs der Angriff im konkreten Falle an dieser Dauer sich verbluten müfste.

weil, wenn die Vertheidigung nichts zur Verstärkung des Angriffs beiträgt, sie schon durch den bloſsen Zeitverlust, den sie repräsentirt, seine Wirkung vermindern muſs. Kann nun aber dieser Bestandtheil von Vertheidigung, der in jedem Angriff enthalten ist, nicht auch positiv nachtheilig auf diesen einwirken? Wenn man sich sagt, daſs der Angriff die schwächere, die Vertheidigung die stärkere Form des Krieges ist, so scheint daraus zu folgen, daſs diese nicht positiv nachtheilig auf jene einwirken könne; denn so lange man für die schwächere Form noch Kräfte genug hat, müſsen diese um so mehr für die stärkere ausreichen. Im Allgemeinen, d. h. in der Hauptsache, ist dies wahr; wie es sich noch näher bestimmt, werden wir in dem Kapitel von dem Kulminationspunkt des Sieges auseinandersetzen; aber wir dürfen nicht vergessen, daſs jene Ueberlegenheit der strategischen Vertheidigung zum Theil eben darin ihren Grund hat, daſs der Angriff selbst nicht ohne Beimischung von Vertheidigung sein kann, und zwar von einer Vertheidigung viel schwächerer Art; was er von dieser mit sich herumschleppen muſs, sind die schlimmsten Elemente derselben; von diesen kann nicht mehr behauptet werden, was vom Ganzen gilt, und so begreift sich, wie diese Elemente der Vertheidigung auch positiv ein schwächendes Prinzip für den Angriff werden können. Eben diese Augenblicke einer schwachen Vertheidigung im Angriff sind es ja, in welche die positive Thätigkeit des offensiven Prinzips in der Vertheidigung eingreifen soll. In welcher verschiedenen Lage befinden sich während der zwölf Stunden Rast, die einem Tagewerk zu folgen pflegen, der Vertheidiger in seiner ausgesuchten, ihm wohlbekannten, vorbereiteten Stellung, und der Angreifende in seinem Marschlager, in welches er — wie ein Blinder — hineingetappt ist, oder während der längern Rast, die eine neue Einrichtung der Verpflegung, das Abwarten von Verstärkungen u. s. w. erfordern kann, wo der Vertheidiger sich in der Nähe seiner Festungen und Vorräthe befindet, der Angreifende hingegen wie der Vogel auf dem Aste. Jeder Angriff muſs mit einem Vertheidigen endigen[2]); wie dies beschaffen sein wird, hängt von Umständen ab; diese können sehr günstig sein, wenn die feindlichen Streitkräfte zerstört sind, aber auch sehr schwierig, wenn dies nicht der Fall ist. Obgleich diese Vertheidigung nicht mehr zum Angriff selbst gehört, so muſs doch ihre Beschaffenheit auf ihn zurückwirken und seinen Werth mitbestimmen helfen.

Das Resultat dieser Betrachtung ist, daſs bei jedem Angriff auf die demselben nothwendig beiwohnende Vertheidigung Rücksicht genommen werden muſs, um die Nachtheile, welchen er unterworfen ist, klar einzusehen und sich darauf gefaſst machen zu können[3]).

In einer andern Beziehung dagegen ist der Angriff in sich immer einunddderselbe. Die Vertheidigung aber hat ihre Stufen, nämlich je mehr das

---

[2]) Abermals theoretisch — ja! praktisch aber endet der Angriff weit häufiger — mit dem Siege! weil erfahrungsmäſsig das „Eingreifen der positiven Thätigkeit der Vertheidigung" (s. Text oben) so häufig unterbleibt!

[3]) Vgl. unsere Anm. 6 zum 3. Kapitel des 6. Buches.

Prinzip des Abwartens erschöpft werden soll. Dies giebt Formen, die sich wesentlich von einander unterscheiden, wie wir in dem Kapitel von den Widerstandsarten entwickelt haben.

Da der Angriff nur ein thätiges Prinzip hat, und die Vertheidigung in ihm nur ein todtes Gewicht ist, das sich an ihn hängt, so ist eine solche Verschiedenheit in ihm nicht vorhanden. Freilich kann in der Energie des Angriffs, in der Schnelligkeit und Kraft des Stofses ein grofser Unterschied stattfinden, aber nur ein Unterschied in den Graden, nicht in der Art[4]. — Man könnte sich wohl denken, dafs auch der Angreifende einmal die vertheidigende Form wählte, um besser zum Ziele zu kommen, dafs er sich z. B. in einer guten Stellung aufstellte, um sich darin angreifen zu lassen; aber diese Fälle sind so selten, dafs wir in unserer Gruppirung der Begriffe und der Sachen, bei der wir immer von dem Praktischen ausgehen, darauf nicht Rücksicht zu nehmen brauchen. Es findet also beim Angriff keine solche Steigerung statt, wie sie die Widerstandsarten darbieten.

Endlich besteht der Umfang der Angriffsmittel in der Regel nur aus der Streitkraft; zu dieser mufs man dann freilich auch die Festungen rechnen, die, wenn in der Nähe des feindlichen Kriegstheaters gelegen, auf den Angriff einen merklichen Einflufs haben. Aber dieser Einflufs wird mit dem Vorschreiten immer schwächer, und es ist begreiflich, dafs beim Angriffe die eigenen Festungen niemals eine so wesentliche Rolle spielen können, wie bei der Vertheidigung, bei der sie oft eine Hauptsache werden. Der Beistand des Volkes läfst sich mit dem Angriff in solchen Fällen verbunden denken, in denen die Einwohner dem Angreifenden mehr zugethan sind, als ihrem eigenen Heere; endlich kann der Angreifende auch Bundesgenossen haben, aber sie sind dann blofs das Ergebnifs besonderer oder zufälliger Verhältnisse, nicht eine aus der Natur des Angriffs hervorgehende Hülfe. Wenn wir also in der Vertheidigung Festungen, Volksaufstand und Bundesgenossen in den Umfang der Widerstandsmittel aufgenommen haben, so können wir nicht Gleiches beim Angriff thun; dort gehören sie zur Natur der Sache, hier finden sie sich selten und meist zufällig[5].

Drittes Kapitel.

Vom Gegenstande des strategischen Angriffs.

Das Niederwerfen des Feindes ist das Ziel des Krieges, Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Mittel, beim Angriff wie bei der Vertheidigung. Diese führt durch die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zum Angriff,

---

[4]) In dieser Einheitlichkeit gegenüber der Doppelnatur der Vertheidigung (vergl. die Schlufsbemerkungen zum ersten bis neunten Kapitel des sechsten Buches) liegt aber für den Angriff ein Stärkeprinzip, dessen unendlich hohe Bedeutung nicht unterschätzt werden darf.

[5]) Die moralischen Kraftsteigerungsmittel des Angriffs — werden hier übergangen!! (vergl. die Anm. 8 zum 3. Kapitel des 6. Buches.)

dieser zur Eroberung des Landes. Das Land ist also sein Gegenstand; es braucht aber nicht das ganze Land zu sein, sondern kann sich auf einen Theil, eine Provinz, einen Landstrich, eine Festung u. s. w. beschränken. Alle diese Dinge können einen genügenden Werth haben als politische Gewichte beim Frieden, entweder zum Behalten oder zum Austausch.

Der Gegenstand des strategischen Angriffs kann also von der Eroberung des ganzen Landes in zahllosen Abstufungen herab gedacht werden bis zum unbedeutendsten Platz. Sobald dieser Gegenstand erreicht ist und der Angriff aufhört, tritt die Vertheidigung ein. Man könnte sich daher einen strategischen Angriff als eine bestimmt begrenzte Einheit denken. So ist es aber nicht, wenn wir die Sache praktisch nehmen, d. h. nach den wirklichen Erscheinungen. Hier laufen die Angriffsmomente, d. h. die Absichten und Maßregeln, oft ebenso unbestimmt in die Vertheidigung aus, wie die Pläne der Vertheidigung in den Angriff. Selten, oder wenigstens nicht immer, schreibt sich der Feldherr genau vor, was er erobern will, sondern er läßt es von den Ereignissen abhängen. Sein Angriff führt ihn oft weiter, als er gedacht hat, er bekömmt oft nach mehr oder weniger kurzer Rast neue Gewalt, ohne daß man veranlaßt wäre, zwei ganz verschiedene Akte daraus zu machen; ein andermal kommt er früher zum Stehen, als er gedacht, ohne jedoch seinen Plan aufzugeben und in eine wahre Vertheidigung überzugehen. Man sieht also, daß, wenn die erfolgreiche Vertheidigung unmerklich in den Angriff übergehen kann, dies umgekehrt auch bei dem Angriff der Fall ist. Diese Abstufungen muß man im Auge haben, wenn man von dem, was wir von dem Angriff im Allgemeinen sagen, nicht eine falsche Anwendung machen will[1]).

Viertes Kapitel.

Abnehmende Kraft des Angriffs.

Dies ist ein Hauptgegenstand der Strategie; von seiner richtigen Würdigung im einzelnen Fall hängt das richtige Urtheil über das ab, was man thun kann.

Die Schwächung der absoluten Macht entsteht:

1. durch den Zweck des Angriffs, das feindliche Land selbst zu besetzen; dies tritt meistens erst nach der ersten Entscheidung ein, aber mit der ersten Entscheidung hört der Angriff nicht auf;
2. durch das Bedürfniß der angreifenden Armeen, das Land hinter sich zu besetzen, um sich die Verbindungslinien zu sichern und leben zu können;

---

[1]) Diese thatsächlich möglichen Abstufungen des Angriffes bilden aber nicht sein innerstes Lebensprinzip; auch die Vertheidigung leidet an solchen „menschlichen Schwächen"; und wieder ist die Erfahrung da, um uns zu lehren, daß dergleichen Krankheitserscheinungen bei ihr weit häufiger sich einstellen, als beim Angriff!

3. durch Verluste in Gefechten und durch Krankheiten;
4. Entfernung von den Ergänzungsquellen;
5. Belagerungen, Einschliefsungen von Festungen;
6. Nachlassen in den Anstrengungen;
7. Abtreten von Verbündeten.

Aber diesen Ursachen der Schwächung gegenüber kann auch Manches dazu beitragen, den Angriff zu verstärken. Es ist jedoch klar, dafs erst die Ausgleichung dieser verschiedenen Gröfsen das allgemeine Resultat bestimmt; so kann z. B. die Schwächung des Angriffs durch die Schwächung der Vertheidigung zum Theil oder ganz aufgewogen oder überwogen werden. Dies Letztere ist selten der Fall [1]); man mufs nur nicht immer alle im Felde stehenden Streitkräfte mit einander vergleichen, sondern die an der Spitze oder die auf den entscheidenden Punkten sich gegenüberstehenden. — Beispiele verschiedener Art: die Franzosen in Oesterreich und Preufsen, in Rufsland; die Verbündeten in Frankreich, die Franzosen in Spanien.

Fünftes Kapitel.

Kulminationspunkt des Angriffs.

Der Erfolg im Angriff ist das Resultat einer vorhandenen Ueberlegenheit, wohlverstanden: physische und moralische Kräfte zusammengenommen. Wir haben im vorigen Kapitel gezeigt, dafs sich die Kraft des Angriffs nach und nach erschöpft; möglicher Weise kann die Ueberlegenheit dabei wachsen, aber in der grofsen Mehrheit der Fälle wird sie abnehmen. Der Angreifende kauft Friedens-Vortheile ein, die ihm bei den Unterhandlungen etwas gelten sollen, die er aber auf der Stelle baar mit seinen Streitkräften bezahlen mufs [1]). Erhält sich das im Vortheil des Angriffs sich täglich vermindernde Uebergewicht bis zum Frieden, so ist der Zweck erreicht. — Es giebt strategische Angriffe, die unmittelbar zum Frieden geführt haben, — aber die wenigsten sind von der Art; die meisten hingegen führen nur bis zu einem Punkt, wo die Kräfte noch eben hinreichen, sich in der Vertheidigung zu halten und den Frieden abzuwarten [2]). — Jenseits dieses Punktes liegt der Umschwung, der Rückschlag; die Gewalt eines solchen Rückschlages ist gewöhnlich viel gröfser, als die Kraft des Stofses war. Dieses nennen wir den Kulminationspunkt des Angriffs. — Da der Zweck des Angriffs der Besitz des feindlichen Landes ist, so folgt, dafs das Vorschreiten so lange dauern mufs, bis die

---

[1]) Uns will das Gegentheil bedünken!

Den Schwächungsursachen des Angriffes stehen **mindestens gleich wirksame** Schwächungsursachen der Vertheidigung gegenüber!

Beide Formen **an sich** stehen letztinstanzlich doch immer in einem „schwebenden Gleichgewicht!"

[1]) Wir sehen eben darin mit einen Vortheil des Angriffs (vergl. unsere Schlufsbem. zum 1. bis 9. Kapitel des 6. Buches).

[2]) Der Autor hat 1870—71 nicht erlebt! Aber auch recht viele Napoleonische Feldzüge widerstreben seiner Behauptung.

Ueberlegenheit erschöpft ist; dies treibt also an das Ziel und kann auch leicht darüber hinausführen. — Bedenkt man, aus wie viel Elementen die Gleichung der wirkenden Kräfte zusammengesetzt ist, so begreift man, wie schwer es in manchen Fällen ist, zu bestimmen, wer von beiden Gegnern die Ueberlegenheit auf seiner Seite hat. Oft hängt Alles an dem seidenen Faden der Einbildung.

Es kommt also Alles darauf an, den Kulminationspunkt mit einem feinen Takt des Urtheils herauszufühlen. Hier stofsen wir auf einen scheinbaren Widerspruch. Die Vertheidigung ist stärker, als der Angriff; man sollte also glauben, dafs dieser nie zu weit führen könne, denn so lange die schwächere Form stark genug bleibt, ist man es ja für die stärkere um so mehr*).

Sechstes Kapitel.

Vernichtung der feindlichen Streitkräfte[1]).

Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Mittel zum Ziel. — Was darunter verstanden wird. — Preis, den es kostet. — Verschiedene Gesichtspunkte, welche dabei möglich sind:

1. nur so viel zu vernichten, als der Gegenstand des Angriffs erfordert;
2. oder so viel, als überhaupt möglich ist;
3. die Schonung der eigenen Streitkräfte als Hauptgesichtspunkt;
4. dies kann wieder so weit gehen, dafs der Angreifende nur bei günstiger Gelegenheit etwas zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte unternimmt, wie dies bei dem Gegenstand des Angriffs auch der Fall sein kann und im dritten Kapitel schon vorgekommen ist.

Das einzige Mittel zur Zerstörung der feindlichen Streitkräfte ist das Gefecht, aber freilich auf doppelte Art: 1. unmittelbar; 2. mittelbar, durch Kombination von Gefechten. — Wenn also die Schlacht das Haupt-Mittel ist, so ist sie doch nicht das einzige. Die Einnahme einer Festung oder eines Stück Landes ist an sich schon eine Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, sie kann aber auch zu einer noch gröfseren führen, es also auch mittelbar werden.

Die Besetzung eines unvertheidigten Landstrichs kann also aufser dem

---

*) Hier folgt in dem Manuskripte die Stelle:

„Entwickelung dieses Gegenstandes nach B. III., in dem Aufsatz über den Kulminationspunkt des Sieges."

Unter diesem Titel findet sich nun in einem Umschlage mit der Aufschrift: „Einzelne Abhandlungen als Materialien", ein Aufsatz, welcher eine Bearbeitung des hier nur skizzirten Kapitels zu sein scheint und am Ende des siebenten Buches abgedruckt ist.

Anmerk. der Herausgeberin.

[1]) Wir verweisen für die nachfolgenden Kapitel 6—14 auf unsere Anmerkungen zu den correspondirenden Kapiteln des Buches von der Vertheidigung.

Werth, welchen sie als eine unmittelbare Erfüllung des Zweckes hat, auch noch als Zerstörung der feindlichen Streitkräfte gelten. Das Herausmanövriren des Feindes aus einer von ihm besetzten Gegend ist etwas Aehnliches und kann also nur unter demselben Gesichtspunkte und nicht wie ein eigentlicher Waffenerfolg angesehen werden. — Diese Mittel werden meistens überschätzt, — selten haben sie den Werth einer Schlacht; und dabei ist immer noch zu fürchten, dafs man die nachtheilige Lage übersieht, in welche sie führen; wegen des geringen Preises, den sie kosten, sind sie verführerisch.

Ueberall müssen sie als geringere Einsätze angesehen werden, die auch nur zu geringen Gewinnen führen und für beschränktere Verhältnisse und schwächere Motive passen. Dann sind sie offenbar besser als zwecklose Schlachten. — Siege, deren Erfolge sich nicht erschöpfen lassen.

Siebentes Kapitel.

Die Offensivschlacht.

Was wir von der Defensivschlacht gesagt haben, wirft schon ein grofses Licht auf die Offensivschlacht.

Wir haben dort diejenige Schlacht im Auge gehabt, in der die Vertheidigung am stärksten ausgesprochen ist, um das Wesen derselben fühlbar zu machen, — die wenigsten Schlachten sind aber von dieser Art, die meisten sind halbe rencontres, in denen der Defensivcharakter sehr verloren geht. Anders verhält es sich mit der Offensivschlacht; sie behält ihren Charakter unter allen Umständen und darf ihn um so dreister behaupten, als der Vertheidiger sich nicht in seinem eigentlichen esse befindet. Darum bleibt auch bei der nicht recht ausgesprochenen Defensivschlacht und bei den wahren rencontres immer etwas von dem Unterschiede in dem Charakter der Schlacht auf Seiten des Einen und des Andern. Die Haupteigenthümlichkeit der Offensivschlacht ist das Umfassen oder Umgehen, also zugleich die Lieferung der Schlacht.

Das Gefecht mit umfassenden Linien gewährt an sich ganz offenbar grofse Vortheile; es ist indefs ein Gegenstand der Taktik. Diese Vortheile kann der Angriff nicht aufgeben, weil die Vertheidigung ein Mittel dagegen hat; denn dieses Mittel kann er selbst nicht anwenden, insofern es mit den übrigen Verhältnissen der Vertheidigung zu eng zusammenhängt. Um den umfassenden Feind mit Erfolg wieder umfassen zu können, mufs man sich in einer ausgesuchten und wohl eingerichteten Stellung befinden. Aber was viel wichtiger ist, nicht alle Vortheile, welche die Vertheidigung darbietet, kommen wirklich zur Anwendung; die meisten Vertheidigungen sind dürftige Nothbehelfe, die Mehrzahl der Vertheidiger befindet sich in einer sehr bedrängten und bedrohten Lage, in der sie, das Schlimmste erwartend, dem Angriff auf halbem Wege entgegenkommen. Die Folge davon ist, dafs

Schlachten mit umfassenden Linien oder gar mit verwandter Fronte, welche eigentlich die Folge eines vortheilhaften Verhältnisses der Verbindungslinien sein sollten, gewöhnlich die Folge der moralischen und physischen Ueberlegenheit sind (Marengo, Austerlitz, Jena). Bei der ersten Schlacht ist übrigens die Basis des Angreifenden, wenn auch nicht der der Vertheidigung überlegen, doch wegen der nahen Grenze meistens sehr grofs, also kann er schon etwas wagen. — Der Seitenanfall, d. h. die Schlacht mit verwandter Fronte, ist übrigens wirksamer, als die umfassende. — Falsche Vorstellung, dafs ein umfassendes strategisches Vorrücken von Hause aus damit verbunden sein müsse, wie bei Prag. (Dies hat selten etwas damit gemein und ist sehr mifslich; worüber in dem Angriff eines Kriegstheaters das Nähere.) — So wie in der Vertheidigungsschlacht der Feldherr das Bedürfnifs hat, die Entscheidung möglichst lange hinzuhalten und Zeit zu gewinnen, weil eine unentschiedene Vertheidigungsschlacht mit Sonnenuntergang gewöhnlich eine gewonnene ist, so hat der Feldherr in der Angriffsschlacht das Bedürfnifs, die Entscheidung zu beschleunigen; aber andrerseits ist mit der Uebereilung grofse Gefahr verbunden, weil sie zur Verschwendung der Kräfte führt. Eine Eigenthümlichkeit der Angriffsschlacht ist in den meisten Fällen die Ungewifsheit über die Lage des Gegners; sie ist ein wirkliches Hineintappen in unbekannte Verhältnisse (Austerlitz, Wagram, Hohenlinden, Jena, Katzbach). Je mehr sie das ist, um so mehr ist Vereinigung der Kräfte geboten, um so mehr Umgehen dem Umfassen vorzuziehen. Dafs die Hauptfrüchte des Sieges erst im Verfolgen errungen werden, lehrt schon das zwölfte Kapitel des vierten Buchs. Der Natur der Sache nach ist bei der Offensivschlacht das Verfolgen mehr ein integrirender Theil der ganzen Handlung als in der Vertheidigungsschlacht.

Achtes Kapitel.

Flussübergänge.

1. Ein beträchtlicher Flufs, welcher die Richtungslinie des Angriffs durchschneidet, ist immer sehr unbequem für den Angreifenden; denn er ist, wenn er ihn überschritten hat, meistens auf einen Uebergangspunkt eingeschränkt, wird also, wenn er nicht dicht am Flufs stehen bleiben will, in seinem Handeln sehr beengt sein. Denkt er gar darauf, dem Feinde jenseits ein entscheidendes Gefecht zu liefern, oder darf er erwarten, dafs dieser ihm dazu entgegenkommen wird, so begiebt er sich in grofse Gefahren; ohne bedeutende moralische und physische Ueberlegenheit wird sich also ein Feldherr nicht in diese Lage begeben.

2. Aus dieser Schwierigkeit des blofsen Hintersichnehmens des Flusses entsteht auch viel öfter die Möglichkeit, ihn wirklich zu vertheidigen, als es sonst der Fall sein würde. Setzt man voraus, dafs diese Vertheidigung nicht als das einzige Heil betrachtet, sondern so eingerichtet wird, dafs, selbst

wenn sie mifslungen ist, doch noch ein Widerstand in der Nähe des Flusses möglich bleibt, so treten zu dem Widerstand, welchen der Angreifende durch die Vertheidigung des Flusses erfahren kann, in seinem Kalkül auch noch alle Vortheile, von denen unter Nr. 1. gesprochen ist, und Beides zusammen bewirkt, dafs die Feldherren beim Angriff vor einem vertheidigten Flufs so viel Respekt zu haben pflegen.

3. Wir haben aber im vorigen Buch gesehen, dafs unter gewissen Bedingungen die eigentliche Vertheidigung des Flusses recht gute Erfolge verspricht, und wenn wir auf die Erfahrung sehen, so müssen wir gestehen, dafs diese Erfolge eigentlich noch viel häufiger eintreten, als die Theorie sich verspricht, weil man in dieser doch nur mit den wirklichen Verhältnissen rechnet, wie sie sich finden, während in der Ausführung dem Angreifenden gewöhnlich alle Verhältnisse schwieriger erscheinen, als sie wirklich sind, und daher ein starker Hemmschuh seines Handelns werden.

Ist nun gar von einem Angriff die Rede, der nicht auf eine grofse Entscheidung ausgeht und nicht mit durchgreifender Energie geführt wird, so kann man sagen, dafs sich in der Ausführung eine Menge von kleinen, in der Theorie gar nicht zu berechnenden Hindernissen und Zufällen zum Nachtheil des Angreifenden zeigen werden, weil er der Handelnde ist, also mit ihnen zuerst in Konflikt kommt. Man bedenke nur, wie oft die an sich unbedeutenden lombardischen Flüsse mit Erfolg vertheidigt worden sind! — Wenn dagegen in der Kriegsgeschichte auch Flufsvertheidigungen vorkommen, die nicht das von ihnen Erwartete geleistet haben, so liegt es darin, dafs man zuweilen von diesem Mittel ganz übertriebene Wirkung verlangt hat, die sich ganz und gar nicht auf seine taktische Natur gründete, sondern blofs auf seine aus der Erfahrung bekannte Wirksamkeit, die man dann noch über alle Gebühr ausdehnen wollte.

4. Nur dann, wenn der Vertheidiger den Fehler begeht, auf die Vertheidigung des Flusses sein ganzes Heil zu bauen, und sich in den Fall setzt, durch ihre Sprengung in grofse Verlegenheiten und eine Art von Katastrophe zu gerathen, nur dann kann die Flufsvertheidigung als eine dem Angriff günstige Form des Widerstandes angesehen werden, denn es ist allerdings leichter, eine Flufsvertheidigung zu sprengen, als eine gewöhnliche Schlacht zu gewinnen.

5. Es folgt aus dem bisher Gesagten von selbst, dafs Flufsvertheidigungen von grofsem Werthe werden, wenn keine grofse Entscheidung gesucht wird, dafs aber da, wo diese von der Uebermacht oder Energie des Gegners zu erwarten ist, dies Mittel, wenn es falsch angewendet wird, von positivem Werth für den Angreifenden sein kann.

6. Die wenigsten Flufsvertheidigungen sind von der Art, dafs sie nicht umgangen werden könnten, sei es in Bezug auf die ganze Vertheidigungslinie oder auf einen einzelnen Punkt. Es bleibt also dem überlegenen, auf grofse Schläge ausgehenden Angreifenden immer das Mittel, auf einem Punkt zu demonstriren und auf einem andern überzugehen und dann die ersten nachtheiligen Verhältnisse im Gefecht, welche ihn treffen können, durch die Ueberzahl und ein rücksichtsloses Vordringen gut zu machen; denn auch

dies Letztere wird durch Ueberlegenheit möglich. Ein eigentliches taktisches Forciren eines vertheidigten Flusses, indem man einen feindlichen Hauptposten durch überlegenes Feuer und überlegene Tapferkeit vertreibt, kommt daher selten oder nie vor, und der Ausdruck: gewaltsamer Uebergang ist immer nur strategisch zu nehmen, insofern der Angreifende durch seinen Uebergang an einer gar nicht oder wenig vertheidigten Stelle innerhalb der angeordneten Linie alle Nachtheile, die ihm nach der Absicht des Vertheidigers aus seinem Uebergang erwachsen sollen, bravirt. — Das Schlechteste aber, was der Angreifende thun kann, ist ein wirklicher Uebergang auf mehreren Punkten, wenn sie nicht ganz nahe bei einander liegen und ein gemeinschaftliches Schlagen gestatten; denn da der Vertheidiger nothwendig getheilt sein mufs, so begiebt der Angreifende sich durch ein Theilen seiner Kräfte seines natürlichen Vortheils. Dadurch verlor Bellegarde 1814 die Schlacht am Mincio, wo zufällig beide Armeen zugleich an verschiedenen Punkten übergingen, und die Oesterreicher mehr getheilt waren, als die Franzosen.

7. Bleibt der Vertheidiger diesseits des Flusses, so versteht es sich von selbst, dafs es zwei Wege giebt, ihn strategisch zu besiegen: entweder indem man dessen ungeachtet auf irgend einem Punkte übergeht und also den Vertheidiger in demselben Mittel überbietet, oder durch eine Schlacht. Bei dem ersten sollen eigentlich vorzüglich die Verhältnisse der Basis und Verbindungslinien entscheiden, aber freilich sieht man oft die speziellen Anstalten mehr entscheiden, als die allgemeinen Verhältnisse: wer bessere Posten zu wählen, besser sich einzurichten weifs, wem besser gehorcht wird, wer schneller marschirt u. s. w., kann mit Vortheil gegen die allgemeinen Umstände ankämpfen. Was das zweite Mittel betrifft, so setzt es bei dem Angreifenden die Mittel, die Verhältnisse und den Entschlufs zu einer Schlacht voraus; wo aber diese vorauszusetzen sind, da wird der Vertheidiger nicht leicht diese Art von Flufsvertheidigung wagen.

8. Als Endresultat müssen wir also aussprechen, dafs, wenn auch der Uebergang über einen Flufs an und für sich in den wenigsten Fällen grofse Schwierigkeiten hat, sich doch in allen Fällen, die keine grofse Entscheidung mit sich führen, so viel Bedenken für die Folgen und die entfernteren Verhältnisse daran anknüpfen, dafs allerdings der Angreifende dadurch leicht zum Stehen gebracht werden kann, so dafs er entweder den Vertheidiger diesseits des Flusses läfst, oder allenfalls übergeht, aber dann dicht am Flufs stehen bleibt. Denn dafs beide Theile lange auf verschiedenen Seiten des Flusses einander gegenüber bleiben, kommt nur in wenigen Fällen vor.

Aber auch in Fällen grofser Entscheidung ist ein Flufs ein wichtiges Objekt; er schwächt und stört immer die Offensive, und das Günstigste ist in diesem Fall, wenn der Vertheidiger dadurch verleitet wird, ihn als eine taktische Barrière zu betrachten und aus seiner eigentlichen Vertheidigung den Hauptakt seines Widerstandes zu machen, so dafs der Angreifende den Vortheil in die Hände bekommt, den entscheidenden Schlag auf eine leichte Art zu führen. — Freilich wird dieser Schlag im ersten Augenblick niemals eine vollständige Niederlage des Gegners sein, aber er wird aus einzelnen

vortheilhaften Gefechten bestehen und diese dann beim Gegner sehr schlechte allgemeine Verhältnisse herbeiführen, wie 1797 bei den Oesterreichern am Niederrhein.

Neuntes Kapitel.

Angriff von Defensivstellungen.

Im Buche von der Vertheidigung ist hinreichend auseinandergesetzt, inwiefern Defensivstellungen den Angreifenden zwingen werden, sie entweder anzugreifen oder sein Vorschreiten aufzugeben. Nur solche, die das bewirken, sind zweckmässig und geeignet, die Angriffskraft ganz oder zum Theil zu verzehren oder zu neutralisiren, und in so weit vermag der Angriff nichts dagegen, d. h. es giebt in seinem Bereich kein Mittel, diesen Vortheil aufzuwiegen. Aber nicht alle Defensivstellungen sind wirklich von dieser Art. Sieht der Angreifende, dafs er sein Ziel verfolgen kann, ohne sie anzugreifen, so wäre der Angriff ein Fehler; kann er sein Ziel nicht verfolgen, so frägt es sich, ob er den Gegner durch Flankenbedrohung herausmanövriren kann. Nur wenn diese Mittel unwirksam sind, entschliesst man sich zum Angriff auf eine gute Stellung, und dann pflegt der Angriff von der Seite her immer etwas weniger Schwierigkeit darzubieten; aber über die Wahl zwischen beiden Seiten entscheidet die Lage und Richtung der gegenseitigen Rückzugslinien, also die Bedrohung des feindlichen Rückzugs und die Sicherung des eigenen. Zwischen beiden Rücksichten kann Konkurrenz entstehen, und da gebührt der ersten Rücksicht ein natürlicher Vorzug, denn sie ist selbst offensiver Natur, also mit dem Angriff homogen, während die andere defensiver Natur ist. Aber gewifs ist und mufs als eine Hauptwahrheit betrachtet werden, dafs einen tüchtigen Gegner in einer guten Stellung anzugreifen ein mifsliches Ding ist. Es fehlt freilich nicht an Beispielen solcher Schlachten, und zwar glücklicher, wie Torgau, Wagram (Dresden nennen wir nicht, weil wir den Gegner in derselben nicht tüchtig nennen mögen); aber im Ganzen ist die Gefahr sehr gering und verschwindet gegen die Unzahl von Fällen, wo wir die entschlossensten Feldherren vor solchen Stellungen salutiren sehen (Torres-Vedras).

Aber man mufs mit dem Gegenstande, den wir hier im Auge haben, nicht die gewöhnlichen Schlachten verwechseln. Die meisten Schlachten sind wahre rencontres, in denen zwar der eine Theil steht, aber in einer unzubereiteten Stellung.

Zehntes Kapitel.

Angriff verschanzter Lager.

Es war eine Zeit lang Mode, sehr geringschätzend von Schanzen und ihren Wirkungen zu sprechen. Die cordonartigen Linien der französischen Grenzen, welche oft gesprengt worden waren, das verschanzte Lager von Breslau, in dem der Herzog von Bevern die Schlacht verlor, die Schlacht bei Torgau und mehrere andere Fälle hatten dies Urtheil herbeigeführt, und die durch Bewegung und Offensivmittel errungenen Siege Friedrichs des Grofsen hatten auf alle Vertheidigung, alles stehende Gefecht und namentlich alle Schanzen einen Reflex geworfen, der diese Geringschätzung noch vermehrte. Freilich wenn einige Tausend Mann mehrere Meilen Land vertheidigen sollen, oder wenn Schanzen nichts Anderes sind, als umgekehrte Laufgräben, so sind sie für nichts zu rechnen und es entsteht also durch das Vertrauen, welches man auf sie setzt, eine gefährliche Lücke. Ist es aber denn nicht Widerspruch oder vielmehr Unsinn, wenn man diese Verachtung im Geist eines gemeinen Schwadroneurs (wie Tempelhoff es thut) auf den Begriff der Verschanzung selbst ausdehnt? Wozu wären dann überhaupt Schanzen, wenn sie nicht geeignet wären, die Vertheidigung zu verstärken? Nein, nicht nur die Vernunft, sondern auch hundert und tausend Erfahrungen zeigen, dafs eine gut eingerichtete, gut besetzte, gut vertheidigte Schanze als ein in der Regel unnehmbarer Punkt zu betrachten ist und auch so von den Angreifenden betrachtet wird. Von diesem Element der Wirksamkeit einer einzelnen Schanze ausgegangen, ist es wohl nicht zu bezweifeln, dafs der Angriff eines verschanzten Lagers eine sehr schwierige, ja, meistens eine unmögliche Aufgabe für den Angreifenden ist.

Es liegt in der Natur der verschanzten Lager, dafs sie schwach besetzt sind; aber mit guten Terrainhindernissen und tüchtigen Schanzen kann man sich auch gegen eine grofse Ueberzahl wehren. Friedrich der Grofse hielt den Angriff des Lagers von Pirna für unthunlich, obgleich er das Doppelte der Besatzung dagegen anwenden konnte, und wenn später hin und wieder behauptet worden ist, dafs es wohl hätte genommen werden können, so gründet sich der einzige Beweis dieser Behauptung auf den sehr schlechten Zustand der sächsischen Truppen, was denn freilich nichts gegen die Wirksamkeit der Schanzen beweist. Es ist aber die Frage, ob Diejenigen, welche hinterher den Angriff nicht allein für möglich, sondern sogar für leicht gehalten haben, sich in dem Augenblick der Ausführung dazu entschlossen hätten.

Wir glauben also, dafs der Angriff eines verschanzten Lagers zu den ganz ungewöhnlichen Mitteln der Offensive gehört. Nur wenn die Schanzen in der Eile aufgeworfen, nicht vollendet, noch weniger mit Zugangshindernissen verstärkt sind, oder wenn überhaupt, wie das oft der Fall ist, das

ganze Lager nur ein Schema von dem ist, was es sein sollte, eine halbfertige Ruine, dann kann ein Angriff darauf rathsam sein, und sogar ein Weg werden, den Gegner mit Leichtigkeit zu besiegen.

Elftes Kapitel.

Angriff eines Gebirges.

Was ein Gebirge in den allgemeinen strategischen Beziehungen ist, sowohl bei der Vertheidigung, als selbst beim Angriff, geht hinreichend aus dem fünften und den folgenden Kapiteln des sechsten Buches hervor. Auch die Rolle, welche ein Gebirge als eigentliche Vertheidigungslinie spielt, haben wir dort zu entwickeln gesucht, und daraus geht schon hervor, wie dasselbe in dieser Bedeutung von Seiten des Angriffs zu betrachten ist. Es bleibt uns daher über diesen wichtigen Gegenstand hier wenig zu sagen übrig. Unser Hauptresultat war dort, dafs die Vertheidigung den ganz verschiedenen Gesichtspunkt eines untergeordneten Gefechts oder einer Hauptschlacht annehmen mufs, dafs im ersten Fall der Angriff eines Gebirges nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden kann, weil er alle Verhältnisse gegen sich hat, dafs aber im zweiten Fall sich die Vortheile auf Seiten des Angriffs befinden.

Ein Angriff also, der mit den Kräften und dem Entschlufs zu einer Schlacht ausgerüstet ist, wird seinem Gegner im Gebirge begegnen und gewifs seine Rechnung dabei finden.

Wir müssen aber auch hier noch einmal darauf zurückkommen, dafs es schwer sein wird, diesem Resultat Gehör zu verschaffen, weil es gegen den Augenschein und auf den ersten Blick auch gegen alle Kriegserfahrung läuft. In den meisten Fällen hat man nämlich bisher gesehen, dafs eine zum Angriff vordringende Armee (sie mag nun eine Hauptschlacht suchen oder nicht) es für ein unerhörtes Glück gehalten hat, wenn der Feind das Zwischengebirge nicht besetzt hatte, und dafs sie sich dann beeilte, ihm zuvorzukommen. Niemand wird in diesem Zuvorkommen einen Widerspruch mit dem Interesse des Angreifenden finden; auch nach unsrer Ansicht ist dies sehr zulässig, nur mufs man hier die Umstände genauer unterscheiden.

Eine Armee, die dem Feinde entgegengeht, um ihm eine Hauptschlacht zu liefern, wird, wenn sie ein unbesetztes Gebirge zu überschreiten hat, die natürliche Besorgnifs haben, dafs der Feind eben diejenigen Pässe, welcher sie sich dazu bedienen will, im letzten Augenblick verrennt; in diesem Fall würden für den Angreifenden nicht mehr dieselben Vortheile vorhanden sein, die ihm eine gewöhnliche Gebirgsstellung des Feindes dargeboten hatte. Dieser ist nämlich dann nicht mehr übermäfsig ausgedehnt, ist nicht mehr ungewifs über den Weg, welchen der Angreifende einschlägt; der Angreifende hat die Wahl seiner Strafsen nicht mit Rücksicht auf die feindliche Aufstellung wählen können, und es ist also diese Schlacht im Gebirge nicht mehr

mit allen den Vortheilen für ihn verbunden, von denen wir im sechsten Buche gesprochen haben; unter solchen Umständen könnte der Vertheidiger in einer unangreifbaren Stellung gefunden werden. — Sonach würde ja dem Vertheidiger auf diese Weise doch das Mittel zu Gebote stehen, einen vortheilhaften Gebrauch für seine Hauptschlacht aus dem Gebirge zu ziehen. — Möglich wäre dies allerdings; aber wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die es für den Vertheidiger haben würde, sich im letzten Augenblick in einer guten Stellung im Gebirge festzusetzen, zumal wenn er es vorher ganz unbesetzt gelassen hätte, so wird man wohl dieses Vertheidigungsmittel für ein ganz unzuverlässiges, und also auch den Fall, welchen der Angreifende zu fürchten hat, für einen sehr unwahrscheinlichen halten. Aber ist auch dieser Fall sehr unwahrscheinlich, so bleibt es darum doch natürlich, ihn zu fürchten, denn im Kriege ist es oft der Fall, dafs eine Besorgnifs sehr natürlich und doch ziemlich überflüssig ist.

Aber ein anderer Gegenstand, welchen der Angreifende hier zu fürchten hat, ist die vorläufige Gebirgsvertheidigung durch eine Avantgarde oder Vorpostenkette. Auch dieses Mittel wird nur selten dem Interesse des Vertheidigers zusagen, der Angreifende ist aber nicht wohl im Stande, zu unterscheiden, inwiefern dies der Fall sein wird oder nicht, und so fürchtet er das Schlimmste.

Ferner schliefst unsere Ansicht keineswegs die Möglichkeit aus, dafs eine Stellung durch den Gebirgscharakter des Terrains ganz unangreifbar werde; es giebt dergleichen Stellungen, die darum noch nicht im Gebirge liegen (Pirna, Schmotseifen, Meifsen, Feldkirch), und gerade weil sie nicht im Gebirge liegen, sind sie um so geeigneter. Aber man kann sich auch sehr wohl denken, dafs solche Stellungen im Gebirge selbst gefunden werden können, wo die Vertheidiger die gewöhnlichen Nachtheile der Gebirgsstellungen vermeiden können, z. B. auf hohen Plateaus, doch sind sie äufserst selten, und wir konnten hier nur die Mehrzahl im Auge haben.

Wie wenig sich Gebirge zu entscheidenden Vertheidigungsschlachten eignen, sehen wir gerade aus der Kriegsgeschichte; denn die grofsen Feldherren haben sich, wenn sie es auf eine solche Schlacht ankommen lassen wollten, lieber in der Ebene aufgestellt, und es finden sich in der ganzen Kriegsgeschichte keine anderen Beispiele entscheidender Gefechte im Gebirge, als die im Revolutionskriege, in welchen offenbar eine falsche Anwendung und Analogie den Gebrauch der Gebirgsstellungen auch da herbeigeführt hat, wo man auf entscheidende Schläge rechnen mufste (1793 und 1794 in den Vogesen und 1795, 96 und 97 in Italien). Jedermann hat Melas angeklagt, dafs er 1800 die Alpendurchgänge nicht besetzt hatte; aber das sind Kritiken des ersten Einfalls, des blofsen — man möchte sagen — kindischen Urtheils nach dem Augenschein. Bonaparte an Melas Stelle hätte sie eben so wenig besetzt.

Die Anordnung eines Gebirgsangriffs ist gröfstentheils taktischer Natur, nur glauben wir hier für die ersten Umrisse, also für diejenigen Theile, welche der Strategie zunächst liegen und mit ihr zusammenfallen, Folgendes angeben zu müssen:

1. Da man im Gebirge nicht wie in anderen Gegenden von der Strafse ausweichen und aus einer Kolonne zwei oder drei bilden kann, wenn das Bedürfnifs des Augenblicks es erfordert, die Masse der Truppen zu theilen, sondern meistens in langen Defiléen stockt, so mufs das Vorgehen überhaupt auf mehreren Strafsen oder vielmehr in einer etwas breiteren Fronte geschehen.

2. Gegen eine weit ausgedehnte Gebirgsvertheidigung wird natürlich der Angriff mit gesammelten Kräften geschehen; an ein Umfassen des Ganzen ist da nicht zu denken, und wenn ein bedeutender Siegeserfolg erlangt werden soll, so mufs er mehr durch das Sprengen der feindlichen Linie und das Abdrängen der Flügel erreicht werden, als durch umfassendes Abschneiden. Schnelles, unaufhaltsames Vordringen auf der Hauptrückzugsstrafse des Feindes ist da das natürliche Bestreben des Angreifenden.

3. Ist aber der Feind in einer weniger gesammelten Aufstellung im Gebirge anzugreifen, so sind die Umgehungen ein sehr wesentlicher Theil des Angriffs, denn die Stöfse auf die Fronte werden auf die gröfste Stärke des Vertheidigers treffen; die Umgehungen aber müssen wieder mehr auf ein wahres Abschneiden, als auf einen taktischen Seiten- oder Rückenanfall abzielen, denn selbst im Rücken sind Gebirgsstellungen, wenn es nicht an Kräften fehlt, noch eines grofsen Widerstandes fähig; und es ist der schnellste Erfolg immer nur von der Besorgnifs zu erwarten, in die man den Feind versetzt, dafs er seinen Rückzug verliere; diese Besorgnifs entsteht im Gebirge früher und wirkt stärker, weil man sich im schlimmsten Fall nicht so leicht mit dem Degen in der Faust Platz machen kann. Eine blofse Demonstration ist hier nicht das genügende Mittel; sie würde den Feind allenfalls aus seiner Stellung herausmanövriren, aber keinen sonderlichen Erfolg gewähren; es mufs also auf ein wirkliches Abschneiden abgesehn sein.

Zwölftes Kapitel.

Angriff auf Liniencordons.

Wenn in ihrer Vertheidigung und in ihrem Angriff eine Hauptentscheidung liegen soll, so gereichen sie dem Angreifenden zu einem wahren Vortheil, denn ihre allzu grofse Ausdehnung widerspricht noch mehr als die unmittelbare Flufs- oder Gebirgsvertheidigung allen Erfordernissen einer entscheidenden Schlacht. Eugens Linien von Denain 1712 sind wohl hierher zu zählen, denn ihr Verlust glich einer verlorenen Schlacht vollkommen, schwerlich aber hätte Villars in einer konzentrirten Stellung gegen Eugen diesen Sieg erfochten. Wo im Angriff die Mittel zu einer entscheidenden Schlacht nicht liegen, da sind selbst Linien respektirt, wenn sie nämlich von der feindlichen Hauptarmee besetzt sind, wie die von Stollhofen unter Ludwig von Baden im Jahre 1703 selbst von Villars respektirt wurden. Sind sie aber nur von einer untergeordneten Streitkraft besetzt, so kommt freilich Alles auf die Stärke des Korps an, welches man zu ihrem Angriff verwenden

kann. Der Widerstand ist dann meistens nicht grofs, aber freilich das Resultat des Sieges auch selten viel werth.

Die Circumvallationslinien der Belagerer haben einen eigenen Charakter, von dem in dem Kapitel vom Angriff eines Kriegstheaters gesprochen werden soll.

Alle cordonartigen Aufstellungen, z. B. verstärkte Vorpostenlinien u. s. w., haben immer das Eigenthümliche, dafs sie leicht zu sprengen sind; aber wenn es nicht geschieht, um weiter vorzudringen und dadurch eine Entscheidung zu erhalten, so geben sie meistens einen nur schwachen Erfolg, der nicht die Mühe werth ist, die man darauf verwendet hat.

Dreizehntes Kapitel.

Manövriren.

1. Schon im dreifsigsten Kapitel des sechsten Buches ist dasselbe berührt. Es ist aber allerdings, obgleich dem Vertheidiger und Angreifenden gemeinschaftlich, doch immer etwas mehr von der Natur des Angriffs als der Vertheidigung, daher wir es hier näher charakterisiren wollen.

2. Das Manövriren steht nicht der gewaltsamen Ausführung des Angriffs durch grofse Gefechte, sondern jeder solchen Ausführung des Angriffs gegenüber, die unmittelbar aus den Mitteln desselben hervorgeht, wäre es auch eine Wirkung auf die feindlichen Verbindungslinien, auf den Rückzug, eine Diversion u. s. w.

3. Halten wir uns an den Sprachgebrauch, so liegt in dem Begriff des Manövrirens eine Wirksamkeit, welche gewissermafsen aus nichts, d. h. aus dem Gleichgewicht, erst durch die Fehler, welche man dem Feinde ablockt, hervorgerufen wird. Es sind die ersten Züge im Schachspiel. Es ist also ein Spiel gleichgewichtiger Kräfte, um eine glückliche Gelegenheit zu Erfolgen herbeizuführen und diese dann als eine Ueberlegenheit über den Gegner zu benutzen.

4. Diejenigen Interessen aber, welche theils als das Ziel, theils als die Stützpunkte des Handelns hierbei betrachtet werden müssen, sind hauptsächlich:

a) die Verpflegung, welche man dem Gegner abzuschneiden oder zu beschränken sucht;

b) die Vereinigung mit anderen Korps;

c) die Bedrohung anderer Verbindungen mit dem Innern des Landes oder mit andern Armeen und Korps;

d) die Bedrohung des Rückzuges;

e) der Angriff einzelner Punkte mit überlegenen Kräften.

Diese fünf Interessen können sich in den allerkleinsten Einzelnheiten der individuellen Lage festsetzen, und diese dadurch zu dem Gegenstand werden, um den sich eine Zeitlang Alles dreht. Eine Brücke, eine Strafse, eine

Schanze spielen dann oft die Hauptrolle. Es ist leicht in jedem Falle darzuthun, dafs nur die Beziehung, die sie zu einem der eben genannten Gegenstände haben, ihnen die Wichtigkeit giebt.

f) Das Resultat eines glücklichen Manövers ist dann für den Angreifenden oder vielmehr für den aktiven Theil (der allerdings auch der Vertheidigende sein kann) ein Stückchen Land, ein Magazin u. s. w.

g) Bei dem strategischen Manöver kommen zwei Gegensätze vor, die das Ansehn verschiedener Manöver haben und auch wohl zu Ableitung falscher Maximen und Regeln gebraucht worden sind und vier Glieder haben, die aber im Grunde alle nothwendige Bestandtheile der Sache sind und als solche betrachtet werden müssen. Der erste Gegensatz ist das Umfassen und das Wirken auf inneren Linien, der zweite das Zusammenhalten der Kräfte und das Ausdehnen in vielen Posten.

h) Was den ersten Gegensatz betrifft, so kann man durchaus nicht sagen, dafs eines der beiden Glieder vor dem andern einen allgemeinen Vorzug verdiene; denn theils ist es natürlich, dafs das Bestreben der einen Art die andere als sein natürliches Gegengewicht, als seine wahre Arzenei hervorruft; theils ist das Umfassen dem Angriff, das Bleiben auf den inneren Linien aber der Vertheidigung homogen, und es wird also meistens jenes dem Angreifenden, dieses dem Vertheidiger mehr zusagen. Diejenige Form wird die Oberhand behalten, die am besten gehandhabt wird.

i) Die Glieder des andern Gegensatzes lassen sich eben so wenig eines dem andern unterordnen. Dem Stärkeren ist es verstattet sich in mehreren Posten auszudehnen; dadurch wird er sich in vielen Rücksichten ein bequemes strategisches Dasein und Handeln verschaffen und die Kräfte seiner Truppen schonen. Der Schwächere mufs sich mehr zusammenhalten und durch Bewegung den Schaden zu verhindern suchen, der ihm sonst daraus erwachsen würde. Diese gröfsere Beweglichkeit setzt einen höheren Grad von Fertigkeit in den Märschen voraus. Der Schwächere mufs also seine physischen und moralischen Kräfte mehr anstrengen, — ein letztes Resultat, das uns natürlich überall entgegentreten mufs, wenn wir immer konsequent geblieben sind, und welches man daher gewissermafsen als die logische Probe auf das Raisonnement betrachten kann. Friedrichs des Grofsen Feldzüge gegen Daun in den Jahren 1759 und 1760, und gegen Laudon 1761, und Montecuculi's gegen Turenne 1673 und 1675 haben immer für die kunstvollsten Bewegungen dieser Art gegolten, und aus ihnen haben wir hauptsächlich unsere Ansichten entnommen.

k) So wie die vier Glieder der gedachten beiden Gegensätze nicht zu falschen Maximen und Regeln gemifsbraucht werden dürfen, so müssen wir auch warnen, anderen allgemeinen Verhältnissen, z. B. der Basis, dem Terrain u. s. w. eine Wichtigkeit und einen durchgreifenden Einflufs beizulegen, die sie in der Wirklichkeit nicht besitzen. Je kleiner die Interessen sind, um die es sich handelt, um so wichtiger werden die Einzelheiten des Orts und des Augenblicks, um so mehr tritt das Allgemeine und Grofse zurück, dafs in dem kleinen Kalkül gewissermafsen nicht Platz hat. Giebt es, allgemein betrachtet, wohl eine widersinnigere Lage, als die Turenne's im Jahre 1675,

als er mit dem Rücken dicht am Rhein in einer Ausdehnung von drei Meilen stand und seine Rückzugsbrücke auf seinem äufsersten rechten Flügel hatte? Gleichwohl erfüllten seine Mafsregeln ihren Zweck, und nicht mit Unrecht wird ihnen ein hoher Grad von Kunst und Verständigkeit zugeschrieben. Man begreift aber diesen Erfolg und diese Kunst erst, wenn man mehr auf das Einzelne achtet und es nach dem Werth würdigt, den es in dem individuellen Fall haben mufste.

Wir sind überzeugt, dafs es für das Manövriren keine Art von Regeln giebt, dafs keine Manier, kein allgemeiner Grundsatz die Art des Handelns bestimmen kann, sondern dafs überlegene Thätigkeit, Präcision, Ordnung, Gehorsam, Unerschrockenheit in den individuellsten und kleinsten Umständen die Mittel finden können, sich merkliche Vortheile zu verschaffen, und dafs also hauptsächlich von jenen Eigenschaften der Sieg in diesem Wettkampf abhängen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Angriff von Morästen, Ueberschwemmungen, Wäldern.

Moräste, d. h. ungangbare Wiesen, die nur von wenigen Dämmen durchschnitten sind, bieten dem taktischen Angriff besondere Schwierigkeiten dar, wie wir das schon bei der Vertheidigung gesagt haben. Ihre Breite erlaubt fast nie, den Feind durch Geschütz vom jenseitigen Ufer zu vertreiben und Uebergangsmittel zu konstruiren. Die strategische Folge ist, dafs man den Angriff zu vermeiden und sie zu umgehen sucht. Wo die Kultur so grofs ist, wie in manchen Niederungsstrichen, dafs die Durchgänge zahllos werden, da ist der Widerstand des Vertheidigers zwar relativ noch immer stark genug, aber auch für eine absolute Entscheidung um so schwächer und also ganz ungeeignet. — Dagegen wird, wenn die Niederung (wie in Holland) durch eine Ueberschwemmung gesteigert ist, der Widerstand bis zum absoluten wachsen können und dann jeder Angriff daran zu Schanden werden. Holland hat dies im Jahre 1672 gezeigt, wo nach Eroberung und Besetzung aller aufserhalb der Ueberschwemmungslinie liegenden Festungen doch noch 50,000 Mann französischer Truppen übrig blieben, die — erst unter Condé und dann unter Luxemburg — nicht im Stande waren, die Ueberschwemmungslinie zu überwältigen, obgleich vielleicht nur 20,000 Mann sie vertheidigten. Wenn der Feldzug der Preufsen von 1787 unter dem Herzog von Braunschweig gegen die Holländer das ganz entgegengesetzte Resultat zeigt, dafs mit fast gar keiner Uebermacht und sehr unbedeutendem Verlust diese Linien überwältigt wurden, so mufs man die Ursache in dem durch politische Meinungen gespaltenen Zustande der Vertheidiger und der fehlenden Einheit im Befehl suchen, und doch ist nichts gewisser, als dafs das Gelingen des Feldzuges, d. h. das Vordringen durch die letzte Ueberschwemmungslinie bis vor die Mauern vor Amsterdam, auf einer so feinen Spitze ruhte, dafs man unmög-

lich daraus eine Folgerung ziehen kann. Diese Spitze war das unbewachte Harlemer Meer. Vermittelst dieses umging der Herzog die Vertheidigungslinie und kam dem Posten von Amselvoen in den Rücken. Hätten die Holländer auf diesem Meer ein Paar Schiffe gehabt, so wäre der Herzog niemals bis vor Amsterdam gekommen, denn er war au bout de son latin. Welchen Einfluſs dies auf den Friedensschluſs gehabt hätte, geht uns hier nichts an, aber gewiſs ist, daſs von einem Ueberwältigen der letzten Ueberschwemmungslinie nicht weiter die Rede sein konnte.

Der Winter ist freilich der natürliche Feind dieses Vertheidigungsmittels, wie die Franzosen 1794 und 1795 gezeigt haben, aber es gehört ein strenger Winter dazu.

Wälder von geringer Zugänglichkeit haben wir gleichfalls zu den Mitteln gezählt, welche der Vertheidigung einen kräftigen Beistand darbieten. Sind sie von geringer Tiefe, so kann der Angreifende auf mehreren nahe bei einander liegenden Wegen durchdringen und die bessere Gegend erreichen, denn die taktische Stärke der einzelnen Punkte wird nicht groſs sein, weil ein Wald niemals so absolut undurchdringlich gedacht werden kann, wie ein Fluſs oder Morast. — Aber wenn, wie in Ruſsland und Polen, ein bedeutender Landstrich fast überall mit Wald bedeckt ist, und die Kraft des Angreifenden ihn nicht darüber hinaus führen kann, so wird allerdings seine Lage eine sehr beschwerliche sein. Man bedenke nur, mit wie vielen Schwierigkeiten der Verpflegung er zu kämpfen hat und wie wenig er im Stande ist, im Dunkel der Wälder den überall gegenwärtigen Gegner seine Ueberlegenheit an Zahl fühlen zu lassen. Gewiſs gehört dies zu den schlimmsten Lagen, in die sich der Angriff begeben kann.

Funfzehntes Kapitel.

Angriff eines Kriegstheaters mit Entscheidung [1]).

Die meisten Gegenstände sind schon im sechsten Buch berührt worden und werfen auf den Angriff durch den bloſsen Reflex das hinreichende Licht.

---

[1]) Obgleich auch das nachfolgende Kapitel nur eine Skizze bietet, stellt es sich doch als der Kernpunkt des Buches vom Angriff dar.

Seine klaren und schönen Deduktionen lassen uns den Angriff plötzlich in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als wir denselben seither beim Autor zu sehen gewohnt waren. Die für den strategischen Angriff maſsgebenden Gesichtspunkte sind in knappester Kürze, aber mit voller Bestimmtheit hingestellt; die „Betrachtung“ streift hier vielleicht am nächsten an die — „Lehre“; positive Rathschläge und Warnungen werden ertheilt, wie sie das Werk vom Kriege kaum sonst an anderer Stelle enthält; gesunde Wahrheit wird gepredigt und ihre prägnanten Sentenzen liefern den besten Beweis, daſs Clausewitz den innersten Werth des Angriffes wohl verstanden hat.

Doppelt steigert sich nach dem Studium dieses Kapitels das Bedauern, daſs es im kurzen Buche vom Angriffe ein so kurzes geblieben!

Der Begriff eines geschlossenen Kriegstheaters hat ohnehin eine nähere Beziehung zur Vertheidigung als zum Angriff. Manche Hauptpunkte: Gegenstand des Angriffs, Wirkungssphäre des Sieges u. s. w., sind in diesem Buche schon abgehandelt, und das Durchgreifendste und Wesentlichste über die Natur des Angriffs wird sich erst beim Kriegsplan darstellen lassen; doch bleibt uns hier noch Manches zu sagen, und wir wollen wieder mit dem Feldzug beginnen, in welchem die Absicht einer grofsen Entscheidung vorhanden ist.

1. Das nächste Ziel des Angriffs ist ein Sieg. Alle Vortheile, welche der Vertheidiger in der Natur seiner Lage findet, kann der Angreifende nur durch Ueberlegenheit ersetzen, und allenfalls noch durch den mäfsigen Vorzug, den das Gefühl, der Angreifende und Vorschreitende zu sein, dem Heere giebt. Meistens wird jedoch der Einflufs dieses Gefühls sehr überschätzt[2]); denn es dauert nicht lange und hält, ernsteren Schwierigkeiten gegenüber, nicht Stich. Es versteht sich, dafs wir hierbei voraussetzen, dafs der Vertheidiger eben so fehlerfrei und angemessen verfahre, wie der Angreifende. Wir wollen mit dieser Bemerkung die dunklen Ideen von Ueberfall und Ueberraschung entfernen, welche man sich beim Angriff gewöhnlich als reichliche Siegesquellen denkt, und die doch ohne besondere Umstände nicht eintreten. Wie es mit dem eigentlichen strategischen Ueberfall steht, haben wir schon an einem andern Ort gesagt. — Fehlt also dem Angriff die physische Ueberlegenheit, so mufs eine moralische da sein, um die Nachtheile der Form aufzuwiegen; wo auch diese fehlt, ist der Angriff nicht motivirt und wird nicht glücklich sein[3]).

2. So wie Vorsicht der eigentliche Genius des Vertheidigers sein soll, so sollen Kühnheit und Zuversicht den Angreifenden beseelen, nicht dafs die entgegengesetzten Eigenschaften Beiden fehlen dürfen, sondern es stehen die genannten in einer gröfseren Affinität mit ihren Aufgaben. Diese Eigenschaften sind ja überhaupt nur nöthig, weil das Handeln kein mathematisches Konstruiren ist, sondern eine Thätigkeit in dunklen oder höchstens dämmernden Regionen, in denen man sich demjenigen Führer anvertrauen mufs, der sich am meisten für unser Ziel eignet. — Je moralisch schwächer sich der Vertheidiger zeigt, um so dreister mufs der Angreifende werden.

3. Zum Sieg gehört das Treffen der feindlichen Hauptmacht mit der eigenen. Dies ist beim Angriff weniger zweifelhaft, als bei der Vertheidigung, denn der Angreifende sucht den Vertheidiger in seiner Stellung auf. Allein wir haben behauptet (bei der Vertheidigung), er solle ihn, wenn der Vertheidiger sich falsch gestellt hat, nicht aufsuchen, weil er sicher sein könne, dafs dieser ihn aufsuchen werde, und er dann den Vortheil habe, ihn unvor-

---

[2]) Uns will bedünken, dafs Clausewitz dieses Gefühl ebenso sehr unter-, wie er die Leichtigkeit überschätzt, „dafs der Vertheidiger ebenso fehlerfrei und angemessen verfahre, wie der Angreifende" (vergl. frühere Bemerkungen).

[3]) Physische und moralische Ueberlegenheit entstehen meist erst im Laufe der Handlung! Das sicherste Mittel sie zu gewinnen, ist — an ihren Besitz zu glauben!

bereitet zu treffen. Es kommt hierbei Alles auf die wichtigste Strafse und Richtung an, und diesen Punkt haben wir bei der Vertheidigung unerörtert gelassen und auf dieses Kapitel verwiesen. Wir wollen also hier das Nöthige darüber sagen.

4. Welches die näheren Gegenstände des Angriffs und also die Zwecke des Sieges sein können, haben wir schon früher gesagt; liegen nun diese innerhalb des Kriegstheaters, welches angegriffen wird, und innerhalb der wahrscheinlichen Siegessphäre, so sind die Wege dahin die natürlichen Richtungen des Stofses. Aber wir müssen nicht vergessen, dafs der Gegenstand des Angriffs gewöhnlich erst seine Bedeutung mit dem Siege erhält, dafs der Sieg also immer in Verbindung damit gedacht werden mufs; es kommt daher dem Angreifenden nicht so sehr darauf an, den Gegenstand blofs zu erreichen, sondern vielmehr ihn als Sieger zu gewinnen, und so wird denn die Richtung seines Stofses nicht sowohl auf den Gegenstand selbst, als auf den Weg treffen müssen, den das feindliche Heer dahin zu nehmen hat. Dieser Weg ist das nächste Objekt des Angriffs. Die feindliche Armee zu treffen, ehe sie jenen Gegenstand erreicht, sie davon abzuschneiden und in dieser Lage zu schlagen, giebt den potenzirten Sieg. — Wäre z. B. die feindliche Hauptstadt das Hauptobjekt des Angriffs, und der Vertheidiger hätte sich nicht zwischen ihr und dem Angreifenden aufgestellt, so hätte dieser Unrecht, gerade auf die Hauptstadt loszugehen, er thut vielmehr besser, auf die Verbindung zwischen der feindlichen Armee und der Hauptstadt seine Richtung zu nehmen und dort den Sieg zu suchen, der ihm dieselbe bringen soll.

Liegt in der Siegessphäre des Angriffs kein grofses Objekt, so ist die Verbindung der feindlichen Armee mit dem nächsten grofsen Objekt der Punkt, welcher die vorherrschende Wichtigkeit hat. Es wird sich also jeder Angreifende fragen: wenn ich in der Schlacht glücklich bin, was fange ich mit dem Siege an? Das Eroberungsobjekt, worauf ihn dieses führt, ist dann die natürliche Richtung des Stofses. Hat der Vertheidiger sich in dieser Richtung aufgestellt, so ist er im Recht, und es bleibt nichts übrig, als ihn da aufzusuchen. Wäre seine Stellung zu stark, so müfste der Angreifende das Vorbeigehn versuchen, d. h. aus der Noth eine Tugend machen. Ist der Vertheidiger aber nicht auf der rechten Stelle, so wählt der Angreifende diese Richtung und wendet sich, sobald er in die Höhe des Vertheidigers kommt, wenn dieser sich nicht unterdefs seitwärts vorgeschoben hat, in die Richtung seiner Verbindungslinie mit dem Gegenstand, um die feindliche Armee dort aufzusuchen; wäre sie ganz stehen geblieben, so würde der Angreifende gegen dieselbe umkehren müssen, um sie von hinten anzugreifen.

Von allen Wegen, unter denen der Angreifende die Wahl hat, sind die grofsen Handelsstrafsen immer die besten und natürlichsten. Wo sie eine zu starke Biegung machen, mufs man freilich für diese Stellen die geraderen, wenn auch kleineren, Wege wählen, denn eine von der geraden Linie stark abweichende Rückzugsstrafse hat immer grofse Bedenklichkeiten.

5. Zu einer Theilung der Macht hat der Angreifende, der auf eine grofse Entscheidung ausgeht, selten Veranlassung, und es ist meistens, wenn

es dennoch geschieht, als ein Fehler der Unklarheit zu betrachten[4]). Er soll also mit seinen Kolonnen nur in solcher Breite vorrücken, dafs alle zugleich schlagen können. Hat der Feind selbst seine Macht getheilt, so wird das dem Angreifenden um so mehr zum Vortheil gereichen, nur können dabei freilich kleine Demonstrationen vorkommen, die gewissermafsen die strategischen fausses attaques sind und die Bestimmung haben, jene Vortheile festzuhalten; die hierdurch veranlafste Theilung der Macht wäre dann gerechtfertigt.

Die ohnehin nothwendige Theilung in mehrere Kolonnen mufs zur Anordnung des taktischen Angriffs in der umfassenden Form benutzt werden, denn diese Form ist dem Angriff natürlich und darf nicht ohne Noth versäumt werden. Aber sie mufs taktischer Natur bleiben, denn ein strategisches Umfassen, während ein grofser Schlag geschieht, ist vollkommene Kraftverschwendung. Es wäre also nur zu entschuldigen, wenn der Angreifende so stark wäre, dafs der Erfolg gar nicht als zweifelhaft betrachtet werden könnte.

6. Aber auch der Angriff hat Vorsicht nöthig, denn der Angreifende hat auch einen Rücken, hat Verbindungen, die gesichert werden müssen. Diese Sicherung mufs aber wo möglich durch die Art geschehen, wie er sich vorbewegt, d. h. also eo ipso durch die Armee selbst. Wenn dazu besondere Kräfte bestimmt werden müssen, also eine Theilung der Kräfte hervorgerufen wird, so kann dies natürlich der Kraft des Stofses selbst nur schaden. — Da eine beträchtliche Armee immer in der Breite von wenigstens einem Marsch vorzurücken pflegt, so wird, wenn die Rückzugs-Verbindungslinien nicht zu sehr von der Senkrechten abweichen, die Deckung derselben meistens schon durch die Fronte der Armee erreicht.

Die Gefahren dieser Art, welchen der Angreifende ausgesetzt ist, müssen hauptsächlich nach der Lage und dem Charakter des Gegners abgemessen werden. Wo Alles unter dem Druck einer grofsen Entscheidung steht, bleibt dem Vertheidiger für Unternehmungen dieser Art wenig Spielraum; der Angreifende wird also in den gewöhnlichen Fällen nicht viel zu fürchten haben. Aber wenn das Vorschreiten vorüber ist, der Angreifende nach und nach selbst in den Zustand der Vertheidigung übergeht, dann wird die Deckung des Rückens immer nothwendiger, immer mehr eine Hauptsache. Denn da der Rücken eines Angreifenden der Natur der Sache schwächer ist als der des Vertheidigers, so kann dieser schon lange vorher, ehe er zum wirklichen Angriff übergeht, und sogar, indem er selbst noch immer Land einräumt, angefangen haben, auf die Verbindungslinien des Angreifenden zu wirken.

---

[4]) „oder als die Folge einer Zwangslage“.

Sechszehntes Kapitel.

Angriff eines Kriegstheaters ohne Entscheidung.

1. Wenn auch der Wille und die Kraft nicht zu einer grofsen Entscheidung hinreichen, so kann doch noch die bestimmte Absicht eines strategischen Angrifls vorhanden sein, aber auf irgend ein geringes Objekt gerichtet. Gelingt der Angriff, so kommt mit der Erreichung dieses Objekts das Ganze in Ruhe und Gleichgewicht. Finden sich einigermafsen Schwierigkeiten, so tritt der Stillstand in dem allgemeinen Fortschreiten schon vorher ein. Nun tritt eine blofse Gelegenheitsoffensive oder auch ein strategisches Manövriren an die Stelle. Dies ist der Charakter der meisten Feldzüge[1]).

2. Die Gegenstände, welche das Ziel einer sochen Offensive ausmachen, sind:

a) Ein Landstrich. Vortheile der Verpflegung, allenfalls auch Kontributionen, Schonung des eigenen Landes, Aequivalent beim Frieden, sind die Vortheile, welche daraus fliefsen. Zuweilen knüpft sich auch der Begriff der Waffenehre daran, wie dies in den Feldzügen der französischen Feldherren unter Ludwig XIV. unaufhörlich vorkommt. Einen sehr wesentlichen Unterschied macht es, ob der Landstrich behauptet werden kann oder nicht. Das Erstere ist gewöhnlich nur der Fall, wenn er sich an das eigene Kriegstheater anschliefst und ein natürliches Complement desselben bildet. Nur solche können beim Frieden als Aequivalent in Betracht kommen, die andern sind gewöhnlich nur für die Dauer eines Feldzugs eingenommen und sollen im Winter verlassen werden.

b) Ein bedeutendes feindliches Magazin. Wenn es nicht bedeutend ist, so kann es auch nicht wohl als der Gegenstand einer den ganzen Feldzug bestimmenden Offensive angesehen werden. Es bringt zwar an und für sich dem Vertheidiger Verlust und dem Angreifenden Gewinn, indessen ist dabei doch der Hauptvortheil des Letzteren, dafs der Vertheidiger dadurch genöthigt wird, ein Stück zurückzugehen und einen Landstrich aufzugeben, den er sonst gehalten hätte. Die Eroberung des Magazins ist also eigentlich mehr das Mittel und wird hier nur als Zweck angeführt, weil sie das nächste bestimmte Ziel des Handelns wird.

c) Die Eroberung einer Festung. Wir haben von der Eroberung der Festungen in einem besondern Kapitel gehandelt und verweisen darauf. Aus den dort entwickelten Gründen ist es begreiflich, wie die Festungen immer den vorzüglichsten und erwünschtesten Gegenstand derjenigen Angriffskriege und Feldzüge ausmachen, die auf ein völliges Niederwerfen des Gegners oder auf die Eroberung eines bedeutenden Theils seines Landes ihre Absicht nicht richten können; und so ist es denn leicht erklärlich, wie in den an Festungen reichen Niederlanden sich immer Alles um die Besetzung der einen oder der anderen Festung drehte, und zwar so, dafs dabei meistens die

[1]) „früherer Zeiten“ möchten wir hinzufügen.

Successiveroberung der ganzen Provinz **nicht einmal als Hauptlineament durchschien**, sondern daſs jede Festung wie eine diskrete Gröſse betrachtet wurde, die an sich etwas werth sei, und bei der wohl mehr auf die Bequemlichkeit und Leichtigkeit des Unternehmens als auf den Werth des Platzes gesehen wurde.

Indessen ist eine Belagerung eines nicht ganz unbedeutenden Platzes immer ein bedeutendes Unternehmen, weil es groſse Geldausgaben verursacht und bei Kriegen, in welchen es sich nicht immer um das Ganze handelt, diese sehr berücksichtigt werden müssen. Daher gehört eine solche Belagerung hier schon zu den bedeutenden Gegenständen eines strategischen Angriffs. Je unbedeutender der Platz ist oder je weniger es mit der Belagerung Ernst ist, je weniger Vorbereitungen dazu getroffen sind, je mehr Alles en passant gemacht werden soll, um so kleiner wird dies strategische Ziel, um so angemessener ganz schwachen Kräften und Absichten, und oft sinkt dann das Ganze zu einer bloſsen Spiegelfechterei herab, um den Feldzug mit Ehren hinzubringen, weil man als Angreifender doch irgend etwas thun will.

d) **Ein vortheilhaftes Gefecht, Treffen** oder gar eine **Schlacht** um der Trophäen oder endlich um der bloſsen Waffenehre willen, und zuweilen auch aus bloſsem Ehrgeiz des Feldherrn. Daſs dies vorkommt, könnte nur Der bezweifeln, der gar nichts von Kriegsgeschichte wüſste. In den Feldzügen der Franzosen zur Zeit Ludwig XIV. waren die meisten Offensivschlachten von dieser Art. Aber nothwendiger ist es, zu bemerken, daſs diese Dinge nicht ohne objektives Gewicht, nicht bloſses Spiel der Eitelkeit sind; sie sind von einem sehr bestimmten Einfluſs auf den Frieden, führen also ziemlich direkt ans Ziel. Die Waffenehre, das moralische Uebergewicht des Heeres und des Feldherrn sind Dinge, die unsichtbar wirken, aber den ganzen kriegerischen Akt unaufhörlich durchdringen.

Das Ziel eines solchen Gefechts setzt freilich voraus: α) daſs man eine ziemliche Aussicht habe, zu siegen, β) daſs man bei dem Verlust des Gefechts nicht zu viel auf das Spiel setze. — Mit einer solchen Schlacht, die man in beengten Verhältnissen und mit beschränktem Ziel liefert, muſs man natürlich nicht Siege verwechseln, die bloſs aus moralischer Schwäche unbenutzt geblieben sind.

3) Mit Ausnahme des letzten dieser Gegenstände (d) lassen sich alle ohne bedeutende Gefechte erlangen und gewöhnlich werden sie vom Angreifenden ohne solches erstrebt. Die Mittel nun, welche ohne ein entscheidendes Gefecht dem Angreifenden zu Gebote stehen, ergeben sich aus den Interessen, welche der Vertheidiger in seinem Kriegstheater zu beschützen hat; sie werden daher im Bedrohen seiner Verbindungslinien, sei es mit Gegenständen des Unterhalts, wie Magazinen, fruchtbaren Provinzen, Wasserstrassen u. s. w., oder wichtigen Punkten (wie Brücken, Pässen u. dergl.), oder auch mit andern Korps, in der Einnahme starker Stellungen bestehen, die dem Gegner besonders unbequem liegen und aus denen er uns nicht wieder vertreiben kann, der Einnahme bedeutender Städte, fruchtbarer Landstriche, unruhiger Gegenden, die zur Rebellion verführt werden könnten, dem Bedrohen

schwacher Verbündeten u. s. w. Indem der Angriff jene Verbindungen wirklich unterbricht, und zwar auf eine solche Weise, daſs der Vertheidiger sie sich nicht ohne bedeutende Opfer wieder öffnen kann, nöthigt er den Vertheidiger, eine andere Stellung mehr rückwärts oder seitwärts zu nehmen, um jene Objekte zu decken und lieber geringere aufzugeben. So wird denn ein Landstrich frei, ein Magazin, eine Festung entblöſst, jenes der Eroberung, diese der Belagerung preisgegeben. Dabei können kleinere und gröſsere Gefechte vorkommen, aber sie werden dann nicht gesucht und als Zweck behandelt, sondern als ein nothwendiges Uebel, und können einen gewissen Grad der Gröſse und Wichtigkeit nicht überschreiten.

4. Die Einwirkung des Vertheidigers auf die Verbindungslinien des Angreifenden ist eine Reaktionsart, die in den Kriegen mit groſser Entscheidung nur dann vorkommen kann, wenn die Operationslinien sehr groſs werden, dagegen liegt diese Reaktionsart bei Kriegen ohne groſse Entscheidung mehr in der Natur der Sache. Die Verbindungslinien des Gegners werden hier zwar selten sehr lang sein, eber es kommt hier auch nicht so darauf an, dem Gegner groſse Verluste dieser Art beizubringen; eine bloſse Belästigung und Verkürzung seines Unterhaltes thut oft schon Wirkung, und was den Linien an Länge fehlt, ersetzt einigermaſsen die Länge der Zeit, welche man auf diese Bekämpfung des Gegners verwenden kann; darum wird die Deckung seiner strategischen Flanken ein wichtiger Gegenstand für den Angreifenden. Wenn also zwischen dem Angreifenden und dem Vertheidiger ein Kampf der Art entsteht (ein Ueberbieten), so muſs der Angreifende seine natürlichen Nachtheile durch seine Ueberlegenheit zu ersetzen trachten. Bleibt dem Ersteren noch so viel Kraft und Entschluſs, einmal einen bedeutenden Streich gegen ein feindliches Korps oder die feindliche Hauptarmee selbst zu wagen, so wird er sich durch die Gefahr, die er hierdurch über seinem Gegner schweben läſst, noch am besten decken können.

5. Schlieſslich müssen wir noch eines bedeutenden Vortheils gedenken, den allerdings in Kriegen dieser Art der Angreifende über seinen Gegner hat, nämlich ihn seiner Absicht und seiner Kraft nach besser beurtheilen zu können, als dies umgekehrt der Fall ist. In welchem Grade ein Angreifender unternehmend und dreist sein wird, ist viel schwerer vorherzusehen, als ob der Vertheidiger etwas Groſses im Sinne führt. Gewöhnlich liegt, praktisch genommen, schon in der Wahl dieser Kriegsform eine Garantie, daſs man nichts Positives wolle; auſserdem sind die Anstalten zu einer groſsen Reaktion von den gewöhnlichen Vertheidigungsanstalten viel mehr verschieden, als die Anstalten des Angriffs bei gröſseren oder geringeren Absichten; endlich ist der Vertheidiger genöthigt, seine Maſsregeln früher zu nehmen, und der Angreifende dadurch in dem Vortheil der Hinterhand [*]).

[*]) Wie schon wiederholt hervorgehoben, ist unserer Zeit selbst das Verständniſs für derartige Feldzüge — glücklicherweise — fast ganz abhanden gekommen!

Siebzehntes Kapitel.

Angriff von Festungen[1]).

Der Angriff von Festungen kann uns natürlich hier nicht von der Seite der fortifikatorischen Arbeiten beschäftigen, sondern nur in Beziehung erstens auf den damit verbundenen strategischen Zweck, zweitens auf die Wahl unter mehreren Festungen, drittens auf die Art, die Belagerung zu decken.

Daſs der Verlust einer Festung die feindliche Vertheidigung schwächt, besonders dann, wenn sie ein wesentliches Stück derselben ausgemacht hat; daſs dem Angreifenden aus ihrem Besitz groſse Bequemlichkeiten entspringen, indem er sie zu Magazinen und Depots gebrauchen, Landstriche und Quartiere durch dieselbe decken kann u. s. w.; daſs sie, wenn sein Angriff zuletzt in die Vertheidigung übergehen sollte, die stärkste Stütze dieser Vertheidigung werden kann, — alle diese Beziehungen, welche die Festungen zu den Kriegstheatern in dem Fortgang des Krieges haben, lassen sich hinreichend aus dem erkennen, was wir im Buch von der Vertheidigung über die Festungen gesagt haben, der Reflex davon wird das nöthige Licht über den Angriff verbreiten.

Auch in Beziehung auf die Eroberung fester Plätze findet ein groſser Unterschied zwischen den Feldzügen mit einer groſsen Entscheidung und den andern statt. Dort ist diese Eroberung immer als ein nothwendiges Uebel anzusehen. Man belagert nur, was man schlechterdings nicht unbelagert lassen kann, so lange man nämlich noch etwas zu entscheiden hat. Nur wenn die Entscheidung bereits gegeben, die Krise, die Spannung der Kräfte auf geraume Zeit vorüber, und also ein Zustand der Ruhe eingetreten ist, dann dient die Einnahme der festen Plätze als eine Konsolidirung der gemachten Eroberung und dann kann sie meistens, zwar nicht ohne Anstrengung und Kraftaufwand, aber doch ohne Gefahr ausgeführt werden. In der Krise selbst ist die Belagerung einer Festung eine hohe Steigerung derselben zum Nachtheil des Angreifenden; es ist augenscheinlich, daſs nichts so sehr seine Kräfte schwächt und also nichts so geeignet ist, ihm auf eine Zeitlang sein Uebergewicht zu rauben. Aber es giebt Fälle, in denen die Eroberung einer oder der andern Festung ganz unerläſslich ist, wenn der Angriff überhaupt fortschreiten soll, und in diesen ist das Belagern als ein intensives Fortschreiten des Angriffs zu betrachten; die Krise wird dann um so gröſser, je weniger vorher schon entschieden ist. Was über diesen Gegenstand noch in Betracht zu ziehen ist, gehört in das Buch vom Kriegsplan.

In den Feldzügen mit einem beschränkten Ziel ist die Festung gewöhnlich nicht das Mittel, sondern der Zweck selbst; sie wird als eine selbständige kleine Eroberung angesehen, und als solche hat sie folgende Vorzüge vor jeder andern:

---

[1]) Auch von diesem wie von den dann folgenden Kapiteln bis einschlieſslich dem 19. kann die Schluſsanmerkung zum sechszehnten Kapitel gelten.

1. dafs die Festung eine kleine, sehr bestimmt begrenzte Eroberung ist, die nicht zu einer gröfseren Kraftanstrengung nöthigt und also auch keinen Rückschlag befürchten läfst;

2. dafs sie beim Frieden als Aequivalent geltend zu machen ist;

3. dafs die Belagerung ein intensives Fortschreiten des Angriffs ist, oder wenigstens so aussieht, ohne dafs die Schwächung der Kräfte dabei immer zunehme, wie das jedes andere Vorschreiten im Angriff mit sich bringt;

4. dafs die Belagerung ein Unternehmen ohne Katastrophe ist.

Diese Dinge alle machen, dafs die Eroberung eines oder mehrerer feindlichen Plätze sehr gewöhnlich ein Gegenstand derjenigen strategischen Angriffe ist, die sich kein gröfseres Ziel vorsetzen können.

Die Gründe, die die Wahl der Festung, welche belagert werden soll, bestimmen, im Fall diese überhaupt zweifelhaft sein kann, sind:

a) dafs sie bequem zu behalten sei, also als Aequivalent beim Frieden recht hoch im Werth stehe;

b) die Mittel zu ihrer Eroberung vorhanden sind. Geringe Mittel gestatten nur kleine Festungen zu nehmen, aber es ist besser, dafs man eine kleine einnimmt, als vor einer grofsen scheitert.

c) Ihre fortifikatorische Stärke, die offenbar nicht immer mit der Wichtigkeit in Verhältnifs steht. Nichts wäre thörichter, als vor einem sehr festen Platz von geringer Wichtigkeit seine Kräfte zu verschwenden, wenn man einen weniger starken zum Gegenstand seines Angriffs machen kann.

d) Die Stärke der Ausrüstung, also auch der Besatzung. Ist die Festung schwach besetzt und ausgerüstet, so ist ihre Eroberung natürlich leichter; aber es ist hierbei zu bemerken, dafs die Stärke der Besatzung und Ausrüstung zugleich zu denjenigen Dingen gezählt werden mufs, die die Wichtigkeit des Platzes mit bestimmen, weil Besatzung und Ausrüstung unmittelbar zu den Streitkräften des Feindes gehören, was nicht in demselben Mafse von den Fortifikationswerken gilt. Die Eroberung einer Festung mit starker Besatzung kann also die Opfer, welche sie kostet, viel eher lohnen, als die einer mit besonders starken Werken.

e) Die Leichtigkeit der Belagerungstransporte. Die meisten Belagerungen scheitern aus Mangel an Mitteln, und diese fehlen meistens wegen der Schwierigkeit des Transports. Eugen's Belagerung von Landreci 1712 und Friedrichs des Grofsen Belagerung von Olmütz 1758 sind davon die hervorstechendsten Beispiele.

f) Endlich ist noch die Leichtigkeit der Deckung als ein hierher gehöriger Punkt zu betrachten.

Es giebt zwei wesentlich verschiedene Arten, die Belagerung zu decken: durch Verschanzungen der Belagerungsarmee, also durch eine Circumvallationslinie und durch eine sogenannte Observationslinie. Die ersteren sind ganz aus der Mode gekommen, obgleich offenbar eine Hauptsache für sie spricht, dafs nämlich auf diese Art die Macht des Angreifenden diejenige Schwächung durch Theilung eigentlich gar nicht erfährt, die ein grofser Nachtheil des Belagerers überhaupt ist. Aber freilich findet die

Schwächung auf eine andere Weise doch in einem sehr merklichen Grade statt, indem

1. die Stellung um die Festung herum in der Regel eine zu grofse Ausdehnung für die Stärke des Heeres erfordert;

2. die Besatzung, welche, ihre Stärke zur feindlichen Entsatzarmee hinzugefügt, nur die ursprünglich uns entgegenstehende Macht geben würde, unter diesen Umständen als ein feindliches Korps mitten in unserm Lager zu betrachten ist, welches aber, durch seine Wälle geschützt, unverwundbar oder wenigstens nicht zu überwältigen ist, wodurch seine Wirksamkeit sehr erhöht wird;

3. die Vertheidigung einer Circumvallationslinie nichts als die absoluteste Defension zuläfst, weil die ungünstigste und schwächste aller möglichen Aufstellungsformen, in einem Kreise mit der Fronte nach aufsen, günstigen Ausfällen auf das Aeufserste widerstrebt. Es bleibt also nichts übrig, als sich in seinen Verschanzungen aufs Aeufserste zu wehren. Dafs diese Umstände eine viel gröfsere Schwächung der Vertheidigung herbeiführen können, als die Verminderung des Heeres um ein Drittel seiner Streiter, welche vielleicht bei einer Observationsarmee stattfinden würde, ist leicht begreiflich. Bedenkt man nun noch die allgemeine Vorliebe, die man seit Friedrich dem Grofsen für die sogenannte Offensive (die eigentlich nicht immer eine solche ist), für Bewegungen und Manövriren hat, und den Widerwillen gegen Schanzen, so wird man sich nicht wundern, wenn die Circumvallationslinien ganz aufser Mode gekommen sind. Aber jene Schwächung des taktischen Widerstandes ist keineswegs der einzige Nachtheil derselben, und wir haben nur deshalb die Vorurtheile, die sich in das Urtheil über die Circumvallationslinien hineindrängen, gleich neben jenem Nachtheil aufgezählt, weil sie ihm zunächst verwandt sind. Eine Circumvallationslinie deckt vom ganzen Kriegstheater im Grunde nur den Raum, den sie einschliefst, alles Uebrige ist dem Feinde mehr oder weniger preisgegeben, wenn nicht besondere Detachements zur Deckung bestimmt werden, woraus aber eine Theilung der Kräfte entstehen würde, die man doch vermeiden will. Also wird der Belagernde schon wegen der zur Belagerung nöthigen Zufuhren immer in Besorgnifs und Verlegenheit sein, und es ist überhaupt eine Deckung derselben durch Circumvallationslinien, wenn die Armee und die Belagerungsbedürfnisse einigermafsen beträchtlich sind, und wenn der Feind mit einer namhaften Macht im Felde ist, nicht anders denkbar, als unter Verhältnissen, wie die in den Niederlanden, wo ein ganzes System nahe bei einander liegender Festungen und dazwischen angelegter Linien die übrigen Theile des Kriegstheaters deckt und die Zufuhrlinien erheblich abkürzt. In der Zeit vor Ludwig XIV. war mit der Aufstellung einer Streitkraft noch nicht der Begriff eines Kriegstheaters verbunden. Namentlich zogen die Armeen im dreifsigjährigen Kriege sporadisch hin und her, vor diese oder jene Festung, in deren Nähe sich nicht gerade ein feindliches Korps befand, und belagerten so lange, als die mitgebrachten Belagerungsmittel zureichten, und bis eine feindliche Armee sich zum Entsatz näherte. Da waren die Circumvallationslinien in der Natur der Sache begründet.

In der Folge werden sie wohl nur in wenigen Fällen wieder gebraucht werden können: nämlich, wenn der Feind im Felde ganz schwach ist, wenn der Begriff des Kriegstheaters gegen den der Belagerung selbst gewissermaſsen verschwindet. Nur dann wird es natürlich sein, seine Kräfte bei der Belagerung selbst vereinigt zu behalten, weil diese dadurch unstreitig in einem hohen Grade an Energie gewinnt.

Die Circumvallationslinien unter Ludwig XIV. bei Cambrai und Valenciennes haben wenig geleistet, als jene von Turenne gegen Condé, und diese von Condé gegen Turenne gestürmt wurden; aber man darf auch nicht übersehen, in wie unendlich vielen andern Fällen sie respektirt worden sind, selbst dann, wenn die dringendste Aufforderung zum Entsatz vorhanden und der Feldherr des Vertheidigers ein sehr unternehmender Mann war, wie 1708, als Villars es nicht wagte, die Verbündeten in ihren Linien vor Lille anzugreifen. Auch Friedrich der Groſse bei Olmütz 1758 und bei Dresden 1760 hatte, obgleich keine eigentliche Circumvallationslinie, doch ein System, das im Wesentlichen damit zusammenfiel; er belagerte und deckte mit derselben Armee. Die Entfernung der österreichischen Armee bei Olmütz verleitete ihn dazu, aber die Verluste seiner Transporte bei Domstädtel lieſsen es ihn bereuen; 1760 bei Dresden wurde dies Verfahren durch die Geringschätzung, welche er gegen die Reichsarmee hatte, und durch die Eile, mit welcher er Dresden einnehmen wollte, motivirt.

Endlich ist es ein Nachtheil der Circumvallationslinien, daſs das Belagerungsgeschütz im unglücklichen Fall schwerer zu retten ist. Wird die Entscheidung einen oder mehrere Tagemärsche von dem belagerten Orte gegeben, so kann die Aufhebung der Belagerung erfolgen, ehe der Feind ankommt, und man gewinnt mit dem groſsen Transport auch wohl einen Vorsprung von einem Marsch.

Bei Aufstellung der Observationsarmee kommt vorzüglich die Frage in Betracht, in welcher Entfernung von der belagerten Festung sie stattfinden soll. Diese Frage wird in den meisten Fällen durch das Terrain entschieden oder durch die Stellung anderer Armeen und Korps, mit welchen die Belagerungsarmee in Verbindung bleiben will. Sonst ist leicht einzusehen, daſs bei gröſserer Entfernung die Belagerung besser gedeckt, aber bei kleinerer, die nicht über einige Meilen beträgt, eine gegenseitige Unterstützung beider Armeen erleichtert wird.

Achtzehntes Kapitel.

Angriff von Transporten.

Der Angriff und die Vertheidigung eines Transports sind ein Gegenstand der Taktik; wir würden also hier gar nichts darüber zu sagen haben, wenn nicht der Gegenstand überhaupt gewissermaſsen erst als möglich nachgewiesen werden müſste, was nur aus strategischen Gründen und Verhältnissen geschehen kann. Schon bei der Vertheidigung hätten wir in dieser Beziehung

davon zu reden gehabt, wenn nicht das Wenige, was darüber zu sagen ist, sich füglich für Angriff und Vertheidigung zusammenfassen liefse, und der erstere dabei die Hauptrolle spielte.

Ein mäfsiger Transport von dreihundert bis vierhundert Wagen, womit sie auch beladen seien, nimmt eine halbe Meile ein, ein bedeutender mehrere Meilen. Wie ist nun daran zu denken, eine solche Entfernung mit so wenig Truppen zu decken, als gewöhnlich zur Begleitung bestimmt sind? Nimmt man zu dieser Schwierigkeit die Unbeweglichkeit dieser Masse, die nur im langsamsten Schritt fortrückt, und wobei doch immer die Gefahr der Verwirrung droht, endlich, dafs es dabei auf die Deckung eines jeden Theils ankommt, weil sogleich Alles stockt und in Verwirrung geräth, sobald ein Theil vom Feinde erreicht wird, so kann man sich mit Recht fragen: wie ist die Deckung und Vertheidigung eines solchen Zuges überhaupt möglich? — oder mit andern Worten: warum werden nicht alle Transportzüge genommen, die angegriffen werden, und warum werden nicht alle angegriffen, die überhaupt gedeckt werden müssen, d. i. die dem Feinde zugänglich sind? Es ist offenbar, dafs alle taktischen Auskunftsmittel, wie die höchst unpraktische Verkürzung durch beständiges Auf- und Abmarschieren, die Tempelhoff vorschlägt, oder wie die viel bessere durch Theilung in mehrere Kolonnen, zu der Scharnhorst räth, nur schwache Hülfe gegen das Grundübel gewähren.

Der Aufschlufs liegt darin, dafs bei weitem die meisten Transporte schon durch die strategischen Verhältnisse im Allgemeinen eine Sicherung geniefsen, die sie vor jedem andern, dem feindlichen Angriff blofsgestellten Theile voraus haben, und die ihren geringen Vertheidigungsmitteln eine viel gröfsere Wirksamkeit giebt. Sie finden nämlich immer mehr oder weniger im Rücken des eigenen Heeres oder wenigstens in grofser Entfernung vom feindlichen statt. Die Folge davon ist, dafs nur schwache Haufen zu ihrem Angriff abgesendet werden können, und dafs diese genöthigt sind, sich durch starke Reserven zu decken. Nimmt man hierzu, dafs eben die Unbehülflichkeit solcher Fuhrwerke es sehr schwer macht, sie fortzuschaffen, dafs der Angreifende sich meistens begnügen mufs, die Stränge abzuhauen, die Pferde wegzuführen, Pulverkarren in die Luft zu sprengen u. s. w., wodurch das Ganze zwar aufgehalten und desorganisirt wird, aber doch nicht wirklich verloren geht, so sieht man noch mehr ein, wie die Sicherheit eines solchen Transports mehr in diesen allgemeinen Verhältnissen, als in dem Widerstand seiner Bedeckung liegt. Kommt nun dieser Widerstand der Bedeckung hinzu, welcher durch entschlossenes Draufgehn zwar nicht seinen Transport unmittelbar schützen, aber das System des feindlichen Angriffs stören kann, so erscheint zuletzt der Angriff der Transporte, anstatt leicht und unfehlbar zu sein, als ziemlich schwierig und in seinen Folgen ungewifs.

Aber ein Hauptpunkt bleibt noch übrig: es ist die Gefahr, dafs die feindliche Armee oder ein Korps derselben an dem Angreifenden Rache nimmt und ihn durch eine Niederlage für das Unternehmen hinterher bestraft. Diese Besorgnifs hält eine Menge von Unternehmungen zurück, ohne dafs die Ursache ans Licht tritt, so dafs man die Sicherheit in der Bedeckung

sucht und sich nicht genug wundern kann, wie eine so bemitleidenswerthe Verfassung, wie die einer solchen Bedeckung ist, solchen Respekt einflöſsen kann. Um die Wahrheit dieser Bemerkung zu fühlen, denke man an den berühmten Rückzug, welchen Friedrich der Groſse 1758 nach der Belagerung von Olmütz durch Böhmen machte, wo die Hälfte seiner Armee in Pelotons aufgelöst war, um einen aus 4000 Fuhrwerken bestehenden Train zu decken. Was hinderte Daun, dieses Unding anzufallen? die Furcht, daſs ihm Friedrich der Groſse mit der andern Hälfte auf den Leib rücken und ihn in eine Schlacht verwickeln würde, die Daun nicht suchte; was hinderte Laudon in Zischbowitz den Transport, dem er immer zur Seite war, früher und dreister anzufallen, als er that? Die Furcht, etwas auf die Finger zu bekommen. Zehn Meilen von seiner Hauptarmee entfernt und durch die preuſsische Armee ganz von ihr getrennt, glaubte er sich in der Gefahr einer tüchtigen Niederlage, wenn der durch Daun auf keine Weise beschäftigte König den gröſseren Theil seiner Kräfte gegen ihn richtete.

Nur wenn die strategische Lage eines Heeres dasselbe in die widernatürliche Nothwendigkeit verwickelt, seine Transporte ganz seitwärts oder gar von vornher zu beziehen, dann werden diese Transporte wirklich in groſser Gefahr sein und folglich ein vortheilhaftes Objekt des Angriffs für den Gegner werden, wenn ihm seine Lage erlaubt Kräfte dazu abzusenden. Derselbe Feldzug von 1758 zeigt in dem aufgehobenen Transport von Domstädtel den vollkommensten Erfolg eines solchen Unternehmens. Die Straſse nach Neiſse lag in der linken Seite der preuſsischen Aufstellung, und des Königs Kräfte waren durch die Belagerung und das gegen Daun aufgestellte Korps so neutralisirt, daſs die Parteigänger für sich selbst gar nichts zu besorgen hatten und mit vollkommener Muſse an ihren Angriff gehen konnten.

Eugen zog 1712, als es Landreci belagerte, seine Belagerungsbedürfnisse von Bouchain über Denain heran, also eigentlich vor der Fronte der strategischen Aufstellung. Welche Mittel er anwendete, um die unter diesen Umständen so schwierige Deckung zu bewirken, und in welche Schwierigkeiten er sich verwickelte, die mit einem förmlichen Umschwung der Angelegenheiten endigten, ist bekannt.

Wir ziehen also das Resultat, daſs der Angriff von Transporten, wie leicht er auch, taktisch betrachtet, sich ausnehmen möge, doch aus strategischen Gründen nicht so viel für sich hat, sondern nur in den ungewöhnlichen Fällen sehr preisgegebener Verbindungslinien bedeutende Erfolge verspricht.

Neunzehntes Kapitel.

Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren.

Wir haben in der Vertheidigung diesen Gegenstand nicht behandelt, weil eine Quartierlinie nicht als ein Vertheidigungsmittel betrachtet werden kann, sondern als ein bloſser Zustand des Heeres, und zwar als einer, der

eine sehr geringe Schlagfertigkeit bedingt. Wir haben uns also in Bezug auf diese Schlagfertigkeit mit dem begnügt, was wir im dreizehnten Kapitel des fünften Buches über diesen Zustand eines Heeres zu sagen hatten.

Hier beim Angriff aber haben wir eines feindlichen Heeres in Quartieren allerdings als eines besonderen Gegenstandes zu gedenken; denn theils ist ein solcher Angriff sehr eigenthümlicher Art, theils kann er als ein strategisches Mittel von besonderer Wirksamkeit betrachtet werden. Es ist also hier nicht die Rede von dem Anfall eines einzelnen feindlichen Quartiers oder eines kleinen, in wenige Dörfer vertheilten Korps, denn die Anordnungen dazu sind ganz taktischer Natur, sondern von dem Angriff einer bedeutenden, in mehr oder weniger ausgedehnte Quartiere vertheilten Streitkraft, so daſs nicht mehr der Ueberfall des einzelnen Quartiers selbst, sondern das Verhindern der Versammlung das Ziel ist.

Der Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren ist also der Ueberfall einer nicht versammelten Armee. Soll der Ueberfall als gelungen betrachtet werden, so muſs die feindliche Armee den vorher bestimmten Versammlungspunkt nicht mehr erreichen können, also genöthigt sein, einen andern, weiter rückwärts gelegenen, zu wählen; da dies Zurückverlegen im Augenblick der Noth selten unter einem Tagemarsch, gewöhnlich aber mehrere betragen wird, so ist der Terrainverlust, welcher dadurch entsteht, nicht unbedeutend; und dies ist der erste Vortheil, welcher dem Angreifenden zu Theil wird.

Nun kann aber dieser auf die allgemeinen Verhältnisse sich beziehende Ueberfall allerdings im Anfang zugleich ein Ueberfall einiger einzelnen Quartiere sein, nur freilich nicht aller und nicht sehr vieler, weil schon das Letztere ein solches Ausbreiten und Zerstreuen der Angriffsarmee voraussetzen würde, wie es in keinem Fall rathsam wäre. Es können also nur die vordersten feindlichen Quartiere, welche in der Richtung der vorrückenden Kolonnen liegen, überfallen werden, und auch dies wird wohl selten bei vielen vollkommen gelingen, weil das Annähern einer bedeutenden Macht nicht so unbemerkt geschehen kann. Doch ist dieses Element des Angriffs keineswegs zu übersehen, und wir rechnen die Erfolge, welche daraus hervorgehen, als den zweiten Vortheil eines solchen Ueberfalls.

Ein dritter Vortheil sind die partiellen Gefechte, zu denen der Feind veranlaſst wird, und in denen er groſse Verluste erleiden kann. Eine beträchtliche Truppenmasse versammelt sich nämlich nicht in einzelnen Bataillonen auf dem Hauptversammlungspunkt, sondern sie vereinigt sich gewöhnlich erst in Brigaden, Divisionen oder Korps, und diese Massen können dann nicht in eiligster Flucht nach dem Rendezvous eilen, sondern sind genöthigt, wenn eine feindliche Kolonne auf sie stöſst, das Gefecht anzunehmen; nun können sie zwar darin als Sieger gedacht werden, wenn nämlich die angreifende Kolonne nicht stark genug war, aber selbst im Siegen verlieren sie Zeit, und überhaupt kann, wie leicht begreiflich, ein Korps unter solchen Verhältnissen und bei der allgemeinen Tendenz, einen rückwärts gelegenen Punkt zu gewinnen, von seinem Siege keinen sonderlichen Gebrauch machen. Sie können aber auch geschlagen werden, und das ist an sich wahrscheinlicher, weil sie

nicht die Zeit haben, sich zu einem guten Widerstand einzurichten. Es läfst sich also wohl denken, dafs bei einem gut angelegten und ausgeführten Ueberfall der Angreifende durch diese partiellen Gefechte bedeutende Trophäen erlangen wird, die dann eine Hauptsache in dem allgemeinen Erfolg sein werden.

Endlich ist der vierte Vortheil und der Schlufsstein des Ganzen eine gewisse momentane Desorganisation des feindlichen Heeres und eine Entmuthigung desselben, die selten erlauben, von den endlich versammelten Kräften Gebrauch zu machen, sondern gewöhnlich den Ueberfallenen nöthigen noch mehr Land zu räumen und überhaupt seine beabsichtigten Operationen zu ändern.

Dies sind die eigenthümlichen Erfolge eines gelungenen Ueberfalls der feindlichen Quartiere, d. h. eines solchen, bei dem der Gegner nicht im Stande gewesen ist, sein Heer ohne Verlust da zu versammeln, wo es in seinem Plane lag. Aber das Gelingen wird der Natur der Sache nach sehr viele Abstufungen haben, und so werden die Erfolge in einem Fall sehr bedeutend, in dem andern kaum nennenswerth sein. Aber selbst da, wo sie bedeutend sind, weil das Unternehmen sehr gut gelungen ist, werden sie doch selten den Erfolg einer gewonnenen Hauptschlacht gewähren, theils weil die Trophäen selten so grofs sein werden, theils weil der moralische Eindruck nicht so hoch angeschlagen werden kann.

Dieses Gesammtresultat mufs man im Auge haben, um sich nicht von einem solchen Unternehmen mehr zu versprechen, als es leisten kann. Manche halten es für das non plus ultra offensiver Wirksamkeit; das ist es aber, wie uns diese nähere Betrachtung und auch die Kriegsgeschichte lehrt, keineswegs.

Einer der glänzendsten Ueberfälle ist der, welchen der Herzog von Lothringen 1643 bei Duttlingen gegen die französischen Quartiere unter dem General Ranzau unternahm. Das Korps war 16,000 Mann stark, verlor den kommandirenden General und 7000 Mann. Es war eine vollkommene Niederlage. Der Mangel an allen Vorposten liefs diesen Erfolg zu.

Der Ueberfall, welchen Turenne im Jahr 1644 bei Mergentheim (Mariendal, wie die Franzosen es nennen) erlitt, war in seinen Wirkungen allerdings gleichfalls einer Niederlage gleich zu achten, denn er verlor von 8000 Mann 3000, was hauptsächlich davon herrührte, dafs er sich verleiten liefs, mit den versammelten Truppen einen unzeitigen Widerstand zu leisten. Auf ähnliche Wirkungen kann man daher nicht oft rechnen; es war mehr der Erfolg eines schlecht überlegten Treffens, als des eigentlichen Ueberfalls, denn Turenne hätte füglich dem Gefecht ausweichen und sich mit seinen in entlegenere Quartiere verlegten Truppen anderswo vereinigen können.

Ein dritter berühmt gewordener Ueberfall ist der, welchen Turenne gegen die unter dem grofsen Kurfürsten, dem kaiserlichen General Bournonville und dem Herzoge von Lothringen im Elsafs stehenden Verbündeten im Jahr 1674 unternahm. Die Trophäen waren sehr gering, der Verlust der Verbündeten nicht über 2000 bis 3000 Mann, was bei einer Macht von 50,000 Mann nicht entscheidend sein konnte; aber sie glaubten doch im Elsafs keinen weiteren Widerstand wagen zu können und zogen sich über den

Rhein zurück. Dieser strategische Erfolg war Alles, was Turenne brauchte, aber man mufs die Ursachen nicht in dem eigentlichen Ueberfall suchen. Turenne überraschte mehr die Pläne des Gegners als die Truppen desselben; die Uneinigkeit der verbündeten Heerführer und der nahe Rhein thaten das Uebrige. Diese Begebenheit verdient überhaupt genauer betrachtet zu werden, weil sie gewöhnlich falsch aufgefafst wird.

1741 überfällt Neipperg Friedrich den Grofsen in seinen Quartieren; der ganze Erfolg besteht nur darin, dafs der König ihm mit nicht ganz vereinigten Kräften und in verkehrter Fronte die Schlacht von Mollwitz liefern mufs.

1745 überfällt Friedrich der Grofse den Herzog von Lothringen in der Lausitz in seinen Quartieren; der Haupterfolg entsteht durch den wirklichen Ueberfall eines der bedeutendsten Quartiere, nämlich von Hennersdorf, durch welchen die Oesterreicher einen Verlust von 2000 Mann erleiden; der allgemeine Erfolg ist, dafs der Herzog von Lothringen durch die Oberlausitz nach Böhmen zurückgeht, aber freilich nicht verhindert wird, auf dem linken Ufer der Elbe wieder nach Sachsen vorzudringen, so dafs ohne die Schlacht von Kesselsdorf kein bedeutender Erfolg eingetreten wäre.

1758 überfällt der Herzog Ferdinand die französischen Quartiere; der nächste Erfolg ist der Verlust von einigen tausend Mann, und dafs die Franzosen ihre Aufstellung hinter der Aller nehmen müssen. Der moralische Eindruck mag wohl etwas weiter gereicht und auf die spätere Räumung von ganz Westphalen Einflufs gehabt haben.

Wenn wir aus diesen verschiedenen Beispielen ein Resultat über die Wirksamkeit eines solchen Angriffs ziehen wollen, so sind nur die beiden ersten einer gewonnenen Schlacht gleich zu achten. Hier waren aber die Korps nur klein, und der Mangel an Vorposten in der damaligen Kriegführung ein sehr begünstigender Umstand. Die vier anderen Fälle, obgleich sie zu den vollkommen gelungenen Unternehmungen gezählt werden müssen, sind in ihrem Erfolg einer gewonnenen Schlacht offenbar nicht gleichzustellen. Der allgemeine Erfolg konnte hier nur bei einem Gegner von schwachem Willen und Charakter eintreten, und daher blieb er in dem Fall von 1741 ganz aus.

Im Jahr 1806 hatte die preufsische Armee den Plan, die Franzosen in Franken auf diese Weise zu überfallen. Der Fall war wohl zu einem genügenden Resultat geeignet. Bonaparte war nicht gegenwärtig, die französischen Korps in sehr ausgedehnten Quartieren; unter diesen Umständen durfte die preufsische Armee bei grofser Entschlossenheit und Schnelle wohl darauf rechnen, sie mit mehr oder weniger Verlust über den Rhein zu treiben. Dies war aber auch Alles; hätte sie auf mehr gerechnet, z. B. ein Verfolgen ihrer Vortheile über den Rhein, oder ein solches moralisches Uebergewicht, dafs die Franzosen es in demselben Feldzug nicht gewagt hätten, wieder auf dem rechten Rheinufer zu erscheinen, so wäre diese Rechnung ganz ohne genügenden Grund gewesen.

Anfangs August 1812 wollten die Russen von Smolensk her die französischen Quartiere überfallen, als Napoleon seine Armee in der Gegend von

Witebsk einen Halt hatte machen lassen. Es verging ihnen aber bei der Ausführung der Muth dazu, und das war ein Glück für sie, denn da der französische Feldherr mit seinem Centrum dem ihrigen nicht nur um mehr als das Doppelte an Zahl überlegen war, sondern auch der entschlossenste Feldherr, den es je gegeben, da ferner der Verlust von einigen Meilen Raum gar nichts entscheiden konnte, auch gar kein Terrainabschnitt nahe genug war, um ihre Erfolge bis an denselben treiben und dadurch einigermafsen sichern zu können, endlich, da der Krieg des Jahres 1812 auch nicht etwa ein Feldzug war, der sich matt zu seinem Ende hinschleppt, sondern der ernste Plan eines Angreifenden, der seinen Gegner völlig niederwerfen will, — so können die kleinen Vortheile, wie sie ein Ueberfall von Quartieren zu gewähren vermag, nicht anders als im äufsersten Mifsverhältnifs zu der Aufgabe erscheinen, sie konnten unmöglich zu der Hoffnung berechtigen, durch sie die so grofse Ungleichheit der Kräfte und Verhältnisse gut zu machen. Dieser Versuch zeigt aber, wie eine dunkle Vorstellung von der Wirkung dieses Mittels zu einer ganz falschen Anwendung desselben verleiten kann.

Das bisher Gesagte stellt den Gegenstand als strategisches Mittel ins Licht. Es liegt aber in der Natur desselben, dafs auch seine Ausführung nicht blofs taktisch ist, sondern zum Theil der Strategie selbst wieder angehört, insofern nämlich ein solcher Angriff gewöhnlich in einer beträchtlichen Breite geschieht, und die Armee, welche ihn ausführt, zum Schlagen kommen kann und meistens kommen wird, ehe sie vereinigt ist, so dafs das Ganze eine Agglomerat einzelner Gefechte wird. Wir müssen also nun auch ein Paar Worte über die natürlichste Einrichtung eines solchen Angriffs sagen.

Die erste Bedingung ist:

1) die feindliche Quartierfronte in einer gewissen Breite anzugreifen, denn nur so wird man mehrere Quartiere wirklich überfallen, andere abschneiden und überhaupt die Desorganisation, die man sich vorgesetzt hat, in das feindliche Heer bringen können. — Die Anzahl und Entfernung der Kolonnen hängt von den Umständen ab.

2) Die Richtung der verschiedenen Kolonnen mufs konzentrisch gegen einen Punkt gehen, auf dem man sich vereinigen will; denn der Gegner endet mehr oder weniger mit einer Vereinigung, und so müssen wir es auch. Dieser Vereinigungspunkt wird wo möglich der feindliche Verbindungspunkt sein oder auf der Rückzugslinie des feindlichen Heeres liegen, natürlich am besten da, wo diese irgend einen Terrainabschnitt durchschneidet.

3) Die einzelnen Kolonnen müssen, wo sie mit feindlichen Kräften zusammentreffen, diese mit grofser Entschlossenheit, mit Wagnifs und Kühnheit anfallen, denn sie haben die allgemeinen Verhältnisse für sich, und da ist das Wagen immer am rechten Ort. Die Folge hiervon ist, dafs die Befehlshaber der einzelnen Kolonnen in dieser Beziehung grofse Freiheit und Vollmacht haben müssen.

4) Die taktischen Angriffspläne gegen die sich zuerst stellenden feindlichen Korps müssen immer auf das Umgehen gerichtet sein, denn vom Trennen und Abschneiden wird ja der Haupterfolg erwartet.

5) Die einzelnen Kolonnen müssen aus allen Waffen bestehen und dürfen

nicht zu schwach an Reiterei sein, es kann sogar unter Umständen gut sein, wenn die ganze Reservekavallerie unter sie vertheilt wird; denn es wäre ein grofser Irrthum, wenn man glaubte, diese könnte als solche bei diesem Unternehmen eine Hauptrolle spielen. Das erste Dorf, die kleinste Brücke, der unbedeutendste Busch hält sie auf.

6) Obgleich es in der Natur eines Ueberfalls liegt, dafs der Angreifende seine Avantgarde nicht weit voraussenden darf, so gilt doch das nur von der Annäherung. Ist das Gefecht in der feindlichen Quartierlinie angefangen, also das was vom eigentlichen Ueberfall zu erwarten war, bereits gewonnen, dann müssen die Kolonnen Avantgarden von allen Waffen so weit als möglich vorschieben, denn diese können durch ihre schnelleren Bewegungen die Verwirrung beim Feinde sehr vermehren. Nur dadurch wird man im Stande sein, hier und da den Trofs von Bagage, Artillerie, Kommandirten und Traineurs wegzunehmen, welcher einem eiligst aufbrechenden Kantonnement nachzuziehen pflegt, und diese Avantgarden müssen das Hauptmittel des Umgehens und Abschneidens werden.

7) Endlich mufs für eintretende Unglücksfälle der Rückzug vorbedacht, und der Versammlungsort des Heeres angegeben werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Diversion.

Unter Diversion versteht der Sprachgebrauch einen solchen Anfall des feindlichen Landes, durch welchen Kräfte von dem Hauptpunkt abgezogen werden. Nur dann, wenn dies die Hauptabsicht ist, und nicht die Gewinnung des Gegenstandes, welchen man bei der Gelegenheit angreift, ist es eine Unternehmung eigenthümlicher Art, sonst ist es ein gewöhnlicher Angriff.

Natürlich mufs die Diversion darum doch immer ein Angriffsobjekt haben, denn nur der Werth dieses Objekts kann den Feind veranlassen, Truppen zur Vertheidigung desselben zu entsenden; aufserdem sind diese Objekte, im Fall die Unternehmung als Diversion nicht wirkt, eine Entschädigung für die auf dieselbe verwendeten Kräfte.

Diese Angriffsobjekte können nun Festungen sein, oder bedeutende Magazine, oder reiche und grofse Städte, besonders Hauptstädte, Kontributionen aller Art, endlich Beistand, der unzufriedenen Unterthanen des Feindes geleistet werden soll.

Dafs Diversionen nützlich sein können, ist leicht zu begreifen, aber gewifs sind sie es nicht immer, im Gegentheil oft sogar schädlich. Die Hauptbedingung ist, dafs sie mehr Streitkräfte des Feindes vom Hauptkriegstheater abziehen, als wir auf die Diversion verwenden, denn wenn sie nur eben so viel abziehen, so hört die Wirksamkeit als eigentliche Diversion auf, und das Unternehmen wird ein untergeordneter Angriff. Selbst da, wo man einen Nebenangriff anordnet, weil man der Umstände wegen die Aussicht hat, mit

wenig Kräften unverhältnifsmäfsig viel auszurichten, z. B. eine wichtige Festung leicht zu nehmen, mufs man es nicht mehr Diversion nennen. Man pflegt es freilich auch Diversion zu nennen, wenn ein Staat, während er sich gegen einen andern wehrt, durch einen dritten angefallen wird, — aber ein solcher Anfall unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Angriff in nichts als in der Richtung, es ist also kein Grund ihm einen besonderen Namen zu geben, denn in der Theorie soll man durch eigene Benennungen auch nur Eigenthümliches bezeichnen.

Wenn aber schwache Kräfte stärkere herbeiziehen sollen, so müssen offenbar besondere Verhältnisse die Veranlassung dazu geben, und es ist also für den Zweck einer Diversion nicht genug, irgend eine Streitkraft auf einen bisher unbetretenen Punkt abzuschicken.

Wenn der Angreifende irgend eine feindliche Provinz, die nicht zum Hauptkriegstheater gehört, durch einen kleinen Haufen von 1000 Mann heimsuchen läfst, um Kontributionen einzutreiben u. s. w., so ist freilich vorherzusehen, dafs der Feind dies nicht durch 1000 Mann verhindern kann, die er dahin absendet, sondern er wird, wenn er die Provinz gegen Streifereien sichern will, allerdings mehr dahin schicken müssen. Aber, mufs man fragen, kann der Vertheidiger anstatt seine Provinz zu sichern, nicht das Gleichgewicht dadurch herstellen, dafs er eine Provinz unseres Landes durch ein eben solches Detachement heimsuchen läfst? Es mufs also, wenn daraus für den Angreifenden ein Vortheil hervorgehen soll, zuvor feststehen, dafs in der Provinz des Vertheidigers mehr zu holen oder zu bedrohen ist als in der unsrigen. Ist dies der Fall, so kann es nicht fehlen, dafs eine ganz schwache Diversion mehr feindliche Streitkräfte beschäftigen wird, als die dazu verwandten betragen. Dagegen geht aus der Natur der Sache hervor, dafs dieser Vortheil schwindet, je mehr die Massen wachsen, denn 50,000 Mann können eine mäfsige Provinz nicht nur gegen 50,000 Mann mit Erfolg vertheidigen, sondern selbst gegen eine etwas gröfsere Zahl. Bei stärkeren Diversionen wird also der Vortheil sehr zweifelhaft, und je gröfser sie werden, um so entschiedener müssen die übrigen Verhältnisse sich schon zum Vortheil der Diversion stellen, wenn bei dieser überhaupt etwas Gutes herauskommen soll.

Diese vortheilhaften Verhältnisse können nun sein:

a) Streitkräfte, welche der Angreifende für die Diversion disponibel machen kann, ohne den Hauptangriff zu schwächen;

b) Punkte des Vertheidigers, die von grofser Wichtigkeit sind und durch die Diversion bedroht werden können;

c) unzufriedene Unterthanen desselben;

d) eine reiche Provinz, welche beträchtliche Kriegsmittel hergeben kann.

Wenn nur diejenige Diversion unternommnn werden soll, die nach diesen verschiedenen Rücksichten geprüft, Erfolge verspricht, so wird man finden, dafs die Gelegenheit dazu sich nicht häufig bietet.

Aber nun kommt noch ein Hauptpunkt. Jede Diversion bringt den Krieg in eine Gegend, wohin er ohne sie nicht gekommen wäre; dadurch wird sie stets mehr oder weniger feindliche Streitkräfte wecken, die sonst

geruht hätten, sie wird dies aber auf eine höchst fühlbare Weise thun, wenn der Gegner Milizen und Nationalbewaffnungsmittel bereit hat. Es liegt ganz in der Natur der Sache, und die Erfahrung lehrt es hinlänglich, dafs, wenn eine Gegend plötzlich von einer feindlichen Abtheilung bedroht wird und zu ihrer Vertheidigung nichts vorgekehrt ist, Alles, was sich an tüchtigen Beamten vorfindet alle erdenklichen aufsergewöhnlichen Mittel aufbietet und in Gang setzt, um das Uebel abzuwehren. Es entstehen also hier neue Widerstandskräfte, und zwar solche, die dem Volkskrieg nahe liegen und ihn leicht wecken können.

Dieser Punkt mufs bei jeder Diversion wohl ins Auge gefafst werden, damit man sich nicht seine eigene Grube grabe.

Die Unternehmungen auf Nordholland im Jahre 1799, auf Walcheren 1809 sind, als Diversionen betrachtet, nur insofern zu rechtfertigen, als man die englischen Truppen nicht anders brauchen konnte, aber es ist nicht zweifelhaft, dafs dadurch die Summe der Wiederstandsmittel bei den Franzosen erhöht worden ist, und eben das würde jede Landung in Frankreich selbst thun. Die französische Küste zu bedrohen, bietet allerdings grofse Vortheile, weil dadurch eine bedeutende Truppenzahl, die die Küste bewachen mufs, neutralisirt wird, aber die Landung mit einer bedeutenden Macht wird immer nur dann zu rechtfertigen sein, wenn man auf den Beistand einer Provinz gegen ihre Regierung rechnen kann.

Je weniger eine grofse Entscheidung im Kriege vorliegt, um so eher sind Diversionen zulässig, aber um so kleiner wird freilich auch der Gewinn, welcher aus ihnen zu ziehen ist. Sie sind nur ein Mittel, die stagnirende Masse in Bewegung zu bringen.

Ausführung.

1. Eine Diversion kann einen wirklichen Angriff in sich schliefsen, dann trägt die Ausführung keinen besondern Charakter als den der Kühnheit und Eile.

2. Sie kann auch die Absicht haben, mehr zu scheinen, als sie ist, indem sie zugleich Demonstration ist. Welche besonderen Mittel hier anzuwenden sind, kann nur ein schlauer Verstand angeben, welcher Menschen und Verhältnisse gut kennt. Dafs hierbei immer eine grofse Zersplitterung der Kräfte eintritt, liegt in der Natur der Sache.

3. Sind die Kräfte nicht ganz unbedeutend, und ist der Rückzug auf gewisse Punkte beschränkt, so ist eine Reserve, an die sich Alles anschliefst, eine wesentliche Bedingung.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Invasion.

Was wir darüber zu sagen haben, besteht fast nur in der Worterklärung. Wir finden den Ausdruck in den neueren Schriftstellern sehr häufig gebraucht, und sogar mit der Prätension, etwas Eigenthümliches dadurch zu bezeichnen, — guerre d'invasion kommt bei den Franzosen unaufhörlich vor. Sie bezeichnen damit jeden in das feindliche Land weit vorgehenden Angriff und möchten ihn allenfalls als Gegensatz von einem methodischen aufstellen, d. h. einem, der nur an der Grenze nagt. Aber dies ist ein unphilosophischer Sprachwirrwar. Ob ein Angriff an der Grenze bleiben oder tief in das feindliche Land vordringen, ob er sich vor Allem mit der Einnahme der festen Plätze beschäftigen oder den Kern der feindlichen Macht aufsuchen und unablässig verfolgen soll, hängt nicht von einer Manier ab, sondern ist Folge der Umstände. In gewissen Fällen kann das weite Vordringen methodischer und sogar vorsichtiger sein als das Verweilen an der Grenze, in den meisten Fällen ist es nichts Anderes, als eben der glückliche Erfolg eines mit Kraft unternommenen Angriffs und folglich von diesem nicht verschieden.

Ueber den Kulminationspunkt des Sieges *).

Nicht in jedem Kriege ist der Sieger im Stande, den Gegner völlig niederzuwerfen. Es tritt oft, sogar meistens, ein Kulminationspunkt des Sieges ein. Die Erfahrung zeigt dies hinlänglich; da aber der Gegenstand für die Theorie des Krieges besonders wichtig und der Stützpunkt fast aller Feldzugspläne ist, dabei auf seiner Oberfläche wie bei schillernden Farben ein Lichtspiel von scheinbaren Widersprüchen schwebt, so wollen wir ihn schärfer ins Auge fassen und uns mit seinen inneren Gründen beschäftigen.

Der Sieg entspringt in der Regel schon aus einem Uebergewicht der Summe aller physischen und moralischen Kräfte; unstreitig vermehrt er dieses Uebergewicht, denn sonst würde man ihn nicht suchen und theuer erkaufen. Dies thut der Sieg selbst unbedenklich; auch seine Folgen thun es, aber diese nicht bis ans äufserste Ende, sondern meistens nur bis auf einen gewissen Punkt. Dieser Punkt kann sehr nahe liegen und liegt zuweilen so nahe, dafs die ganzen Folgen der siegreichen Schlacht sich auf die Vermehrung der moralischen Ueberlegenheit beschränken können. Wie das zusammenhängt, haben wir zu untersuchen.

In dem Fortschreiten des kriegerischen Aktes begegnet die Streitkraft unaufhörlich Elementen, die sie vergröfsern, und andern, die sie verringern. Es kommt also auf das Uebergewicht der einen oder der andern an. Da jede

*) Vergl. das vierte und fünfte Kapitel.

Verminderung der Kraft als eine Vermehrung der feindlichen anzusehen ist, so folgt hieraus von selbst, dafs dieser doppelte Strom von Zu- und Abflufs beim Vorgehen wie beim Zurückgehen stattfinde.

Es kommt darauf an, die hauptsächlichste Ursache dieser Veränderung in dem einen Fall zu untersuchen, um über den andern mitentschieden zu haben.

Beim Vorgehen sind die hauptsächlichsten Ursachen der Verstärkung des Angreifenden:

1. der Verlust, welchen die feindliche Streitkraft erleidet, weil er gewöhnlich gröfser ist, als der des Angreifenden;

2. der Verlust, welchen der Feind an todten Streitkräften, als Magazinen, Depots, Brücken u. s. w. erleidet, und den der Angreifende gar nicht mit ihm theilt;

3. von dem Augenblick an, wo der Angreifende das feindliche Gebiet betritt, der Verlust von Provinzen, folglich von Quellen neuer Streitkraft;

4. für den Vordringenden der Gewinn eines Theiles dieser Quellen, mit andern Worten: der Vortheil, auf Kosten des Feindes zu leben;

5. der Verlust des innern Zusammenhanges und der regelmäfsigen Bewegung aller Theile beim Feinde;

6. die Verbündeten des Gegners lassen von ihm los, und Andere wenden sich dem Sieger zu;

7. endlich die Muthlosigkeit des Gegners, dem die Waffen zum Theil aus den Händen fallen.

Die Ursachen der Schwächung des Vordringenden sind,

1. dafs er genöthigt ist, feindliche Festungen zu belagern, zu berennen oder zu beobachten; oder dafs der Feind, welcher vor dem Siege dasselbe that, beim Rückzug diese Korps an sich zieht;

2. von dem Augenblick an, wo der Angreifende das feindliche Gebiet betritt, ändert sich die Natur des Kriegstheaters; es wird feindlich; wir müssen dasselbe besetzen, denn es gehört uns nur so weit, wie wir es besetzt haben, und doch bietet es der ganzen Maschine überall Schwierigkeiten dar, die nothwendig zur Schwächung ihrer Wirkungen führen müssen;

3. wir entfernen uns von unsern Quellen, während der Gegner sich den seinigen nähert; dies verursacht Aufenthalt in dem Ersatz der ausgegebenen Kräfte;

4. die Gefahr des bedrohten Staates ruft andere Mächte zu seinem Schutz auf;

5. endlich gröfsere Anstrengung des Gegners wegen der Gröfse der Gefahr, dagegen ein Nachlassen in den Anstrengungen von Seiten des siegenden Staates.

Alle diese Vortheile und Nachtheile können mit einander bestehen, sich gewissermafsen einander begegnen und ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fortsetzen. Nur die letzten begegnen sich wie wahre Gegensätze, können nicht an einander vorbei, schliefsen also einander aus. Schon dies allein zeigt, wie unendlich verschieden die Wirkungen des Sieges sein können, je nachdem sie den Gegner betäuben oder zu gröfserer Kraftanstrengung drängen.

Wir wollen jeden der einzelnen Punkte mit ein paar Bemerkungen zu charakterisiren versuchen.

1. Der Verlust der feindlichen Streitkraft nach einer Niederlage kann im ersten Augenblick am stärksten sein und dann täglich geringer werden, bis er auf einen Punkt kommt, wo er mit dem unsrigen ins Gleichgewicht tritt, er kann aber auch mit jedem Tage in steigender Progression wachsen. Die Verschiedenheit der Lagen und Verhältnisse entscheidet. Im Allgemeinen kann man blofs sagen, dafs bei einem guten Heere das Erstere, bei einem schlechten das Andere gewöhnlicher sein wird; nächst dem Geist des Heeres ist der Geist der Regierung das Wichtigste dabei. Es ist im Kriege sehr wichtig, beide Fälle zu unterscheiden, um nicht aufzuhören, wo man erst recht anfangen sollte, und umgekehrt.

2. Ebenso kann der Verlust des Feindes an todten Streitkräften ab- und zunehmen, und dies hängt von der zufälligen Lage und Beschaffenheit der Vorrathsörter ab. Dieser Gegenstand kann sich übrigens hinsichtlich seiner Wichtigkeit gegenwärtig nicht mehr mit den andern messen.

3. Der dritte Vortheil mufs nothwendig mit dem Vorschreiten im Steigen bleiben, ja man kann sagen, dafs er überhaupt erst in Betracht kommt, wenn man schon tief in den feindlichen Staat vorgedrungen ist, d. h. ein Viertel bis ein Drittel seiner Länder hinter sich hat. Uebrigens kommt dabei noch der innere Werth in Betracht, den die Provinzen in Beziehung auf den Krieg haben.

Ebenso mufs der vierte Vortheil mit dem Vorschreiten wachsen.

Von diesen beiden letzten ist aber noch zu bemerken, dafs ihr Einflufs auf die im Kampf begriffenen Streitkräfte selten schnell fühlbar ist, sondern dafs sie erst langsamer auf einem Umwege wirken, und dafs man also um ihretwillen den Bogen nicht zu scharf spannen, d. h. sich in keine zu gefährliche Lage begeben soll.

Der fünfte Vortheil kommt erst wieder in Betracht, wenn man schon bedeutend vorgeschritten ist und die Gestalt des feindlichen Landes Gelegenheit giebt, einige Provinzen von der Hauptmasse zu trennen, die dann wie abgebundene Glieder bald abzusterben pflegen.

Von 6. und 7. ist es wenigstens wahrscheinlich, dafs sie mit dem Vorschreiten wachsen, wir werden übrigens von beiden weiter unten sprechen.

Gehen wir jetzt zu den Schwächungsursachen über.

1. Das Belagern, Berennen und Einschliefsen der Festungen wird in den meisten Fällen mit dem Vorschreiten zunehmen. Diese Schwächung allein wirkt auf den **Stand der Streitkräfte** so mächtig, dafs sie in dieser Beziehung leicht alle Vortheile aufwiegen kann. Freilich hat man in neueren Zeiten angefangen, Festungen mit sehr wenigen Truppen zu berennen, oder gar mit noch wenigeren zu beobachten; auch mufs der Feind diese Festungen mit Besatzung versehen. Nichts desto weniger bleibt es ein wichtiges Sicherungsprincip. Die Besatzungen bestehen zwar gewöhnlich zur Hälfte aus Leuten, die vorher nicht mitgefochten haben. Vor denjenigen Festungen, welche nahe an der Verbindungsstrafse liegen, mufs man wohl das Doppelte

der Besatzung zurücklassen, und will man nur eine einzige bedeutende förmlich belagern oder aushungern, so ist dazu eine kleine Armee erforderlich.

2. Die zweite Ursache, die Einrichtung eines Kriegstheaters im feindlichen Lande, wächst nothwendig mit dem Vorschreiten und wirkt, wenn auch nicht auf den augenblicklichen Stand der Streitkräfte, doch auf die dauernde Lage derselben noch mehr.

Nur denjenigen Theil des feindlichen Landes können wir als unser Kriegstheater betrachten, den wir besetzt, d. h. wo wir entweder kleine Korps im freien Felde oder hin und wieder Besatzungen in den beträchtlichsten Städten, auf den Etappenörtern u. s. w. gelassen haben; wie klein nun auch die Garnisonen sind, die wir zurücklassen, so schwächen sie doch die Streitkraft beträchtlich. Aber dies ist das Geringste.

Jede Armee hat strategische Flanken, nämlich die Gegend, welche sich auf beiden Seiten ihrer Verbindungslinien hinzieht; weil die feindliche Armee sie aber gleichfalls hat, so ist die Schwäche dieser Theile nicht fühlbar. Dies ist aber nur der Fall im eigenen Lande; so wie man sich im feindlichen befindet, wird die Schwäche dieser Theile sehr fühlbar, weil bei einer langen, wenig oder gar nicht gedeckten Linie die unbedeutendste Unternehmung einigen Erfolg verspricht, und diese überall aus einer feindlichen Gegend hervorgehen kann.

Je weiter man vordringt, um so länger werden diese Flanken und die daraus entstehende Gefahr wächst in steigender Progression; denn nicht bloſs sind sie schwer zu decken, sondern der Unternehmungsgeist des Feindes wird auch hauptsächlich erst durch die langen, ungesicherten Verbindungslinien hervorgerufen, und die Folgen, welche ihr Verlust im Fall eines Rückzugs haben kann, sind höchst bedenklich.

Alles dieses trägt dazu bei, der vorschreitenden Armee mit jedem Schritt, den sie weiter thut, ein neues Gewicht anzuhängen, so daſs, wenn sie nicht mit einer ungewöhnlichen Ueberlegenheit angefangen hat, sie sich nach und nach immer mehr beengt in ihren Plänen, immer mehr geschwächt in ihrer Stoſskraft und zuletzt ungewiſs und besorglich in ihrer Lage fühlt.

3. Die dritte Ursache, die Entfernung von der Quelle, aus welcher die unaufhörlich sich schwächende Streitkraft ebenso unaufhörlich ergänzt werden muſs, nimmt mit dem Vorrücken zu. Eine erobernde Armee gleicht hierin dem Licht einer Lampe; je weiter sich das nährende Oel herunter senkt und vom Focus entfernt, um so kleiner wird dieser, bis er nachher ganz erlischt.

Freilich kann der Reichthum eroberter Provinzen dieses Uebel sehr vermindern, jedoch niemals ganz aufheben, weil es immer eine Menge von Gegenständen giebt, die man aus dem eigenen Lande kommen lassen muſs, namentlich Menschen; weil die Leistungen des feindlichen Landes gemeiniglich weder so schnell noch so sicher sind als im eigenen Lande; weil für ein unerwartet entstehendes Bedürfniſs nicht so schnell Hülfe geschafft werden kann; weil Miſsverständnisse und Fehler aller Art nicht so früh entdeckt und verbessert werden.

Führt der Fürst sein Heer nicht selbst an, wie das in den letzten Kriegen Sitte geworden, ist er demselben nicht mehr nahe, so entsteht noch ein neuer,

sehr grofser Nachtheil aus dem Zeitverlust, den das Hin- und Herfragen mit sich bringt, denn die gröfste Vollmacht eines Heerführers kann den weiten Raum seiner Wirksamkeit nicht ausfüllen.

4. Die Veränderung der politischen Verbindungen. Sind diese Veränderungen, welche der Sieg hervorruft, von der Art, dafs sie dem Sieger nachtheilig sein werden, so werden sie wahrscheinlich mit seinen Fortschritten im geraden Verhältnifs stehen, eben so wie das der Fall ist, wenn sie ihm günstig sind. Hier kommt Alles auf die bestehenden politischen Verbindungen, Interessen, Gewohnheiten, Richtungen, auf Fürsten, Minister u. s. w. an. Im Allgemeinen kann man nur sagen, dafs, wenn ein grofser Staat besiegt wird, welcher kleinere Bundesgenossen hat, diese bald abzufallen pflegen, so dafs dann der Sieger in dieser Beziehung mit jedem Schlage stärker wird; ist aber der besiegte Staat klein, so werden sich viel eher Beschützer aufwerfen, wenn er in seinem Dasein bedroht wird, und Andere, die geholfen haben, ihn zu erschüttern, werden umkehren, um seinen Untergang zu verhindern,

5. Der gröfsere Widerstand, welcher beim Feinde hervorgerufen wird. Einmal fallen dem Feinde die Waffen aus den Händen vor Schreck und Betäubung, ein andermal ergreift ihn ein enthusiastischer Paroxismus, Alles eilt zu den Waffen, und der Widerstand ist nach der ersten Niederlage viel gröfser als vor derselben. Der Charakter des Volkes und der Regierung, die Natur des Landes, die politischen Verbindungen desselben sind die Data, aus denen das Wahrscheinliche errathen werden mufs.

Wie unendlich verschieden machen diese beiden letzten Punkte allein die Pläne, welche man im Kriege in dem einen und dem andern Fall machen darf und soll. Während der Eine durch Aengstlichkeit und sogenanntes methodisches Verfahren sein bestes Glück verscherzt, stürzt sich der Andere durch Unüberlegtheit ins Verderben.

Noch müssen wir hier der Erschlaffung gedenken, welche bei dem Sieger nicht selten dann eintritt, wenn die Gefahr entfernt ist, während doch umgekehrt neue Anstrengungen nöthig wären, um den Sieg zu verfolgen. Wirft man einen allgemeinen Blick auf diese verschiedenen, einander entgegengesetzten Prinzipien, so ergiebt sich ohne Zweifel, dafs die Benutzung des Sieges, das Vorschreiten in dem Angriffskriege in der Allgemeinheit der Fälle die Ueberlegenheit verkleinert, mit welcher man angefangen, oder die man durch den Sieg erworben hat.

Hier mufs uns nothwendig die Frage einfallen: Wenn dem so ist, was treibt nun den Sieger zum Verfolgen seiner Siegesbahn, zum Vorschreiten in der Offensive? Und kann dies wirklich noch eine Benutzung des Sieges genannt werden? Wäre es nicht besser, da inne zu halten, wo noch gar keine Verringerung des erhaltenen Uebergewichts stattgefunden hat?

Hierauf mufs man natürlich antworten: das Uebergewicht der Streitkräfte ist nicht der Zweck, sondern das Mittel. Der Zweck ist entweder, den Feind niederzuwerfen oder ihm doch wenigstens einen Theil seiner Länder zu nehmen, um sich dadurch in den Stand zu setzen, die erlangten Vortheile beim Friedensschlufs geltend zu machen. Selbst wenn wir den Gegner

ganz niederwerfen wollen, müssen wir uns gefallen lassen, dafs vielleicht jeder Schritt vorwärts unsere Ueberlegenheit schwächt, woraus aber nicht nothwendig folgt, dafs sie vor dem Fall des Gegners Null werden müsse; der Fall des Gegners kann vorher eintreten, und liefse sich dieser mit dem letzten Minimum des Uebergewichts erreichen, so wäre es ein Fehler, dieses nicht daran zu wenden.

Das Uebergewicht also, welches man im Kriege hat oder erwirbt, ist nur das Mittel, nicht der Zweck, und mufs für diesen daran gesetzt werden. Aber man mufs den Punkt kennen, bis zu welchem es reicht, um nicht über diesen hinauszugehen und anstatt neuer Vortheile Schande zu ernten.

Dafs es sich mit dem Erschöpfen des strategischen Uebergewichts in dem strategischen Angriff also verhält, dafür brauchen wir nicht besondere Fälle aus der Erfahrung anzuführen; die Masse der Erscheinungen hat uns vielmehr gedrängt, die inneren Gründe dafür aufzusuchen. Nur seit Bonaparte's Erscheinen kennen wir Feldzüge unter gebildeten Völkern, in denen das Uebergewicht ununterbrochen bis zum Fall des Gegners führte; vor ihm endigte jeder Feldzug damit, dafs die siegende Armee einen Punkt zu gewinnen suchte, wo sie sich im blofsen Gleichgewicht erhalten konnte. Auf diesem Punkte hörte die Bewegung des Sieges auf, wenn nicht etwa gar ein Rückzug nöthig wurde. Dieser Kulminationspunkt des Sieges wird nun auch in der Folge in allen Kriegen vorkommen, in denen das Niederwerfen des Gegners nicht das kriegerische Ziel sein kann, und von dieser Art werden doch immer die meisten Kriege sein. Das natürliche Ziel aller einzelnen Feldzugspläne ist der Wendepunkt des Angriffs zur Vertheidigung.

Nun ist aber das Ueberschreiten dieses Zieles nicht etwa blofs eine unnütze Kraftanstrengung, welche keinen Erfolg weiter giebt, sondern eine verderbliche, welche Rückschläge verursacht, und diese Rückschläge sind nach einer ganz allgemeinen Erfahrung immer von unverhältnifsmäfsiger Wirkung. Diese letztere Erscheinung ist so allgemein, scheint so naturgemäfs und verständlich, dafs wir uns überheben können, die Ursachen derselben umständlich anzugeben. Mangel an Einrichtung in dem eroberten Lande und der starke Gegensatz, welchen ein bedeutender Verlust gegen den erwarteten neuen Erfolg in den Gemüthern bildet, sind in jedem Fall die hauptsächlichsten. Die moralischen Kräfte, Ermuthigung auf der einen Seite, die oft bis zum Uebermuth steigt, Niedergeschlagenheit auf der andern, beginnen hier gewöhnlich ihr sehr lebhaftes Spiel. Die Verluste beim Rückzuge werden dadurch gröfser, und der bisher siegreich Gewesene dankt in der Regel dem Himmel, wenn er mit der blofsen Rückgabe des Eroberten davonkommt, ohne Einbufse an eigenem Lande zu erleiden.

Hier müssen wir einen anscheinenden Widerspruch beseitigen.

Man sollte nämlich glauben, dafs, so lange das Vorschreiten im Angriff seinen Fortgang hat, auch noch Ueberlegenheit vorhanden sei, und da die Vertheidigung, welche am Ende der Siegeslaufbahn eintritt, eine stärkere Form des Krieges ist, als der Angriff, so sei um so weniger Gefahr, dafs man unversehens der Schwächere werde. Und doch ist dem also, und wir müssen gestehen, dafs, wenn wir die Geschichte im Auge

haben, oft die gröfste Gefahr des Umschwungs erst in dem Augenblick eintritt, wenn der Angriff nachläfst und in Vertheidigung übergeht. Wir wollen uns nach dem Grunde umsehen.

Die Ueberlegenheit, welche wir der vertheidigenden Kriegsform zugeschrieben haben, liegt:

1. in der Benutzung der Gegend;
2. in dem Besitz eines eingerichteten Kriegstheaters;
3. in dem Beistand des Volkes;
4. in dem Vortheil des Abwartens.

Es ist klar, dafs diese Prinzipe nicht immer in gleichem Mafse vorhanden und wirksam sein werden, dafs folglich eine Vertheidigung nicht immer gleich der anderen ist, und dafs mithin auch die Vertheidigung nicht immer dieselbe Ueberlegenheit über den Angriff haben wird. Namentlich mufs dies bei einer Vertheidigung der Fall sein, die nach einem erschöpften Angriff eintritt, und deren Kriegstheater gewöhnlich an der Spitze eines weit vorgeschobenen Offensivdreiecks zu liegen kommt. Diese behält von den genannten vier Prinzipien nur das erste, die Benutzung der Gegend unvermindert, das zweite fällt meistens ganz weg, das dritte wird negativ und das vierte wird sehr geschwächt. Nur über das letzte hier noch ein paar Worte zur Erläuterung.

Wenn nämlich das eingebildete Gleichgewicht, in welchem oft ganze Feldzüge erfolglos verstreichen, weil Der, an welchem das Handeln ist, nicht die nothwendige Entschlossenheit besitzt — und darin finden wir eben den Vortheil des Abwartens — wenn dieses Gleichgewicht durch einen Offensivakt gestört, das feindliche Interesse verletzt, sein Wille zum Handeln hingedrängt wird, so ist die Wahrscheinlicheit, dafs er in müfsiger Unentschlossenheit bleiben werde, sehr verringert. Eine Vertheidigung, die man auf erobertem Boden einrichtet, hat einen viel mehr herausfordernden Charakter als eine im eigenen Lande; es wird ihr gewissermafsen das offensive Prinzip eingeimpft und ihre Natur dadurch geschwächt. Die Ruhe, welche Daun Friedrich II. in Schlesien und Sachsen gönnte, würde er ihm in Böhmen nicht gestattet haben.

Es ist also klar, dafs die Vertheidigung, welche in eine Offensivunternehmung verflochten ist, in allen ihren Hauptprinzipien geschwächt sein und also nicht mehr die Ueberlegenheit haben wird, welche ihr ursprünglich zukommt.

Wie kein Vertheidigungsfeldzug aus blofsen Vertheidigungselementen zusammengesetzt ist, so besteht auch kein Angriffsfeldzug aus lauter Angriffselementen, weil aufser den kurzen Zwischenperioden eines jeden Feldzugs, in welchen beide Heere sich in der Vertheidigung befinden, jeder Angriff, der nicht bis zum Frieden reicht, nothwendig mit einer Vertheidigung endigen mufs.

Auf diese Weise ist es die Vertheidigung selbst, welche zur Schwächung des Angriffs beiträgt. Dies ist so wenig eine müfsige Spitzfindigkeit, dafs wir es vielmehr als den hauptsächlichsten Nachtheil des Angriffs betrachten, dadurch später in eine ganz unvortheilhafte Vertheidigung versetzt zu werden.

Und hiermit ist denn erklärt, wie der Unterschied, welcher in der Stärke der offensiven und defensiven Kriegsform ursprünglich besteht, nach und

nach geringer wird. Wir wollen nun noch zeigen, wie er ganz verschwinden, und die eine auf kurze Zeit in die entgegengesetzte Gröfse übergehen kann.

Will man uns erlauben, einen Begriff aus der Natur zur Erklärung anzuwenden, so werden wir uns kürzer fassen können. Es ist die Zeit, welche in der Körperwelt jede Kraft braucht, um sich wirksam zu zeigen. Eine Kraft, die hinreichend wäre, einen bewegten Körper aufzuhalten, wenn sie langsam und nach und nach angewendet wird, wird von ihm überwältigt werden, wenn es an Zeit fehlt. Dieses Gesetz der Körperwelt ist ein treffendes Bild für manche Erscheinung unseres inneren Lebens. Sind wir einmal zu einer gewissen Richtung der Gedanken angeregt worden, so ist nicht jeder an sich hinreichende Grund im Stande, eine Veränderung oder ein Innehalten hervorzubringen. Es ist Zeit, Ruhe, nachhaltiger Eindruck im Bewufstsein erforderlich. So ist es auch im Kriege. Hat die Seele einmal eine bestimmte Richtung zum Ziele genommen oder sich nach einem Rettungshafen zurückgewendet, so geschieht es leicht, dafs die Gründe, welche den Einen zum Innehalten nöthigen, den Andern zum Unternehmen auffordern, nicht sogleich in ihrer ganzen Stärke gefühlt werden, und da die Handlung indefs fortschreitet, so kommt man im Strom der Bewegung über die Grenze des Gleichgewichts, über den Kulminationspunkt hinaus, ohne es gewahr zu werden; ja, es kann geschehen, dafs dem Angreifenden, unterstützt von den moralischen Kräften, die vorzugsweise im Angriff liegen, das Weiterschreiten trotz der erschöpften Kraft weniger beschwerlich wird als das Innehalten, so wie Pferden, welche eine Last den Berg hinauf ziehen. Hiermit glauben wir nun ohne inneren Widerspruch gezeigt zu haben, wie der Angreifende über denjenigen Punkt hinaus kommen kann, der ihm im Augenblick des Innehaltens und der Vertheidigung noch Erfolge, d. h. Gleichgewicht verspricht. Es ist also beim Entwurf des Feldzugs wichtig, diesen Punkt richtig festzuhalten, sowohl für den Angreifenden, damit er nicht über sein Vermögen unternehme (gewissermafsen Schulden mache), als für den Vertheidiger, damit er diesen Nachtheil, in welchen sich der Angreifende begeben hat, erkenne und benütze.

Werfen wir nun einen Blick auf alle die Gegenstände zurück, welche der Feldherr bei dieser Feststellung im Auge haben soll, und erinnern wir uns, dafs er von den wichtigsten ihre Richtung und ihren Werth erst durch den Ueberblick vieler andern, nahen und entfernten Verhältnisse schätzen, gewissermafsen e r r a t h e n mufs, — errathen, ob das feindliche Heer nach dem ersten Stofs einen festeren Kern, eine immer zunehmende Dichtigkeit zeigen, oder ob es, wie die Bologneser Flaschen, in Staub zerfallen wird, sobald man seine Oberfläche verletzt; — errathen, wie grofs die Schwächung und Lähmung sein werde, die das Versiegen einzelner Quellen, das Unterbrechen einzelner Verbindungen im feindlichen Kriegsstaate hervorbringt; — errathen, ob der Gegner von dem brennenden Schmerz der Wunde, die ihm geschlagen, ohnmächtig zusammensinken, oder wie ein verwundeter Stier zur Wuth werde gesteigert werden; — errathen endlich, ob die andern Mächte erschreckt oder entrüstet sein, ob und welche politische Verbindungen sich lösen oder bilden werden, — sagen wir uns, dafs er dies Alles und

vieles Andere mit dem Takt seines Urtheils treffen soll, wie der Schütze sein Ziel, so müssen wir eingestehen, dafs ein solcher Akt des menschlichen Geistes nichts Geringes sei. Tausend Abwege zeigen sich dem Urtheil, die sich hier- und dorthin verlaufen; und was die Menge, die Verwicklung und die Vielseitigkeit der Gegenstände nicht thut, das thun die Gefahr und die Verantwortlichkeit.

So geschieht es denn, dafs die grofse Mehrheit der Feldherren lieber weit hinter dem Ziele zurückbleibt, als sich ihm zu sehr nähert, und dafs ein schöner Muth und hoher Unternehmungsgeist oft darüber hinaus gerathen und also ihren Zweck verfehlen. Nur wer mit geringen Mitteln Grofses thut, hat das Ziel glücklich getroffen [1]).

[1]) Sicherlich sind diese Clausewitz-Betrachtungen über den Kulminationspunkt des Siegs voll tiefster Lebenswahrheit, in ihrer bündigen Klarheit eines jener „abgerundeten" Werk- und Meisterstücke des berühmten „Kriegsphilosophen", welcher den Krieg — als „fortgesetzte Politik" behandelt! Auf den „kriegerischen Krieg" aber — können und dürfen sie keine Anwendung finden!

Noch einmal mufs grade hier auf den wesentlichen Unterschied der Stoffbehandlung aufmerksam gemacht werden, welcher Clausewitz von allen anderen Kriegslehrern unterscheidet (s. zur Einführung). Seine Aussprüche grade hier wenden sich an den „Feldherrn-Diplomaten", der den Krieg zu handhaben hat, als — Mittel zum politischen Zweck, nicht an den „Feldherrn-Soldaten", der den Krieg betreibt — als Selbstzweck!

Viel Unheil droht, wenn man, was für den Einen gesagt, auf den Anderen beziehen wollte und müfste!

Wie die reine Philosophie unsere Anschauungen klären und dadurch indirekt unser Handeln beeinflussen soll und kann, so vermag auch in kriegerischen Dingen die Clausewitz-Philosophie uns ein klareres Verständnifs für den Kern der Dinge zu erschliefsen — je tiefer aber die Einzelfrage in die Praxis des handelnden Lebens hineingreift, desto mehr verliert sich die ideale Richtung; desto nothwendiger wird es, durch die „muthige That" den Knoten des „verwickelten Gedankenganges" zu durchhauen!

SKIZZEN ZUM ACHTEN BUCHE.

Kriegsplan.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

In dem Kapitel vom Wesen und Zweck des Krieges haben wir seinen Gesammtbegriff gewissermafsen skizzirt und seine Verhältnisse zu den ihn umgebenden Dingen angedeutet, um mit einer richtigen Grundvorstellung anzufangen. Wir haben die mannichfaltigen Schwierigkeiten, auf welche der Verstand dabei stöfst, durchblicken lassen, indem wir uns eine genauere Betrachtung derselben vorbehielten, und sind bei dem Resultat stehen geblieben dafs das Niederwerfen des Feindes, folglich die Vernichtung seiner Streitkräfte das Hauptziel des ganzen kriegerischen Aktes sei. Dies hat uns in den Stand gesetzt, im folgenden Kapitel zu zeigen, dafs das Mittel, dessen sich der kriegerische Akt bedient, allein das Gefecht sei. Auf diese Weise glauben wir vorläufig einen richtigen Standpunkt gewonnen zu haben.

Nachdem wir nun die beachtenswerthesten Verhältnisse und Formen, welche in dem kriegerischen Handeln aufserhalb des Gefechts vorkommen, einzeln durchgegangen sind, um ihren Werth theils nach der Natur der Sache, theils nach der Erfahrung, welche die Kriegsgeschichte darbietet, bestimmter anzugeben, sie von unbestimmten, zweideutigen Vorstellungen, die damit verbunden zu sein pflegen, zu reinigen und auch bei ihnen das eigentliche Ziel des kriegerischen Aktes, die Vernichtung des Feindes, überall gehörig als die Hauptsache hervortreten zu lassen, kehren wir nun zu dem Ganzen des Krieges zurück, indem wir uns vorsetzen, von dem Kriegs- und Feldzugsplan zu reden, und sind daher genöthigt, an die Vorstellungen in unserem ersten Buche wieder anzuknüpfen.

In diesen Kapiteln, welche die Gesammtfrage abhandeln sollen, ist die eigentliche Strategie, das Umfassendste und Wichtigste derselben, enthalten. Wir betreten dieses Innerste ihres Gebietes, in welchem alle übrigen Fäden zusammenlaufen, nicht ohne Scheu, die in der That hinreichend gerechtfertigt ist.

Wenn man auf der einen Seite sieht, wie das kriegerische Handeln so höchst einfach erscheint; wenn man hört und liest, wie die gröfsten Feldherren grade am einfachsten und schlichtesten sich darüber ausdrücken, wie das Regieren und Bewegen der aus hunderttausend Gliedern zusammengesetzten, schwerfälligen Maschine in ihrem Munde sich nicht anders ausnimmt, als ob von ihrer Person allein die Rede sei, so dafs der ganze ungeheure Akt des Krieges zu einer Art von Zweikampf individualisirt wird; wenn man dabei die Motive ihres Handelns bald mit ein paar einfachen Vorstellungen, bald mit irgend einer Regung des Gemüthes in Verbindung gebracht findet; wenn man diese leichte, sichere, man möchte sagen, leichtfertige Weise sieht, wie sie den Gegenstand auffassen, — und nun von der andern Seite die grofse Anzahl von Verhältnissen, die für den untersuchenden Verstand in Anregung kommen; die grofsen, oft unbestimmten Entfernungen, in welche die einzelnen Fäden auslaufen, und die Menge von Kombinationen, die vor uns liegen; wenn man dabei an die Verpflichtung denkt, welche die Theorie hat, dies Alles systematisch, d. h. mit Klarheit und Vollständigkeit aufzufassen und das Handeln immer auf die Nothwendigkeit des zureichenden Grundes zurückzuführen, so überfällt uns die Besorgnifs mit unwiderstehlicher Gewalt, zu einem pedantischen Schulmeisterthum hinabgerissen zu werden, in den untern Räumen schwerfälliger Begriffe herumzukriechen und dem grofsen Feldherrn in seinem leichten Ueberblick also niemals zu begegnen. Wenn das Resultat theoretischer Bemühungen von dieser Art sein sollte, so wäre es eben so gut, oder vielmehr besser, sie gar nicht angestellt zu haben; sie ziehen der Theorie die Geringschätzung des Talentes zu und fallen bald in Vergessenheit. Und von der andern Seite ist dieser leichte Ueberblick des Feldherrn, diese einfache Vorstellungsart, diese Personifizirung des ganzen kriegerischen Handelns so ganz und gar der Kern jeder guten Kriegführung, dafs nur bei dieser grofsartigen Weise sich die Freiheit der Seele denken läfst, die nöthig ist, wenn sie über die Ereignisse herrschen und nicht von ihnen überwältigt werden soll.

Mit einiger Scheu setzen wir unsern Schritt fort; wir können es nur, wenn wir den Weg verfolgen, welchen wir uns gleich Anfangs vorgezeichnet haben. Die Theorie soll mit einem klaren Blick die Masse der Gegenstände beleuchten, damit der Verstand sich leichter in ihnen zurechtfinde; sie soll das Unkraut ausreifsen, welches der Irrthum überall hat hervorschiefsen lassen, sie soll die Verhältnisse der Dinge unter einander zeigen, das Wichtige von dem Unwichtigen sondern. Wo sich die Vorstellungen von selbst zu einem solchen Kern der Wahrheit zusammenfinden, den wir Grundsatz nennen, wo sie von selbst eine solche Linie halten, die eine Regel bildet, da soll die Theorie es angeben.

Was nun der Geist von dieser Wanderung zwischen den Fundamental-Vorstellungen der Sache mit sich nimmt, die Lichtstrahlen, welche in ihm geweckt werden, das ist der Nutzen, welchen ihm die Theorie gewährt. Sie kann ihm keine Formeln zur Auflösung der Aufgaben mitgeben, sie kann seinen Weg nicht auf eine schmale Linie der Nothwendigkeit einschränken durch Grundsätze, die sie zu beiden Seiten aufstellt. Sie läfst

ihn einen Blick in die Masse der Gegenstände und ihre Verhältnisse thun und entläfst ihn dann wieder in die höheren Regionen des Handelns, um nach dem Mafs der ihm gewordenen natürlichen Kräfte mit der vereinten Thätigkeit Aller zu handeln und sich des Wahren und Rechten, wie eines einzelnen klaren Gedankens, bewufst zu werden, der, durch den Gesammtdruck aller jener Kräfte hervorgetrieben, mehr ein Produkt des Gefühls als des Denkens zu sein scheint[1])

Zweites Kapitel.

Absoluter und wirklicher Krieg.

Der Kriegsplan fafst den ganzen kriegerischen Akt zusammen, durch ihn wird er zur einzelnen Handlung, die einen letzten endlichen Zweck haben mufs, in welchem sich alle besonderen Zwecke ausgeglichen haben. Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit, und was man in demselben erreichen will; das Erstere ist der Zweck, das Andere das Ziel. Durch diesen Hauptgedanken werden alle Richtungen gegeben, der Umfang der Mittel, das Mafs der Energie bestimmt; er äufsert seinen Einflufs bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab.

Wir haben im ersten Kapitel gesagt, dafs das Niederwerfen des Gegners das natürliche Ziel des kriegerischen Aktes sei und dafs, wenn man bei der philosophischen Strenge des Begriffs stehen bleiben will, es im Grunde ein anderes nicht geben könne.

Da diese Vorstellung von beiden kriegführenden Theilen gelten mufs, so würde daraus folgen, dafs es im kriegerischen Akt keinen Stillstand geben und nicht eher Ruhe eintreten könne, bis einer der beiden Theile wirklich niedergeworfen sei.

In dem Kapitel von dem Stillstand im kriegerischen Akt haben wir gezeigt, wie das blofse Prinzip der Feindschaft, auf den Träger desselben, den Menschen, und alle Umstände angewendet, aus denen es den Krieg zusammensetzt, aus inneren Gründen der Maschine einen Aufenthalt und eine Ermäfsigung erleidet.

Aber diese Modifikation ist bei weitem nicht hinreichend, um uns von dem ursprünglichen Begriff des Krieges zu der konkreten Gestalt desselben, wie wir sie fast überall finden, hinüberzuführen. Die meisten Kriege erscheinen nur wie eine gegenseitige Entrüstung, wobei Jeder zu den Waffen greift,

---

[1]) Diese beherzigenswerthen Worte der „Einleitung“ könnten das typische Vorwort jeder Lehre vom Kriege sein! Sie lassen sich in den beiden Sätzen zusammenfassen: dafs auch im Kriege ohne Wissen kein Können denkbar ist, dafs aber nur dasjenige Wissen zum Handeln nütze ist, welches ein selbsterworbenes geistiges Eigenthum des zur That Berufenen geworden war.

um sich selbst zu schützen und dem Andern Furcht einzuflöfsen, und — gelegentlich einen Streich beizubringen. Es sind also nicht zwei sich einander zerstörende Elemente, die zusammengebracht sind, sondern es sind Spannungen noch getrennter Elemente, die sich in einzelnen kleinen Schlägen entladen.

Welches ist nun aber die nicht leitende Scheidewand, die das totale Entladen verhindert? Warum geschieht der philosophischen Vorstellungsweise nicht Genüge? Jene Scheidewand liegt in der grofsen Zahl von Dingen, Kräften, Verhältnissen, die der Krieg im Staatsleben berührt, und durch deren unzählbare Windungen sich die logische Konsequenz nicht wie an dem einfachen Faden von ein Paar Schlüssen fortführen läfst; in diesen Windungen bleibt sie stecken, und der Mensch, der gewohnt ist, im Grofsen und Kleinen mehr nach einzelnen vorherrschenden Vorstellungen und Gefühlen als nach strenger logischer Folge zu handeln, wird sich hier seiner Unklarheit, Halbheit und Inkonsequenz kaum bewufst.

Hätte aber auch die Intelligenz, von welcher der Krieg ausgeht, wirklich alle diese Verhältnisse durchlaufen können, ohne ihr Ziel einen Augenblick zu verlieren, so würden alle übrigen Intelligenzen im Staate, welche dabei in Betracht kommen, nicht eben dasselbe können; es wird also ein Widerstreben entstehen und mithin eine Kraft nöthig sein, die Inertie der ganzen Masse zu überwinden, eine Kraft, die meistens unzureichend sein wird.

Diese Inkonsequenz findet bei dem einen der beiden Theile statt, oder bei dem andern, oder bei beiden, und wird so die Ursache, dafs der Krieg zu etwas ganz Anderem wird als er dem Begriff nach sein sollte, zu einem Halbdinge, zu einem Wesen ohne inneren Zusammenhang.

So finden wir ihn fast überall, und man könnte zweifeln, dafs unsere Vorstellung von dem ihm absolut zukommenden Wesen einige Realität hat, wenn wir nicht grade in unseren Tagen den wirklichen Krieg in dieser absoluten Vollkommenheit hätten auftreten sehen. Nach einer kurzen Einleitung, die die französische Revolution gemacht hat, hat ihn der rücksichtslose Bonaparte schnell auf diesen Punkt gebracht. Unter ihm ist er rastlos vorgeschritten, bis der Gegner daniederlag; und fast eben so rastlos sind die Rückschläge erfolgt. Ist es nicht natürlich und nothwendig, dafs uns diese Erscheinung auf den ursprünglichen Begriff des Krieges mit allen strengen Folgerungen zurückführt?

Sollen wir nun dabei stehen bleiben und alle Kriege, wie sehr sie sich auch davon entfernen, danach beurtheilen, alle Forderungen der Theorie daraus ableiten?

Wir müssen uns jetzt darüber entscheiden, denn wir können nichts Stichhaltiges über den Kriegsplan sagen, ohne mit uns selbst darüber einig geworden zu sein, ob der Krieg nur so sein soll oder noch anders sein kann.

Wenn wir uns zu dem Ersteren entschliefsen, wird unsere Theorie sich überall dem Nothwendigen mehr nähern, mehr eine klare, abgemachte Sache sein. Aber was sollen wir dann zu allen Kriegen sagen, welche seit Alexander und einigen Feldzügen der Römer bis auf Bonaparte geführt worden sind? Wir müfsten sie in Bausch und Bogen verwerfen und könnten es doch vielleicht nicht, ohne uns unserer Anmafsung zu schämen. Was aber schlimm ist, wir

müfsten uns sagen, dafs im nächsten Jahrzehent vielleicht wieder ein Krieg der Art da sein wird, unserer Theorie zum Trotz, und dafs diese Theorie mit einer starken Logik doch sehr ohnmächtig bleibt gegen die Gewalt der Umstände. Wir werden uns also dazu verstehen müssen, den Krieg, wie er sein soll, nicht aus seinem blofsen Begriff zu konstruiren, sondern allem Fremdartigen, was sich darin einmischt und daran ansetzt, seinen Platz zu lassen, aller natürlichen Schwere und Reibung der Theile, der ganzen Inkonsequenz, Unklarheit und Verzagtheit des menschlichen Geistes; wir werden die Ansicht fassen müssen, dafs der Krieg und die Gestalt, welche man ihm giebt, hervorgeht aus augenblicklich vorherrschenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen, ja, wir müssen, wenn wir ganz wahr sein wollen, einräumen, dafs dies selbst der Fall gewesen ist, wo er seine absolute Gestalt angenommen hat, nämlich unter Bonaparte.

Müssen wir das, müssen wir zugeben, dafs der Krieg entspringt und seine Gestalt erhält nicht aus einer endlichen Abgleichung aller unzähligen Verhältnisse, die er berührt, sondern aus einzelnen unter ihnen, die gerade vorherrschen, so folgt von selbst, dafs er auf einem Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück beruht, in dem sich die strenge logische Folgerung oft ganz verliert und wobei sie überhaupt ein sehr unbehülfliches, unbequemes Instrument des Kopfes ist; auch folgt dann, dafs der Krieg ein Ding sein kann, das bald mehr, bald weniger Krieg ist.

Dies Alles mufs die Theorie zugeben, aber es ist ihre Pflicht, die absolute Gestalt des Krieges obenan zu stellen und sie als einen allgemeinen Richtpunkt zu brauchen, damit Derjenige, der aus der Theorie etwas lernen will, sich gewöhne, sie nie aus den Augen zu verlieren, sie als das ursprüngliche Mafs aller seiner Hoffnungen und Befürchtungen zu betrachten, um sich ihr zu nähern, wo er kann, oder wo er mufs.

Dafs eine Hauptvorstellung, welche unserem Denken und Handeln zu Grunde liegt, ihm auch da, wo die nächsten Entscheidungsgründe aus ganz andern Regionen kommen, einen gewissen Ton und Charakter giebt, ist eben so gewifs, als dafs der Maler seinem Bilde durch die Farben, mit denen er es untermalt, diesen oder jenen Ton geben kann.

Dafs die Theorie dies jetzt mit Wirksamkeit thun kann, verdankt sie den letzten Kriegen. Ohne diese warnenden Beispiele von der zerstörenden Kraft des losgelassenen Elementes würde sie sich vergeblich heiser schreien, Niemand würde für möglich halten, was jetzt von Allen erlebt ist.

Würde Preufsen im Jahre 1792 es gewagt haben, mit 70,000 Mann in Frankreich einzudringen, wenn es geahnt hätte, dafs der Rückschlag im Fall des Nichtgelingens so stark sein werde, das alte europäische Gleichgewicht über den Haufen zu werfen?

Würde Preufsen im Jahr 1806 den Krieg gegen Frankreich mit 100,000 Mann angefangen haben, wenn es erwogen hätte, dafs der erste Pistolenschufs ein Funken in den Minenherd sei, der es in die Luft sprengen sollte? [1])

---

[1]) Man darf wohl behaupten, dafs unsere heutige Zeit sich „der zerstörenden Kraft des losgelassenen Elementes“ wohl bewufst ist; dafs deshalb die

Drittes Kapitel.

A. Innerer Zusammenhang des Krieges.

Jenachdem man die absolute Gestalt des Krieges oder eine der davon mehr oder weniger entfernten wirklichen im Auge hat, entstehen zwei verschiedene Vorstellungen von dem Erfolge desselben.

Bei der absoluten Gestalt des Krieges, wo Alles aus nothwendigen Gründen geschieht, Alles rasch in einander greift, kein, wenn ich so sagen darf, wesenloser neutraler Zwischenraum entsteht, giebt es wegen der vielfältigen Wechselwirkungen, die der Krieg in sich schliefst*), wegen des Zusammenhanges, in welchem, strenge genommen, die ganze Reihe der aufeinanderfolgenden Gefechte steht**), wegen des Kulminationspunktes, den jeder Sieg hat, über welchen hinaus das Gebiet der Verluste und Niederlagen beginnt***), wegen aller dieser natürlichen Verhältnisse des Krieges, sage ich, giebt es nur einen Erfolg, nämlich den Enderfolg. Bis dahin ist nichts entschieden: nichts gewonnen, nichts verloren. Hier mufs man sich beständig sagen: das Ende krönt das Werk. In dieser Vorstellung ist also der Krieg ein untheilbares Ganze, dessen Glieder (die einzelnen Erfolge) nur in Beziehung auf dies Ganze Werth haben. Die Eroberung von Moskau und von halb Rufsland 1812 hatte für Bonaparte nur Werth, wenn sie ihm den beabsichtigten Frieden verschaffte. Sie war aber nur ein Stück seines Feldzugsplans, und diesem fehlte noch ein Theil, nämlich die Zertrümmerung des russischen Heeres; denkt man sich diese zu den übrigen Erfolgen hinzu, so war der Friede so gewifs, wie Dinge der Art nur werden können. Diesen zweiten Theil konnte Bonaparte nicht mehr erringen, weil er ihn früher versäumt hatte, und so wurde ihm der ganze erste Theil nicht blofs unnütz, sondern verderblich.

Dieser Vorstellung von dem Zusammenhange der Erfolge im Kriege, welche man als eine äufserste betrachten kann, steht eine andere äufserste gegenüber, nach welcher derselbe aus einzelnen für sich bestehenden Erfolgen zusammengesetzt ist, bei denen wie im Spiel bei den Partieen, die vorhergehenden keinen Einflufs auf die nachfolgenden haben, hier kommt es also nur auf die Summe der Erfolge an, und man kann jeden einzelnen wie eine Spielmarke zurücklegen.

So wie die erste Vorstellungsart ihre Wahrheit aus der Natur der Sache

---

modernen Kriege stets sehr nahe an die „absolute Gestalt“ herangestreift sind; dafs endlich darum die heutige Theorie vom Krieg vollberechtigt diese und nur diese Gestalt hervorhebt.

Clausewitz selbst erkennt das ja auch oben als ihre „Pflicht!“

*) Erstes Kapitel des ersten Buches.

**) Zweites Kapitel des ersten Buches.

***) Viertes und fünftes Kapitel des siebenten Buches (vom Kulminationspunkt des Sieges).

shcöpft, so finden wir die der zweiten in der Geschichte [1]). Es giebt zahllose Fälle, in denen ein kleiner, mäfsiger Vortheil hat gewonnen werden können, ohne dafs sich daran irgend eine erschwerende Bedingung geknüpft hätte. Je mehr das Element des Krieges ermäfsigt ist, um so häufiger werden diese Fälle, aber so wenig, wie je in einem Kriege die erste der Vorstellungsarten vollkommen wahr ist, eben so wenig giebt es Kriege, in denen die letztere überall zutrifft und die erstere entbehrlich wäre.

Halten wir uns an die erste dieser beiden Vorstellungsarten, so müssen wir die Nothwendigkeit einsehen, dafs ein jeder Krieg von Hause aus als ein Ganzes aufgefafst werde, und dafs beim ersten Schritt vorwärts der Feldherr schon das Ziel im Auge habe, zu welchem hin alle Linien laufen.

Lassen wir die zweite Vorstellungsart zu, so können untergeordnete Vortheile um ihrer selbst willen verfolgt und das Uebrige den weiteren Ergebnissen überlassen werden.

Da keine dieser beiden Vorstellungsarten ohne Resultat ist, so kann die Theorie auch keine derselben entbehren. Der Unterschied aber, den sie im Gebrauch derselben macht, besteht darin, dafs sie fordert, die erstere als die Grundvorstellung auch überall zu Grunde zu legen und die letztere nur als eine Modifikation zu gebrauchen, die durch die Umstände gerechtfertigt wird [2]).

Wenn Friedrich der Grofse in den Jahren 1742, 1744, 1757 und 1758 von Schlesien und Sachsen aus eine neue Offensivspitze in den österreichischen Staat hineintrieb, von der er recht gut wufste, dafs sie nicht zu einer neuen, dauernden Eroberung führen konnte, wie die von Schlesien und Sachsen war, so geschah es, weil er damit nicht das Niederwerfen des österreichischen Staates, sondern einen untergeordneten Zweck, nämlich Zeit- und Kraftgewinn, beabsichtigte, und er durfte diesen untergeordneten Zweck verfolgen, ohne zu fürchten, dafs er damit sein ganzes Dasein auf das Spiel setzte [*]). Wenn aber Preufsen 1806, und Oesterreich 1805 und 1809 sich ein noch viel bescheideneres Ziel vorsetzten, nämlich: die Franzosen über den Rhein zu treiben, so konnten sie das vernünftigerweise nicht, ohne im Geiste die ganze Reihe von Be-

---

[1]) Darum konnten wir in unserer „Einführung“ dem „absoluten Krieg“ den „historisch-gewordenen“ gegenüberstellen!

[2]) Das heifst für die Theorie: dafs alle „Modifikationen“ in der „Grundvorstellung“ mitenthalten sind!

[*]) Hätte Friedrich der Grofse die Schlacht bei Kollin gewonnen und mithin die österreichische Hauptarmee mit ihren beiden obersten Feldherren in Prag gefangen genommen, so war das ein so furchtbarer Schlag, dafs er allerdings daran denken konnte, auf Wien zu gehen, die österreichische Monarchie zu erschüttern und dadurch den Frieden unmittelbar zu gewinnen. Dieser für die damaligen Zeiten unerhörte Erfolg, der den Erfolgen der neuesten Kriege ganz ähnlich, nur wegen des kleinen Davids und des grofsen Goliaths viel wunderbarer und glänzender gewesen wäre, würde nach dem Gewinn dieser einen Schlacht höchst wahrscheinlich eingetreten sein, was aber der oben gemachten Behauptung nicht widerspricht; denn diese spricht nur von dem, was der König mit seiner Offensive ursprünglich beabsichtigte; die Einschliefsung und Gefangennahme der feindlichen Hauptarmee aber war ein Ereignifs, welches aufser aller Berechnung lag und an das der König nicht gedacht hatte, wenigstens nicht eher, als bis die Oesterreicher durch ihre ungeschickte Aufstellung bei Prag dazu Veranlassung gaben.

gebenheiten zu durchlaufen, die sich, sowohl im Fall des guten, als des schlechten Erfolges, wahrscheinlich an den ersten Schritt anknüpfen und bis zum Frieden führen würde. Dies war ganz unerläfslich, sowohl um mit sich einig zu werden, wie weit sie ihren Sieg ohne Gefahr verfolgen konnten, als, wie und wo sie im Stande wären, den feindlichen Sieg zum Stehen zu bringen.

Worin der Unterschied beider Verhältnisse besteht, zeigt eine aufmerksame Betrachtung der Geschichte. Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit der schlesischen Kriege, war der Krieg noch eine blofse Angelegenheit des Kabinets, an welcher das Volk nur als blindes Instrument Theil nahm; im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts standen die beiderseitigen Völker in der Wagschale[8]). Die Feldherren, welche Friedrich dem Grofsen gegenüberstanden, waren Männer, die im Auftrag handelten, und eben deswegen Männer, in welchen die Behutsamkeit ein vorherrschender Charakterzug war; der Gegner der Oesterreicher und Preufsen war, um es kurz zu sagen, der Kriegsgott selbst.

Mufsten diese verschiedenen Verhältnisse nicht ganz verschiedene Betrachtungen veranlassen? Mufsten sie nicht in den Jahren 1805, 1806 und 1809 den Blick auf das Aeufserste der Unglücksfälle als auf eine nahe Möglichkeit, ja, als auf eine grofse Wahrscheinlichkeit richten und mithin zu ganz andern Anstrengungen und Plänen führen als solche, deren Gegenstand ein paar Festungen und eine mäfsige Provinz sein konnten?

Sie haben es nicht in gehörigem Mafse gethan, wiewohl Oesterreich und Preufsen bei ihren Rüstungen die Gewitterschwere der politischen Atmosphäre hinreichend fühlten. Sie haben es nicht vermocht, weil jene Verhältnisse damals noch nicht so deutlich von der Geschichte entwickelt waren. Eben jene Feldzüge von 1805, 1806 und 1809 so wie die späteren haben es uns so sehr erleichtert, den Begriff des neueren, des absoluten Krieges in seiner zerschmetternden Energie von ihnen zu abstrahiren.

Die Theorie fordert also, dafs bei jedem Kriege zuerst sein Charakter und seine grofsen Umrisse nach der Wahrscheinlichkeit aufgefafst werden, welche die politischen Gröfsen und Verhältnisse ergeben. Je mehr nach dieser Wahrscheinlichkeit sein Charakter sich dem absoluten Kriege nähert, je mehr die Umrisse die Masse der kriegführenden Staaten umfassen und in den Strudel hineinziehen, um so inniger wird der Zusammenhang seiner Begebenheiten sein, um so nothwendiger aber auch, nicht den ersten Schritt zu thun, ohne an den letzten zu denken.

B. Von der Grösse des kriegerischen Zweckes und der Anstrengung.

Der Zwang, welchen wir unserem Gegner anthun müssen, wird sich nach der Gröfse unserer und seiner politischen Forderungen richten. Insofern diese gegenseitig bekannt sind, würden sie das Mafs der beiderseitigen Anstrengungen

---

[8]) Man vergleiche damit, was wir a. a. O. über den Einflufs des allgemeinen Wehrthums auf die Gestalt des Krieges gesagt haben.

geben; allein sie liegen nicht immer so offen da, und dies kann ein erster Grund zur Verschiedenheit in den Mitteln sein, die Beide aufbieten.

Die Lage und Verhältnisse der Staaten sind einander nicht gleich; dies kann ein zweiter Grund werden.

Die Willensstärke, der Charakter, die Fähigkeiten der Regierungen sind sich eben so wenig gleich; dies ist ein dritter Grund.

Diese drei Rücksichten bringen eine Ungewifsheit in die Berechnung des Widerstandes, welchen man finden wird, folglich der Mittel, die man anwenden soll, und des Ziels, welches man sich setzen darf.

Da im Kriege aus unzureichenden Anstrengungen nicht blos ein Nichterfolg, sondern positiver Schaden entstehen kann, so treibt das beide Theile, sich einander zu überbieten, wodurch eine Wechselwirkung entsteht.

Diese könnte an das äufserste Ziel der Anstrengungen führen, wenn sich ein solches bestimmen liefse. Dann würde aber die Rücksicht auf die Gröfse der politischen Forderungen verloren gehen, das Mittel alles Verhältnifs zum Zweck verlieren und in den meisten Fällen diese Absicht einer äufsersten Anstrengung an dem Gegengewicht der eigenen inneren Verhältnisse scheitern.

Auf diese Weise wird der Kriegsunternehmer wieder in einen Mittelweg zurückgeführt, in welchem er gewissermafsen nach dem Grundsatz handelt, nur diejenigen Kräfte aufzuwenden und sich im Kriege dasjenige Ziel zu stellen, welches zur Erreichung seines politischen Zweckes eben hinreicht. Um diesen Grundsatz ausführbar zu machen, mufs er jeder absoluten Nothwendigkeit des Erfolges entsagen, die entfernten Möglichkeiten aus der Rechnung weglassen.

Hier verläfst also die Thätigkeit des Verstandes das Gebiet der strengen Wissenschaft, der Logik und Mathematik, und wird, im weiteren Sinne des Wortes, zur Kunst, d. h. zu der Fertigkeit, aus einer unübersehbaren Menge von Gegenständen und Verhältnissen die wichtigsten und entscheidenden durch den Takt des Urtheils herauszufinden. Dieser Takt des Urtheils besteht unstreitig mehr oder weniger in einer dunkeln Vergleichung aller Gröfsen und Verhältnisse, durch welche die entfernten und unwichtigen schneller beseitigt, und die nächsten und wichtigsten schneller herausgefunden werden, als dies auf dem Wege strenger Schlufsfolge geschehen würde.

Um also das Mafs der Mittel kennen zu lernen, welches wir für den Krieg aufzubieten haben, müssen wir den politischen Zweck desselben unsererseits und von Seiten des Feindes bedenken; wir müssen die Kräfte und Verhältnisse des feindlichen Staates und des unsrigen, wir müssen den Charakter seiner Regierung, seines Volkes, die Fähigkeiten beider, und das Alles wieder von unserer Seite, wir müssen die politischen Verbindungen anderer Staaten und die Wirkungen, welche der Krieg darin hervorbringen kann, in Betracht ziehen. Dafs das Abwägen dieser mannichfachen und mannichfach ineinandergreifenden Verhältnisse eine grofse Aufgabe, dafs es ein wahrer Lichtblick des Genies[4]) ist, hier schnell das Rechte herauszufinden, während es ganz

[4]) Des „staatsmännischen" Genies möchten wir einschalten — denn nur um ein solches handelt es sich hier!

unmöglich sein würde, durch eine bloſse schulgerechte Ueberlegung der Mannichfaltigkeit Herr zu werden, ist leicht zu begreifen.

In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, es würde eine algebraische Aufgabe sein, vor der selbst ein Newton zurückschrecken könnte.

Erschweren die Mannichfaltigkeit und Gröſse der Verhältnisse und die Ungewiſsheit in Betreff des rechten Maſses das günstige Resultat in hohem Grade, so müssen wir nicht übersehen, daſs die ungeheure, unvergleichbare Wichtigkeit der Sache, wenn auch nicht die Verwickelung und Schwierigkeit der Aufgabe, doch das Verdienst der Lösung steigert. Die Freiheit und Thätigkeit des Geistes wird im gewöhnlichen Menschen durch die Gefahr und Verantwortlichkeit nicht erhöht, sondern heruntergedrückt; wo aber diese Dinge das Urtheil beflügeln und kräftigen, da dürfen wir nicht an seltener Seelengröſse zweifeln.

Wir müssen also zuvörderst einräumen, daſs das Urtheil über einen bevorstehenden Krieg, über das Ziel, welches er haben darf, über die Mittel, welche nöthig sind, nur aus dem Gesammtüberblick aller Verhältnisse entstehen kann, in welchen also die individuellsten Züge des Augenblicks mitverflochten sind, und daſs dieses Urtheil wie jedes im kriegerischen Leben niemals rein objectiv sein kann, sondern durch die Geistes- und Gemüthseigenschaften der Fürsten, Staatsmänner, Feldherren bestimmt wird, sei es, daſs sie in einer Person vereinigt sind oder nicht.

Allgemein und einer abstrakten Behandlung schon fähiger wird der Gegenstand dann, wenn wir auf die allgemeinen Verhältnisse der Staaten sehen, die sie von ihrer Zeit und den Umständen erhalten haben. Wir müssen uns hier einen flüchtigen Blick auf die Geschichte erlauben.

Halbgebildete Tataren, Republiken der alten Welt, Lehnsherren und Handelsstädte des Mittelalters, Könige des achtzehnten Jahrhunderts, endlich Fürsten und Völker des neunzehnten Jahrhunderts, alle führen den Krieg auf ihre Weise, führen ihn anders, mit andern Mitteln und zu einem andern Ziel.

Die Tatarenschwärme suchen neue Wohnsitze. Sie ziehen mit dem ganzen Volke aus, mit Weib und Kind, sie sind also zahlreich wie verhältniſsmäſsig kein anderes Heer und ihr Ziel ist Unterwerfung oder Vertreibung des Gegners. Sie würden mit diesen Mitteln bald Alles vor sich niederwerfen, lieſse sich damit ein hoher Kulturzustand vereinigen [5]).

Die alten Republiken, mit Ausnahme Roms, sind von geringem Umfange; noch geringer ist der Umfang ihrer Heere, denn sie schlieſsen die groſse Masse, den Pöbel, aus; sie sind zu zahlreich und zu nahe bei einander, um nicht in dem natürlichen Gleichgewicht, in welches sich nach einem ganz allgemeinen Naturgesetz kleine abgesonderte Theile immer setzen, ein Hinderniſs für groſse Unternehmungen zu finden; daher beschränken sich ihre Kriege auf Verheerungen des flachen Landes und Einnahme einzelner Städte, um sich in diesen für die Folge einen mäſsigen Einfluſs zu sichern.

---

[5]) Bis auf „Weiber und Kinder“ dürften sich leicht die „Kriege der Zukunft“ wieder solchen, dabei trotzdem „mit hoher Kultur vereinigten“ Wanderzügen ganzer Völker mehr und mehr nähern!

Nur Rom macht davon eine Ausnahme, jedoch erst in seinen späteren Zeiten. Lange kämpfte es mit kleinen Schaaren um Beute und um Bündnifs mit seinen Nachbarn den gewöhnlichen Kampf. Es wird grofs, mehr durch die Bündnisse, die es schliefst, und in welchen sich die benachbarten Völker nach und nach mit ihm zu einem Ganzen verschmelzen, als durch wahre Unterwerfungen. Nur erst nachdem es sich auf diese Weise in ganz Unteritalien ausgebreitet hat, fängt es an, wirklich erobernd vorzuschreiten. Karthago fällt, Spanien und Gallien werden erobert, Griechenland wird unterworfen und in Asien und Aegypten seine Herrschaft ausgebreitet. In dieser Zeit sind seine Streitkräfte ungeheuer, ohne dafs seine Anstrengungen es gleichfalls wären; sie werden mit seinen Reichthümern bestritten; es gleicht nicht mehr den alten Republiken und nicht mehr sich selbst, wie es gewesen. Es steht einzig da.

Eben so einzig in ihrer Art sind die Kriege Alexanders. Mit einem kleinen, aber durch seine innere Vollkommenheit ausgezeichneten Heere wirft er die morschen Gebäude der asiatischen Staaten nieder. Ohne Rast und rücksichtslos durchzieht er das weite Asien und dringt bis Indien vor. Republiken konnten das nicht; das konnte so schnell nur ein König vollbringen, der gewissermafsen sein eigener Condottiere war.

Die grofsen und kleinen Monarchieen des Mittelalters führten ihre Kriege mit Lehnsheeren. Das war Alles auf eine kurze Zeit beschränkt; was in dieser nicht ausgerichtet werden konnte, mufste als unausführbar angesehen werden. Das Lehnsheer selbst bestand aus einer Gliederung des Vasallenthums; das Band, welches dasselbe zusammenhielt, war halb gesetzliche Pflicht, halb freiwilliges Bündnifs, das Ganze eine wahre Konföderation. Bewaffnung und Taktik waren auf das Faustrecht, auf den Kampf des Einzelnen gegründet, also für eine gröfsere Masse wenig geschickt. Ueberhaupt hat es nie eine Zeit gegeben, wo der Staatsverband so locker, und der einzelne Staatsbürger so selbständig war. Dies Alles bedingte die Kriege dieser Zeit auf die bestimmteste Art. Sie wurden verhältnifsmäfsig rasch geführt, müfsiges Im-Felde-Liegen kam wenig vor, aber der Zweck bestand meistens nur in Züchtigung, nicht in Niederwerfung des Feindes; man trieb seine Heerden weg, verbrannte seine Burgen und zog wieder nach Haus.

Die grofsen Handelsstädte und kleinen Republiken brachten die Condottieri auf. Das war eine kostbare, mithin dem äufseren Umfange nach sehr beschränkte Kriegsmacht. Noch geringer war sie ihrer intensiven Kraft nach zu schätzen; von höchster Energie und Anstrengung konnte da so wenig die Rede sein, dafs es meist nur eine Spiegelfechterei wurde. Mit einem Wort: Hafs und Feindschaft regten den Staat nicht mehr zu persönlicher Thätigkeit an, sondern wurden ein Gegenstand seines Handelns; der Krieg verlor einen grofsen Theil seiner Gefahr, veränderte durchaus seine Natur, und nichts, was man aus dieser Natur für ihn bestimmen kann, pafste auf denselben.

Das Lehnssystem zog sich nach und nach zu einer bestimmten Territorialherrschaft zusammen, der Staatsverband wurde enger, die persönlichen Verpflichtungen verwandelten sich in sachliche, das Geld trat nach und nach

an die Stelle der meisten und aus den Lehnsheeren wurden Söldner. Die Condottieri machten den Uebergang dazu und waren daher eine Zeitlang auch das Instrument der gröſseren Staaten; es dauerte aber nicht lange, so wurde aus dem auf kurze Zeit gemietheten Soldaten ein stehender Söldner, und die Kriegsmacht der Staaten war nun ein auf den Staatsschatz gegründetes Heer geworden.

Daſs das langsame Fortschreiten zu diesem Ziel ein mannichfaches Ineinandergreifen aller drei Arten von Kriegsmacht verursachte, ist natürlich. Unter Heinrich IV. finden wir Lehnsleute, Condottieri und stehendes Heer beisammen. Die Condottieri haben sich bis in den dreiſsigjährigen Krieg, ja mit einzelnen schwächeren Spuren bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein gezogen.

Eben so eigenthümlich wie die Kriegsmacht dieser verschiedenen Zeiten waren auch die übrigen Verhältnisse der Staaten in Europa. Im Grunde war dieser Welttheil in eine Masse von kleinen Staaten zerfallen, die theils in sich unruhige Republiken, theils kleine, in ihrer Regierungsgewalt höchst beschränkte und unsichere Monarchieen waren. Ein solcher Staat war gar nicht als eine wahre Einheit zu betrachten, sondern als ein Agglomerat von locker verbundenen Kräften. Einen solchen Staat darf man sich also auch nicht wie eine Intelligenz denken, die nach einfachen logischen Gesetzen handelt.

Von diesem Gesichtspunkte aus muſs man die äuſsere Politik und die Kriege des Mittelalters betrachten. Man denke nur an die beständigen Züge der deutschen Kaiser nach Italien während eines halben Jahrtausends, ohne daſs je eine gründliche Eroberung dieses Landes daraus folgte oder auch nur in der Absicht lag. Es ist leicht, dies als einen sich immer erneuernden Fehler, als eine in der Zeit gegründete falsche Ansicht zu betrachten, aber es ist vernünftiger, es als eine Folge von hundert groſsen Ursachen anzusehn, in die wir uns allenfalls hineindenken können, die wir aber darum doch nicht mit der Lebendigkeit ergreifen wie der mit ihnen in Konflikt begriffene Handelnde. So lange die groſsen Staaten, welche aus diesem Chaos hervorgegangen sind, Zeit gebraucht haben, sich zusammenzufügen und auszubilden, geht ihre Kraft und Anstrengung hauptsächlich nur darauf hinaus; es giebt der Kriege gegen einen äuſsern Feind weniger, und die vorkommenden tragen das Gepräge des unreifen Staatsverbandes.

Die Kriege der Engländer gegen Frankreich treten am frühesten hervor, und doch ist Frankreich damals noch nicht als eine wahre Monarchie zu betrachten, sondern als ein Agglomerat von Herzogthümern und Grafschaften; England, obgleich es dabei mehr als Einheit erscheint, ficht doch mit Lehnsheeren und unter vielen inneren Unruhen.

Unter Ludwig XI. thut Frankreich den stärksten Schritt zu seiner inneren Einheit, unter Karl VIII. erscheint es als erobernde Macht in Italien, und unter Ludwig XIV. hat es seinen Staat und sein stehendes Heer bis zum höchsten Grade ausgebildet.

Spanien wird zur Einheit unter Ferdinand dem Katholischen; durch zu-

fällige Heirathsverbindungen entsteht plötzlich unter Karl V. die grofse spanische Monarchie, aus Spanien, Burgund, Deutschland und Italien zusammengesetzt. Was diesem Kolofs an Einheit und innerem Staatsverbande fehlt, ersetzt er durch Geld, und die stehende Kriegsmacht desselben geräth zuerst mit der stehenden Kriegsmacht Frankreichs in Berührung. Der grofse spanische Kolofs zerfällt nach Karls V. Abdankung in zwei Theile, Spanien und Oesterreich. Dies letztere tritt nun, durch Böhmen und Ungarn verstärkt, als grofse Macht auf und schleppt die deutsche Konföderation wie eine Schaluppe hinter sich her.

Das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die Zeit Ludwigs XIV., läfst sich als der Punkt in der Geschichte betrachten, wo die stehende Kriegsmacht, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert finden, ihre Höhe erreicht hatte. Diese Kriegsmacht war auf Werbung und Geld begründet. Die Staaten hatten sich zur vollkommenen Einheit ausgebildet und die Regierungen, indem sie die Leistungen ihrer Unterthanen in Geldabgaben verwandelten, ihre ganze Macht in ihren Geldkasten konzentrirt. Durch die schnell vorgeschrittene Kultur und eine sich immer mehr ausbildende Verwaltung war diese Macht im Vergleich mit der früheren sehr grofs geworden. Frankreich rückte mit ein paarmal hunderttausend Mann stehender Truppen ins Feld, und nach Verhältnifs die übrigen Mächte.

Auch die übrigen Verhältnisse der Staaten hatten sich anders gestaltet. Europa war unter ein Dutzend Königreiche und ein paar Republiken vertheilt; es war denkbar, dafs zwei davon einen grofsen Kampf mit einander kämpften, ohne dafs zehnmal so viel andere davon berührt wurden, wie es ehedem geschehen mufste. Die möglichen Kombinationen der politischen Verhältnisse waren immer noch sehr mannichfaltig, aber sie waren doch zu übersehen und von Zeit zu Zeit nach Wahrscheinlichkeiten festzustellen.

Die inneren Verhältnisse hatten sich fast überall zu einer schlichten Monarchie vereinfacht, die ständischen Rechte und Einwirkungen hatten nach und nach aufgehört und das Kabinet war eine vollkommene Einheit, welche den Staat nach aufsen hin vertrat. Es war also dahin gekommen, dafs ein tüchtiges Instrument und ein unabhängiger Wille dem Kriege eine seinem Begriff entsprechende Gestalt geben konnte.

Auch traten in dieser Epoche drei neue Alexander auf: Gustav Adolph, Karl XII. und Friedrich der Grofse, die es versuchten, aus kleinen Staaten vermittelst eines mäfsigen und sehr vervollkommneten Heeres grofse Monarchieen zu stiften und Alles vor sich niederzuwerfen. Hätten sie es nur mit asiatischen Reichen zu thun gehabt, so würden sie in ihrer Rolle dem Alexander ähnlicher geworden sein. In jedem Fall kann man sie in Rücksicht auf das, was man im Kriege wagen darf, als die Vorläufer Bonaparte's ansehen.

Allein was der Krieg von der einen Seite an Kraft und Konsequenz gewann, ging ihm auf der anderen Seite wieder verloren.

Die Heere wurden aus dem Schatz unterhalten, den der Fürst halb und halb wie seine Privatkasse ansah, oder wenigstens wie einen der Regierung und nicht dem Volke angehörigen Gegenstand. Die Verhältnisse mit den

andern Staaten berührten, ein paar Handelsgegenstände ausgenommen, meistens nur das Interesse des Schatzes oder der Regierung und nicht des Volkes; wenigstens waren überall die Begriffe so gestellt. Das Kabinet sah sich also an als den Besitzer und Verwalter großer Güter, die es stets zu vermehren trachtete, ohne daß die Gutsunterthanen an dieser Vermehrung ein sonderliches Interesse haben konnten. Das Volk also, welches bei den Tatarenzügen Alles im Kriege ist, bei den alten Republiken und im Mittelalter, wenn man den Begriff desselben gehörig auf die eigentlichen Staatsbürger beschränkt, sehr viel gewesen war, ward bei diesem Zustand des achtzehnten Jahrhunderts unmittelbar nichts, hatte bloß durch seine allgemeinen Tugenden oder Fehler noch einen mittelbaren Einfluß auf den Krieg.

Auf diese Weise wurde der Krieg in eben dem Maße, wie sich die Regierung vom Volke trennte und sich als den Staat betrachtete, ein bloßes Geschäft der Regierungen, welches sie vermittelst der Thaler in ihrem Koffer und der müßigen Herumtreiber in ihren und den benachbarten Provinzen betrieb. Die Folge hiervon war, daß die Mittel, welche sie aufbieten konnten, ein ziemlich bestimmtes Maß hatten, welches sie gegenseitig übersehen konnten, und zwar sowohl ihrem Umfang als ihrer Dauer nach; dies raubte dem Kriege die gefährlichste seiner Seiten: nämlich das Streben nach dem Aeußersten, und die dunkle Reihe von Möglichkeiten, die sich daran knüpft.

Man kannte ungefähr die Geldmittel, den Schatz, den Kredit seines Gegners; man kannte die Größe seines Heeres. Bedeutende Vermehrungen im Augenblick des Krieges waren nicht thunlich. Indem man so die Grenzen der feindlichen Kräfte übersah, wußte man sich vor einem gänzlichen Untergange ziemlich sicher, und indem man die Beschränkung der eigenen fühlte, sah man sich auf ein mäßiges Ziel zurückgewiesen. Vor dem Aeußersten geschützt, brauchte man nicht mehr das Aeußerste zu wagen. Die Nothwendigkeit trieb nicht mehr dazu, es konnte also nur der Muth und der Ehrgeiz dazu treiben. Aber diese fanden in den Staatsverhältnissen ein mächtiges Gegengewicht. Selbst die königlichen Feldherren mußten behutsam mit dem Kriegsinstrumente umgehen. Wenn das Heer zertrümmert wurde, so war kein neues zu beschaffen und außer dem Heere gab es nichts. Dies heischte große Vorsicht bei allen Unternehmungen. Nur wenn sich ein entschiedener Vortheil zu ergeben schien, machte man Gebrauch von der kostbaren Sache; diesen herbeizuführen, war eine Kunst des Feldherrn; so lange aber, als er nicht herbeigeführt war, schwebte man gewissermaßen im absoluten Nichts, es gab keinen Grund zum Handeln, und alle Kräfte, nämlich alle Motive schienen zu ruhen. Das ursprüngliche Motiv des Angreifenden erstarb in Vorsicht und Bedenklichkeit.

So wurde der Krieg seinem Wesen nach ein wirkliches Spiel, wobei Zeit und Zufall die Karten mischten; seiner Bedeutung nach war er aber nur eine etwas verstärkte Diplomatie, eine kräftigere Art zu unterhandeln, in welcher Schlachten und Belagerungen die Stelle der diplomatischen Noten vertraten. Sich in einen mäßigen Vortheil zu setzen, um beim Friedensschluß davon Gebrauch zu machen, war das Ziel auch des Ehrgeizigsten.

Diese beschränkte, zusammengeschrumpfte Gestalt des Krieges rührte, wie wir gesagt haben, von der schmalen Unterlage her, auf welche er sich stützte. Dafs aber ausgezeichnete Feldherren und Könige wie Gustav Adolph, Karl XII. und Friedrich der Grofse mit eben so ausgezeichneten Heeren nicht stärker aus der Masse der Totalerscheinungen hervortreten konnten, dafs auch sie sich gefallen lassen mufsten, in dem allgemeinen Niveau des mittelmäfsigen Erfolges zu bleiben, lag in dem politischen Gleichgewicht Europas. Was früher bei der Menge kleiner Staaten das unmittelbare, ganz natürliche Interesse, die Nähe, die Berührung, die verwandtschaftliche Verbindung, die persönliche Bekanntschaft gethan hatten, um den Einzelnen zu verhindern, schnell grofs zu werden, das that jetzt, wo die Staaten gröfser und ihre Centren weiter von einander entfernt waren, die gröfsere Ausbildung der Geschäfte. Die politischen Interessen, Anziehungen und Abstofsungen hatten sich zu einem sehr verfeinerten System ausgebildet, so dafs kein Kanonenschufs in Europa geschehen konnte, ohne dafs alle Kabinette ihren Theil daran hatten.

Ein neuer Alexander mufste sich also neben seinem guten Schwerte auch eine gute Feder halten, und doch brachte er es mit seinen Eroberungen selten weit.

Aber auch Ludwig XIV., obgleich er die Absicht hatte, das europäische Gleichgewicht umzustofsen, und sich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts schon auf dem Punkte befand, sich wenig um die allgemeine Feindschaft zu bekümmern, führte den Krieg auf die hergebrachte Weise, denn seine Kriegsmacht war zwar die des gröfsten und reichsten Monarchen, aber ihrer Natur nach wie die der andern.

Plünderungen und Verheerungen des feindlichen Gebietes, welche bei den Tataren, bei den alten Völkern und selbst im Mittelalter eine so grofse Rolle spielen, waren nicht mehr im Geiste der Zeit. Man sah sie mit Recht als eine unnütze Rohheit an, die leicht vergolten werden konnte und die feindlichen Unterthanen mehr traf als die feindliche Regierung, daher wirkungslos blieb und nur dazu diente, die Völker in ihrem Kulturzustande auf längere Zeit zurückzuhalten. Der Krieg wurde also nicht blofs seinen Mitteln, sondern auch seinem Ziele nach immer mehr auf das Heer selbst beschränkt. Das Heer mit seinen Festungen und einigen eingerichteten Stellungen machte einen Staat im Staate aus, innerhalb dessen sich das kriegerische Element langsam verzehrte. Ganz Europa freute sich dieser Richtung und hielt sie für eine nothwendige Folge des fortschreitenden Geistes. Obgleich hierin ein Irrthum lag, weil das Fortschreiten des Geistes niemals zu einem Widerspruch führen, niemals machen kann, dafs aus zweimal zwei fünf wird, wie wir schon gesagt haben und noch in der Folge sagen müssen, so hatte allerdings diese Veränderung eine wohlthätige Wirkung für die Völker; nur ist nicht zu verkennen, dafs sie den Krieg noch mehr zu einem blofsen Geschäft der Regierung machte und dem Interesse des Volkes noch mehr entfremdete. Der Kriegsplan des angreifenden Staates bestand in dieser Zeit meistens darin, sich einer oder der andern feindlichen Provinz zu bemächtigen, der des Vertheidigers: dies zu verhindern; der einzelne Feldzugs-

plan: die eine oder die andere feindliche Festung zu erobern oder die Eroberung einer eigenen zu verhindern; nur wenn dazu eine Schlacht unvermeidlich war, wurde sie gesucht und geliefert. Wer ohne diese Unvermeidlichkeit eine Schlacht aus bloſsem innern Siegesdrange suchte, galt für einen kecken Feldherrn. Gewöhnlich verstrich der Feldzug über einer Belagerung, oder wenn es hoch kam, über zwei, und die Winterquartiere, die als eine Nothwendigkeit betrachtet wurden, während welcher die schlechte Verfassung des Einen niemals ein Vortheil des Andern werden konnte, in welchen die gegenseitigen Beziehungen Beider fast gänzlich aufhörten, bildeten eine bestimmte Abgrenzung der Thätigkeit, welche in einem Feldzuge statthaben sollte.

Waren die Kräfte zu sehr im Gleichgewicht oder war der Unternehmende entschieden der Schwächere von Beiden, so kam es auch nicht zur Schlacht und Belagerung, und dann drehte sich die ganze Thätigkeit eines Feldzuges um Erhaltung gewisser Stellungen und Magazine und die regelmäſsige Auszehrung gewisser Gegenden.

So lange der Krieg allgemein so geführt wurde, und die natürlichen Beschränkungen seiner Gewalt immer so nahe und sichtbar waren, fand Niemand darin etwas Widersprechendes, sondern Alles in der schönsten Ordnung, und die Kritik, welche im achtzehnten Jahrhundert anfing, sich dem Felde der Kriegskunst zuzuwenden, richtete sich auf das Einzelne, ohne sich viel um Anfang und Ende zu bekümmern. So gab es denn Gröſsen und Vollkommenheiten aller Art, und selbst Feldmarschall Daun, der hauptsächlich dazu beitrug, daſs Friedrich der Groſse seinen Zweck vollkommen erreichte und Maria Theresia den ihrigen vollkommen verfehlte, konnte noch als ein groſser Feldherr angesehen werden. Nur hin und wieder brach ein durchgreifendes Urtheil hervor, nämlich der gesunde Menschenverstand erkannte, daſs man mit seiner Uebermacht etwas Positives erreichen müsse oder den Krieg mit aller Kunst schlecht führe.

So standen die Sachen, als die französische Revolution ausbrach. Oesterreich und Preuſsen versuchten es mit ihrer diplomatischen Kriegskunst; sie zeigte sich bald unzureichend. Während man nach der gewöhnlichen Art, die Dinge anzusehen, auf eine sehr geschwächte Kriegsmacht sich Hoffnung machte, zeigte sich im Jahre 1793 eine solche, von der man keine Vorstellung gehabt hatte. Der Krieg war urplötzlich eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten. Ohne uns hier auf die näheren Umstände einzulassen, von welchen die groſse Erscheinung begleitet war, wollen wir nur die Resultate festhalten, auf die es hier ankommt. Mit dieser Theilnahme des Volkes an dem Kriege trat statt eines Kabinets und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Wagschale. Nun hatten die Mittel, welche angewandt, die Anstrengungen, welche aufgeboten werden konnten, keine bestimmte Grenze mehr, die Energie, mit welcher der Krieg selbst geführt werden konnte, hatte kein Gegengewicht mehr, und folglich war die Gefahr für den Gegner die äuſserste [6]).

[6]) Und so ist es heute — überall!

Wenn der ganze Revolutionskrieg darüber hingegangen, ehe sich dies in seiner Stärke fühlbar machte und zur völligen Klarheit wurde, wenn nicht schon die Revolutionsgenerale unaufhaltsam bis ans letzte Ziel vorgeschritten sind und die europäischen Monarchieen zertrümmert haben, wenn die deutschen Heere noch hin und wieder Gelegenheit gehabt, mit Glück zu widerstehen und den Siegesstrom aufzuhalten, so lag dies wirklich nur in der technischen Unvollkommenheit, mit der die Franzosen zu kämpfen hatten, die sich Anfangs bei den gemeinen Soldaten, dann bei den Generalen, endlich zur Zeit des Direktoriums beim Gouvernement selbst zeigte.

Nachdem sich in Bonaparte's Hand das Alles vervollkommnet hatte, schritt diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht mit einer solchen Sicherheit und Zuverlässigkeit zertrümmernd durch Europa, dafs, wo ihr nur die alte Heeresmacht entgegengestellt wurde, auch nicht einmal ein zweifelhafter Augenblick entstand. Die Reaktion erwachte noch zu rechter Zeit. In Spanien wurde der Krieg von selbst zur Volkssache. In Oesterreich machte die Regierung zuerst im Jahre 1809 ungewöhnliche Anstrengungen mit Reserven und Landwehren, die sich dem Ziele näherten und Alles überstiegen, was dieser Staat früher für thunlich gehalten hatte. In Rufsland nahm man 1812 das Beispiel von Spanien und Oesterreich zum Muster; die ungeheuren Dimensionen dieses Reiches erlaubten den verspäteten Anstalten noch in Wirksamkeit zu treten und vergröfserten diese Wirksamkeit von der andern Seite. Der Erfolg war glänzend. In Deutschland raffte sich Preufsen zuerst auf, machte den Krieg zur Volkssache und trat mit Kräften auf, die bei halb so viel Einwohnern, gar keinem Gelde und Kredit doppelt so grofs waren als die von 1806. Das übrige Deutschland folgte früher oder später dem Beispiele Preufsens, und Oesterreich, obgleich sich weniger anstrengend als im Jahre 1809, trat doch auch mit ungewöhnlicher Kraft auf. So geschah es, dafs Deutschland und Rufsland in den Jahren 1813 und 1814, Alles mitgerechnet, was in Thätigkeit war und was in diesen beiden Feldzügen verbraucht wurde, mit etwa einer Million Menschen gegen Frankreich auftraten.

Unter diesen Umständen war auch die Energie der Kriegführung eine andere, und wenn sie die französische nur theilweise erreichte und auf manchen Punkten Zaghaftigkeit vorwaltete, so war doch der Gang der Feldzüge im Allgemeinen nicht im alten, sondern im neuen Stil. In acht Monaten wurde das Kriegstheater von der Oder an die Seine versetzt, das stolze Paris mufste zum ersten Mal sein Haupt beugen, und der furchtbare Bonaparte lag gefesselt am Boden.

Seit Bonaparte hat also der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auch auf der andern Seite wieder Sache des ganzen Volkes wurde, eine ganz andere Natur angenommen, oder vielmehr, er hat sich seiner wahren Natur, seiner absoluten Vollkommenheit sehr genähert. Die aufgebotenen Mittel hatten keine sichtbare Grenze, sondern diese verlor sich in der Energie und dem Enthusiasmus der Regierung und ihrer Unterthanen. Die Energie der Kriegführung war durch den Umfang der Mittel und das weite Feld möglichen Erfolges, sowie durch die starke Anregung der Gemüther un-

gemein erhöht worden, das Ziel des kriegerischen Aktes war Niederwerfung des Gegners; nur dann erst, wenn er ohnmächtig zu Boden liege, glaubte man innehalten und sich über die gegenseitigen Zwecke verständigen zu können.

So war also das kriegerische Element, von allen konventionellen Schranken befreit, mit seiner ganzen natürlichen Kraft losgebrochen. Die Ursache war die Theilnahme der Völker an dieser grofsen Staatsangelegenheit, und diese Theilnahme entsprang theils aus den Verhältnissen, welche die französische Revolution in dem Innern der Länder herbeigeführt hatte, theils aus der Gefahr, mit welcher alle Völker von dem französischen bedroht waren.

Ob es nun immer so bleiben wird, ob alle künftigen Kriege in Europa mit dem ganzen Gewicht der Staaten, und folglich nur um grofse, den Völkern nahe liegende Interessen stattfinden werden, oder ob nach und nach wieder eine Absonderung der Regierung von dem Volke eintreten wird, dürfte schwer zu entscheiden sein, und am wenigsten wollen wir uns eine solche Entscheidung anmafsen. Aber man wird uns Recht geben, wenn wir sagen, dafs Schranken, die gewissermafsen nur in dem Nicht-bewufst-werden dessen, was möglich sei, lagen, wenn sie einmal eingerissen sind, sich nicht leicht wieder aufbauen lassen, und dafs wenigstens jedesmal, wenn es sich um grofse Interessen handelt, die gegenseitige Feindschaft sich auf dieselbe Art entladen wird, wie es in unsern Tagen geschehen ist.

Wir schliefsen hier unsern geschichtlichen Ueberblick, den wir nicht angestellt haben, um für jede Zeit in der Geschwindigkeit einige Grundsätze der Kriegführung anzugeben, sondern nur, um zu zeigen, wie jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit hatte. Jede würde also auch ihre eigene Kriegstheorie behalten, selbst wenn man überall, früher wie später, aufgelegt gewesen wäre, sie nach philosophischen Grundsätzen zu bearbeiten. Die Begebenheiten jeder Zeit müssen also mit Rücksicht auf ihre Eigenthümlichkeiten beurtheilt werden, und nur Der, welcher nicht sowohl durch ein ängstliches Studium aller kleinen Verhältnisse, als durch einen treffenden Blick auf die grofsen, sich in jede Zeit versetzt, ist im Stande, die Feldherren derselben zu verstehen und zu würdigen.

Aber diese durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Staaten und der Kriegsmacht bedingte Kriegführung mufs doch etwas noch Allgemeineres oder vielmehr etwas ganz Allgemeines in sich tragen, mit welchem es vor Allem die Theorie zu thun haben wird.

Die jüngstvergangene Zeit, in welcher der Krieg seine absolute Gewalt erreichte, hat des allgemein Gültigen und Nothwendigen am meisten. Aber es ist eben so unwahrscheinlich, dafs die Kriege fortan alle diesen grofsartigen Charakter haben werden, als dafs die weiten Schranken, welche ihnen geöffnet worden sind, sich je wieder ganz schliefsen können. Man würde also mit einer Theorie, die nur bei diesem absoluten Kriege verweilte, alle Fälle, in denen fremdartige Einflüsse seine Natur verändern, entweder ausschliefsen oder als Fehler verdammen. Dies kann nicht der Zweck der Theorie sein, welche die Lehre des Krieges nicht unter idealen, sondern unter

wirklichen Verhältnissen sein soll. Die Theorie wird also, indem sie ihren prüfenden, scheidenden und ordnenden Blick auf die Gegenstände wirft, immer die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse im Auge haben, von welchen der Krieg ausgehen kann, und wird also die grofsen Lineamente desselben so angeben, dafs das Bedürfnifs der Zeit und des Augenblicks darin seinen Platz findet.

Hiernach müssen wir sagen, dafs das Ziel, welches sich der Kriegsunternehmer setzt, die Mittel, welche er aufbietet, sich nach den ganz individuellen Zügen seiner Lage richten, dafs sie aber eben deshalb auch den Charakter der Zeit und der allgemeinen Verhältnisse an sich tragen werden, endlich, dafs sie den allgemeinen Folgerungen, welche aus der Natur des Krieges gezogen werden müssen, unterworfen bleiben.

Viertes Kapitel.

Nähere Bestimmungen des kriegerischen Ziels. Niederwerfung des Feindes.

Das Ziel des Krieges sollte nach seinem Begriff stets die Niederwerfung des Feindes sein; dies ist die Grundvorstellung, von der wir ausgehen.

Was ist nun diese Niederwerfung? Nicht immer ist die gänzliche Eroberung des feindlichen Staates dazu nöthig. Wäre man im Jahre 1792 nach Paris gekommen, so war — nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit — der Krieg mit der Revolutionspartei vor der Hand beendigt; es war nicht einmal nöthig, ihre Heere vorher zu schlagen, denn diese Heere waren noch nicht als einzige Potenz zu betrachten. Im Jahre 1814 hingegen würde man auch mit Paris nicht Alles erreicht haben, wenn Bonaparte noch an der Spitze eines beträchtlichen Heeres geblieben wäre; da aber sein Heer gröfstentheils aufgerieben war, so entschied auch in den Jahren 1814 und 1815 die Einnahme von Paris Alles. Hätte Bonaparte im Jahre 1812 das russische Heer von 120,000 Mann, welches auf der Strafse von Kaluga stand, vor oder nach der Einnahme von Moskau gehörig zertrümmern können, wie er 1805 das österreichische und 1806 das preufsische Heer zertrümmert hat, so würde der Besitz jener Hauptstadt höchst wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben, obgleich noch ein ungeheurer Landstrich zu erobern blieb. Im Jahre 1805 entschied die Schlacht von Austerlitz; es war also der Besitz von Wien und zwei Dritteln der österreichischen Staaten nicht hinreichend, den Frieden zu gewinnen; von der andern Seite aber war auch nach jener Schlacht die Integrität von ganz Ungarn nicht hinreichend, ihn zu verhindern. Die Niederlage des russischen Heeres war der letzte Stofs, der erforderlich war; der Kaiser Alexander hatte kein anderes in der Nähe, und so war der Friede eine unzweifelhafte Folge des Sieges. Hätte sich die russische Armee schon an der Donau bei den Oesterreichern befunden

und die Niederlage derselben getheilt, so wäre wahrscheinlich die Eroberung Wiens gar nicht erforderlich gewesen, und der Friede schon in Linz geschlossen worden.

In andern Fällen reicht die vollständige Eroberung des Staates nicht hin, wie im Jahr 1807 in Preufsen, wo der Stofs gegen die russische Hülfsmacht in dem zweifelhaften Siege von Eilau nicht entschieden genug gewesen war, und der unzweifelhafte Sieg bei Friedland den Ausschlag geben mufste, wie der Sieg bei Austerlitz ein Jahr vorher.

Wir sehen, auch hier läfst sich der Erfolg nicht aus allgemeinen Ursachen bestimmen; die individuellen, die kein Mensch erkennt, der nicht zur Stelle ist, und viele moralische, die nie zur Sprache kommen, selbst die kleinsten Züge und Zufälle, die sich in der Geschichte nur als Anekdoten zeigen, sind oft entscheidend. Was die Theorie hier sagen kann, ist Folgendes: Es kommt darauf an, die vorherrschenden Verhältnisse beider Staaten im Auge zu haben. Aus ihnen wird sich ein gewisser Schwerpunkt, ein Centrum der Kraft und Bewegung bilden, von welchem das Ganze abhängt, und auf diesen Schwerpunkt des Gegners mufs der gesammte Stofs aller Kräfte gerichtet sein.

Das Kleine hängt stets vom Grofsen ab, das Unwichtige von dem Wichtigen, das Zufällige von dem Wesentlichen. Dies mufs unsern Blick leiten.

Alexander, Gustav Adolph, Karl XII., Friedrich der Grofse hatten ihren Schwerpunkt in ihrem Heer; wäre dies zertrümmert worden, so würde ihre Rolle zu Ende gewesen sein; bei Staaten, die durch innere Parteiungen zerrissen sind, liegt er meistens in der Hauptstadt; bei kleinen Staaten, die sich auf mächtige stützen, liegt er im Heer dieser Bundesgenossen; bei Bündnissen liegt er in der Einheit des Interesses; bei Volksbewaffnung in der Person der Hauptführer und in der öffentlichen Meinung; gegen diese Dinge mufs der Stofs gerichtet sein. Hat der Gegner dadurch das Gleichgewicht verloren, so mufs ihm keine Zeit gelassen werden, es wieder zu gewinnen; der Stofs mufs immer in dieser Richtung fortgesetzt werden, oder mit andern Worten: der Sieger mufs ihn immer auf das Ganze, nicht aber gegen einen Theil des Gegners richten. Nicht indem man mit gemüthlicher Ruhe und Uebermacht eine feindliche Provinz erobert und den mehr gesicherten Besitz dieser kleinen Eroberung grofsen Erfolgen vorzieht, sondern indem man den Kern der feindlichen Macht immer wieder aufsucht, das Ganze daran setzt, um das Ganze zu gewinnen, wird man den Gegner wirklich zu Boden werfen[1]).

Was aber auch der Schwerpunkt des Gegners sein mag, gegen welchen unsere Wirksamkeit zu richten ist, so bleibt doch die Besiegung und Zerstörung seiner Streitkraft der sicherste Anfang und in allen Fällen das Wesentlichste.

Wir glauben daher, dafs nach der Mehrzahl der Erfahrungen folgende Umstände die Niederwerfung des Gegners hauptsächlich bewirken:

---

[1]) Hier steht Clausewitz auf der vollen Höhe einer grofs gedachten — **Offensive!**

1. Zertrümmerung seines Heeres, wenn es einigermafsen eine Potenz bildet;
2. Einnahme der feindlichen Hauptstadt, wenn sie nicht blofs der Mittelpunkt der Staatsgewalten, sondern auch der Sitz politischer Körper und Parteiungen ist;
3. ein wirksamer Stofs gegen den hauptsächlichsten Bundesgenossen[1]), wenn Dieser an sich bedeutender ist, als der Gegner.

Wir haben uns bis jetzt den Gegner im Kriege immer als Einheit gedacht, was für die allgemeinsten Beziehungen zulässig war. Aber nachdem wir gesagt haben, dafs die Niederwerfung des Gegners in der Ueberwindung seines im Schwerpunkt vereinigten Widerstandes liegt, müssen wir diese Voraussetzung verlassen und den Fall herausheben, wo wir es mit mehr als einem Gegner zu thun haben.

Wenn sich zwei oder mehrere Staaten gegen einen dritten verbinden, so bildet das, politisch genommen, nur einen Krieg; indessen hat auch diese politische Einheit ihre Grade.

Die Frage ist, ob jeder Staat ein selbständiges Interesse und eine selbstständige Kraft, dasselbe zu verfolgen, besitzt, oder ob sich die Interessen und die Kräfte der übrigen nur an das Interesse und die Kraft des Einen unter ihnen anlehnen. Je mehr dies Letztere der Fall ist, um so leichter lassen sich die verschiedenen Gegner als ein einziger betrachten, um so eher können wir unsere Hauptunternehmung zu einem Hauptstofs vereinfachen; und so lange dies irgend möglich ist, bleibt es das durchgreifendste Mittel zum Erfolg.

Wir würden also den Grundsatz aufstellen, dafs, so lange wir im Stande sind, die übrigen Gegner in einem derselben zu besiegen, die Niederwerfung dieses einen das Ziel des Krieges sein mufs, weil wir in diesem einen den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des ganzen Krieges treffen.

Es giebt sehr wenig Fälle, in denen diese Vorstellungsart nicht zulässig und diese Reduktion mehrerer Schwerpunkte auf einen ohne Realität wäre. Wo dies aber nicht ist, bleibt freilich nichts übrig, als den Krieg wie zwei oder mehrere zu betrachten, von denen jeder sein eigenes Ziel hat. Da dieser Fall die Selbständigkeit mehrerer Feinde, folglich die grofse Ueberlegenheit aller voraussetzt, so wird dabei von Niederwerfung des Gegners überhaupt nicht die Rede sein können.

Wir wenden uns nun bestimmter zu der Frage, wann ein solches Ziel möglich und rathsam ist.

Zuerst mufs unsere Streitkraft hinreichend sein:

1. einen entscheidenden Sieg über die feindliche zu erringen;
2. den Kraftaufwand zu machen, welcher nöthig ist, wenn wir den Sieg bis auf den Punkt verfolgen, wo die Herstellung des Gleichgewichts nicht mehr denkbar ist.

Sodann müssen wir nach unserer politischen Lage sicher sein, uns durch

---

[1]) Offenbar ist die Entscheidung betreffend diese Frage in einem Kriege gegen eine Koalition weitaus die wichtigste!

einen solchen Erfolg nicht neue Feinde zu erwecken, die uns auf der Stelle zwingen können, von dem ersten Gegner abzulassen.

Frankreich konnte im Jahr 1806 Preufsen völlig niederwerfen, wenn es sich auch dadurch die ganze russische Kriegsmacht auf den Hals zog, denn es war im Stande, sich in Preufsen gegen Rufsland zu wehren.

Eben das konnte Frankreich 1808 in Spanien in Beziehung auf England, aber nicht in Beziehung auf Oesterreich. Es mufste 1809 sich in Spanien beträchtlich schwächen und würde es ganz haben aufgeben müssen, wenn es nicht gegen Oesterreich schon eine zu grofse physische und moralische Ueberlegenheit gehabt hätte.

Jene drei Instanzen mufs man sich also wohl überlegen, um nicht in der letzten den Prozefs zu verlieren, den man in den früheren gewonnen hat, und dann in die Kosten verurtheilt zu werden.

Bei Veranschlagung der Kräfte und dessen, was damit ausgerichtet werden kann, stellt sich häufig der Gedanke ein, nach einer dynamischen Analogie die Zeit als einen Faktor der Kräfte anzusehen und demgemäfs anzunehmen, die halbe Anstrengung, die halbe Summe von Kräften würde hinreichen, in zwei Jahren das zu Stande zu bringen, was in einem nur mit dem Ganzen errungen werden könnte. Diese Ansicht, welche bald klar, bald dunkel den kriegerischen Entwürfen zu Grunde liegt, ist durchaus falsch.

Der kriegerische Akt braucht seine Zeit, wie jedes Ding auf Erden; man kann nicht in acht Tagen zu Fufs von Wilna nach Moskau gehen, das versteht sich; aber von einer Wechselwirkung zwischen Zeit und Kraft, wie sie in der Dynamik stattfindet, ist hier keine Spur.

Die Zeit ist beiden Kriegführenden nöthig, und es fragt sich nur: welcher von beiden wird seiner Stellung nach am ersten besondere Vortheile von ihr zu erwarten haben? dies aber ist (die Eigenthümlichkeit des einen Falles gegen den andern aufgewogen) offenbar der Unterliegende, freilich nicht nach dynamischen, aber nach psychologischen Gesetzen. Neid, Eifersucht, Besorgnifs, auch wohl hin und wieder Edelmuth sind die natürlichen Fürsprecher des Unglücklichen, sie werden ihm auf der einen Seite Freunde erwecken, auf der andern das Bündnifs seiner Feinde schwächen und trennen. Es wird sich also mit der Zeit eher für den Eroberten etwas Vortheilhaftes ergeben als für den Erobernden. Ferner ist zu bedenken, dafs die Benutzung eines ersten Sieges, wie wir anderswo gezeigt haben, einen grofsen Kraftaufwand erfordert; dieser will nicht blofs gemacht, er will wie ein grofser Hausstand unterhalten sein; nicht immer sind die Staatskräfte, welche uns den Besitz feindlicher Provinzen zugeführt, hinreichend, diese Mehrausgaben zu bestreiten; nach und nach wird die Anstrengung schwieriger, zuletzt kann sie unzureichend werden, die Zeit also von selbst einen Umschwung herbeiführen.

Was Bonaparte im Jahr 1812 von Russen und Polen an Geld und andern Mitteln zog, konnte ihm das Hunderttausende von Menschen verschaffen, die er hätte nach Moskau senden müssen, um sich zu behaupten?

Sind die eroberten Provinzen aber bedeutend genug, liegen in ihnen

Punkte, die für die nicht eroberten wesentlich sind, so dafs das Uebel wie ein Krebsschaden von selbst weiter frifst, so ist es freilich möglich, dafs der Erobernde bei diesem Zustande, wenn auch nichts weiter geschieht, mehr gewinnt als verliert. Wenn nun keine Hülfe von aufsen kommt, so kann die Zeit das angefangene Werk vollenden; was noch nicht erobert war, wird vielleicht von selbst nachfallen. So kann also die Zeit auch ein Faktor seiner Kräfte werden, aber dies ist nur der Fall, wenn dem Unterliegenden kein Rückstofs mehr möglich, ein Umschwung nicht mehr denkbar ist, wo also dieser Faktor seiner Kräfte für den Eroberer keinen Werth mehr hat; denn er hat die Hauptsache gethan, die Gefahr der Kulmination ist vorüber, mit einem Wort, der Gegner ist schon niedergeworfen.

Wir haben durch dieses Raisonnement klar machen wollen, dafs keine Eroberung schnell genug vollendet werden kann; dafs ihre Vertheilung auf einen gröfseren Zeitraum, als absolut nöthig, um die Handlung zu vollbringen, sie nicht erleichtert, sondern erschwert. Ist diese Behauptung richtig, so ist es auch die, dafs, wenn man überhaupt stark genug ist, eine gewisse Eroberung zu vollbringen, man es auch sein müsse, um sie in einem Zuge zu machen, ohne Zwischenstation. Dafs unbedeutende Ruhepunkte, um die Kräfte zu sammeln, um eine und die andere Mafsregel zu treffen, hier nicht gemeint sind, versteht sich von selbst.

Mit dieser Ansicht, die dem Angriffskriege den Charakter des raschen, unaufhaltsamen Entscheidens als wesentlich beilegt, glauben wir diejenige Meinung in ihren Quellen umgangen zu haben, die der unverhaltenen, fortschreitenden Eroberung eine langsame, sogenannte methodische, als mehr gesichert und vorsichtiger gegenüberstellt. Aber unsere Behauptung hat vielleicht selbst für Diejenigen, die uns willig bis zu ihr gefolgt sind, hinterher so sehr das Ansehen einer paradoxen, ist dem ersten Anschein so sehr entgegen und greift eine Meinung an, die als ein altes Vorurtheil so tief gewurzelt, in Büchern tausendmal wiederholt worden ist, dafs wir es für gerathen halten, die Scheingründe, welche uns entgegentreten, näher zu untersuchen [8])

Freilich ist es leichter ein nahes Ziel zu erreichen als ein entferntes; aber wenn das nahe unserer Absicht nicht entspricht, so folgt daraus noch nicht, dafs ein Abschnitt, ein Ruhepunkt uns in den Stand setzt, die zweite Hälfte des Weges leichter zu durchlaufen. Ein kleiner Sprung ist leichter als ein grofser, aber darum wird doch Niemand, der über einen breiten Graben setzen will, zuerst mit einem halben Sprung hineinspringen.

Wenn wir näher ins Auge fassen, was dem Begriff eines sogenannten methodischen Angriffskrieges zu Grunde liegt, so sind es gewöhnlich folgende Dinge:

1. Eroberung der feindlichen Festungen, auf welche man stöfst;
2. Aufhäufung nöthiger Vorräthe;

---

[8]) Heutzutage wird Niemand mehr die volle Richtigkeit der Clausewitz'schen Deductionen bezweifeln.

3. Befestigung wichtiger Punkte, als: Niederlagen, Brücken, Stellungen u. s. w.;
4. Ausruhen der Kräfte im Winter und Erholungsquartiere;
5. Abwarten der Verstärkungen des folgenden Jahres.

Setzt man zur Erreichung aller dieser Zwecke einen förmlichen Abschnitt im Laufe des Angriffs, einen Ruhepunkt in der Bewegung, fest, so glaubt man eine neue Basis und neue Kräfte zu gewinnen, als rückte der eigene Staat hinter seiner Armee her, und als erhielte diese mit jedem neuen Feldzuge eine neue Schwungkraft.

Alle diese preiswürdigen Zwecke mögen den Angriffskrieg bequemer machen, aber sie machen ihn nicht in seinen Folgen sicherer und sind meistens nur Scheinbenennungen für gewisse Gegengewichte im Gemüthe des Feldherrn oder in der Unentschlossenheit des Kabinets. Wir wollen sie vom linken Flügel her aufzurollen suchen.

1. Das Abwarten neuer Kräfte findet eben so gut, und man kann wohl sagen, noch mehr auf Seiten des Gegners und zu seinen Gunsten statt. Aufserdem liegt es in der Natur der Sache, dafs ein Staat an Streitkräften in einem Jahr ziemlich eben so viel aufstellen kann, als er in zweien aufstellt; denn was ihm in diesem zweiten Jahre an Streitkräften wirklich zuwächst, ist im Verhältnifs zum Ganzen nur sehr unbedeutend.

2. Der Gegner ruht sich mit uns zu gleicher Zeit aus.

3. Die Befestigung von Städten und Stellungen ist nicht das Werk des Heeres und also kein Grund zum Aufenthalt.

4. Wie die Heere sich jetzt verpflegen, sind Magazine nöthiger, wenn sie still stehen, als wenn sie im Vorschreiten sind. So lange dies glücklich von statten geht, kommt man immer in den Besitz feindlicher Vorräthe, die da aushelfen, wo die Gegend arm ist.

5. Die Eroberung der feindlichen Festungen kann nicht als ein Innehalten des Angriffs betrachtet werden; es ist ein intensives Vorschreiten, und also der dadurch veranlafste äufsere Stillstand nicht eigentlich der Fall, von welchem wir sprechen, nicht ein Aufhalten und Ermäfsigen der Kraft. Ob aber die wirkliche Belagerung oder schon eine Einschliefsung oder gar eine blofse Beobachtung der einen oder andern das Zweckmäfsigste sei, ist eine Frage, die erst nach den besonderen Umständen entschieden werden kann. Nur das können wir im Allgemeinen sagen, dafs bei der Beantwortung dieser Frage lediglich die andere entscheiden mufs, ob man durch die blofse Einschliefsung und durch weiteres Vorschreiten in zu grofse Gefahr kommen würde. Wo das nicht der Fall, wo noch Raum zum Ausbreiten der Kräfte vorhanden ist, da thut man besser, die förmliche Belagerung bis zum Ende der ganzen Angriffsbewegung aufzusparen. Man mufs sich also nicht durch den Gedanken verführen lassen, das Eroberte recht schnell in Sicherheit zu bringen, und darüber Wichtigeres versäumen.

Es hat freilich das Ansehen, als ob man beim weitern Vorschreiten das Errungene gleich wieder aufs Spiel setze. Wir glauben jedoch, dafs im Angriffskriege kein Abschnitt, kein Ruhepunkt, keine Zwischenstation naturgemäfs ist, sondern dafs, wo dergleichen unvermeidlich ist, man es als ein

Uebel betrachten muſs, welches den Erfolg nicht gewisser, sondern ungewisser macht, ja daſs es, wenn wir uns streng an die allgemeine Wahrheit halten wollen, von einem Stationspunkt aus, den wir aus Schwäche haben suchen müssen, in der Regel keinen zweiten Anlauf zum Ziele giebt, daſs aber, wenn dieser zweite Anlauf möglich ist, die Station nicht nothwendig war und daſs, wo ein Ziel für die Kräfte von Hause aus zu weit ist, es auch immer zu weit bleiben wird.

Wir sagen: So sieht die allgemeine Wahrheit aus, und wollen damit nur die Idee entfernen, als könne die Zeit an und für sich etwas zum Besten des Angreifenden thun. Da sich aber von einem Jahre zum andern die politischen Verhältnisse ändern können, so werden schon darum allein häufig Fälle vorkommen, die sich dieser allgemeinen Wahrheit entziehen.

Es hat vielleicht das Ansehen, als hätten wir unsern allgemeinen Gesichtspunkt verloren und nur den Angriffskrieg im Auge gehabt; dies ist aber gar nicht der Fall. Freilich wird Derjenige, welcher sich die völlige Niederwerfung seines Gegners zum Ziel setzen kann, nicht leicht in den Fall kommen, zur Vertheidigung seine Zuflucht zu nehmen, deren nächstes Ziel nur die Erhaltung des Besitzes ist; allein da wir durchaus dabei beharren müssen, eine Vertheidigung ohne alles positive Prinzip in der Strategie wie in der Taktik für einen inneren Widerspruch zu erklären, und also immer wieder darauf zurückkommen, daſs jede Vertheidigung nach Kräften suchen wird zum Angriff überzugehen, sobald sie die Vortheile der Vertheidigung genossen hat, so müssen wir als ein Ziel, welches dieser Angriff haben kann und welches als das eigentliche Ziel der Vertheidigung zu betrachten ist, wie groſs oder klein es sei, doch auch möglicherweise die Niederwerfung des Feindes mitaufnehmen und sagen, daſs es Fälle geben kann, in denen der Angreifende, ungeachtet er ein so groſses Ziel im Auge hat, es doch vorziehen kann, sich Anfangs der vertheidigenden Form zu bedienen. Daſs diese Vorstellung nicht ohne Realität sei, läſst sich durch den Feldzug von 1812 leicht beweisen. Der Kaiser Alexander hat vielleicht nicht daran gedacht, durch den Krieg, in welchen er sich einlieſs, seinen Gegner ganz zu Grunde zu richten, wie es nachher geschehen ist; aber wäre ein solcher Gedanke unmöglich gewesen? und würde es nicht dabei immer sehr natürlich geblieben sein, daſs die Russen den Krieg vertheidigungsweise anfingen[4])?

---

[4]) Wir begegnen in diesem Kapitel einer so schneidigen Auffassung des Angriffes, daſs man es nur wieder und wieder bedauern muſs, daſs der Verfasser seine in der „Nachricht“ ausgesprochene Absicht, das sechste Buch nach dem Gedankengang des achten bez. siebenten „ganz neu“ zu bearbeiten, nicht zur Ausführung hat bringen können.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung. Beschränktes Ziel.

Wir haben im vorigen Kapitel gesagt, dafs wir unter dem Ausdruck „Niederwerfung des Feindes“ das eigentliche absolute Ziel des kriegerischen Aktes verstehen; jetzt wollen wir betrachten, was zu thun bleibt, wenn die Bedingungen, unter denen dies Ziel erreicht werden könnte, nicht vorhanden sind.

Diese Bedingungen setzen eine grofse physische oder moralische Ueberlegenheit, oder einen grofsen Unternehmungsgeist, einen Hang zu grofsen Wagnissen voraus. Wo nun dies Alles nicht vorhanden ist, kann das Ziel des kriegerischen Aktes nur von zweierlei Art sein: entweder die Eroberung irgend eines kleinen oder mäfsigen Theils der feindlichen Länder, oder das Erhalten des eigenen bis zu besseren Augenblicken; dies Letztere ist der gewöhnliche Fall bei dem Vertheidigungskriege.

Wo das Eine oder das Andere von rechter Art sei, daran erinnert uns schon der Ausdruck, welchen wir bei dem Letzteren gebraucht haben. Das Abwarten bis zu besseren Augenblicken setzt voraus, dafs wir von der Zukunft dergleichen zu erwarten haben, und es ist also dieses Abwarten, d. h. der Vertheidigungskrieg, allemal durch diese Aussicht motivirt; dagegen ist der Angriffskrieg, d. h. die Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks überall da geboten, wo die Zukunft nicht uns, sondern dem Feinde bessere Aussichten gewährt.

Der dritte Fall, welcher vielleicht der gewöhnlichte ist, würde der sein, wo beide Theile von der Zukunft nichts Bestimmtes zu erwarten haben, wo also aus ihr auch kein Bestimmungsgrund genommen werden kann. In diesem Fall ist der Angriffskrieg offenbar Demjenigen geboten, der politisch der Angreifende ist, d. h. der den positiven Grund hat; denn für diesen Zweck hat er sich bewaffnet, und alle Zeit, die ohne hinreichendes Motiv verloren geht, geht ihm verloren.

Wir haben hier aus Gründen für den Angriffs- oder Vertheidigungskrieg entschieden, die mit dem Machtverhältnifs nichts zu thun haben, und doch könnte es viel richtiger erscheinen, die Wahl von Angriff und Vertheidigung hauptsächlich von dem gegenseitigen Machtverhältnifs abhängen zu lassen; wir glauben aber, dafs man gerade dadurch vom rechten Wege abkommen würde. Die logische Richtigkeit unserer einfachen Schlufsfolge wird Niemand bestreiten; wir wollen nun sehen, ob sie im konkreten Falle zum Gegentheil führt.

Denken wir uns einen kleinen Staat, der mit sehr überlegenen Kräften in Konflikt gerathen ist und voraussieht, dafs sich seine Lage mit jedem Jahre verschlimmern wird: mufs er nicht, wenn er den Krieg nicht vermeiden kann, die Zeit benutzen, wo seine Lage nicht minder schlimm ist? Er mufs also angreifen; aber nicht, weil der Angriff an sich ihm Vortheile gewährte, er wird vielmehr die Ungleichheit der Kräfte noch mehr vergröfsern, sondern

weil er das Bedürfnifs hat, die Sache entweder ganz zu erledigen, ehe die schlimmen Perioden eintreten, oder sich wenigstens einstweilen Vortheile zu erringen, von denen er später zehren kann. Diese Lehre kann nicht absurd erscheinen. Wäre dieser kleine Staat aber ganz sicher, dafs die Gegner gegen ihn vorschreiten werden, dann kann und mag er sich allerdings der Vertheidigung gegen sie zur Erringung eines ersten Erfolgs bedienen; er ist dann wenigstens nicht in Gefahr, Zeit zu verlieren.

Denken wir uns ferner einen kleinen Staat mit einem gröfseren im Kriege begriffen und die Zukunft ohne allen Einflufs auf ihre Entschlüsse, so müssen wir doch, wenn der kleine Staat politisch der Angreifende ist, von ihm auch fordern, dafs er zu seinem Ziele vorschreite.

Hat er die Keckheit gehabt, sich gegen einen mächtigeren den positiven Zweck vorzusetzen, so mufs er auch handeln, d. h. den Gegner angreifen, wenn Dieser ihm nicht die Mühe erspart. Das Abwarten wäre eine Absurdität; es müfste denn sein, dafs er seinen politischen Entschlufs im Augenblick der Ausführung geändert hätte, ein Fall, der häufig vorkommt und nicht wenig dazu beiträgt, den Kriegen einen unbestimmten Charakter zu geben.

Unsere Betrachtung über das beschränkte Ziel führt uns zu dem Angriffskrieg mit einem solchen und zum Vertheidigungskrieg; wir wollen beide in besonderen Kapiteln betrachten. Vorher aber müssen wir uns noch nach einer andern Seite hin wenden.

Wir haben die Modifikation des kriegerischen Ziels bis jetzt blofs aus den inneren Gründen abgeleitet. Die Natur der politischen Absicht haben wir nur in Betracht gezogen, insofern sie etwas Positives will oder nicht. Alles Uebrige in der politischen Absicht ist im Grunde etwas dem Kriege selbst Fremdes, allein wir haben im zweiten Kapitel des ersten Buches (Zweck und Mittel im Kriege) bereits eingeräumt, dafs die Natur des politischen Zwecks, die Gröfse unserer oder der feindlichen Forderung und unser ganzes politisches Verhältnifs faktisch den entscheidendsten Einflufs auf die Kriegführung behauptet, und wir wollen daher im folgenden Kapitel uns damit noch besonders beschäftigen.

Sechstes Kapitel.

A. Einfluss des politischen Zwecks auf das kriegerische Ziel.

Niemals wird man sehen, dafs ein Staat, der in der Sache eines andern auftritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene. Eine mäfsige Hülfsarmee wird abgesandt; ist sie nicht glücklich, so sieht man die Sache ziemlich als abgemacht an und sucht so wohlfeil als möglich herauszukommen.

Es ist in der europäischen Politik hergebracht, dafs die Staaten sich in Schutz- und Trutzbündnissen zu gegenseitigem Beistand verpflichten, aber nicht so, als wenn der eine das Interesse und die Feindschaft des andern

theilen sollte, sondern indem sie sich einander ohne Rücksicht auf den Gegenstand des Krieges und die Anstrengungen des Gegners im Voraus eine bestimmte, gewöhnlich sehr mäfsige Kriegsmacht zusagen. Bei einem solchen Akt der Bundesgenossenschaft betrachtet sich der Bundesgenosse mit dem Gegner nicht in einem eigentlichen Kriege begriffen, der nothwendig mit einer Kriegserklärung anfangen und mit einem Friedensschlufs endigen müfste. Aber auch dieser Begriff besteht nirgends mit einiger Schärfe, und der Gebrauch schwankt hin und her[1]).

Die Sache würde eine Art von innerem Zusammenhang haben, und die Theorie des Krieges dabei weniger in Verlegenheit kommen, wenn diese zugesagte Hülfe von zehn-, zwanzig- oder dreifsigtausend Mann dem im Kriege begriffenen Staate völlig überlassen würde, so dafs er sie nach seinem Bedürfnifs brauchen könnte; alsdann wäre sie wie eine gemiethete Truppe zu betrachten. Allein davon ist der Gebrauch weit entfernt. Gewöhnlich haben die Hülfstruppen ihren eigenen Feldherrn, der nur von seinem Hofe abhängt, und dem dieser ein Ziel steckt, wie es sich mit der Halbheit seiner Absichten am besten verträgt[2]).

Aber selbst dann, wenn zwei Staaten wirklich gegen einen dritten Krieg führen, so betrachten sie diesen doch nicht immer gleichmäfsig als einen Feind, welchen sie vernichten müssen, damit er sie nicht vernichte, sondern die Angelegenheit wird oft wie ein Handelsgeschäft abgemacht; ein jeder legt nach Verhältnifs der Gefahr, die er zu bestehen, und der Vortheile, die er zu erwarten hat, eine Aktie von 30,000 bis 40,000 Mann ein und thut, als könne er nichts als diese dabei verlieren.

Dieser Gesichtspunkt findet nicht blofs dann statt, wenn ein Staat dem andern in einer Angelegenheit beispringt, die ihm ziemlich fremd ist, sondern selbst dann, wenn beide ein gemeinsames grofses Interesse haben, kann es ohne diplomatischen Rückhalt nicht abgehen, und die Unterhandelnden pflegen sich nur zu einem geringen traktatenmäfsigen Beistand zu verstehen, um ihre übrigen kriegerischen Kräfte nach den besonderen Rücksichten zu gebrauchen, zu welchen die Politik etwa führen könnte.

Diese Art, den Bündnifskrieg zu betrachten, war ganz allgemein und hat nur in der neuesten Zeit, wo die äufserste Gefahr die Gemüther in die natürlichen Wege hineintrieb (wie *gegen* Bonaparte), und wo schrankenlose Gewalt sie hineinzwang (wie *unter* Bonaparte), der natürlichen weichen müssen. Sie war eine Halbheit, eine Anomalie, denn Krieg und Friede sind im Grunde Begriffe, die keiner Gradation fähig sind; aber nichts desto weniger war sie kein blofses diplomatisches Herkommen, über welches sich die Vernunft hinwegsetzen konnte, sondern tief in der natürlichen Beschränktheit und Schwäche des Menschen begründet.

Endlich hat auch im allein geführten Kriege die politische Veranlassung desselben einen mächtigen Einflufs auf seine Führung.

---

[1]) Das ist heutzutage nicht mehr recht zutreffend.

[2]) 1866 hat noch ein Beispiel *dieser* Art von Bundesgenossenschaft geliefert!

Wollen wir vom Feinde nur ein geringes Opfer, so begnügen wir uns, durch den Krieg nur ein geringes Aequivalent zu gewinnen, und dazu glauben wir mit mäfsigen Anstrengungen gelangen zu können. Ungefähr eben so schliefst der Gegner. Findet nun der Eine oder der Andere, dafs er sich in seiner Rechnung geirrt hat, dafs er dem Feinde nicht, wie er gewollt, um etwas überlegen, sondern dafs er vielmehr schwächer ist, so fehlt es doch in dem Augenblick gewöhnlich an Geld und allen andern Mitteln, es fehlt an hinreichendem moralischen Anstofs zu gröfserer Energie; man behilft sich also, wie man kann, hofft von der Zukunft günstige Ereignisse, wenn man auch gar kein Recht dazu hat, und der Krieg schleppt sich unterdessen wie ein siecher Körper kraftlos fort.

So geschieht es, dafs die Wechselwirkung, das Ueberbieten, das Gewaltsame und Unaufhaltsame des Krieges sich in der Stagnation schwacher Motive verlieren, und dafs beide Parteien sich in sehr verkleinerten Kreisen mit einer Art von Sicherheit bewegen.

Läfst man diesen Einflufs des politischen Zwecks auf den Krieg einmal zu, wie man ihn denn zulassen mufs, so giebt es keine Grenze mehr, und man mufs sich gefallen lassen, auch zu solchen Kriegen herunterzusteigen, die in blofser Bedrohung des Gegners und in Unterhandeln bestehen.

Dafs sich die Theorie des Krieges, wenn sie eine philosophische Ueberlegung sein und bleiben will, hier in Verlegenheit befindet, ist klar. Alles, was in dem Begriff des Krieges Nothwendiges liegt, scheint vor ihr zu fliehen, und sie ist in Gefahr, jedes Stützpunktes zu entbehren. Aber es zeigt sich bald der natürliche Ausweg. Je mehr ein ermäfsigendes Prinzip in den kriegerischen Akt kommt, oder vielmehr: je schwächer die Motive des Handelns werden, um so mehr geht das Handeln in ein Leiden über, um so weniger bedarf es leitender Grundsätze. Die ganze Kriegskunst verwandelt sich in blofse Vorsicht, und diese wird hauptsächlich darauf gerichtet sein, dafs das schwankende Gleichgewicht nicht plötzlich zu unserem Nachtheil umschlage, und der halbe Krieg sich in einen ganzen verwandle.

B. Der Krieg ist ein Instrument der Politik.

Nachdem wir uns bis jetzt, bei dem Zwiespalt, in dem die Natur des Krieges mit anderen Interessen des einzelnen Menschen und des gesellschaftlichen Verbandes steht, bald nach der einen, bald nach der andern Seite haben umsehen müssen, um keines dieser entgegengesetzten Elemente zu vernachlässigen, ein Zwiespalt, der in dem Menschen selbst begründet ist, und den der philosophische Verstand also nicht lösen kann, wollen wir nun diejenige Einheit suchen, zu welcher sich im praktischen Leben diese wiedersprechenden Elemente verbinden, indem sie sich theilweise gegenseitig neutralisiren. Wir würden diese Einheit gleich von vornherein aufgestellt haben, wenn es nicht nothwendig gewesen wäre, eben jene Widersprüche recht deutlich hervorzuheben und die verschiedenen Elemente auch getrennt zu betrachten. Diese Einheit nun ist der Begriff, dafs der Krieg nur

ein Theil des politischen Verkehrs sei, also durchaus nichts Selbständiges.

Man weifs freilich, dafs der Krieg nur durch den politischen Verkehr der Regierungen und der Völker hervorgerufen wird; aber gewöhnlich denkt man sich die Sache so, dafs mit ihm jener Verkehr aufhöre, und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinen eigenen Gesetzen unterworfen sei.

Wir behaupten dagegen: Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen: mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, dafs dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz Anderes verwandelt wird, sondern dafs er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, und dafs die Hauptlinien, an welchen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen und an welche sie gebunden sind, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen den Krieg durch bis zum Frieden fortziehen. Und wie wäre es anders denkbar? Hören denn je mit den diplomatischen Noten die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg blofs eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik.

Hiernach kann der Krieg niemals von dem politischen Verkehr getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden gewissermafsen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen, und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding.

Diese Vorstellungsart würde selbst dann unentbehrlich sein, wenn der Krieg ganz Krieg, ganz das ungebundene Element der Feindschaft wäre, denn alle die Gegenstände, auf welchen er ruht, und die seine Hauptrichtungen bestimmen: eigene Macht, Macht des Gegners, beiderseitige Bundesgenossen, gegenseitiger Volks- und Regierungscharakter u. s. w., wie wir sie im ersten Kapitel des ersten Buches aufgezählt haben, sind sie nicht politischer Natur, und hängen sie nicht mit dem ganzen politischen Verkehr so genau zusammen, dafs es unmöglich ist, sie davon zu trennen? — Aber diese Vorstellungsart wird doppelt unentbehrlich, wenn wir bedenken, dafs der wirkliche Krieg kein so konsequentes, auf das Aeufserste gerichtetes Bestreben ist, wie er seinem Begriff nach sein sollte, sondern ein Halbding, ein Widerspruch in sich; dafs er als solcher nicht seinen eigenen Gesetzen folgen kann, sondern als Theil eines andern Ganzen betrachtet werden mufs, — und dieses Ganze ist die Politik.

Die Politik weicht, indem sie sich des Krieges bedient, allen strengen Folgerungen aus, welche aus seiner Natur hervorgehen, bekümmert sich wenig um die endlichen Möglichkeiten und hält sich nur an die nächsten Wahrscheinlichkeiten. Kommt dadurch viel Ungewifsheit in den ganzen Handel, wird er also zu einer Art von Spiel, so hegt die Politik eines jeden Kabinets zu sich das Vertrauen, es dem Gegner in Gewandtheit und Scharfsicht bei diesem Spiel zuvorzuthun.

So macht also die Politik aus dem Alles überwältigenden Element des Krieges ein blofses Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, welches

mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird, und mit dem sie Stöfse, Finten und Paraden abwechseln läfst.

So lösen sich die Widersprüche, in welche der Krieg den von Natur furchtsamen Menschen verwickelt, wenn man dies für eine Lösung gelten lassen will.

Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie grofsartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg, und das kann bis zu der Höhe steigen, auf welcher der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt[8]).

Wir haben also bei dieser Vorstellungsart nicht nöthig, den Krieg in dieser Gestalt aus den Augen zu verlieren; vielmehr mufs fortwährend sein Bild im Hindergrunde schweben.

Nur durch diese Vorstellungsart wird der Krieg wieder zur Einheit, nur mit ihr kann man alle Kriege als Dinge einer Art betrachten, und nur durch sie wird dem Urtheil der rechte und genaue Stand- und Gesichtspunkt gegeben, aus welchem die grofsen Entwürfe hervorgehen und beurtheilt werden sollen.

Freilich dringt das politische Element nicht tief in die Einzelnheiten des Krieges hinunter, man stellt keine Vedetten und führt keine Patrouille nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener ist der Einflufs dieses Elements bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht.

Wir haben uns deshalb auch nicht beeilt diesen Gesichtspunkt gleich Anfangs aufzustellen. Bei den einzelnen Gegenständen würde es uns wenig genützt, dagegen unsere Aufmerksamkeit gewissermafsen zerstreut haben; bei dem Kriegs- und Feldzugsplan ist er unentbehrlich.

Es ist überhaupt nichts so wichtig im Leben, als genau den Standpunkt zu ermitteln, aus welchem die Dinge aufgefafst und beurtheilt werden müssen, und dann an diesem festzuhalten; denn nur von einem Standpunkte aus können wir die Masse der Erscheinungen in ihrer Einheit auffassen, und nur die Einheit des Standpunktes kann uns vor Widersprüchen sichern.

Wenn also auch bei Kriegsentwürfen der zwei- und mehrfache Standpunkt nicht zulässig ist, von dem aus die Dinge angesehen werden können, jetzt mit dem Auge des Soldaten, jetzt mit dem des Administrators, jetzt mit dem des Politikers u. s. w., so fragt es sich nun, ob es denn nothwendig die Politik ist, der sich alles Uebrige unterordnen mufs.

Dafs die Politik alle Interessen der inneren Verwaltung, auch die der Menschlichkeit, und was sonst der philosophische Verstand zur Sprache bringen könnte, in sich vereinigt und ausgleicht, wird vorausgesetzt, denn die Politik ist ja nichts an sich, sondern ein blofser Sachwalter aller dieser

[8]) Heutzutage kann man wohl den oben angestellten Vergleich umdrehend behaupten, dafs das Kriegsinstrument (das auf allgemeine Wehrpflicht basirte Heer) „zu schwer" geworden ist, als dafs die Politik sich desselben noch spielend als Rappier bedienen könnte!

Interessen gegen andere Staaten. Daſs sie eine falsche Richtung haben, dem Ehrgeiz, dem Privatinteresse, der Eitelkeit der Regierenden vorzugsweise dienen kann, gehört nicht hierher; denn in keinem Fall ist es die Kriegskunst, welche als ihr Präceptor betrachtet werden kann, und wir können hier die Politik nur als Repräsentantin aller Interessen der ganzen Gesellschaft betrachten.

Die Frage bleibt also nur, ob bei Kriegsentwürfen der politische Standpunkt dem rein militairischen (wenn ein solcher überhaupt denkbar wäre) weichen, d. h. ganz verschwinden oder sich ihm unterordnen, oder ob er der herrschende bleiben und der militairische ihm untergeordnet werden müsse.

Daſs der politische Gesichtspunkt mit dem Beginne des Krieges ganz aufhören sollte, würde nur denkbar sein, wenn die Kriege Kämpfe auf Leben und Tod aus bloſser Feindschaft wären; wie sie sind, sind sie, wie wir oben gezeigt haben, nichts als Aeuſserungen der Politik selbst. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militairischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber bloſs das Instrument, und nicht umgekehrt. Es bleibt also nur das Unterordnen des militairischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich.

Denken wir an die Natur des wirklichen Krieges, erinnern wir uns des im dritten Kapitel dieses Buches Gesagten, daſs jeder Krieg vor allen Dingen nach der Wahrscheinlichkeit seines Charakters und seiner Hauptumrisse aufgefaſst werden soll, wie sie sich aus den politischen Gröſsen und Verhältnissen ergeben, und daſs oft, ja, wir können in unsern Tagen wohl behaupten, meistens der Krieg wie ein organisches Ganze betrachtet werden muſs, von dem sich die einzelnen Glieder nicht absondern lassen, wo also jede einzelne Thätigkeit mit dem Ganzen zusammenströmen und aus der Idee dieses Ganzen hervorgehen muſs, so wird es uns vollkommen gewiſs und klar, daſs der oberste Standpunkt für die Leitung des Krieges, von dem die Hauptlinien ausgehen, kein anderer als der der Politik sein könne.

Von diesem Standpunkt aus gehen die Entwürfe wie aus einem Guſs hervor, das Auffassen und Beurtheilen wird leichter, natürlicher, die Ueberzeugung kräftiger, die Motive befriedigender und die Geschichte verständlicher.

Von diesem Standpunkte aus liegt ein Streit zwischen den politischen und kriegerischen Interessen wenigstens nicht mehr in der Natur der Sache und ist also da, wo er eintritt, nur als eine Unvollkommenheit der Einsicht zu betrachten. Daſs die Politik an den Krieg Forderungen macht, die er nicht leisten kann, wäre gegen die Voraussetzung, daſs sie das Instrument kenne, welches sie gebrauchen will, also gegen eine natürliche, ganz unerläſsliche Voraussetzung. Beurtheilt sie aber den Verlauf der kriegerischen Ereignisse richtig, so ist es ganz ihre Sache und kann nur die ihrige sein, zu bestimmen, welche Ereignisse und welche Richtung der Begebenheiten dem Ziele des Krieges entsprechen.

Mit einem Wort, die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich eine Politik, die statt Noten zu schreiben Schlachten liefert.

Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, dafs ein grofses kriegerisches Ereignifs oder der Plan zu einem solchen eine rein militairische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militairs zu Rathe zu ziehen, damit sie rein militairisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinette zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, dafs die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militairischen Entwurf zum Kriege oder Feldzuge zu machen. Auch lehrt die allgemeine Erfahrung, dafs trotz der grofsen Mannichfaltigkeit und Ausbildung des heutigen Kriegswesens die Hauptlineamente des Krieges doch immer von den Kabinetten bestimmt worden sind, d. h. von einer, wenn man technisch sprechen will, nur politischen, nicht militairischen Behörde.

Dies liegt vollkommen in der Natur der Dinge. Keiner der Hauptentwürfe, welche für einen Krieg nöthig sind, kann ohne Einsicht in die politischen Verhältnisse gemacht werden, und man sagt eigentlich etwas ganz Anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einflufs der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einflufs, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vortheilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen.

Nur dann, wenn die Politik sich von gewissen kriegerischen Mitteln und Mafsregeln eine falsche, ihrer Natur nicht angemessene Wirkung verspricht, kann sie mit ihren Bestimmungen einen schädlichen Einflufs auf den Krieg haben. Wie Jemand in einer Sprache, der er nicht ganz gewachsen ist, zuweilen Unrichtiges sagt, so wird die Politik bei richtigem Denken oft Dinge anordnen, die ihrer eigenen Absicht nicht entsprechen.

Dies ist unendlich oft vorgekommen und zeigt dann, dafs eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen der Führung des politischen Verkehrs nicht fehlen sollte.

Aber ehe wir ein Wort weiter reden, müssen wir uns vor einer falschen Deutung verwahren, die sehr nahe liegt. Wir sind weit entfernt zu glauben, dafs ein in Akten vergrabener Kriegsminister, oder ein gelehrter Ingenieur, oder auch selbst ein im Felde tüchtiger Soldat darum den besten Staatsminister geben würde, wo der Fürst es nicht selbst ist, oder mit andern Worten: wir meinen durchaus nicht, dafs diese Einsicht in das Kriegswesen die Haupteigenschaft desselben sei; ein grofsartiger, ausgezeichneter Kopf, ein starker Charakter, das sind die Haupteigenschaften, die er besitzen mufs; die Einsicht in das Kriegswesen läfst sich auf eine oder die andere Art wohl ergänzen. Frankreich ist in seinen kriegerischen und politischen Händeln nie schlechter berathen gewesen als unter den Gebrüdern Belleisle und dem Herzog von Choiseul, obgleich alle drei gute Soldaten waren.

Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Kriege angemessen sein, so bleibt, wo der Staats-

mann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinets zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und Beschlüssen Theil nehme. Dies ist aber wieder nur möglich, wenn das Kabinet, d. h. die Regierung selbst, sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes befindet, damit die Dinge ohne merklichen Zeitverlust abgemacht werden können.

So hat es der Kaiser von Oesterreich im Jahre 1809, und so haben es die verbündeten Monarchen in den Jahren 1813, 1814 und 1815 gemacht, und diese Einrichtung hat sich vollkommen bewährt.

Höchst gefährlich ist der Einfluſs eines andern Militairs als des obersten Feldherrn im Kabinet; selten wird das zum gesunden, tüchtigen Handeln führen. Frankreichs Beispiel, wo Carnot 1793, 1794 und 1795 die Kriegsangelegenheiten von Paris aus leitete, ist durchaus verwerflich, weil der Terrorismus nur revolutionären Regierungen zu Gebote steht[4]).

Wir wollen jetzt mit einer historischen Betrachtung schlieſsen.

Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jene merkwürdige Umwälzung der europäischen Kriegskunst eintrat, durch welche die besten Heere einen Theil ihrer Kunst unwirksam werden sahen und kriegerische Erfolge stattfanden, von deren Gröſse man bisher keinen Begriff gehabt hatte, schien es freilich, daſs aller falsche Kalkül der Kriegskunst zur Last falle. Offenbar wurden sie durch Gewohnheit auf engere Kreise der Begriffe eingeschränkt, durch die Gewalt der neuen Verhältnisse überfallen, welche zwar auſserhalb dieser Kreise, aber freilich nicht auſserhalb der Natur der Dinge lagen.

Diejenigen Beobachter, welche den umfassendsten Blick hatten, schrieben die Erscheinung dem allgemeinen Einfluſs zu, welchen die Politik seit Jahrhunderten auf die Kriegskunst, und zwar zum gröſsten Nachtheil derselben, gehabt hatte, und durch welchen diese zu einem Halbdinge, oft zu einer wahren Spiegelfechterei herabgesunken war. Das Faktum war richtig, nur war es falsch, dasselbe als ein zufällig entstandenes, vermeidbares Verhältniſs anzusehen.

Andere glauben Alles aus dem augenblicklichen Einfluſs der individuellen Politik Oesterreichs, Preuſsens, Englands u. s. w. erklären zu können.

Ist es aber wahr, daſs der eigentliche Ueberfall, von welchem sich die Intelligenz getroffen fühlte, innerhalb der Kriegführung und nicht vielmehr innerhalb der Politik selbst stattfand? d. h., nach unserer Sprache zu reden: ist das Unglück aus dem Einfluſs der Politik auf den Krieg entstanden, oder aus der falschen Politik selbst?

---

[4]) Es wird nicht unnütz sein, hier ausdrücklich darauf hinzuweisen, daſs es sich in den vorhergehenden Abhandlungen nur um die Aufstellung des Krieg-**Planes** (Zweck und Ziel des Krieges) handelt. Die Einmischung der Politik in die Krieg-**Führung** bleibt immer ein **Verderb**!

Die Politik giebt an, **wie** das Haus gebaut werden soll, in den **Bau selbst** aber hat sie sich nicht einzumischen.

Die ungeheuren Wirkungen der französischen Revolution nach aufsen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten der französischen Kriegführung als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustande des Volkes u. s. w. zu suchen. Dafs die andern Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, dafs sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das Alles sind Fehler der Politik.

Hätte man nun diese Fehler von dem Standpunkte einer rein militairischen Auffassung des Krieges einsehen und verbessern können? Unmöglich. Denn hätte es auch wirklich einen philosophischen Strategen gegeben, welcher blofs aus der Natur des feindseligen Elementes alle Folgen vorausgesehen und eine Prophezeihung der entfernten Möglichkeiten verkündigt hätte, so wäre es doch rein unmöglich gewesen, solche Erkenntnifs geltend zu machen.

Nur wenn die Politik sich zu einer richtigen Würdigung der in Frankreich erwachten Kräfte und der in der Politik Europa's neu entstehenden Verhältnisse erhob, konnte sie das Resultat vorhersehen, welches für die grofsen Lineamente des Krieges daraus entstehen würde, und nur auf diese Weise auf den nothwendigen Umfang der Mittel und die Wahl der besten Wege geführt werden.

Man kann also sagen: die zwanzigjährigen Siege der Revolution sind hauptsächlich die Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen gewesen.

Freilich haben sich diese Fehler erst innerhalb des Krieges offenbart, und die Erscheinungen desselben haben den Erwartungen, welche die Politik hatte, völlig widersprochen. Dies ist aber nicht deshalb geschehen, weil die Politik versäumt hatte, sich bei der Kriegskunst Rath zu holen. Diejenige Kriegskunst, an welche ein Politiker glauben konnte, d. h. die aus der wirklichen Welt, die der Politik der Zeit zugehörige, das ihr wohlbekannte Instrument, dessen sie sich bis dahin bedient hatte, diese Kriegskunst, sage ich, war natürlich in dem Irrthum der Politik mitbefangen und konnte sie darum nicht eines Besseren belehren. Es ist wahr, auch der Krieg selbst hat in seinem Wesen und in seinen Formen bedeutende Veränderungen erlitten, die ihn seiner absoluten Gestalt näher gebracht haben; aber diese Veränderungen sind nicht dadurch entstanden, dafs die französische Regierung sich gewissermafsen emancipirt, vom Gängelbande der Politik losgerissen hätte, sondern sie sind aus der veränderten Politik entstanden, welche aus der französischen Revolution sowohl für Frankreich als für ganz Europa hervorgegangen ist. Diese Politik hatte andere Mittel, andere Kräfte aufgeboten und dadurch eine Energie der Kriegführung möglich gemacht, an welche sonst nicht zu denken gewesen wäre.

Also auch die wirklichen Veränderungen der Kriegskunst sind eine Folge der veränderten Politik, und weit entfernt, für die mögliche Trennung beider zu beweisen, sind sie vielmehr ein starker Beweis ihrer innigen Vereinigung.

Also noch einmal: der Krieg ist ein Instrument der Politik; er mufs

nothwendig ihren Charakter tragen, er mufs mit ihrem Mafse messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken[5]).

Siebentes Kapitel.

Beschränktes Ziel. Angriffskrieg.

Selbst dann, wenn auch nicht die Niederwerfung des Gegners das Ziel sein kann, kann es doch noch ein unmittelbar positives geben, und dieses positive Ziel kann nur in der Eroberung eines Theils der feindlichen Länder bestehen.

Der Nutzen einer solchen Eroberung besteht darin, dafs wir die feindlichen Staatskräfte, folglich auch seine Streitkräfte, schwächen und die unsrigen vermehren, dafs wir also den Krieg zum Theil auf seine Kosten führen, ferner darin, dafs beim Friedensschlufs der Besitz feindlicher Provinzen als ein baarer Gewinn anzusehen ist, weil wir sie entweder behalten oder andere Vortheile dafür eintauschen können.

Diese Ansicht von einer Eroberung des feindlichen Staates ist sehr natürlich und würde nichts gegen sich haben, wenn nicht der Vertheidigungszustand, welcher dem Angriff folgen mufs, häufig Bedenken erregen könnte.

In dem Kapitel vom Kulminationspunkt des Sieges haben wir hinreichend auseinandergesetzt, auf welche Weise eine solche Offensive die Streitkräfte schwächt und dafs ihr ein Zustand folgen kann, der gefährliche Folgen besorgen läfst.

Diese Schwächung unserer Streitkraft durch die Eroberung eines feindlichen Landstrichs hat ihre Grade, und diese hängen am meisten von der geographischen Lage desselben ab. Je mehr er ein Supplement unserer eigenen Länder ist, innerhalb derselben liegt oder sich an ihnen hinzieht, je mehr er in der Richtung der Hauptkräfte liegt, um so weniger wird er unsere Streitkraft schwächen. Sachsen war im siebenjährigen Kriege ein natürliches Supplement des preufsischen Kriegstheaters, und die Streitkraft Friedrichs des Grofsen wurde durch die Besetzung desselben nicht blofs nicht vermindert, sondern verstärkt, weil es Schlesien näher liegt als der Mark und diese doch zugleich deckt.

Selbst Schlesien schwächte, nachdem Friedrich der Grofse es 1740 und 1741 einmal erobert hatte, seine Streitkräfte nicht, denn seiner Gestalt und Lage sowie der Beschaffenheit seiner Grenze nach bot es den Oesterreichern nur eine schmale Spitze dar, so lange sie nicht Meister von Sachsen waren,

---

[5]) Daher eben die innere Nothwendigkeit, dafs Staatsoberhaupt und Feldherr eigentlich immer ein und dieselbe Person sein müfsten!

und dieser schmale Berührungspunkt lag ohnehin noch in der Richtung, welche die gegenseitigen Hauptstöfse nehmen mufsten.

Wenn dagegen der eroberte Landstrich sich zwischen die andern feindlichen Provinzen hineinstreckt, eine excentrische Lage und eine ungünstige Gestalt des Bodens hat, so wächst die Schwächung so sichtbar, dafs nicht blofs eine siegreiche Schlacht dem Feinde erleichtert, sondern ihm sogar unnöthig werden kann.

Die Oesterreicher haben jedesmal die Provence ohne Schlacht räumen müssen, wenn sie von Italien aus einen Versuch gegen sie gemacht haben. Die Franzosen waren im Jahr 1744 froh, aus Böhmen zu entkommen, auch ohne eine Schlacht verloren zu haben. Friedrich der Grofse konnte sich 1758 mit derselben Streitkraft in Böhmen und Mähren nicht halten, die ihm im Jahre 1757 in Schlesien und Sachsen so glänzende Erfolge verschafft hatte. Beispiele von Armeen, die sich in dem eroberten Landstrich nicht halten konnten, blofs weil ihre Streitkraft dadurch geschwächt wurde, sind so häufig, dafs es nicht nöthig scheint, deren mehr anzuführen.

Es kommt also bei der Frage, ob wir uns ein solches Ziel stecken sollen, darauf an, ob wir darauf rechnen können, im Besitz der Eroberung zu bleiben, oder ob ein vorübergehender Besitz (Invasion, Diversion) die darauf verwendeten Kräfte hinreichend vergilt, besonders ob nicht ein starker Rückschlag zu befürchten ist, der uns ganz aus dem Gleichgewicht wirft. Wie Vieles bei dieser Frage in jedem einzelnen Fall zu überlegen ist, davon haben wir im Kapitel von dem Kulminationspunkt gesprochen.

Nur Eins müssen wir noch hinzufügen.

Eine solche Offensive ist nicht immer geeignet, Dasjenige wieder einzubringen, was wir auf andern Punkten verlieren. Während wir uns mit einer Theileroberung beschäftigen, kann der Feind auf andern Punkten Dasselbe thun, und wenn unser Unternehmen nicht von einer überwiegenden Wichtigkeit ist, so wird der Feind dadurch nicht gezwungen werden, das seinige aufzugeben. Es kommt also auf eine reifliche Ueberlegung an, ob wir auf der einen Seite nicht mehr verlieren, als wir auf der andern gewinnen.

An und für sich verliert man immer mehr durch die feindliche Eroberung, als man durch die eigene gewinnt, wenn auch der Werth beider Provinzen genau derselbe sein sollte, weil eine Menge von Kräften gewissermafsen als faux frais aufser Wirksamkeit kommen. Allein da dies auch der Fall beim Gegner ist, so sollte es eigentlich kein Grund sein, mehr auf die Erhaltung als auf die Eroberung bedacht zu sein. Und doch ist es so. Die Erhaltung des Eigenen liegt immer näher und der eigene Schmerz, den unser Staat erleidet, wird nur dann durch die Vergeltung aufgewogen und gewissermafsen neutralisirt, wenn diese merkliche Prozente verspricht, d. h. viel gröfser ist.

Die Folge von diesem Allen ist, dafs ein solcher strategischer Angriff, der nur ein mäfsiges Ziel hat, sich viel weniger von der Vertheidigung der andern, durch ihn nicht unmittelbar gedeckten Punkte losmachen kann als einer, der gegen den Schwerpunkt des feindlichen Staates gerichtet ist; es kann also in ihm auch die Vereinigung der Kräfte in Zeit und Ort niemals so weit getrieben werden. Damit sie nun wenigstens in der Zeit stattfinden

könne, so entsteht das Bedürfnifs, von allen einigermassen dazu geeigneten Punkten angriffsweise und zwar gleichzeitig vorzugehen, und es entgeht also diesem Angriff der andere Vortheil, dafs er sich durch die Vertheidigung auf einzelnen Punkten mit weit geringeren Kräften behelfen könnte. Auf diese Weise stellt sich bei einem so mittelmäfsigen Ziele Alles mehr in das Niveau; der ganze kriegerische Akt kann nicht mehr in eine Haupthandlung zusammengedrängt, und diese nach Hauptgesichtspunkten geleitet werden; er breitet sich mehr aus; überall wird die Friktion gröfser, und überall dem Zufall mehr Feld eingeräumt.

Dies ist die natürliche Tendenz der Sache. Der Feldherr wird durch sie heruntergezogen, immer mehr neutralisirt. Je mehr er sich fühlt, je mehr innere Hülfsmittel und äufsere Gewalt er hat, um so mehr wird er suchen sich von dieser Tendenz loszumachen, um einem einzelnen Punkt eine vorherrschende Wichtigkeit zu geben, sollte es auch nur durch ein gröfseres Wagen möglich werden [1]).

Achtes Kapitel.

Beschränktes Ziel. Vertheidigung.

Das endliche Ziel der Vertheidigungskriege kann niemals eine absolute Negation sein, wie wir schon früher gesagt haben. Es mufs auch für den Schwächsten irgend etwas geben, womit er seinem Gegner empfindlich werden, ihn bedrohen kann.

Zwar könnte man sagen, dieses Ziel könne im Ermüden des Gegners bestehen, denn da dieser das Positive will, so ist für ihn jede fehlgeschlagene Unternehmung, wenn sie auch keine andere Folgen hat als den Verlust der darauf verwendeten Kräfte, schon im Grunde ein Zurückschreiten, während der Verlust, welchen der Angegriffene erleidet, nicht vergeblich war, weil die Erhaltung sein Ziel war und dieses Ziel erreicht ist. So, würde man sagen, liegt für den Vertheidiger in der blofsen Erhaltung sein positives Ziel. Diese Vorstellungsart könnte gelten, wenn feststände, dafs der Angreifende nach einer gewissen Anzahl vergeblicher Versuche ermüden und nachlassen müsse. Allein diese Nothwendigkeit fehlt eben. Sehen wir auf die Erschöpfung der Kräfte, so ist der Vertheidiger im Nachtheil. Der Angriff schwächt, aber nur in dem Sinn, dafs es einen Umschwungspunkt geben kann; wo an diesen nicht mehr zu denken, ist die Schwächung allerdings gröfser beim Vertheidiger als beim Angreifenden; denn theils ist er der Schwächere und verliert also bei gleicher Einbufse mehr als der Andere, theils nimmt ihm Jener gewöhnlich einen Theil seiner Länder und Hülfsquellen. Es kann also hieraus kein Grund des Nachlassens

[1]) Und diese Tendenz dürfte dann schliefslich — namentlich auch heutzutage (vergl. frühere Anmerkungen) auch politisch, die wichtigste sein, wenn man sich überhaupt einmal entschlossen hat, Krieg zu führen!

für den Gegner entnommen werden und es bleibt immer nur die Vorstellung übrig, dafs, wenn der Angreifende seine Streiche wiederholt, während der Vertheidiger nichts thut, als sie abzuwehren, Dieser die Gefahr durch kein Gegengewicht ausgleichen kann, dafs einer der Angriffe früher oder später gelingen könne.

Wenn auch wirklich die Erschöpfung oder vielmehr die Ermüdung des Stärkeren schon oft einen Frieden herbeigeführt hat, so liegt das in jener Halbheit, welche der Krieg meistens hat, kann aber philosophisch nicht als das allgemeine und letzte Ziel irgend einer Vertheidigung gedacht werden; es bleibt also nichts übrig, als dafs diese ihr Ziel in dem Begriff des Abwartens findet, der überhaupt ihr eigentlicher Charakter ist. Dieser Begriff schliefst eine Veränderung der Umstände, eine Verbesserung der Lage in sich, die also da, wo sie durch innere Mittel, d. h. durch den Widerstand selbst, gar nicht erreicht werden kann, nur von aufsen zu erwarten ist. Diese Verbesserung von aufsen kann nun keine andere sein als andere politische Verhältnisse; es entstehen entweder für den Vertheidiger neue Bündnisse, oder alte, die gegen ihn gerichtet waren, zerfallen.

Dies ist also das Ziel des Vertheidigers, im Fall seine Schwäche ihm nicht erlaubt, an irgend einen bedeutenden Rückstofs zu denken. So ist aber nach dem Begriff, welchen wir davon gegeben haben, nicht jede Vertheidigung. Nach diesem ist sie die stärkere Form des Krieges und kann also um dieser Stärke willen auch dann angewendet werden, wenn es auf einen mehr oder weniger starken Rückschlag abgesehen ist.

Diese beiden Fälle mufs man von vorn herein trennen, weil sie Einflufs auf die Vertheidigung haben.

Im ersten Fall sucht der Vertheidiger sein Land so lange wie möglich zu besitzen und intakt zu erhalten, weil er dabei die meiste Zeit gewinnt, und Zeit gewinnen der einzige Weg zum Ziel ist. Das positive Ziel, welches er meist erreichen kann, und welches ihm Gelegenheit geben soll, seine Absicht beim Frieden durchzusetzen, kann er noch nicht in seinen Kriegsplan aufnehmen. In dieser strategischen Passivität bestehen die Vortheile, welche der Vertheidiger auf einzelnen Punkten erlangen kann, blos im Abwehren einzelner Streiche; das Uebergewicht, welches er auf diesen Punkten gewinnt, sucht er auf andere zu übertragen, denn gewöhnlich ist da Noth auf allen Ecken und Enden. Hat er dazu keine Gelegenheit, so bleibt ihm oft nur der kleine Gewinn übrig, dafs der Feind ihm eine Zeit lang Ruhe lassen wird.

Kleine Offensivunternehmungen, bei denen es weniger auf einen bleibenden Besitz als auf einen einstweiligen Vortheil als Spielraum für spätere Einbufse abgesehen ist, Invasionen, Diversionen, Unternehmungen gegen eine einzelne Festung können, wenn der Vertheidiger nicht allzuschwach ist, in diesem Vertheidigungssystem Platz finden, ohne das Ziel und Wesen desselben zu ändern.

Im zweiten Fall aber, wo der Vertheidigung schon eine positive Absicht eingeimpft ist, nimmt sie auch mehr den positiven Charakter an, und zwar um so mehr, je gröfser der Rückstofs ist, welchen die Verhältnisse zulassen.

Mit andern Worten: je mehr die Vertheidigung aus freier Wahl entstanden ist, um den ersten Stofs sicher zu führen, um so kühnere Schlingen darf der Vertheidiger dem Gegner legen. Das Kühnste und, wenn es geräth, Wirksamste ist der Rückzug ins Innere des Landes; und dieses Mittel ist dann zugleich dasjenige, welches von dem andern System am weitesten entfernt ist.

Man denke nur an die Verschiedenheit der Lage, in welcher sich Friedrich der Grofse im siebenjährigen Kriege, und Rufsland im Jahr 1812 befunden haben.

Als der Krieg anfing, hatte Friedrich durch seine Schlagfertigkeit eine Art von Ueberlegenheit; dies verschaffte ihm den Vortheil, sich Sachsens zu bemächtigen, welches übrigens eine so natürliche Ergänzung seines Kriegstheaters war, dafs der Besitz desselben seine Streitkräfte nicht verminderte, sondern vermehrte.

Bei Eröffnung des Feldzugs von 1757 suchte der König seinen strategischen Angriff fortzusetzen, was, so lange die Russen und Franzosen noch nicht auf dem Kriegstheater von Schlesien, der Mark und Sachsen angekommen waren, nicht unmöglich schien. Der Angriff mifslang aber, und Friedrich wurde für den übrigen Theil des Feldzugs auf die Vertheidigung zurückgeworfen, mufste Böhmen wieder räumen und das eigene Kriegstheater vom Feinde befreien, was ihm nur gelang, indem er sich mit ein und derselben Armee erst gegen die Franzosen, dann gegen die Oesterreicher wandte. Diesen Vortheil verdankte er nur der Vertheidigung.

Im Jahre 1758, wo seine Feinde den Kreis schon enger um ihn gezogen hatten und seine Streitkräfte anfingen in ein sehr ungleiches Verhältnifs zu kommen, wollte er noch eine kleine Offensive in Mähren versuchen; er gedachte Olmütz zu nehmen, ehe seine Gegner unter den Waffen wären; nicht in der Hoffnung, es zu behalten oder gar von da aus weiter vorzuschreiten, sondern um es als ein Aufsenwerk, eine contre-approche gegen die Oesterreicher zu benutzen, die dann den übrigen Feldzug, vielleicht auch noch einen zweiten, darauf verwenden mufsten, es wieder zu nehmen. Auch dieser Angriff mifslang. Friedrich gab nun den Gedanken an jede wirkliche Offensive auf, weil er fühlte, wie sie nur das Mifsverhältnifs in den Streitkräften vermehrte. Eine zusammengezogene Aufstellung in der Mitte seiner Länder, in Sachsen und Schlesien, eine Benutzung der kurzen Linien, um die Streitkräfte plötzlich auf dem bedrohten Punkte zu vermehren, eine Schlacht, wo sie unvermeidlich wurde, kleine Invasionen, wo sich die Gelegenheit darbot, und demnächst ein ruhiges Abwarten, ein Aufsparen seiner Mittel für bessere Zeiten, war nun sein Kriegsplan im Grofsen. Nach und nach wurde die Ausführung immer passiver. Da er sah, dafs auch die Siege ihm zu viel kosteten, so versuchte er es, mit noch weniger auszukommen; es kam ihm nur auf Zeitgewinn an, nur auf die Erhaltung dessen, was er noch besafs, er wurde mit dem Boden immer ökonomischer und scheute sich nicht, in ein wahrhaftes Cordonsystem überzugehn. Diesen Namen verdienen sowohl die Stellungen des Prinzen Heinrich in Sachsen als die des Königs im schlesischen Gebirge. In seinen Briefen an den Marquis d'Argens sieht man die Unge-

duld, mit der er den Winterquartieren entgegensieht, und wie froh er ist, wenn er sie wieder beziehen kann, ohne merklich eingebüfst zu haben.

Wer Friedrich hierin tadeln und darin nur seinen gesunkenen Muth sehen wollte, würde, wie uns scheint, ein sehr unüberlegtes Urtheil fällen.

Wenn das verschanzte Lager von Bunzelwitz, die Postirungen des Prinzen Heinrich in Sachsen und des Königs im schlesischen Gebirge uns jetzt nicht mehr als Mafsregeln erscheinen, auf welche man seine letzte Hoffnung setzen kann, weil ein Bonaparte diese taktischen Spinngewebe bald durchstofsen hätte, so mufs man nicht vergessen, dafs die Zeiten sich geändert haben, dafs der Krieg ein ganz anderer geworden, von andern Kräften belebt ist und dafs also damals Stellungen wirksam sein konnten, die es nicht mehr sind, dafs aber auch der Charakter des Gegners Rücksicht verdient. Gegen die Reichsarmee, gegen Daun und Butturlin konnte der Gebrauch von Mitteln, die Friedrich selbst für nichts geachtet haben würde, die höchste Weisheit sein.

Der Erfolg hat diese Ansicht gerechtfertigt. Im ruhigen Abwarten hat Friedrich das Ziel erreicht und Schwierigkeiten umgangen, gegen die seine Kraft zerschellt sein würde.

Das Verhältnifs der Streitkräfte, welche die Russen den Franzosen im Jahr 1812 bei Eröffnung des Feldzugs entgegenzustellen hatten, war noch viel ungünstiger, als es für Friedrich den Grofsen im siebenjährigen Kriege gewesen war. Allein die Russen hatten die Aussicht, sich im Laufe des Feldzugs beträchtlich zu verstärken. Bonaparte hatte ganz Europa zu heimlichen Feinden, seine Macht war auf den äufsersten Punkt hinaufgeschraubt, ein verzehrender Krieg beschäftigte ihn in Spanien, und das weite Rufsland erlaubte durch einen hundert Meilen langen Rückzug die Schwächung der feindlichen Streitkräfte aufs Aeufserste zu treiben. Unter diesen grofsartigen Umständen war nicht allein auf einen starken Rückschlag zu rechnen, wenn das französische Unternehmen nicht gelang (und wie konnte es gelingen, wenn der Kaiser Alexander nicht Frieden machte, oder seine Unterthanen nicht rebellirten?), sondern dieser Rückschlag konnte auch den Untergang des Gegners herbeiführen. Die höchste Weisheit hätte also keinen besseren Kriegsplan angeben können, als derjenige war, welchen die Russen unabsichtlich befolgten.

Dafs man damals nicht so dachte und eine solche Ansicht für eine Extravaganz gehalten haben würde, ist für uns jetzt kein Grund, sie nicht als die richtige aufzustellen. Sollen wir aus der Geschichte lernen, so müssen wir die Dinge, welche sich wirklich zugetragen haben, auch für die Folge als möglich ansehen, und dafs die Reihe der grofsen Begebenheiten, die dem Marsch auf Moskau gefolgt sind, nicht eine Reihe von Zufällen ist, wird Jeder einräumen, der auf ein Urtheil in solchen Dingen Anspruch machen kann. Wäre es den Russen möglich gewesen, ihre Grenzen nothdürftig zu vertheidigen, so wäre zwar ein Sinken der französischen Macht und ein Umschwung des Glücks immer wahrscheinlich geblieben, aber er wäre gewifs nicht so gewaltsam und entscheidend eingetreten. Mit Opfern und Gefahren

(die freilich für jedes andere Land viel gröſser, für die meisten unmöglich gewesen wären) hat Ruſsland diesen ungeheuren Vortheil erkauft.

So wird man immer einen groſsen positiven Erfolg nur durch positive, auf Entscheidung und nicht auf bloſses Abwarten gerichtete Maſsregeln herbeiführen, kurz, man erhält auch in der Vertheidigung den groſsen Gewinn nur durch einen hohen Einsatz[1]).

Neuntes Kapitel.

Kriegsplan, wenn Niederwerfung des Feindes das Ziel ist.

Nachdem wir die verschiedenen Ziele, welche der Krieg haben kann, näher charakterisirt haben, wollen wir die Anordnung des ganzen Krieges für die drei einzelnen Abstufungen[1]) durchgehen, welche sich nach jenen Zielen ergeben haben.

Nach Allem, was wir bis jetzt über den Gegenstand gesagt haben, werden zwei Hauptgrundsätze den ganzen Kriegsplan umfassen und allen übrigen zur Richtung dienen.

Der erste ist: das Gewicht der feindlichen Macht auf so wenige Schwerpunkte als möglich zurückzuführen, wenn es sein kann, auf einen; wiederum den Stoſs gegen diese Schwerpunkte auf so wenige Haupthandlungen als möglich zu beschränken, wenn es sein kann, auf eine; endlich alle untergeordneten Handlungen so untergeordnet als möglich zu halten. Mit einem Wort, der erste Grundsatz ist: so konzentrirt als möglich zu handeln.

Der zweite Grundsatz lautet: so schnell als möglich zu handeln, also keinen Aufenthalt und keinen Umweg ohne hinreichenden Grund stattfinden zu lassen.

Das Reduziren der feindlichen Macht auf einen Schwerpunkt hängt ab:

1. Von dem politischen Zusammenhang derselben. Besteht sie aus Heeren eines Herrn, so hat es meist keine Schwierigkeit; sind es verbündete Heere, von denen das eine als bloſser Bundesgenosse ohne eigenes Interesse handelt, so ist die Schwierigkeit nicht viel gröſser; sind es zu gemeinschaftlichen Zwecken Verbündete, so kommt es auf den Grad der Befreundung an; wir haben davon schon gesprochen.

---

[1]) Immerhin muſs daran erinnert werden, daſs ohne den Zutritt Preuſsens und späterhin anderer Alliirten die Russische Armee, trotz der „ausnahmsweise" glänzenden Erfolge ihrer Vertheidigungscampagne von 1812, nicht in der Lage gewesen wäre, allein ihre Offensive über die eigenen Grenzen hinauszutragen! Wäre die deutsch-österreichische Grenze wirklich die französische gewesen, so wäre auch der verunglückte Feldzug von 1812 für Napoleon nichts anderes gewesen — als ein miſslungener Versuch! Zu einem „Rückschlage" haben ihn erst andere — politische — Elemente gemacht!

[1]) Nämlich: Niederwerfen des Feindes; Angriff mit beschränktem Ziel; Vertheidigung mit beschränktem Ziel!

2. Von der Lage des Kriegstheaters, auf welchem die verschiedenen feindlichen Heere erscheinen.

Sind die feindlichen Kräfte auf einem Kriegstheater in einem Heere beisammen, so bilden sie faktisch eine Einheit und wir brauchen nach dem Uebrigen nicht zu fragen; sind sie auf einem Kriegstheater in getrennten Heeren, die verschiedenen Mächten angehören, so ist die Einheit nicht mehr absolut, es ist aber doch ein hinreichender Zusammenhang der Theile da, um durch einen entschiedenen Stofs gegen einen Theil den andern mitfortzureifsen. Sind die Heere auf benachbarten, durch keine grofsen Naturgegenstände getrennten Kriegstheatern aufgestellt, so fehlt es auch hier noch nicht an dem entschiedenen Einflufs des einen auf das andere; sind die Kriegstheater aber sehr weit von einander entfernt, liegen neutrale Strecken, grofse Gebirge u. s. w. dazwischen, so ist der Einflufs sehr zweifelhaft und sogar unwahrscheinlich; liegen sie gar an ganz verschiedenen Seiten des bekriegten Staates, so dafs die Wirkungen gegen dieselben in excentrischen Linien auseinandergehen, so ist fast die Spur jedes Zusammenhanges verschwunden.

Wenn Preufsen von Rufsland und Frankreich zugleich bekriegt würde, so wäre das in Beziehung auf die Kriegführung so gut, als wenn es zwei verschiedene Kriege wären; allenfalls würde die Einheit in den Unterhandlungen zum Vorschein kommen.

Die sächsische und die österreichise Kriegsmacht im siebenjährigen Kriege waren dagegen als eine zu betrachten; was die eine litt, mufste die andere mitempfinden, theils weil die Kriegstheater in derselben Richtung für Friedrich den Grofsen lagen, theils weil Sachsen gar keine politische Selbständigkeit hatte.

So viel Feinde Bonaparte im Jahr 1813 in Deutschland zu bekämpfen hatte, so lagen sie ihm doch alle ziemlich nach einer Richtung hin und die Kriegstheater ihrer Heere standen in einer nahen Verbindung und starken Wechselwirkung. Hätte er irgendwo durch Vereinigung seiner Kräfte die Hauptmacht überwältigen können, so hätte er dadurch über alle Theile entschieden. Wenn er die böhmische Hauptarmee geschlagen hätte, über Prag gegen Wien vorgedrungen wäre, so hätte Blücher bei dem besten Willen nicht in Sachsen bleiben können, weil man ihn nach Böhmen zu Hülfe gerufen haben würde, und dem Kronprinzen von Schweden würde es sogar an gutem Willen gefehlt haben, in der Mark zu bleiben.

Dagegen wird es für Oesterreich immer schwer sein, wenn es den Krieg gegen Frankreich am Rhein und in Italien zugleich führt, durch einen erfolgreichen Stofs auf einem dieser Kriegstheater über das andere mit zu entscheiden. Theils trennt die Schweiz mit ihren Bergen beide Kriegstheater zu stark, theils ist die Richtung der Strafsen auf beiden excentrisch. Frankreich dagegen kann schon eher durch einen entscheidenden Erfolg auf dem einen über das andere mitentscheiden, weil die Richtung seiner Kräfte auf beiden konzentrisch gegen Wien und den Schwerpunkt der österreichischen Monarchie führt; ferner kann man sagen, dafs es leichter von Italien aus über das rheinische Kriegstheater als umgekehrt mitentscheiden kann, weil

der Stoſs von Italien aus mehr auf das Centrum und der vom Rhein aus mehr auf den Flügel der österreichischen Macht trifft.

Es geht hieraus hervor, daſs der Begriff von getrennter und zusammenhängender feindlicher Macht auch durch alle Stufenverhältnisse fortläuft, und daſs man also erst im einzelnen Fall übersehen kann, welchen Einfluſs die Begebenheiten des einen Kriegstheaters auf das andere haben werden, wonach sich erst dann ausmachen läſst, inwiefern man die verschiedenen Schwerpunkte der feindlichen Macht auf einen zurückführen kann.

Von dem Grundsatz, alle Kraft gegen den Schwerpunkt der feindlichen Macht zu richten, giebt es nur eine Ausnahme: wenn nämlich Nebenunternehmungen ungewöhnliche Vortheile versprechen, und doch setzen wir dabei voraus, daſs entschiedene Ueberlegenheit uns dazu in den Stand setzt, ohne auf dem Hauptpunkte zu viel zu wagen.

Als General Bülow im Jahre 1814 nach Holland marschirte, konnte man voraussehen, daſs die dreiſsigtausend Mann seines Korps nicht allein eben so viel Franzosen neutralisiren, sondern auch den Holländern und Engländern Gelegenheit geben würden, mit Kräften aufzutreten, die sonst gar nicht in Wirksamkeit gekommen wären.

So wird also der erste Gesichtspunkt beim Entwurf eines Kriegsplanes der sein, die Schwerpunkte der feindlichen Macht zu ermitteln und sie wo möglich auf einen zurückzuführen. Der zweite wird sein: die Kräfte, welche gegen diesen Schwerpunkt gebraucht werden sollen, zu einer Haupthandlung zu vereinigen.

Hier können sich nun folgende Gründe für ein Theilen und Trennen der Streitkräfte darbieten:

1. Die ursprüngliche Aufstellung der Streitkräfte, also auch die Lage der im Angriff begriffenen Staaten.

Wenn die Vereinigung der Streitkräfte Umwege und Zeitverlust verursacht und die Gefahr beim getrennten Vordringen nicht zu groſs ist, so kann dasselbe dadurch gerechtfertigt sein; denn eine nicht nothwendige Vereinigung der Kräfte mit groſsem Zeitverlust zu bewerkstelligen und dem ersten Stoſs dadurch seine Frische und Schnellkraft zu benehmen, wäre gegen den zweiten von uns aufgestellten Hauptgrundsatz. In allen Fällen, in welchen man Aussicht hat, den Feind einigermaſsen zu überraschen, wird dies eine besondere Rücksicht verdienen.

Aber wichtiger ist noch der Fall, wenn der Angriff von verbündeten Staaten unternommen wird, die gegen den angegriffenen Staat nicht auf einer Linie, nicht hinter, sondern neben einander liegen. Wenn Preuſsen und Oesterreich den Krieg gegen Frankreich unternehmen, so wäre es eine sehr fehlerhafte, Zeit und Kräfte verschwendende Maſsregel, wenn die Heere beider Mächte von einem Punkte aus vorgehen wollten, da die natürliche Richtungslinie der Preuſsen vom Niederrhein und der Oesterreicher vom Oberrhein auf das Herz von Frankreich geht. Die Vereinigung könnte also hier nicht ohne Aufopferung erreicht werden, es wäre daher in dem einzelnen Fall die Frage zu entscheiden, ob sie so nothwendig, daſs ihr diese Opfer gebracht werden müssen.

2. Das getrennte Vorgehen kann gröfsere Erfolge darbieten.

Da hier von dem getrennten Vorgehen gegen einen Schwerpunkt die Rede ist, so setzt das ein konzentrisches Vorgehen voraus. Ein getrenntes Vorgehen auf parallelen oder exzentrischen Linien gehört in die Rubrik der Nebenunternehmungen, von denen wir schon gesprochen haben.

Nun gewährt jeder konzentrische Angriff in der Strategie wie in der Taktik die Aussicht auf gröfsere Erfolge; denn wenn er gelingt, so ist nicht ein einfaches Werfen, sondern mehr oder weniger ein Abschneiden der feindlichen Armeen die Folge davon. Der konzentrische Angriff ist also immer der erfolgreichere, aber wegen der getrennten Theile und des vergröfserten Kriegstheaters auch der gewagtere; es verhält sich damit wie mit Angriff und Vertheidigung: die schwächere Form stellt die gröfseren Erfolge in Aussicht.

Es kommt also darauf an, ob sich der Angreifende stark genug fühlt, nach diesem grofsen Ziel zu streben.

Als Friedrich der Grofse im Jahre 1757 in Böhmen vordringen wollte, that er es mit getrennter Macht von Sachsen und Schlesien aus. Die beiden Hauptgründe dafür waren, dafs seine Macht im Winter so aufgestellt war, dafs ein Zusammenziehen derselben auf einen Punkt dem Stofse das Ueberraschende genommen haben würde; der andere, dafs durch dieses konzentrische Vordringen jedes der beiden österreichischen Kriegstheater in seiner Flanke und im Rücken bedroht wurde. Die Gefahr, welcher sich Friedrich der Grofse dabei aussetzte, bestand darin, dafs eine seiner beiden Armeen von überlegener Macht zu Grunde gerichtet werden konnte; verstanden die Oesterreicher das nicht, so konnten sie die Schlacht entweder nur im Centrum annehmen, oder sie liefen Gefahr, auf der einen oder andern Seite ganz aus ihrer Rückzugslinie herausgeworfen zu werden und eine Katastrophe zu erleiden; dies war der erhöhte Erfolg, welchen dieses Vordringen dem Könige versprach. Die Oesterreicher zogen die Schlacht im Centrum vor, aber Prag, wo sie sich aufstellten, lag noch zu sehr im Einflufs des umfassenden Angriffs, der, weil sie sich ganz leidend verhielten, Zeit hatte, seine letzte Wirksamkeit zu erreichen. Die Folge hiervon war, als sie die Schlacht verloren, eine wahre Katastrophe; denn dafs zwei Drittel der Armee mit dem kommandirenden General sich in Prag einschliefsen lassen mufsten, kann wohl dafür gelten.

Dieser glänzende Erfolg bei Eröffnung des Feldzugs wurde durch das Wagstück des konzentrischen Angriffs erlangt. Wenn Friedrich die Präzision seiner eigenen Bewegungen, die Energie seiner Generale, die moralische Ueberlegenheit seiner Truppen auf der einen Seite und die Schwerfälligkeit der Oesterreicher auf der andern für hinreichend hielt, um seinem Plan Erfolg zu versprechen, wer konnte ihn tadeln? Aber diese moralischen Gröfsen dürfen nicht aus dem Kalkül weggelassen und allein der einfachen geometrischen Form des Angriffs der Erfolg zugeschrieben werden. Man denke nur an den nicht weniger glänzenden Feldzug Bonaparte's im Jahre 1796, wo die Oesterreicher für ein konzentrisches Vordringen in Italien so auffallend bestraft wurden. Die Mittel, welche dem französischen General

hier zu Gebote standen, hätten (mit Ausschlufs der moralischen) auch dem österreichischen Feldherrn im Jahre 1757 zu Gebote gestanden, und zwar noch mehr, denn er war nicht, wie Bonaparte, schwächer als sein Gegner. Wo man also befürchten mufs, dem Gegner durch ein getrenntes konzentrisches Vordringen die Möglichkeit zu verschaffen, vermittelst der inneren Linien die Ungleichheit der Streitkräfte aufzuheben, da ist es nicht anzurathen, und wenn es der Lage der Streitkräfte wegen stattfinden mufs, als ein nothwendiges Uebel zu betrachten.

Wenn wir von diesem Gesichtspunkt aus einen Blick auf den Plan werfen, welcher im Jahr 1814 für das Eindringen in Frankreich entworfen wurde, so können wir ihn unmöglich billigen. Die russische, österreichische und preufsische Armee befanden sich auf einem Punkt bei Frankfurt a. M. in der natürlichsten und geradesten Richtung gegen den Schwerpunkt der französischen Monarchie. Man trennte sie, um mit einer Armee von Mainz her, mit der andern durch die Schweiz in Frankreich einzudringen. Da der Feind so schwach an Kräften war, dafs an eine Vertheidigung der Grenze nicht gedacht werden konnte, so war der ganze Vortheil, welchen man von diesem konzentrischen Vordringen, wenn es gelang, zu erwarten hatte, dafs, während man mit der einen Armee Lothringen und den Elsafs eroberte, mit der andern die Franche-Comté genommen wurde. War dieser kleine Vortheil der Mühe werth, nach der Schweiz zu marschiren? — Wir wissen wohl, dafs noch andere (übrigens eben so schlechte) Gründe für diesen Marsch entschieden haben, wir bleiben aber hier bei dem Element stehen, von dem wir gerade handeln.

Von der andern Seite war Bonaparte der Mann, der die Vertheidigung gegen einen konzentrischen Angriff sehr wohl verstand, wie sein meisterhafter Feldzug von 1796 gezeigt hatte, und wenn man ihm auch an Truppenzahl bedeutend überlegen war, so räumte man doch bei jeder Gelegenheit ein, wie sehr er es als Feldherr sei. Er kam zu spät bei seiner Armee unweit Chalons an, dachte überhaupt zu geringschätzig von seinen Gegnern, und doch fehlte wenig, dafs er die beiden Armeen unvereinigt getroffen hätte; und wie fand er sie bei Brienne? Blücher hatte von seinen 65,000 Mann nur 27,000 Mann bei sich, und die Hauptarmee von 200,000 Mann nur 100,000. Es war unmöglich, dem Gegner ein besseres Spiel zu bereiten. Auch fühlte man von dem Augenblick, wo es zum Handeln kam, kein gröfseres Bedürfnifs als die Wiedervereinigung.

Wir glauben nach allen diesen Betrachtungen, dafs, wenn der konzentrische Angriff auch an sich das Mittel zu gröfseren Erfolgen ist, er doch hauptsächlich nur aus der ursprünglichen Vertheilung der Streitkräfte hervorgehen soll, und dafs es wenig Fälle geben wird, in welchen man recht handelt, um seinetwillen die kürzeste und einfachste Richtung der Kräfte zu verlassen.

3. Die Ausbreitung eines Kriegstheaters kann ein Grund zum getrennten Vorgehen sein.

Wenn eine angreifende Armee von einem Punkt aus vorgeht und mit Erfolg weiter in das feindliche Land eindringt, so wird zwar der Raum,

welchen sie beherrscht, nicht genau auf die Wege, die sie zieht, beschränkt bleiben, sondern sich etwas erweitern, doch wird dies, wenn wir uns dieses Bildes bedienen dürfen, sehr von der Dichtigkeit und Cohäsion des feindlichen Staates abhängen. Hängt der feindliche Staat nur locker zusammen, ist sein Volk weichlich und des Krieges entwöhnt, so wird, ohne dafs wir viel dazu thun, sich hinter unserem siegreichen Heer ein weiter Landstrich öffnen; haben wir es aber mit einem tapfern und treuen Volke zu thun, so wird der Raum hinter unserem Heere ein mehr oder weniger schmales Dreieck sein.

Um diesem Uebel vorzubeugen, hat der Vorgehende das Bedürfnifs, sein Vordringen in einer gewissen Breite anzuordnen. Ist die feindliche Macht auf einem Punkt vereinigt, so kann diese Breite nur so lange beibehalten werden, als wir nicht in Contact mit ihr gerathen, und mufs sich gegen ihren Aufstellungspunkt hin verengen; das ist an sich verständlich.

Aber wenn der Feind sich selbst in einer gewissen Breite aufgestellt hat, so würde eine gleiche Vertheilung unserer Streitkräfte an sich nichts Widersinniges haben. Wir sprechen hier von einem Kriegstheater oder von mehreren, die aber nahe bei einander liegen. Offenbar ist dies also da der Fall, wo nach unserer Ansicht die Hauptunternehmung über die Nebenpunkte mitentscheiden soll.

Kann man es nun immer darauf ankommen lassen und darf man sich der Gefahr aussetzen, welche daraus entsteht, wenn der Einflufs des Hauptpunktes auf die Nebenpunkte nicht grofs genug ist? Verdient das Bedürfnifs einer gewissen Breite des Kriegstheaters nicht eine besondere Rücksicht?

Hier wie überall ist es unmöglich, die Zahl der Combinationen zu erschöpfen, die stattfinden können; aber wir behaupten, dafs mit wenig Ausnahmen die Entscheidung auf dem Hauptpunkte die Nebenpunkte mittreffen werde. Nach diesem Grundsatz ist also die Handlung in allen Fällen einzurichten, in welchen nicht offenbar das Gegentheil stattfindet.

Als Bonaparte in Rufsland eindrang, durfte er mit Recht glauben, die Streitkräfte der Russen an der oberen Düna durch die Ueberwältigung der Hauptmacht mitfortreifsen zu können. Er liefs Anfangs nur das Korps von Oudinot gegen sie stehen, allein Wittgenstein ging zum Angriff über, und Bonaparte war genöthigt, auch noch das sechste Korps dahin zu schicken.

Dagegen hatte er vom Beginn des Feldzugs an einen Theil seiner Streitkräfte gegen Bagration gerichtet; dieser aber wurde von der rückgängigen Bewegung der Mitte mitfortgerissen, und Bonaparte konnte diese Streitkräfte wieder an sich ziehen. Hätte Wittgenstein nicht die zweite Hauptstadt zu decken gehabt, so würde auch er der rückgängigen Bewegung der Hauptarmee unter Barclay gefolgt sein.

In den Jahren 1805 und 1809 haben Bonaparte's Siege bei Ulm und Regensburg über Italien und Tyrol mitentschieden, obgleich das erstere doch ein ziemlich entlegenes, für sich bestehendes Kriegstheater bildete. Im Jahr 1806 hat er bei Jena und Auerstädt über Alles entschieden, was in Westfalen, Hessen und auf der Frankfurter Strafse gegen ihn geschehen konnte.

Unter der Menge von Umständen, welche auf den Widerstand der Seitentheile Einflufs haben können, treten hauptsächlich zwei hervor.

Der erste ist: wenn man, wie in Rufsland, einem Lande von grofsen Dimensionen und verhältnifsmäfsig auch grofsen Kräften, den entscheidenden Schlag auf dem Hauptpunkte lange verzögern kann und nicht genöthigt ist, dort Alles in der Eile zusammenzuraffen.

Der zweite: wenn (wie im Jahr 1806 Schlesien) ein Seitenpunkt durch eine grofse Zahl von Festungen ungewöhnliche Selbständigkeit bekommt. Und doch hat Bonaparte diesen Punkt mit grofser Geringschätzung behandelt, indem er, obgleich er ihn bei seinem Marsch auf Warschau völlig hinter sich lassen mufste, doch nur 20,000 Mann unter seinem Bruder Jerome dagegen verwendete.

Ergiebt sich nun in einem Falle, dafs der Schlag auf den Hauptpunkt die Seitenpunkte höchst wahrscheinlich nicht erschüttern wird oder nicht erschüttert hat, und hat der Feind auf diesen Punkten noch Streitkräfte, so werden diesen — ein nothwendiges Uebel — angemessene entgegengestellt werden müssen, weil man seine Verbindungslinie nicht von Hause aus absolut preisgeben kann.

Die Vorsicht aber kann noch einen Schritt weitergehen; sie kann fordern, dafs das Vorschreiten gegen den Hauptpunkt mit dem Vorschreiten auf Nebenpunkten genau Schritt halte, und dafs folglich jedesmal mit dem Hauptunternehmen innegehalten werde, wenn die Nebenpunkte des Feindes nicht weichen wollen.

Dieser Grundsatz würde dem unsrigen, Alles in eine Haupthandlung so viel als möglich zu vereinigen, zwar nicht geradezu widersprechen, allein der Geist, aus welchem er entspringt, ist dem Geist, in welchem der unsrige gedacht ist, vollkommen entgegen. Aus der Befolgung dieses Grundsatzes würde ein solches Abmessen der Bewegung, ein solches Lähmen der Stofskraft, ein solches Spiel von Zufällen, ein solcher Zeitverlust entstehen, dafs sich dies mit einer Offensive, die auf die Niederwerfung des Gegners gerichtet ist, praktisch durchaus nicht vertrüge.

Die Schwierigkeit wird noch gröfser, wenn die Kräfte dieser Nebenpunkte sich excentrisch zurückziehen können, — was würde da aus der Einheit unseres Stofses werden?

Wir müssen uns also gegen die Abhängigkeit des Hauptangriffs von den Nebenpunkten als Grundsatz durchaus erklären und behaupten, dafs ein auf die Niederwerfung des Gegners gerichteter Angriff, der nicht die Kühnheit hat, wie eine Pfeilspitze gegen das Herz des feindlichen Staates hinzuschiefsen, sein Ziel nicht erreichen kann.

4. Endlich liegt noch in der Erleichterung des Unterhaltes ein vierter[*]) Grund zum getrennten Vorgehen.

Es ist freilich viel angenehmer, mit einer kleinen Armee durch eine wohlhabende Provinz zu ziehen als mit einer grofsen durch eine arme; aber bei zweckmäfsigen Mafsregeln und einem an Entbehrung gewöhnten Heere

[*]) Heutzutage oft schlechthin „zwingender“ Grund.

ist das Letztere nicht unmöglich, und es sollte also das Erstere niemals so viel Einflufs auf unsere Entschlüsse haben, um uns einer grofsen Gefahr auszusetzen.

Wir haben nun hiermit den Gründen für die Trennung der Kräfte, durch welche die eine Haupthandlung in mehrere zerlegt wird, ihr Recht eingeräumt und werden nicht zu tadeln wagen, wenn die Trennung nach einem dieser Gründe mit deutlichem Bewufstsein des Zweckes und sorgfältiger Abwägung der Vortheile und Nachtheile geschieht.

Wenn aber, wie es gewöhnlich geschieht, von einem gelehrten Generalstabe der Plan blofs aus Gewohnheit so gemacht wird, wenn die verschiedenen Kriegstheater wie die Felder im Schachspiel, jedes mit seinem Theil, vorher besetzt werden müssen, ehe die Züge anfangen, wenn sich diese Züge mit einer eingebildeten Combinationsweisheit in verwickelten Linien und Verhältnissen dem Ziele nähern, wenn die Heere sich heute trennen müssen, um ihre ganze Kunst darin bestehen zu lassen, sich in vierzehn Tagen mit gröfster Gefahr wieder zu vereinigen — dann haben wir einen Abscheu vor diesem Verlassen des geraden, einfachen, schlichten Weges, um sich absichtlich in lauter Verwirrung zu stürzen. Diese Thorheit tritt um so leichter ein, je weniger es der oberste Feldherr ist, der den Krieg leitet und ihn in dem Sinne, den wir im ersten Kapitel angedeutet haben, als eine einfache Handlung seines mit ungeheuren Kräften ausgerüsteten Individuums führt, je mehr also der ganze Plan in der Fabrik eines unpraktischen Generalstabes entstanden und aus den Ideen eines Dutzend Halbwisser hervorgegangen ist. —

Wir haben nun noch den dritten Theil unseres ersten Grundsatzes zu bedenken: nämlich die untergeordneten Theile so untergeordnet als möglich zu halten.

Indem man den ganzen kriegerischen Akt auf ein einfaches Ziel zurückzuführen strebt und dieses so viel als möglich durch eine grofse Handlung zu erreichen sucht, beraubt man die übrigen Berührungen der gegenseitigen Kriegsstaaten eines Theiles ihrer Selbstständigkeit; sie werden untergeordnete Handlungen. Könnte man Alles absolut in eine einzige zusammendrängen, so würden jene Berührungspunkte ganz neutralisirt werden; das ist aber selten möglich und es kommt also darauf an, sie so in Schranken zu halten, dafs sie der Hauptsache nicht zu viel Kräfte entziehen.

Wir behaupten zunächst, dafs der Kriegsplan diese Tendenz selbst dann haben mufs, wenn es nicht möglich ist, den ganzen feindlichen Widerstand auf einen Schwerpunkt zurückzuführen, wenn man also in dem Fall ist, wie wir uns schon einmal ausgedrückt haben, zwei fast ganz verschiedene Kriege zu gleicher Zeit zu führen. Immer mufs der eine als die Hauptsache angesehen werden, auf welche sich vorzugsweise die Kräfte und Thätigkeiten richten.

Bei dieser Ansicht ist es vernünftig, angriffsweise nur nach dieser einen Hauptseite vorzugehen, auf der andern aber vertheidigend zu bleiben. Nur wo ungewöhnliche Umstände zu einem Angriff einladen, würde er zu rechtfertigen sein.

Ferner wird man diese Vertheidigung, welche auf den untergeordneten

Punkten stattfindet, mit so wenigen Kräften als möglich zu führen und alle Vortheile zu benutzen suchen, welche diese Widerstandsform zu gewähren vermag.

Noch viel mehr wird diese Ansicht für alle Kriegstheater gelten, auf welchen zwar auch Heere verschiedener Mächte auftreten, aber doch solche, die in dem allgemeinen Schwerpunkte mitgetroffen werden.

Gegen den Feind aber, welchem der Hauptstofs gilt, kann es hiernach auf Neben-Kriegstheatern keine Vertheidigung mehr geben. Der Hauptangriff selbst und die durch andere Rücksichten herbeigeführten untergeordneten Angriffe machen diesen Stofs aus und machen jede Vertheidigung von Punkten, welche durch sie nicht unmittelbar gedeckt werden, überflüssig. Auf die Hauptentscheidung kommt es an, durch sie wird jeder Verlust eingebracht. Reichen die Kräfte hin, eine solche Hauptentscheidung vernünftigerweise zu suchen, so kann die Möglichkeit des Fehlschlagens nicht ein Grund werden, sich in jedem Fall auf anderen Punkten vor Schaden zu hüten; denn dieses Fehlschlagen wird eben dadurch viel wahrscheinlicher[*]), und es entsteht also hier in unserer Handlung ein Widerspruch.

Dieses Vorherrschen der Haupthandlung über die untergeordneten soll auch selbst bei den einzelnen Gliedern des ganzen Angriffs stattfinden. Da aber meist aus anderweitigen Gründen bestimmt wird, welche Kräfte von dem einen Kriegstheater und welche von dem andern gegen den gemeinschaftlichen Schwerpunkt vordringen sollen, so kann hier nur gemeint sein, dafs ein Bestreben vorhanden sein mufs, die Haupthandlung vorwalten zu lassen, denn es wird Alles einfacher und weniger Zufällen unterworfen sein, je mehr dieses Vorwalten erreicht werden kann.

Der zweite Grundsatz betrifft den schnellen Gebrauch der Streitkräfte.

Jeder unnütze Zeitaufwand, jeder unnütze Umweg ist eine Verschwendung der Kräfte und also den Grundsätzen der Strategie zuwider.

Sehr wichtig ist die Erinnerung, dafs der Angriff überhaupt fast seinen einzigen Vortheil in der Ueberraschung besitzt, durch welche die Eröffnung der Scene wirken kann. Das Plötzliche und Unaufhaltsame sind seine stärksten Schwingen, und wo es auf die Niederwerfung des Gegners ankommt, kann er dieser selten entbehren.

Hiermit fordert die Theorie also die kürzesten Wege zum Ziel und schliefst die zahllosen Diskussionen über rechts und links, hierhin oder dorthin, von der Betrachtung ganz aus.

Wenn wir an das erinnern, was wir in dem Kapitel von dem Gegenstand des strategischen Angriffs über die Herzgrube der Staaten gesagt haben, ferner an das, was im vierten Kapitel dieses Buches über den Einflufs der Zeit vorkommt, so, glauben wir, bedarf es keiner weiteren Entwickelungen, um zu zeigen, dafs jenem Grundsatz der Einflufs wirklich gebühre, welchen wir für ihn fordern.

Bonaparte hat niemals anders gehandelt. Die nächste Hauptstrafse von

[*]) Ein nicht genug zu beherzigendes Wort!

Heer zu Heer oder von Hauptstadt zu Hauptstadt war ihm immer der liebste Weg.

Und worin wird nun die Haupthandlung bestehen, auf welche wir Alles zurückgeführt und für welche wir eine rasche und unumwundene Vollziehung gefordert haben [4])?

Was die Niederwerfung des Feindes sei, haben wir, so viel es sich im Allgemeinen thun läfst, im vierten Kapitel gesagt, und es wäre unnütz, es zu wiederholen. Worauf es auch dabei im einzelnen Fall am Ende ankommen mag, so ist doch der Anfang dazu überall derselbe, nämlich: die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, d. h. ein grofser Sieg über dieselbe und ihre Zertrümmerung. Je früher d. h. je näher an unseren Grenzen dieser Sieg gesucht wird, um so leichter ist er; je später d. h. je tiefer im feindlichen Lande er erfochten wird, um so entscheidender ist er. Hier wie überall halten sich die Leichtigkeit des Erfolgs und die Gröfse desselben das Gleichgewicht.

Sind wir also der feindlichen Streitkraft nicht so überlegen, dafs der Sieg unzweifelhaft ist, so müssen wir sie, d. h. ihre Hauptmacht, wo möglich aufsuchen. Wir sagen: wo möglich, denn wenn dieses Aufsuchen zu grofsen Umwegen, falschen Richtungen und Zeitverlust für uns führte, so könnte es leicht ein Fehler werden. Findet sich die feindliche Hauptmacht nicht auf unserem Wege, und können wir, weil es sonst gegen unser Interesse ist, sie nicht aufsuchen, so dürfen wir sicher sein, sie später zu finden, denn sie wird nicht säumen, sich uns entgegen zu werfen. Wir werden dann, wie wir eben gesagt haben, unter weniger vortheilhaften Umständen schlagen, — ein Uebel, dem wir uns unterziehen müssen. Gewinnen wir die Schlacht dennoch, so wird sie um so entscheidender sein.

Hieraus folgt, dafs in dem angenommenen Falle ein absichtliches Vorbeigehen der feindlichen Hauptmacht, wenn sie sich schon auf unserem Wege befindet, ein Fehler sein würde, wenigstens insofern man dabei eine Erleichterung des Sieges beabsichtigte.

Dagegen folgt aus dem Obigen, dafs man bei einer sehr entschiedenen Ueberlegenheit der feindlichen Hauptmacht absichtlich vorbeigehen könne, um späterhin eine entscheidendere Schlacht zu liefern.

Wir haben von einem vollständigen Siege, also von einer Niederlage des Feindes und nicht von einer blofs gewonnenen Schlacht gesprochen. Zu einem solchen Siege aber gehört ein umfassender Angriff oder eine Schlacht mit verwandter Fronte, denn beide geben dem Ausgang jedesmal einen entscheidenden Charakter. Es gehört also zum Wesentlichen des Kriegsplanes, dafs wir uns darauf einrichten, sowohl was die Masse der Streitkräfte betrifft, die nöthig, als die Richtungen, welche ihnen zu geben sind, wovon das Weitere im Kapitel von dem Feldzugsplan gesagt werden soll.

Dafs auch Schlachten mit gerader Fronte zu vollkommenen Niederlagen

[4]) Von hier ab nimmt sich die Fortsetzung der nächsten Seiten gradezu wie eine ahnungsvolle Voraussagung der Ereignisse von 1870—71 aus!
Das Selbsterlebte macht hier weitere Kommentare unnütz!

führen, ist zwar nicht unmöglich, und es fehlt nicht an Beispielen davon in der Kriegsgeschichte, allein der Fall ist seltener und wird immer seltener, je mehr die Heere sich an Ausbildung und an Gewandtheit ähnlicher werden. Jetzt nimmt man nicht mehr wie bei Blenheim einundzwanzig Bataillone in einem Dorfe gefangen.

Ist nun der grofse Sieg erfochten, so soll von keiner Rast, von keinem Athem holen, von keinem Besinnen, von keinem Feststellen u. s. w. die Rede sein, sondern nur von der Verfolgung, von neuen Stöfsen, wo sie nöthig sind, von der Einnahme der feindlichen Hauptstadt, von dem Angriff der feindlichen Hülfsheere oder was sonst als Stützpunkt des feindlichen Staates erscheint.

Führt uns der Strom des Sieges an feindlichen Festungen vorbei, so hängt es von unserer Stärke ab, ob sie belagert werden sollen oder nicht. Bei grofser Ueberlegenheit wäre es ein Zeitverlust, sich ihrer nicht so früh als möglich zu bemächtigen; sind wir aber des ferneren Erfolges an der Spitze nicht sicher, so müssen wir uns vor den Festungen mit so Wenigem als möglich behelfen, und das schliefst die gründliche Belagerung derselben aus. Von dem Augenblick an, wo die Belagerung einer Festung uns zwingt mit dem Vorschreiten des Angriffs inne zu halten, hat dieser in der Regel seinen Kulminationspunkt erreicht. Wir fordern also ein schnelles, rastloses Vordringen und Nachdringen der Hauptmacht; wir haben es schon verworfen, dafs sich dieses Vorschreiten auf dem Hauptpunkte nach dem Erfolg auf den Nebenpunkten richtet; die Folge hiervon wird sein, dafs in allen gewöhnlichen Fällen unser Hauptheer nur einen schmalen Landstrich hinter sich behält, welchen es sein nennen kann, und der also sein Kriegstheater ausmacht. Wie dies die Stofskraft an der Spitze schwächt, und die Gefahren, welche dem Angreifenden daraus erwachsen, haben wir früher gezeigt. Wird diese Schwierigkeit, wird dieses innere Gegengewicht nicht einen Punkt erreichen können, der das weitere Vordringen hemmt? Allerdings kann das sein. Aber so wie wir bereits oben behauptet haben, dafs es ein Fehler wäre, von Anfang an dieses verengte Kriegstheater vermeiden zu wollen und um dieses Zweckes willen dem Angriff seine Schnellkraft zu benehmen, so behaupten wir auch jetzt: so lange der Feldherr seinen Gegner noch nicht niedergeworfen hat, so lange er glaubt, stark genug zu sein, um das Ziel zu gewinnen, so lange mufs er es auch verfolgen. Er thut es vielleicht mit steigender Gefahr, aber auch mit steigender Gröfse des Erfolgs. Kommt ein Punkt, wo er es nicht wagt weiterzugehen, wo er glaubt für seinen Rücken sorgen, sich rechts und links ausbreiten zu müssen, — wohlan, so ist dies höchst wahrscheinlich sein Kulminationspunkt. Die Flugkraft ist dann zu Ende, und wenn der Gegner nicht niedergeworfen ist, wird es höchst wahrscheinlich nicht mehr geschehen.

Alles, was er zur intensiven Ausbildung seines Angriffs durch Eroberung von Festungen, Pässen, Provinzen thut, ist zwar noch ein langsames Vorschreiten, aber nur ein relatives, kein absolutes mehr. Der Feind ist nicht mehr auf der Flucht, er rüstet sich vielleicht schon zu erneuertem Widerstand, und es ist also schon möglich, dafs, obgleich der Angreifende noch intensiv vorschreitet, die Lage des Vertheidigers mit jedem Tage besser wird.

Kurz, wir kommen darauf zurück: es giebt in der Regel nach einem nothwendigen Halt keinen zweiten Anlauf.

Die Theorie fordert also nur, dafs, so lange die Absicht besteht, den Feind niederzuwerfen, auch rastlos gegen ihn vorgeschritten werde; giebt der Feldherr dieses Ziel auf, weil er die Gefahr zu grofs findet, so thut er recht, inne zu halten und sich auszubreiten. Die Theorie tadelt dies nur, wenn er es thut, um dadurch zum Niederwerfen des Gegners geschickter zu werden.

Wir sind nicht so thöricht, zu behaupten, es gebe kein Beispiel von Staaten, die nach und nach aufs Aeufserste gebracht worden wären. Erstlich ist der von uns aufgestellte Satz keine absolute Wahrheit, von der eine Ausnahme unmöglich wäre, sondern er gründet sich nur auf den wahrscheinlichen und gewöhnlichen Erfolg; sodann mufs man unterscheiden, ob der Untergang eines Staates sich auch wirklich nach und nach vollzogen hat, oder ob er das Ergebnifs des ersten Feldzugs war. Nur von dem letzteren Fall sprechen wir hier, denn nur in ihm findet jene Spannung der Kräfte statt, die den Schwerpunkt der Last entweder überwältigt, oder in Gefahr ist, von ihm überwältigt zu werden. Wenn man sich im ersten Jahre einen mäfsigen Vortheil verschafft, zu diesem im folgenden einen andern hinzufügt und so nach und nach langsam gegen das Ziel vorschreitet, so findet sich nirgends eine eminente Gefahr, aber dafür ist sie auf viele Punkte vertheilt. Jeder Zwischenraum von einem Erfolg zum andern giebt dem Feinde neue Aussichten; die Wirkungen des früheren Erfolges haben auf den späteren einen sehr geringen Einflufs, oft keinen, oft einen negativen, weil der Feind sich erholt oder gar zu gröfserem Widerstand entflammt wird oder neue Hülfe von aufsen bekommt, während da, wo Alles in einem Zuge geschieht, der gestrige Erfolg den heutigen mit sich fortreifst, der Brand am Brande sich entzündet. Wenn es Fälle giebt, in denen Staaten durch successive Stöfse überwältigt worden sind, wo sich also die Zeit dem Vertheidiger, dessen Patron sie ist, verderblich gezeigt hat, — wie unendlich viel zahlreicher sind die Beispiele, wo die Absicht des Angreifenden darüber ganz verfehlt wurde. Man denke nur an den Erfolg des siebenjährigen Krieges, wo die Oesterreicher das Ziel mit so viel Gemächlichkeit, Behutsamkeit und Vorsicht zu erreichen suchten, dafs sie es ganz verfehlten.

Bei dieser Ansicht können wir also gar nicht der Meinung sein, dafs die Sorge für ein gehörig eingerichtetes Kriegstheater dem Trieb nach vorwärts immer zur Seite stehen und ihm gewissermafsen das Gleichgewicht halten müsse, sondern wir sehen die Nachtheile, die aus dem Vordringen erwachsen, als ein unvermeidliches Uebel an, welches erst dann Rücksicht verdient, wenn uns nach vornhin keine Hoffnung mehr bleibt.

Bonaparte's Beispiel vom Jahr 1812, weit entfernt, uns von unserer Behauptung zurückzubringen, hat uns vielmehr darin bestärkt.

Sein Feldzug ist nicht mifsrathen, weil er zu schnell und zu weit vorgedrungen ist, wie die gewöhnliche Ansicht lautet, sondern weil die einzigen Mittel zum Erfolg fehlschlugen. Das russische Reich ist kein Land, welches man förmlich erobern, d. h. besetzt halten kann, wenigstens nicht mit den

Kräften jetziger europäischer Staaten und auch nicht mit den 500,000 Mann, die Bonaparte dazu herangeführt hatte. Ein solches Land kann nur durch eigene Schwäche und durch die Wirkungen inneren Zwiespaltes bezwungen werden. Um auf diese schwachen Stellen des politischen Daseins zu stofsen, ist eine bis ins Herz des Staates gehende Erschütterung nothwendig. Nur wenn Bonaparte mit seinem kräftigen Stofs bis Moskau hinreichte, durfte er hoffen den Muth der Regierung und die Treue und Standhaftigkeit des Volkes zu erschüttern. In Moskau hoffte er den Frieden zu finden, und dies war das einzige vernünftige Ziel, welches er sich bei diesem Kriege stecken konnte.

Er führte also seine Hauptmacht gegen die Hauptmacht der Russen, die vor ihm zurück, über das Lager von Drissa hinausstolperte und erst bei Smolensk zum Stehen kam. Er rifs Bagration mit fort, schlug das russische Hauptheer und nahm Moskau ein. Er handelte hier, wie er immer gehandelt hatte; nur auf diese Weise war er der Gebieter Europas geworden, und nur auf diese Weise hatte er es werden können.

Wer also Bonaparte in allen seinen früheren Feldzügen als den gröfsten Feldherrn bewundert, Der soll sich in diesem nicht über ihn erheben.

Wohl ist es erlaubt, eine Begebenheit nach dem Erfolge zu beurtheilen, weil dieser die beste Kritik derselben ist (siehe fünftes Kapitel des zweiten Buches), aber dieses blofs aus dem Erfolg gezogene Urtheil mufs man dann nicht als menschliche Weisheit geltend machen. Die Ursachen eines verunglückten Feldzugs aufsuchen, heifst noch nicht eine Kritik desselben machen; nur wenn man beweist, dafs diese Ursachen nicht hätten übersehen werden oder unbeachtet bleiben sollen, macht man die Kritik und erhebt sich über den Feldherrn.

Nun behaupten wir, dafs, wer in dem Feldzuge von 1812 blos wegen seines ungeheuren Rückschlages eine Absurdität findet, während er beim glücklichen Erfolg darin die erhabensten Kombinationen gesehen hätte, eine völlige Unfähigkeit des Urtheils zeigt.

Wäre Bonaparte in Litthauen stehen geblieben, wie die meisten Kritiker gewollt haben, um sich erst der Festungen zu versichern, deren es übrigens, aufser dem völlig seitwärts gelegenen Riga, kaum eine gab, weil Bobruisk ein kleiner, unbedeutender Waffenplatz ist, so würde er sich für den Winter in ein trauriges Vertheidigungssystem verwickelt haben; dann würden dieselben Leute die Ersten gewesen sein, welche ausgerufen hätten: „Das ist nicht mehr der alte Bonaparte! Wie, nicht einmal zu einer ersten Hauptschlacht hat er es getrieben, er, der seinen Eroberungen durch Siege wie bei Austerlitz und Friedland an den letzten Mauern der feindlichen Staaten das letzte Siegel aufzudrücken pflegte? Die feindliche Hauptstadt, das entblöfste, zum Fall bereite Moskau, hat er zu nehmen zaghaft versäumt und dadurch den Kern bestehen lassen, um den sich neuer Widerstand sammeln konnte? Er hat das unerhörte Glück, diesen entfernten, ungeheuren Kolofs zu überfallen, wie man eine benachbarte Stadt oder wie Friedrich der Grofse das kleine, nahe Schlesien überfällt, und er benutzt diesen Vortheil nicht, hält mitten im Siegeslauf inne, als wenn sich ein böser Geist an seine Fersen

gelegt hätte?" — So würden die Leute nach den Erfolgen geurtheilt haben, denn so sind die Urtheile der meisten Kritiker beschaffen.

Wir sagen dagegen: Der Feldzug von 1812 ist nicht gelungen, weil die feindliche Regierung fest, das Volk treu und standhaft blieb, weil er also nicht gelingen konnte. Es mag ein Fehler Bonapartes gewesen sein, ihn unternommen zu haben, wenigstens hat der Erfolg gezeigt, daſs er sich in seinem Kalkül getäuscht hat, aber wir behaupten, daſs, wenn dieses Ziel gesucht werden sollte, es der Hauptsache nach nicht anders geschehen konnte.

Anstatt sich im Osten einen endlosen, kostbaren Vertheidigungskrieg aufzuladen, wie er ihn schon im Westen zu führen hatte, versuchte Bonaparte das einzige Mittel zum Zweck: mit einem kühnen Schlage dem bestürzten Gegner den Frieden abzugewinnen. Daſs seine Armee dabei zu Grunde ging, war die Gefahr, welcher er sich dabei aussetzte, es war der Einsatz im Spiel, der Preis der groſsen Hoffnung. Ist diese Zerstörung seiner Streitkräfte durch seine Schuld gröſser geworden, als nöthig gewesen wäre, so ist diese Schuld nicht in das weite Vordringen zu setzen, denn dies war Zweck und unvermeidlich, sondern in die späte Eröffnung des Feldzugs, die Menschenverschwendung seiner Taktik, in den Mangel an Sorgfalt für den Unterhalt des Heeres und der Rückzugsstraſse, endlich in den etwas verspäteten Abmarsch von Moskau.

Daſs sich ihm die russischen Armeen an der Beresina vorlegen konnten, um ihn den Rückzug förmlich zu verwehren, ist kein starkes Argument gegen uns. Denn erstens hat gerade der nicht gelungene Versuch gezeigt, wie schwer das wirkliche Abschneiden zu bewirken ist, da sich der Abgeschnittene unter den denkbar ungünstigsten Umständen am Ende doch noch den Weg gebahnt, und dieser ganze Akt zwar zur Vergröſserung seiner Katastrophe beigetragen, aber sie doch nicht wesentlich ausgemacht hat. Zweitens bot nur die seltene Beschaffenheit der Gegend die Mittel dar, es so weit zu treiben, denn ohne die der groſsen Straſse sich quer vorlegenden Sümpfe der Beresina mit ihren waldreichen, unzugänglichen Rändern wäre ein Abschneiden noch weniger möglich gewesen. Drittens giebt es überhaupt kein Mittel, sich gegen eine solche Möglichkeit zu sichern, als, indem man seine Macht in einer gewissen Breite vorführt, was wir schon früher verworfen haben; denn ist man einmal darauf eingegangen, in der Mitte vorzudringen und sich die Seiten durch Heere zu decken, die man rechts und links zurückläſst, so müſste man bei jedem möglichen Unfall eines solchen Heeres mit der Spitze gleich zurückeilen, und dann könnte wohl aus dem Angriff nicht viel werden.

Man kann übrigens gar nicht sagen, daſs Bonaparte seine Seiten vernachlässigt habe. Gegen Wittgenstein blieb eine überlegene Macht stehen; vor Riga stand ein angemessenes Belagerungskorps, welches sogar dort überflüssig war, und im Süden hatte Schwarzenberg 50,000 Mann, womit er Tormassof überlegen und selbst Tschitschagow beinahe gewachsen war; dazu kamen noch 30,000 Mann unter Victor im Mittelpunkt des Rückens. — Selbst im Monat November, also im entscheidenden Augenblick, als sich die russischen Streitkräfte verstärkt hatten und die französischen schon sehr ge-

schwächt waren, war die Ueberlegenheit der Russen im Rücken der Moskauer Armee noch nicht so aufserordentlich. Wittgenstein, Tschitschagow und Sacken bildeten zusammen eine Macht von 110,000 Mann. Schwarzenberg, Regnier, Victor, Oudinot und St. Cyr waren effektiv noch 80,000 Mann stark. Der behutsamste General würde beim Vorgehen seinen Flanken kaum eine gröfsere Streitkraft widmen.

Hätte Bonaparte von den 600,000 Mann, die im Jahr 1812 den Njemen überschritten haben, statt 50,000 die mit Schwarzenberg, Regnier und Macdonald über denselben zurückgegangen sind, 250,000 zurückgebracht, was bei Vermeidung der Fehler, die wir ihm vorgeworfen haben, möglich war, so blieb es ein unglücklicher Feldzug, aber die Theorie hätte nichts dagegen einwenden können, denn über die Hälfte eines Heeres einzubüfsen ist in solchem Fall nichts Ungewöhnliches und nimmt sich für uns nur wegen des grofsen Mafsstabes so aus. —

So viel über die Haupthandlung, ihre nothwendige Tendenz und ihre unvermeidlichen Gefahren. Was die untergeordneten Handlungen betrifft, so mufs vor allen Dingen ein gemeinschaftliches Ziel für alle vorhanden sein, aber dieses Ziel mufs so gestellt werden, dafs es nicht die Thätigkeiten einzelner Theile lähmt. Wenn man vom Ober- und Mittelrhein und von Holland aus gegen Frankreich vordringt, um sich bei Paris zu vereinigen, jede Armee aber nichts wagen, sondern sich so viel wie möglich intact erhalten soll, bis diese Vereinigung erreicht ist, so nennen wir das einen verderblichen Plan. Es entsteht nothwendig ein Abwägen der dreifachen Bewegung, welche Zögerung, Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit in das Vorschreiten jedes Theiles bringt. Besser ist es, jedem Theile seine Aufgabe zuzumessen und nur dahin die Einheit zu setzen, wo diese verschiedenen Thätigkeiten von selbst zur Einheit werden.

Es soll also, wenn die Kriegsmacht zum Angriff auf getrennten Kriegstheatern vorgeht, jedem Heere seine Aufgabe für sich gegeben werden, auf welche es seine Stofskraft zu richten hat. Dafs dies Letztere von allen Seiten geschehe, darauf kommt es an, und nicht darauf, dafs alle verhältnifsmäfsige Vortheile erringen.

Wird einem der Heere seine Rolle zu schwer, weil der Feind eine andere Vertheilung gemacht hat, als wir glaubten, erfährt es Unglücksfälle, so mufs und darf dies keinen Einflufs auf die Thätigkeit der andern haben, oder man würde von Hause aus die Wahrscheinlichkeit des allgemeinen Erfolges gegen sich selbst wenden. Nur wenn die Mehrheit unglücklich ist, oder die Haupt-Theile es sind, darf und mufs dies Einflufs auf die andern haben: alsdann ist nämlich der Fall eines verfehlten Planes eingetreten.

Eben diese Regel gilt für diejenigen Heere und Abtheilungen, welche ursprünglich zur Vertheidigung bestimmt sind und durch einen günstigen Erfolg derselben zum Angriff übergehen können, wenn man nicht vorzieht ihre überflüssigen Streitkräfte auf den Hauptpunkt der Offensive zu verwenden, was hauptsächlich von der geographischen Lage des Kriegstheaters abhängen wird.

Aber was wird unter diesen Umständen aus der geometrischen Gestalt

und Einheit des ganzen Angriffs, was aus Flanken und Rücken der einem geschlagenen Theile benachbarten Abtheilungen?

Das ist es eben, was wir hauptsächlich bekämpfen wollen. Dieses Zusammenleimen eines grofsen Angriffsplanes zu einem geometrischen Viereck ist eine Verirrung in ein falsches Gedankensystem hinein.

Wir haben im funfzehnten Kapitel des dritten Buches gezeigt, dafs das geometrische Element in der Strategie nicht so wirksam ist als in der Taktik, und wir wollen hier nur das dort gefundene Resultat wiederholen, dafs besonders beim Angriff die wirklichen Erfolge auf den einzelnen Punkten durchaus mehr Rücksicht verdienen als die geometrische Figur, welche nach und nach durch die Verschiedenheit der Erfolge entstehen kann.

In jedem Fall aber ist es eine gewisse Sache, dafs bei den grofsen Räumen in der Strategie die Rücksichten und Entschlüsse, welche die geometrische Lage der Theile veranlassen, füglich dem Ober-Feldherrn überlassen bleiben können; dafs also keiner der Unter-Feldherren das Recht hat, nach dem zu fragen, was sein Nachbar thut oder unterläfst, sondern angewiesen werden kann, sein Ziel unbedingt zu verfolgen. Entsteht wirklich ein starkes Mifsverhältnifs daraus, so kann die Abhülfe von oben her immer noch zur rechten Zeit stattfinden. Damit ist denn das Hauptübel dieser getrennten Wirkungsweise entfernt, dafs an die Stelle reeller Dinge eine Menge von Befürchtungen und Voraussetzungen sich in den Verlauf der Begebenheit mischen, dafs jeder Zufall nicht blofs den Theil, den er trifft, sondern consensualisch das Ganze afficirt, und dafs persönlichen Schwächen und persönlicher Feindschaft der Unter-Feldherren ein weites Feld eröffnet wird.

Wir glauben, dafs man diese Ansicht nur dann paradox finden wird, wenn man noch nicht lange und ernst genug die Kriegsgeschichte im Auge gehabt, das Wichtige von dem Unwichtigen getrennt und den ganzen Einflufs der menschlichen Schwächen gewürdigt hat.

Wenn es schon in der Taktik schwer ist, den glücklichen Erfolg eines Angriffs in mehreren getrennten Kolonnen durch die genaue Zusammenstimmung aller Theile zu erhalten, wie das Urtheil aller Erfahrenen einräumt, wie viel schwieriger, oder vielmehr, wie ganz unmöglich wird dies in der Strategie sein, wo die Trennung so viel gröfser ist. Sollte also das beständige Zusammenstimmen aller Theile eine nothwendige Bedingung des Erfolges sein, so müfste ein solcher strategischer Angriff durchaus verworfen werden. Aber von der einen Seite hängt es nicht von unserer Willkür ab, ihn ganz zu verwerfen, weil Umstände dazu bestimmen können, über welche wir gar nicht zu gebieten haben, von der andern ist selbst in der Taktik diese beständige Zusammenstimmung aller Theile für jeden Augenblick des Verlaufes nicht einmal nöthig, und noch viel weniger ist sie es in der Strategie. Man mufs also in dieser um so mehr von derselben absehen und um so mehr darauf beharren, dafs jedem Theil ein selbständiges Stück Arbeit zugemessen werde.

Hier haben wir noch eine wichtige Bemerkung anzuschliefsen, sie betrifft die gute Vertheilung der Rollen.

In den Jahren 1793 und 1794 befand sich die österreichische Hauptmacht in den Niederlanden, die preufsische am Oberrhein. Die österreichischen Truppen marschirten von Wien nach Condé und Valenciennes und kreuzten sich mit den preufsischen, die von Berlin nach Landau zogen. Die Oesterreicher hatten zwar dort ihre belgischen Provinzen zu vertheidigen, und wenn sie Eroberungen im französischen Flandern machten, so waren sie ihnen sehr gelegen, allein dies Interesse war nicht stark genug. Nach dem Tode des Fürsten Kaunitz setzte der Minister Thugut die Mafsregel durch, die Niederlande ganz aufzugeben, um die österreichischen Kräfte mehr zu konzentriren. In der That haben die Oesterreicher fast noch einmal so weit nach Flandern als nach dem Elsafs, und in einer Zeit, wo die Streitkräfte sich in sehr gemessenen Grenzen befanden und Alles mit baarem Gelde bestritten werden mufste, war das keine Kleinigkeit. Doch war die Absicht des Ministers Thugut offenbar noch eine andere: er wollte die Mächte, welche bei der Vertheidigung der Niederlande und des Niederrheins interessirt waren: Holland, England und Preufsen, durch die Dringlichkeit der Gefahr nöthigen, stärkere Anstrengungen zu machen. Er betrog sich zwar in seinem Kalkül, weil dem preufsischen Kabinet damals auf keine Weise beizukommen war, aber immer zeigt dieser Hergang den Einflufs des politischen Interesse auf den Gang des Krieges.

Preufsen hatte im Elsafs weder etwas zu vertheidigen noch zu erobern: im Jahr 1792 hatte es den Marsch durch Lothringen nach der Champagne in einem ritterlichen Sinne unternommen. Als dieser aber dem Drange der ungünstigen Umstände erlag, führte es den Krieg nur noch mit halbem Interesse fort. Hätten sich die preufsischen Truppen in den Niederlanden befunden, so waren sie mit Holland in unmittelbarer Verbindung, welches sie fast als ihr eigenes Land ansehen konnten, da sie es im Jahre 1787 unterworfen hatten; sie deckten dann den Niederrhein und folglich denjenigen Theil der preufsischen Monarchie, der dem Kriegstheater am nächsten lag. Auch mit England befand sich Preufsen wegen der Subsidien in einem stärkeren Bundesverhältnisse, welches unter diesen Umständen nicht so leicht in die Hinterlist ausarten konnte, welcher sich das preufsische Kabinet damals schuldig gemacht hat.

Es wäre also eine viel bessere Wirkung zu erwarten gewesen, wenn die Oesterreicher mit ihrer Hauptmacht am Oberrhein, die Preufsen mit ihrer ganzen Macht in den Niederlanden aufgetreten wären, und die Oesterreicher dort nur ein verhältnifsmäfsiges Korps gelassen hätten.

Wenn man im Jahr 1814 statt des unternehmenden Blüchers den General Barklay an die Spitze der schlesischen Armee gestellt und Blücher und Schwarzenberg bei der Hauptarmee behalten hätte, so wäre der Feldzug vielleicht ganz verunglückt.

Wenn der unternehmende Laudon, statt sein Kriegstheater auf dem stärksten Punkte der preufsischen Monarchie, nämlich in Schlesien, zu haben, sich an der Stelle der Reichsarmee befunden hätte, so würde vielleicht der ganze siebenjährige Krieg eine andere Wendung genommen haben. Um

diesem Gegenstande näher zu treten, müssen wir die Fälle nach ihren Hauptverschiedenheiten betrachten.

Der erste ist: wenn wir den Krieg mit andern Mächten gemeinschaftlich führen, die nicht blos als unsere Bundesgenossen auftreten, sondern ein selbständiges Interesse haben.

Der zweite: wenn ein Bundesheer zu unserm Beistande herbeigekommen ist.

Der dritte: wenn nur von der persönlichen Eigenthümlichkeit der Generale die Rede ist.

In den beiden ersten Fällen kann man die Frage aufwerfen, ob es besser sei, die Truppen der verschiedenen Mächte vollkommen zu vermischen, so dafs die einzelnen Heere aus Korps verschiedener Mächte zusammengesetzt sind, wie das in den Jahren 1813 und 1814 stattgefunden hat, oder ob man sie so viel als möglich trennen soll, damit jede selbständiger handle.

Offenbar ist das Erste das Heilsamste, aber es setzt einen Grad von Befreundung und gemeinschaftlichem Interesse voraus, der selten stattfinden wird. Bei dieser engen Verbindung der Streitkräfte wird den Kabinetten die Absonderung ihrer Interessen weit schwerer, und was den schädlichen Einflufs egoistischer Ansichten bei den Heerführern betrifft, so kann er sich unter diesen Umständen nur bei den Unter-Feldherren, also nur im Gebiet der Taktik und auch hier nicht so ungestraft und frei zeigen wie bei einer vollkommenen Trennung. Bei dieser geht er in die Strategie über und wirkt also in entscheidenden Zügen. Aber, wie gesagt, es gehört eine seltene Hingebung von Seiten der Regierungen dazu. Im Jahr 1813 drängte die Noth alle Regierungen in diese Richtung, und doch ist es nicht genug zu preisen, dafs der Kaiser von Rufsland, der mit der stärksten Streitkraft auftrat und das gröfste Verdienst um den Umschwung des Glücks hatte, seine Truppen den preufsischen und österreichischen Befehlshabern unterordnete, ohne den Ehrgeiz zu haben, mit einer selbständigen russischen Armee aufzutreten.

Ist nun eine solche Vereinigung der Streitkräfte nicht zu erhalten, so ist eine vollkommene Trennung derselben allerdings besser als eine halbe, und das Schlimmste ist immer, wenn zwei unabhängige Feldherren verschiedener Mächte sich auf einem und demselben Kriegstheater befinden, wie das im siebenjährigen Kriege mit den Russen, Oesterreichern und der Reichsarmee häufig der Fall war. Bei einer vollkommenen Trennung der Kräfte sind auch Lasten, welche überwunden werden sollen, mehr getrennt, und es wird dann Jeder von der seinigen gedrückt, also durch die Gewalt der Umstände mehr zur Thätigkeit gedrängt; befinden sie sich aber in naher Verbindung, oder gar auf einem Kriegstheater, so ist dies nicht der Fall, und aufserdem lähmt der üble Wille des Einen auch noch die Kräfte des Andern

Im ersten der drei angegebenen Fälle wird die völlige Trennung keine Schwierigkeiten haben, weil das natürliche Interesse jeder Macht ihr gewöhnlich schon eine andere Richtung ihrer Kräfte zuweist; im zweiten Fall kann es daran fehlen, und dann bleibt in der Regel nichts übrig, als sich der Hülfsarmee, wenn ihre Stärke einigermafsen dazu geeignet ist, ganz

unterzuordnen, wie die Oesterreicher am Ende des Feldzugs von 1815 und die Preufsen im Feldzug von 1807 gethan haben.

Was die persönliche Eigenthümlichkeit der Generale betrifft, so geht hier Alles in das Individuelle über, aber die eine allgemeine Bemerkung dürfen wir nicht übergehen, dafs man nicht, wie wohl zu geschehen pflegt, die vorsichtigsten und behutsamsten an die Spitze der untergeordneten Armeen stellen soll, sondern die unternehmendsten, denn wir kommen noch einmal darauf zurück: es ist bei der getrennten strategischen Wirksamkeit nichts so wichtig, als dafs jeder Theil die volle Wirksamkeit seiner Kräfte entwickelte, wobei denn die Fehler, welche auf einem Punkte begangen sein können, durch Erfolge auf andern ausgeglichen werden. Nun darf man aber diese volle Thätigkeit aller Theile nur dann erwarten, wenn die Führer rasche, unternehmende Leute sind, die der innere Trieb, das eigene Herz vorwärts treibt, weil eine blofse objektive, kalte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Handelns selten ausreicht.

Endlich bleibt noch zu bemerken, dafs, wenn es sonst die Umstände gestatten, die Truppen und Feldherren in Beziehung auf ihre Bestimmung und auf die Natur der Gegend nach ihren Eigenthümlichkeiten gebraucht werden sollen, nämlich stehende Heere, gute Truppen, zahlreiche Reiterei, alte, vorsichtige, verständige Feldherren in offenen Gegenden; Landmilizen, Volksbewaffnung, junge, unternehmende Führer in Wäldern, Bergen und Pässen; Hülfsheere in reichen Provinzen, in denen sie sich gefallen.

Was wir bisher über den Kriegsplan im Allgemeinen und in diesem Kapitel über denjenigen insbesondere gesagt haben, welcher auf die Niederwerfung des Gegners gerichtet ist, sollte das Ziel desselben besonders hervorheben und demnächst Grundsätze angeben, welche bei der Einrichtung der Mittel und Wege leiten sollen. Wir wollten dadurch ein klares Bewufstsein von dem, was man in einem solchen Kriege will und soll, bewirken. Das Nothwendige und Allgemeine wollen wir herausheben, dem Individuellen und Zufälligen seinen Spielraum lassen, aber alles Willkürliche, Unbegründete, Spielende, Phantastische oder Sophistische entfernen. Haben wir diesen Zweck erreicht, so sehen wir unsere Aufgabe als gelöst an.

Wer sich nun wundert, hier nichts von Umgehung der Flüsse, von Beherrschung der Gebirge von ihren höchsten Punkten aus, von Vermeidung der festen Stellungen und den Schlüsseln des Landes zu finden, der hat uns und, wie wir glauben, auch den Krieg in seinen grofsen Beziehungen noch nicht verstanden[5]).

Wir haben in den früheren Büchern diese Gegenstände im Allgemeinen charakterisirt und dabei gefunden, dafs sie meistens von einer viel schwächeren Natur sind, als man nach ihrem Rufe glauben sollte. Um so weniger können und sollen sie in einem Kriege, dessen Ziel die Niederwerfung des Feindes ist, eine grofse Rolle spielen, nämlich eine solche, die auf den ganzen Kriegsentwurf Einflufs hätte.

---

[5]) Vergl. Anmerkung 4 zum 18. Kapitel des 6. Buches

Der Einrichtung des Oberbefehls werden wir am Schlusse dieses Buches ein eigenes Kapitel widmen, das gegenwärtige aber wollen wir mit einem Beispiel schliefsen.

Wenn Oesterreich, Preufsen, der deutsche Bund, die Niederlande und England einen Krieg gegen Frankreich beschliefsen, Rufsland aber neutral bleibt, ein Fall, der sich seit hundert und fünfzig Jahren schon oft ereignet hat, so sind sie im Stande, einen Angriffskrieg zu führen, der auf die Niederwerfung des Gegners gerichtet ist. Denn so grofs und mächtig Frankreich ist, so kann es doch in den Fall kommen, die gröfsere Hälfte seines Reichs von feindlichen Armeen überschwemmt, die Hauptstadt in ihrem Besitz und sich auf unzureichende Hülfsquellen zurückgeführt zu sehen, ohne dafs es, aufser Rufsland, eine Macht gäbe, die es mit grofser Wirksamkeit unterstützen könnte. Spanien ist zu weit entfernt und zu unvortheilhaft gelegen; die italienischen Staaten sind vor der Hand zu morsch und ohnmächtig.

Die genannten Länder haben ohne ihre aufsereuropäischen Besitzungen über 75,000,000 Einwohner zu gebieten, während Frankreich nur 30,000,000 hat*), und das Heer, welches sie zu einem ernstlich gemeinten Kriege gegen Frankreich aufzubieten haben, würde ohne Uebertreibung folgendes sein können:

Oesterreich	250,000	Mann
Preufsen	200,000	-
Das übrige Deutschland	150,000	-
Die Niederlande . . .	75,000	-
England	50,000	-
Summa	725,000	Mann.

Treten diese wirklich auf, so sind sie der Macht, welche Frankreich entgegenstellen kann, höchst wahrscheinlich weit überlegen, denn dieses Land hat unter Bonaparte zu keiner Zeit eine Streitmasse von ähnlicher Stärke gehabt. Bedenkt man nun, was an Festungsbesatzungen und Depots zur Bewachung der Küste u. s. w. abgeht, so wird man die Wahrscheinlichkeit einer bedeutenden Ueberlegenheit auf dem Hauptkriegstheater nicht bezweifeln, und auf diese ist der Zweck, den Feind niederzuwerfen, hauptsächlich gegründet.

Der Schwerpunkt des französischen Reichs liegt in seiner Kriegsmacht und in Paris. Jene in einer oder mehreren Hauptschlachten besiegen, Paris erobern, die Ueberreste des feindlichen Heeres über die Loire zurückwerfen, mufs das Ziel der Verbündeten sein. Die Herzgrube der französischen Monarchie liegt zwischen Paris und Brüssel, dort ist die Grenze von der Hauptstadt nur 30 Meilen entfernt. Der eine Theil der Verbündeten: die Engländer, Niederländer, Preufsen und die norddeutschen Staaten haben dort ihren natürlichen Aufstellungspunkt, ihre Länder liegen zum Theil in der Nähe, zum Theil gerade dahinter. Oesterreich und Süddeutschland können ihren Krieg mit Bequemlichkeit nur vom Oberrhein her führen. Die natür-

*) Dies Kapitel wurde wahrscheinlich im Jahre 1828 geschrieben; seitdem haben sich die Zahlenverhältnisse allerdings erheblich geändert. A. d. H.

lichste Richtung geht auf Troyes und Paris oder auch auf Orleans. Beide Stöfse, der von den Niederlanden wie der vom Oberrhein her, sind also ganz direkt und ohne Zwang, kurz und kräftig, und beide führen zum Schwerpunkt der feindlichen Macht. Auf diese beiden Punkte sollte also die ganze angreifende Macht vertheilt werden. .

Nur zwei Rücksichten entfernen von dieser Einfachheit des Plans.

Die Oesterreicher werden Italien nicht entblöfsen, sie werden dort in jedem Fall Meister der Begebenheiten bleiben wollen. Sie werden es also nicht darauf ankommen lassen, Italien durch einen Angriff auf das Herz von Frankreich mittelbar zu decken. Bei dem politischen Zustande des Landes ist diese Nebenabsicht nicht zu verwerfen; aber es würde ein ganz entschiedener Fehler sein, wenn die alte schon so oft versuchte Idee eines Angriffs des südlichen Frankreichs von Italien aus damit verbunden, und aus diesem Grunde der italiänischen Macht eine Gröfse gegeben würde, die sie zur blofsen Sicherung gegen Unglücksfälle während des ersten Feldzugs nicht brauchte. Nur so viel soll in Italien bleiben, nur so viel darf der Hauptunternehmung entzogen werden, wenn man dem Hauptgedanken: Einheit des Plans, Vereinigung der Macht nicht untreu werden will. Wenn man Frankreich an der Rhone erobern will, so ist das, als wenn man eine Muskete an der Spitze ihres Bajonets aufheben wollte; aber auch als Nebenunternehmung ist ein Angriff auf das südliche Frankreich verwerflich, denn er weckt nur neue Kräfte gegen uns. Jedesmal, wenn man eine entfernte Provinz angreift, rührt man Interessen und Thätigkeiten auf, die sonst geschlummert hätten. Nur wenn sich zeigt, dafs die in Italien gelassenen Kräfte für die blofse Sicherung des Landes zu grofs wären und also müfsig bleiben müfsten, ist ein Angriff auf das südliche Frankreich von da aus gerechtfertigt.

Wir wiederholen es daher: die italiänische Macht mufs so schwach gehalten werden, als es die Umstände nur irgend zulassen, und sie ist schon hinreichend, wenn die Oesterreicher nicht in einem Feldzuge das ganze Land verlieren können. Nehmen wir diese Macht in unserem Beispiele mit 50,000 Mann an.

Eine andere Rücksicht verdient das Verhältnifs Frankreichs als Küstenland. Da England zur See die Oberhand hat, so folgt daraus eine grofse Reizbarkeit Frankreichs längs seiner ganzen atlantischen Küste und folglich eine mehr oder weniger starke Besetzung derselben. Wie schwach diese nun auch eingerichtet sei, so wird doch die französische Grenze damit verdreifacht, und es kann nicht fehlen, dafs dadurch den französischen Armeen auf den Kriegstheatern zahlreiche Kräfte entzogen werden. Zwanzig- oder dreifsigtausend Mann disponibler Landungstruppen, mit welchen die Engländer Frankreich bedrohen, würden vielleicht das Doppelte oder Dreifache von französischen Kräften absorbiren, wobei man nicht blofs an Truppen, sondern auch an Geld, Kanonen u. s. w. denken mufs, die für Flotte und Strandbatterieen erforderlich sind. Nehmen wir an, dafs die Engländer dazu 25,000 Mann verwenden.

Unser Kriegsplan würde also ganz einfach darin bestehen:

1. dafs sich in den Niederlanden

	200,000	Mann	Preufsen,
	75,000	-	Niederländer,
	25,000	-	Engländer,
	50,000	-	norddeutsche Bundestruppen,
Summa	350,000	Mann	versammelten,

wovon etwa 50,000 zur Besetzung der Grenzfestungen verwendet werden und 300,000 übrig bleiben, um gegen Paris vorzudringen und den französischen Armeen eine Hauptschlacht zu liefern;

2. dafs sich 200,000 Oesterreicher und 100,000 Mann süddeutsche Truppen am Oberrhein versammelten, um gleichzeitig mit der niederländischen Armee vorzudringen, und zwar gegen die obere Seine und von da gegen die Loire, um der feindlichen Armee gleichfalls eine Hauptschlacht zu liefern. An der Loire würden sich vielleicht diese beiden Stöfse zu einem verbinden.

Hiermit ist die Hauptsache bestimmt; was wir weiter zu sagen haben, betrifft hauptsächlich die Entfernung falscher Ideen und besteht in Folgendem:

1. Die vorgeschriebene Hauptschlacht zu suchen und sie mit einem Machtverhältnifs und unter Umständen zu liefern, die einen entscheidenden Sieg versprechen, mufs die Tendenz der Feldherren sein; diesem Zwecke müssen sie Alles aufopfern und sich bei Belagerungen, Einschliefsungen, Besatzungen u. s. w. mit so Wenigem als möglich helfen. Wenn sie, wie Schwarzenberg im Jahre 1814 that, sobald sie das feindliche Gebiet betreten, in excentrischen Radien auseinandergehen, so ist Alles verloren. Dafs dies nicht im Jahre 1814 der Fall war, verdankten die Verbündeten nur der Ohnmacht Frankreichs. Der Angriff soll einem kräftig getriebenen Keil und nicht einer Seifenblase gleichen, die sich bis zum Zerplatzen ausdehnt.

2. Die Schweiz mufs man ihren eigenen Kräften überlassen. Bleibt sie neutral, so hat man am Oberrhein einen guten Anlehnungspunkt; wird sie von Frankreich angegriffen, so mag sie sich ihrer Haut wehren, wozu sie in mehr als einer Hinsicht sehr geeignet ist. Nichts wäre thörichter, als der Schweiz, weil sie das höchste Land Europas ist, einen überwiegenden geographischen Einflufs auf die Kriegsbegebenheiten einräumen zu wollen. Ein solcher Einflufs besteht nur unter gewissen sehr beschränkten Bedingungen, die hier gar nicht vorhanden sind. Während die Franzosen im Herzen ihres Landes angegriffen sind, können sie keine kräftige Offensive von der Schweiz aus, weder nach Italien noch nach Schwaben hinein unternehmen, und am wenigsten kann dabei die hohe Lage dieses Landes als ein entscheidender Umstand in Betracht kommen. Der Vortheil des strategischen Dominirens ist zuerst hauptsächlich bei der Vertheidigung wichtig, und was für den Angriff von dieser Wichtigkeit übrig bleibt, kann sich in einem einzelnen Stofs zeigen. Wer dies nicht weifs, hat die Sache nicht bis zur Klarheit durchdacht, und wenn im künftigen Rath des Machthabers und Feldherrn sich ein gelehrter Generalstabsoffizier finden sollte, der mit sorgenvoller Stirn solche Weisheit auskramt, so erklären wir sie im Voraus für eitle Thorheit und wünschen, dafs sich in eben diesem Rathe irgend ein tüchtiger Haudegen,

ein Kind des gesunden Menschenverstandes finden möge, der ihm das Wort vor dem Munde abschneidet.

3. Den Raum zwischen beiden Angriffen lassen wir so gut wie unbeachtet. Mufs man, während sich 600,000 Mann dreifsig und vierzig Meilen von Paris versammeln, um gegen das Herz des französischen Staates vorzudringen, noch daran denken, den Mittelrhein, also Berlin, Dresden, Wien und München zu decken? Darin wäre kein Menschenverstand. Soll man die Verbindung decken? Das wäre nicht unwichtig; aber dann könnte man bald dahin geführt werden, dieser Deckung die Stärke und Wichtigkeit eines Angriffs zu geben, und also anstatt auf zwei Linien vorzugehen, wie die Lage der Staaten unbedingt verlangt, auf dreien vorzugehen, was sie nicht verlangt: diese drei würden dann vielleicht zu fünf oder gar zu sieben werden, und damit würde die ganze alte Litanei wieder an die Tagesordnung kommen.

Unsere beiden Angriffe haben jeder ihr Ziel; die darauf verwendeten Kräfte sind höchst wahrscheinlich den feindlichen an Zahl merklich überlegen: geht jeder seinen kräftigen Gang vorwärts, so kann es nicht fehlen, dafs sie gegenseitig vortheilhaft auf einander wirken. Wäre einer der beiden Angriffe unglücklich, weil der Feind seine Macht zu ungleich vertheilt hat, so ist mit Recht zu erwarten, dafs der Erfolg des andern dieses Unglück von selbst gut machen werde, und dies ist der wahre Zusammenhang beider. Einen Zusammenhang, welcher sich auf die Begebenheiten der einzelnen Tage erstreckt, können sie bei der Entfernung nicht haben; sie brauchen ihn auch nicht, und darum ist die unmittelbare oder vielmehr die gerade Verbindung von keinem so grofsen Werthe.

Der Feind, welcher in seinem Innersten angegriffen ist, wird ohnehin keine namhaften Streitkräfte zur Unterbrechung dieser Verbindung verwenden können; Alles, was zu fürchten ist, besteht vielmehr nur darin, dafs diese Unterbrechung durch die Mitwirkung der von Streifparteien unterstützten Einwohner bewirkt werde, so dafs dieser Zweck dem Feinde an eigentlicher Streitkraft nichts kostet. Um dem zu begegnen, ist es hinreichend, wenn von Trier aus ein zehn- bis funfzehntausend Mann, an Kavallerie vorzüglich, starkes Korps die Richtung auf Rheims nimmt, es wird hinreichend sein, jeden Parteigänger zu vertreiben und die Höhe der grofsen Armee zu halten. Es soll weder Festungen einschliefsen noch beobachten, sondern zwischen ihnen durchmarschiren, sich an keine feste Basis halten, sondern einer Uebermacht nach jeder beliebigen Richtung ausweichen. Ein grofses Unglück würde ihm nicht begegnen können, und wenn dies geschähe, so wäre es wieder kein grofses Unglück für das Ganze. Unter diesen Umständen wird ein solches Korps wahrscheinlich hinreichen, einen Zwischenpunkt für die beiden Angriffe zu bilden.

4. Die beiden Nebenunternehmungen, nämlich die österreichische Armee in Italien und die englische Landungsarmee, mögen ihrem Zweck in bester Weise nachgehen. Wenn sie nicht müfsig bleiben, so ist er der Hauptsache nach schon erfüllt, und auf keinen Fall soll einer der beiden grofsen Angriffe in irgend einer Art davon abhängig gemacht werden.

Wir sind fest überzeugt, dafs auf diese Weise Frankreich jedesmal niedergeworfen und gezüchtigt werden kann, wenn es sich einfallen läfst, den Uebermuth, mit welchem es Europa hundertundfunfzig Jahre lang gedrückt hat, wieder anzunehmen. Nur jenseits Paris, an der Loire, kann man von ihm die Bedingungen erhalten, die zu Europas Ruhe nöthig sind. Auf diese Weise allein wird sich schnell das natürliche Verhältnifs von 30 Millionen zu 75 Millionen kundthun, nicht aber wenn jenes Land, wie hundertundfunfzig Jahre lang geschehen ist, von Dünkirchen bis Genua mit einem Gürtel von Armeen umstellt werden soll, indem man funfzig verschiedene kleine Zwecke sich vorsetzt, von denen keiner stark genug ist, die Inertie, die Friktion, die fremdartigen Einflüsse zu überwältigen, die sich überall, besonders aber bei verbündeten Heeren, erzeugen und ewig regeneriren.

Wie wenig einer solchen Anordnung die vorläufigen Anordnungen des deutschen Bundesheeres entsprechen, wird der Leser von selbst bemerken. In diesen Einrichtungen bildet der föderative Theil Deutschlands den Kern der deutschen Macht, und Preufsen und Oesterreich verlieren, durch ihn geschwächt, ihr natürliches Gewicht. Ein föderativer Staat ist aber im Kriege ein sehr morscher Kern; da ist keine Einheit, keine Energie, keine vernünftige Wahl des Feldherrn, keine Autorität, keine Verantwortlichkeit denkbar.

Oesterreich und Preufsen sind die beiden natürlichen Mittelpunkte des Stofses für das deutsche Reich, sie bilden den Schwingungspunkt, die Stärke der Klinge, sie sind monarchische Staaten, des Krieges gewohnt, haben ihre bestimmten Interessen, Selbständigkeit der Macht, sind vorherrschend vor den andern. Diesen natürlichen Lineamenten mufs die Einrichtung folgen und nicht einer falschen Idee von Einheit, diese ist hier ganz unmöglich, und wer über dem Unmöglichen das Mögliche versäumt, der ist ein Thor.

Schlufsbemerkung zum achten Buche und dem Werke „Vom Kriege“ überhaupt.

Mit den wahrhaft grofsartig gedachten Entwickelungen des neunten Kapitels schliefsen die „Skizzen zum achten Buche“ und mit ihnen das Clausewitz'sche Werk selbst ab.

Im Nachlasse des Generals haben sich, so scheints, nicht einmal Spuren der doch offenbar geplant gewesenen Fortsetzungen gefunden. Die Kapitel über den „Kriegsplan bei beschränktem Ziele“, den „Feldzugsplan“, die „Regelung des Oberbefehls“, alle für das achte Buch von so hervorragender Bedeutung — sie existiren nicht!

Die grofse Predigt der allein vorhandenen neun ersten Kapitel haben wir in

unseren Tagen zu Thaten werden sehen, wie sie als Illustration zu seinen Worten glänzender wohl niemals einem Autor geboten worden sind!

So dürfen wir zum Schlusse wohl an das erinnern, was wir in der Einführung über den Einfluſs des Clausewitz'schen Geistes auf unsere moderne Kriegführung gesagt haben.

Möge das wahre Verständniſs dieses Geistes im Lichte jener jüngst geschehenen Thaten sich zum Heile des Vaterlandes und der Armee den künftigen Geschlechtern mehr und mehr erschlieſsen!

Anhang.

Anmerkung des Herausgebers der Militär-Klassiker des In- und Auslandes.

Das hinterlassene Werk des Generals v. Clausewitz „Vom Kriege“ enthält in einem Anhang nachstehende drei Aufsätze:

1. Uebersicht des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in den Jahren 1810, 1811 und 1812 vom Verfasser ertheilten militärischen Unterrichts.
2. Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte.
3. Skizze eines Planes zur Taktik oder Gefechtslehre.

Der erste und der letzte dieser Aufsätze enthalten eine grofse Anzahl trefflicher Gedanken, sind im Grunde aber doch nur Inhaltsverzeichnisse, das Gerippe der Clausewitz'schen Vorträge und die Vorläufer seines Werkes „Vom Kriege“. In letzterem haben die kurzen Angaben jener Aufsätze eine erweiterte und mehrfach wohl auch eine etwas veränderte Auslegung erhalten.

Unter solchen Umständen erschien es diesseits räthlich, sich hier auf die Wiedergabe des Aufsatzes „Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte“ zu beschränken, der in einer Anmerkung des Original-Werkes als mehr oder weniger zum 5. Buche des Werkes „Vom Kriege“ gehörend bezeichnet wird. Erläuterungen und Bemerkungen zu diesem Aufsatze sind in der vorliegenden Ausgabe nicht gemacht worden, weil das Erforderliche bereits in dem erwähnten 5. Buche erledigt wurde.

Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte*).

Dafs die Bestimmungsgründe für die Eintheilung und Stärke der verschiedenen Abtheilungen einer Truppe, welche aus der Elementartaktik fliefsen, keine grofse Schärfe haben und viel Willkür zulassen, mufs man schon vermuthen, wenn man die zahlreichen Formationsarten sieht, die in der Wirklichkeit vorkommen; aber es bedarf keines grofsen Nachdenkens, um sich zu überzeugen, dafs diese Gründe keine genauere Bestimmung liefern können. Was gewöhnlich in dieser Sache vorgebracht wird, wie z. B. wenn ein Kavallerieoffizier demonstrirt, dafs ein Kavallerieregiment niemals zu stark sein könne, weil es sonst nicht im Stande sei, etwas auszurichten, verdient keine ernsthafte Erwähnung. So ist es schon bei den kleinen Theilen, mit welchen die Elementartaktik es zu thun hat, nämlich den Kompagnieen, Schwadronen, Bataillonen und Regimentern; viel schlimmer aber noch bei den gröfsern Abtheilungen, bis zu welchen die Elementartaktik gar nicht hinreicht, und wo die höhere Taktik oder die Lehre von der Anordnung eines Gefechtes es mit der Strategie zu thun hat. Mit diesen Abtheilungen wollen wir uns hier beschäftigen; es sind die Brigaden, Divisionen, Korps und die Armeen.

Beschäftigen wir uns zuerst einen Augenblick mit den Vernunftgründen (der Philosophie) der Sache. Wozu sind überhaupt die Massen in Theile geordnet? Offenbar, weil Einer nur einer gewissen Anzahl unmittelbar befehlen kann. Der Feldherr kann nicht von 50,000 Soldaten Jeden auf seinen Fleck stellen und erhalten und ihm befehlen, was er thun und lassen soll, was, wenn es denkbar wäre, offenbar das Beste sein würde; denn keiner der unzähligen Unterbefehlshaber thut etwas hinzu (wenigstens wäre dies eine Anomalie), jeder aber, der eine mehr, der andere weniger, benimmt dem Befehl etwas von seiner ursprünglichen Kraft und der Idee etwas von ihrer ursprünglichen Präzision. Aufserdem braucht, wenn mehrere untergeordnete Eintheilungen stattfinden, der Befehl beträchtlich mehr Zeit, um sein Ziel zu erreichen. Hieraus folgt dann, dafs die Eintheilungen und Untereintheilungen, aus welchen eine Stufenleiter des Befehls entsteht, ein nothwendiges Uebel sind. Hier hört unsere Philosophie auf, und wir kommen in die Taktik und Strategie hinein.

Eine ganz isolirte Masse, die gegen den Feind wie ein grofses oder kleines selbständiges Ganze hingestellt wird, hat drei wesentliche Theile, ohne welche sie kaum gedacht werden kann, nämlich einen Theil, welchen sie vorschiebt, einen, welchen sie für unvorhergesehene Fälle zurückstellt, und den Haupttheil zwischen beiden:

---

*) Kann als Erläuterung von Kapitel 5 des 5. Buches dienen.

a•
b•
c•

Soll also die Eintheilung des gröfseren Ganzen auf Selbständigkeit gerichtet sein, so mufs dasselbe niemals weniger als drei Theile haben, wenn die permanente Eintheilung mit jenem konstanten Bedürfnifs zusammenfallen soll, wie es doch natürlich die Absicht sein mufs. Aber es ist nicht schwer, zu bemerken, dafs selbst diese drei Theile noch keine sehr natürliche Ordnung geben; denn Niemand wird gern seinen vorgeschobenen und seinen zurückgehaltenen Theil so stark wie den Haupttheil machen wollen. Es wird also schon natürlicher sein, sich die Hauptmacht aus wenigstens zwei Theilen bestehend zu denken und also das Ganze aus vier, in der Ordnung:

a•
b• c•
d•

Aber wir sind hier offenbar noch nicht auf dem Punkt des Allernatürlichsten. Da alle taktischen und strategischen Kraftäufserungen trotz aller jetzigen Tiefe sich immer linienartig zeigen, so entsteht das Bedürfnifs eines rechten Flügels, eines linken Flügels und eines Centrums von selbst, es dürfte also wohl fünf als die natürlichste Zahl der Theile angesehen werden können, in der Form:

a•
b• c• d•
e•

Diese Anordnung erlaubt schon einen, ja im Nothfalle zwei Theile der Hauptmacht rechts oder links zu entsenden. Wer wie ich ein Freund starker Reserven ist, wird nun den zurückgestellten Theil vielleicht im Verhältnifs zum Ganzen zu schwach finden und deswegen einen neuen Theil hinzufügen, um $^1/_6$ in Reserve zu haben. Dann giebt die ganze Eintheilung die Ordnung:

a•
b• c• d•
e• f•

Ist von einer ganz grofsen Masse, von einer beträchtlichen Armee die Rede, so hat die Strategie zu bemerken, dafs sich diese fast beständig in dem Falle befindet, rechts und links Theile zu entsenden, dafs man also bei dieser deswegen füglich zwei Theile mehr annehmen kann und dann die folgende strategische Figur bekommen würde.

a•
b• c• d• e• f•
g• h•

Es wäre also dadurch ermittelt, dafs man ein Ganzes nicht unter drei, nicht über acht Theile grofs machen sollte. Hiermit scheint indessen noch sehr wenig bestimmt, denn welch' eine Zahl von verschiedenen Kombinationen ergiebt sich, wenn man bedenkt, dafs man eine Armee eintheilen könnte in $3 \times 3 \times 3$, wenn man Korps, Divisionen und Brigaden auf diese Zahl fixiren wollte, was 27 Brigaden gäbe, oder in jedes andere mögliche Produkt der zugelassenen Faktoren.

Es bleiben uns aber noch einige wichtige Rücksichten übrig.

Wir haben uns nicht auf die Stärke der Bataillone und Regimenter eingelassen, weil wir das der Elementartaktik überlassen wollten; aus dem, was wir bisher gesagt haben, würde blofs folgen, dafs wir die Brigaden nicht schwächer als zu 3 Bataillonen gemacht wissen wollten. Hierauf müssen wir nun allerdings auch beharren und werden darin wohl keinem Widerspruch begegnen; schwerer aber ist es, die gröfste Stärke zu begrenzen, welche die Brigaden haben können. In der Regel wird die Brigade als eine solche Abtheilung angesehen, die noch von einem Manne unmittelbar, nämlich durch den Bereich seiner Stimme geführt werden könne und müsse. Halten wir uns daran, so wird sie freilich nicht über 4000 bis 5000 Mann stark sein, und also je nach der Stärke der Bataillone aus 6 oder 8 derselben bestehen dürfen. Aber wir müssen hier zugleich einen andern Gegenstand als ein neues Element in diese Untersuchung einführen. Dieses Element ist die Verbindung der Waffen. Dafs diese Verbindung auf der Stufenleiter der Abtheilungen früher eintreten müsse als bei der Armee, darüber ist jetzt in Europa nur eine Stimme. Die Einen wollen sie aber nur bei Korps, d. h. Massen von 20,000 bis 30,000 Mann, die Andern schon bei Divisionen, d. h. Massen von 8000 bis 12,000 Mann. Wir wollen uns auf diese Streitfrage vor der Hand nicht einlassen, sondern nur bemerken, was wohl kein Mensch bestreiten wird, nämlich: dafs hauptsächlich die Verbindung der drei Waffen die Selbständigkeit einer Abtheilung konstituirt und dafs also für Abtheilungen, die bestimmt sind, sich im Kriege häufig isolirt zu finden, diese Verbindung wenigstens sehr wünschenswerth bleibt.

Allein es ist nicht blofs die Verbindung aller drei Waffen in Betracht zu ziehen, sondern auch die von zweien, nämlich der Artillerie und Infanterie. Diese tritt aber nach dem allgemein herrschenden Gebrauch schon sehr viel früher ein, wiewohl in der neuern Zeit die Artilleristen, durch das Beispiel der Kavalleristen angefeuert, wieder ihre eigne kleine Armee zu bilden nicht übel Miene machen. Sie haben sich indessen bis jetzt gefallen lassen müssen, unter die Brigaden vertheilt zu werden. Diese Verbindung von Artillerie und Infanterie konstituirt also den Begriff der Brigade auf eine andere Weise und es kommt dann nur auf die Frage an, wie grofs der Haufen Infanterie sein soll, mit dem man zuerst eine Artillerieabtheilung auf eine permanente Art verbinden soll,

Der Einflufs dieser Rücksicht ist viel bestimmter, als man auf den ersten Anblick glauben sollte, denn die Anzahl der Geschütze, welche man auf je 1000 Mann mit ins Feld nehmen kann, hängt selten von unserer Willkür ab, sondern bestimmt sich aus mancherlei andern, zum Theil sehr entfernt liegenden Ursachen, dagegen hat die Anzahl der Geschütze, die sich in eine Batterie vereinigen lassen, viel mehr genügende taktische Gründe als irgend eine andere ähnliche Bestimmung; daher kommt es, dafs man nicht frägt: wie viel Geschütze soll diese Masse Infanterie (z. B. eine Brigade) haben? sondern: welche Masse Infanterie soll mit einer Batterie zusammengethan werden? Hat man z. B. 3 Geschütze auf 1000 Mann bei der Armee und rechnet man davon eine zu den Reservebatterieen, so bleiben 2 bei den

Truppen zu vertheilen, was bei einer Batterie von 8 Geschützen eine Masse von 4000 Mann Infanterie gäbe. Da die hier genannten Verhältnisse die am meisten gebräuchlichen sind, so zeigt dies, dafs wir mit unserer Berechnung ungefähr auf dasselbe Resultat kommen. Hiermit wollen wir es genug sein lassen in Bezug auf Bestimmung der Gröfse einer Brigade, die demzufolge aus drei- bis fünftausend Mann bestehen würde.

Obgleich hierdurch das Feld der Eintheilung auf der einen Seite begrenzt worden ist, und es auf der andern Seite durch die Stärke der Armee als ein Gegebenes schon begrenzt war, so bleiben doch immer noch eine grofse Anzahl möglicher Kombinationen übrig, und es würde zu früh sein, den Grundsatz der möglichst geringsten Anzahl von Theilen nach aller Strenge darüber schalten zu lassen; wir haben noch einige Rücksichten von allgemeiner Art zu nehmen und müssen auch den besondern Rücksichten des individuellen Falles ihre Rechte bewahren.

Zuerst müssen wir bemerken, dafs die gröfsern Theile auch wieder mehr Glieder haben müssen als die kleinen, weil sie gelenkiger sein müssen (wie schon oben berührt ist), und dafs die kleinen mit zu vielen Gliedern nicht gut fertig werden können.

Wenn man eine Armee aus zwei Haupttheilen zusammensetzt, deren jeder seinen besonderen Befehlshaber hat*), so heifst das so viel als man will den Oberbefehlshaber neutralisiren. Dies wird Jeder, der die Sache kennt, ohne weitere Auseinandersetzungen verstehen. Nicht viel besser ist es, wenn die Armee in drei Theile getheilt wird, denn es lassen sich ohne ein unaufhörliches Zerreifsen dieser drei Glieder, wodurch man die Befehlshaber derselben sehr schnell verstimmen wird, keine gewandten Bewegungen und passenden Gefechtsanordnungen ausführen.

Je gröfser die Zahl der Theile ist, um so gröfser wird die Macht des Oberbefehls und die Gewandtheit der ganzen Masse. Man hat also Veranlassung, hier so weit zu gehen, als es die Möglichkeit gestattet. Da man in einem grofsen Hauptquartiere, wie das der Armeeführung ist, viel mehr Mittel besitzt, Befehle in Ausführung zu bringen als bei dem beschränkteren Generalstabe eines Korps oder einer Division, so ist nach allgemeinen Gründen eine Armee am besten in nicht weniger als acht Theile einzutheilen. Man kann diese Zahl, wenn die übrigen Umstände dazu veranlassen, auf neun und zehn steigen lassen. Bei mehr als zehn Theilen aber wird schon eine Schwierigkeit eintreten, die Befehle immer mit der gehörigen Schnelligkeit und Vollständigkeit zu ertheilen, denn man mufs nicht vergessen, dafs es hier nicht auf das blofse Befehlen ankommt, weil sonst eine Armee eben so viele Divisionen haben könnte, wie eine Kompagnie Köpfe hat, sondern dafs viele Anordnungen und Untersuchungen damit verbunden sind, und

*) Die Befehlshaberschaft ist der eigentliche Eintheilungsgrund. Wenn ein Feldmarschall 100,000 Mann kommandirt, wovon 50,000 Mann unter einen besondern General gestellt sind, während der Feldmarschall die andern 50,000, in fünf Divisionen getheilt, unmittelbar anführt, ein Fall, der oft vorkommt, so ist das Ganze eigentlich nicht in zwei Theile getheilt, sondern gleich in sechs, von denen nur einer fünfmal so grofs ist als die andern.

dafs es leichter ist, diese für sechs oder acht Divisionen zu veranstalten als für zwölf oder funfzehn.

Dagegen kann eine Division, wenn sie an absoluter Stärke klein ist und also vorauszusetzen ist, dafs sie der Theil eines Korps ist, sich immer mit einer kleineren Zahl von Theilen als dem angegebenen Normalsatz behelfen: ganz füglich mit vier, zur Noth mit drei; — sechs und acht würden ihr beschwerlich werden, weil sie weniger Mittel hat, die Befehle schnell genug an so viele Theile gelangen zu lassen.

Diese Revision unserer eigenen Normalsätze giebt uns das Resultat, dafs die Armee nicht unter fünf Theile haben soll und bis zu zehn gehen kann; dafs die Division nicht über fünf haben soll und bis zu vier heruntersteigen kann. Zwischen beiden nun liegen die Korps, und sowohl ihre Stärke als die Frage, ob sie überhaupt existiren sollen, hängt von dem Resultate der beiden andern Kombinationen ab.

200,000 Mann in zehn Divisionen und die Division in fünf Brigaden getheilt, gäbe der Brigade eine Stärke von viertausend Mann. Man könnte also bei einer solchen Macht noch mit Divisionen ausreichen.

Man könnte aber freilich diese Macht auch in fünf Korps, das Korps in vier Divisionen, die Division in vier Brigaden theilen; dann würde jede Brigade 2500 Mann stark sein.

Mir scheint die erstere Eintheilung die vorzüglichere, denn erstens hat sie eine Stufe weniger in der Ordnungsleiter, der Befehl kommt also schneller an u. s. w. Zweitens sind fünf Glieder für eine Armee zu wenig, sie ist damit zu ungelenk; dasselbe gilt für ein in vier Divisionen getheiltes Korps und 2500 Mann bilden eine schwache Brigade, deren man auf diese Weise achtzig hat, statt dafs die andere Eintheilung nur funfzig giebt, also einfacher ist. Diesen Vortheil opfert man auf, um statt zehn Generalen nur fünfen unmittelbar zu befehlen.

So weit reichen die allgemeinen Betrachtungen. Unendlich wichtig sind aber die Bestimmungen, welche der individuelle Fall erfordern kann.

Zehn Divisionen lassen sich mit Leichtigkeit in der Ebene kommandiren; in weitläufigen Gebirgsstellungen kann es ganz unmöglich werden.

Ein grofser Strom, der die Armee theilt, nöthigt auf der einen Seite desselben einen besonderen Befehlshaber zu bestellen. Gegen das Gewicht aller dieser besonderen Fälle vermag die allgemeine Regel nichts; jedoch ist zu bemerken, dafs mit dem Eintreten solcher Ursachen auch gröfstentheils die Nachtheile verschwinden, die manche Eintheilungsarten sonst hervorbringen. Freilich kann auch hier Mifsbrauch entstehen, wenn z. B. zur Befriedigung irgend eines unzeitigen Ehrgeizes und aus Schwäche gegen persönliche Rücksichten schleche Eintheilungen gemacht werden. Wie weit aber auch die Bedürfnisse der individuellen Fälle reichen mögen, in der Regel bleiben, wie uns die Erfahrung lehrt, die Eintheilungen doch von allgemeinen Gründen abhängig.